

Bo Lönnqvist

STIMMEN VON BANATER SCHWABEN

Narratologische Studien zur deutschen Minderheit im rumänischen Banat in
den 1990er Jahren



THE FINNISH SOCIETY OF SCIENCES AND LETTERS
HELSINKI 2023

Bo Lönnqvist

STIMMEN VON BANATER SCHWABEN

Narratologische Studien zur deutschen Minderheit im rumänischen Banat in
den 1990er Jahren



Editor: Jan Sundberg

Copyright © 2023 by

Bo Lönnqvist

and

The Finnish Society of Sciences and Letters

Guttenbrunn 1998. Photo Pasi Hannonen

Cover design by Oy Nord Print Ab

The series

Commentationes Scientiarum Socialium

is part of the publishing cooperation between

The Finnish Society of Sciences and Letters

and the Finnish Academy of Science and Letters

established in 1996.

This book has received a subsidy granted by the Ministry
of Education and Culture distributed by the Federation
of Finnish Learned Societies.

Distributor:

Bookstore Vetenskapsbokhandeln

Snellmangatan 13, FIN-00170 Helsingfors, Finland

tiedekirja@tsv.fi

www.tiedekirja.fi

ISBN 978-951-653-502-2 (print)

ISBN 978-951-653-503-9 (online)

ISSN 0355-256x (print)

ISSN 2737-1751 (online)

<https://doi.org/10.54572/ssc.754> (doi)

Bo Lönnqvist

STIMMEN VON BANATER SCHWABEN

Narratologische Studien zur deutschen Minderheit im rumänischen Banat in den
1990er Jahren

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	(Seite) 7
1. Das Feld öffnet sich – Historischer Auftakt	10
1. Erste Zugänge	10
2. Positionen und Fragestellungen.....	11
3. Die verlorene Heimat?.....	13
4. Individuelle Erinnerungen und Erfahrungen	14
5. Kultureller und sprachlicher Raum: Lippa im Banat.....	15
6. Die Ursprungsgeschichte.....	19
7. Forschungskontexte und -probleme.....	22
8. BEWUSSTSEINSANALYSE DES ERZÄHLENS – Aspekte einer kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Narratologie	25
Anmerkungen	28
2. Schlüsselinformanten in Lippa – Selbstreflexion und Selbstthematisierung	29
1. Identität des Erzählens in Zeit und Raum – Die autobiographische Szene, Bühne des Erzählens.....	29
2. „Ich erzähle nur, was ich sicher weiß.“	35
Raum – Religion – Veränderungen	
3. „Die Muttersprache ist deutsch, die Nationalität ungarisch, und die Bürgerschaft, als Staatsbürger bin ich eine Rumänin. So ist es!“	38
Familie – Schule und Sprache – Ethnische Unterschiede: Selbst- und Fremdbild- Wandel –Heutiger Sprachgebrauch	

4.	„Bis zum Krieg war alles sehr schön.“	45
	Religion und Schule – Sprache und Wurzeln – Exodus – Deutsches Leben heute – Ende des Nonnenklosters – Pilgerfahrt – Trachten – Kirchweih – Sprachgebrauch	
5.	„Vater sagte: Du bist eine Ungarin!“	51
	Familienverhältnisse – Die Sprachen in Lippa – Ein Schicksal armer Leute – Veränderungen und Verhältnisse zwischen den Gruppen	
6.	„In einigen Jahren ist das Deutschtum von Rumänien verschwunden.“	57
	Schicksal einer Volksgruppe – Bräuche – Wirtschaft und gesellschaftliches Leben vor dem zweiten Weltkrieg – Sprache – Kirche, Wallfahrt, Kloster: Zusammengehörigkeit – Andere Volksgruppen – Früher und heute – Untergang, Auswanderung	
7.	„Jetzt kommt nie wieder, kann man nichts machen.“	68
	Schule und Sprachen – Deportation – Dörfer und Leute, früher und in der Gegenwart- Lippa und Radna – Familiengeschichte und Wirtschaft – Andere Gruppen, Sprachen, Religion und Zukunft	
8.	„Ist das möglich, dass man seine Muttersprache nicht kann!“	76
	Sprache und Ahnen – Schule und Sprachen – Aussiedlung: „Ceaucescu hat seine Leute verkauft!“ – Dörfliche Sitten, Dialekte, Religion – Revitalisierte Kirwei – Vergessene Heimat	
9.	TRADITIONSÖKOLOGISCHE ASPEKTE: MIKROMILIEU	86
	Anmerkungen	91
	Kommentar zu der Sprache	91
3.	Das Erbe der Vergangenheit	92
1.	Im Schatten des Franziskanerklosters.....	92
2.	Klosterleben und Volkskultur.....	94
	Ein Bruchstück der Erinnerung – Die Pilgerfahrt – Die Wallfahrt in kommunistischer Zeit – Das Schicksal des Klosters	

3. „Ein Schwob kann überall auskommen, wenn er hat, was er braucht...“ ... 102
Ahnen – Vor und nach der Aussiedlung – Das rein deutsche Dorf Neuarad –
Ausbildung und Tätigkeit als Priester – Religiöse Gebräuche, Kirchweih und
Wallfahrt – Die ethnische Aufteilung – „Verba volant, scripta manent!“ Von
der Verschleppung und Arbeit im Gefängnis im Russland – Dialekte im
Banat. „Die Schwaben verstehen sich überall.“

4. Die Mutter Gottes hat geholfen 112
Kommunismus, Unglück, Wunder – Das unmenschliche Leiden im Lager in
der Ukraina – Ende der Verschleppung – Schöne Erlebnisse in der Kindheit
– Der Sprachgebrauch – Alltags- und Festleben – Das Marienfest am 15
August. Verkauf an die Pilger – Schwaben und Deutschländer – Soziale
Unterschiede – Die geliebten Eltern – Die Heimkehr aus der Verschleppung.

5. Heimweh und Heimat 124
Kindheit, Familie, Sprachen in Radna – Ethnizität und Sprache,
Unterschiede und Stereotype. Ein Gespräch unter zwei Geschwistern – „Die
Minderheit war die Elite“ – Kultur im Aussterben – Individuum und Heimat
– „Genealogisch ist man sentimental!“ – „Die Wahrheit ist eine Tragödie.“

6. ZUSAMMENFASSUNG: Die Erinnerung in der verlorenen Landschaft . 137
Die lokale Bindung: „Es war ein kleines Deutschland“ – Zeitebenen –
Sprachen und Selbstbild in einem kulturellen Kaleidoskop, „sich selbst
schreiben“ – Wo ist die Heimat? – Die „Anarchie“ der Erinnerung

- 4. Die letzten Mohikaner 144**

1. Eine Neudorfer Familiengeschichte 146
Prolog – Die Kindheit. Die schöne Kirweih und andere heilige Feste – Die
Verschleppung (1945) – Die Kriegsjahre, die Russen kommen – Die
Kollektivierung – Die junge Generation – Sprachen, Dorfleben, Umgebung
– Auf der Flucht in die Freiheit – „Es war ein deutsches Dorf“ –
Deutschland – das Paradies – Heimat und Heimweh – Kultur im Aussterben?
– Der Friedhof

2. Die Urahen – Das Ende 169
Eine lauter deutsche Gemeinde – Die Bauernfamilie, Männer und Frauen –
Die Auswanderung. Heimat ist Heimat! – Die Verschleppungen

3. „Unser Dorf war sehr schön, rein, und fleißige Leute.“ – Blumenthal 176
Die Sprachen – Nach Deutschland – und zurück – Vereinswesen und Feste –
Nachdenken über das Selbstbild und das Fremde – Sprachkenntnisse und
Sprachgefühl – Bäckerei als Handwerk – Verwandtschaft – Der Friedhof, das
Altertum, die Unsicherheit in der Zukunft – Die Kultur ist ausgestorben – die
Heimat bleibt
4. Ein Volksdeutscher aus dem Banat 188
Lebenslauf – Das Dorf Königshof – Die Verschleppung – Die
Auswanderung nach Deutschland – Kindheit in Königshof – Kontakte
5. Auswanderung – Zurück 196
Der Zusammenbruch – Die Kultur im Altersheim – Königshof früher – Die
Auswanderung 1990 – eine menschliche Katastrophe – Kein Chauvinismus,
kein Nationalismus – Der Ort Lippa: Ethnische Siedlung und Sprachen – „In
Deutschland war das gelobte Land“ – Heimweh in Deutschland? –
Geschichten von Königshof – Schwowisch – Ursprung – Die Königshofer
früher und später – Dorf und Ethnos – Temeswar und Königshof – Stadt und
Kirchliches Leben
6. ZUSAMMENFASSUNG: Das Mosaik des Heimatgefühls 213
Das „rein“ Deutsche – Die Natur als Metapher des Ethnischen – Bäume und
Wurzeln – Die zerbrochene Illusion – Das kompensatorische Selbstbild –
„Heimat“
Anmerkungen 224
- 5. Guttenbrunn und Schöndorf – zwei „echt deutsche“ Dörfer 225**
 1. Guttenbrunn – „Kleines Berlin“ 226
Adam Müller-Guttenbrunn – das ethnische Symbol – Von Fürth, Odenwald,
nach Guttenbrunn, Banat – und zurück
 2. Das einmalige, schöne Dorfleben – Die Erzählung einer alten Guttenbrunner
Bauersfrau 230
Die schönen Feste – es war einmal! - Das Dorfleben - Die Arbeiten im
Jahreslauf - Der Krieg und das tragische Ende - Nach der Verschleppung?

3.	Ein verschwundenes Dorf	242
	Perspektiven auf ehemalige und spätere Zeiten - Wirtschaft und Ethnos - Sprache und Schule. – Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen - – Die Rucksackdeutschen	
4.	Schöndorf.....	250
5.	„Hier war eine gute, schöne Gemeinschaft“	251
	Schule und Sprache – Ein Bauerndorf – Krieg und Flucht – Glückliche Zeiten – Geschichte und Kirche – „Das schöne Leben haben wir nie mehr...“ – Feiertage und schwäbische Kleidung – Gesang und Musik – Kirchweihfest und Bündelball - Epilog	
6.	„Die Schöndorfer waren ein fleißiges Volk	263
	Lebensgeschichte eines Schöndorfer Mannes – Eine Familienlandwirtschaft – Die Nationalitäten, die Siedlungsgeschichte – Verschleppt in Lager in der Ukraine – Wieder zurück in das veränderte Schöndorf – „Grüss Gott“ – Wir sind zufrieden mit den Rumänen – Besondere Züge: Kultur, Volk, Sprache	
7.	Epilog: Die letzten Gebliebenen.....	278
8.	ZUSAMMENFASSUNG: Muster des Redens – Formen der Erzählung...281	
	Das historische Narrativ – Zeit und Form –das kreative Potential des Narrativismus – „Schöne Zeiten“ – eine Erinnerungsfigur – Die Persönlichkeiten	
	Anmerkungen.....	287
6.	Das Lied am Ende – Perspektiven von vier Informanten	289
1.	Die letzten Generationen – Dorf Bruckenuau	290
2.	Der letzte Dekan im Dorf Glogowatz.....	297
3.	Lippa – ein ethnisches und linguistisches Mosaik. Die letzte deutsche Lehrerin.....	304
4.	Das Verschwinden der deutschen Kultur im Banat – eine Informantenanalyse.....	311
5.	Epilog: Lippa im Jahr 2007	319
	Anmerkungen	319

7. Zusammenfassende Bemerkungen: Stimmen von Banater Schwaben – Hermeneutische Perspektiven in einer Heimatlandschaft	322
1. Einfühlung in der Feldforschung	322
2. Erzählkultur entsteht im Feld	324
3. Selbstreflexion, eine Jagd nach Authentizität.....	325
4. Einfühlung und Gefühle – Identität des Erzählens.....	327
5. Eine narrative Kompetenz	328
6. Epilog.....	330
Zwei Akteursperspektiven in der Diaspora im Jahre 2000 - „Eine abgeschlossene Sache“: Königshof > Karlsruhe, Neupanat > Mannheim	
Das Vorspiel – Der traurige Abschied – Das fremde Deutschland – Die Heimatortsbewegung – Das Dokumentationsstadium – Heimat und Heimweh	
Anmerkungen	344
Quellen- und Literaturverzeichnis	346

Vorwort

Die Feldforschung zu diesem Buch wurde in den Jahren 1997 bis 2000 durchgeführt; ihr Ausgangspunkt war das katholische Zentrum Caritas in der Casa Hildegardis in Lippa (Lipova). Für wertvolle Informationen und die Vermittlung von Kontakten sei vor allem Pfarrer László Wonerth und Dr. theol. Imogen Tietze gedankt. Der finnischen Gruppe gehörten neben dem Verfasser der Historiker Anssi Halmesvirta, der Philologe Petteri Laihonen sowie die Ethnologen Pasi Hannonen und Pirkko Järvelä an. In der ungarischen Gruppe waren unter Prof. Gábor Barnas Leitung Dr. Bertalan Pusztai und etwa zehn Studenten tätig. Im Laufe der Arbeit wurden bereichernde Diskussionen geführt, sowohl über theoretische Fragen als auch über die teilnehmende Beobachtung bei der Feldforschung. Ich danke allen Beteiligten für Ideen, Inspiration, Unterstützung und Geduld.

Von entscheidender Bedeutung für die Feldforschung ist die Beziehung zur lokalen Bevölkerung, in meinem Fall zu den deutschen Gewährsleuten in den 13 Dörfern in einem Gebiet, das von den Städten Lippa (Lipova), Arad und Temesvár (Timisoara) begrenzt wird. Insgesamt trafen wir 46 Deutsche, von denen 36 uns ihre lebensgeschichtlichen Erzählungen anvertrauten. Davon wurden 24 Informanten für das vorliegende Buch ausgewählt. Das Ziel war, ein so vielseitiges und detailliertes biographisches Spektrum zu präsentieren und dass die Erlebnisse der Informanten, ihre Art über ihr Leben zu berichten, und ihre Interpretationen, von Authentizität geprägt sind. Die meisten unserer Gewährsleute erreicht unser Dank nicht mehr.

Den Anstoss zu diesem Buch gab die Zusammenarbeit zwischen dem Ethnologischen Institut der Universität Jyväskylä, Finnland, und dem Lehrstuhl für Volkskunde, Néprajzi Tanszék an der József-Attila-Universität in Szeged, Ungarn. Mein Dank gilt vor allem meinem guten Freund und Kollegen, Prof. Dr. Gábor Barna. Im Zusammenhang mit seinem Besuch in Jyväskylä 1995 konkretisierte sich der Gedanke einer ethnologischen Feldforschung unter den ungarischen und deutschen Minoritäten im Banat, im nordwestlichen Rumänien. Er hat das Projekt durch seine Kontakte und Kenntnisse, sowohl praktisch als auch theoretisch, fortwährend vorangetrieben. Die Thematik der Arbeit betraf aus ungarischer Perspektive die religiösen Bräuche, wobei das Franziskanerkloster Mariaradna das Zentrum darstellte.

Meine hier vorliegende Studie steht theoretisch in einem kulturanthropologisch-ethnologisch-folkloristischen Kontext. Der Schwerpunkt der Thematik heisst NARRATOLOGIE: die Erinnerungs- und Erzählkultur, das Redensmuster und die Struktur des Erzählens. Zentrale Fragestellungen beziehen sich auf Heimat

und Sprache, Selbst- und Fremdbild, sowie Reflexionen über den Lebenslauf und Veränderungen in Zeit und Raum.

Wir verbrachten unvergessliche Stunden mit Franz Czernák, unserem stets bereitwilligen Schlüsselinformanten in Lippa, sowie seiner Schwester Maria Czernák, ferner Maria Klein, Peter Eckert, Johann und Hans-Rozalia Lukhaup, Margarétha Német, Mária Mészáros, Alfred-Anton Ferenczi und Margaretha Anton. Alle diese Personen erwiesen uns große Gastfreundschaft und berichteten engagiert über Lebensschicksale, Orte, die Arbeit der Menschen, Frömmigkeit und die Sprache. Lebendige Einblicke in die Bauern- und Handwerkskultur erhielten wir von Gewährsleuten in den Dörfern Königshof, Neudorf, Blumenthal, Guttenbrunn und Schöndorf: Katharina Waitmann, Margaretha Marisch, Michael und Anna Mayer, Elisabeta und Walter Petré, Susanna Fackelmann, Franz Rez sowie Eva Rosina Gheorge. Eine Sonderstellung hinsichtlich der historischen und kulturellen Perspektive nehmen die Franziskanerbrüder im Kloster Mariaradna, Pater Ernö und Pater Plazidus, Ernst und Jozsef Harnisch ein, ebenso der Pfarrer von Glogowatz, Dekan Franz Pettla. Eine wertvolle Analyse der Emigration und der Anpassung an das Leben in Deutschland sowie der Zusammengehörigkeit in der Diaspora gaben Anna und Johann Pfeifauf, Karlsruhe, sowie Richard S. Jäger, Mannheim. Durch ihr Engagement in den Heimatortsgemeinschaften konnten sie auch die Traditionsvermittlung durch Schriften und Zusammenkünfte beleuchten.

Dieses Buch wäre ohne das Interesse und Engagement meines alten Freundes, Dr. Thomas Schürmann, heute tätig im Kulturanthropologischen Institut für das Oldenburger Münsterland, Cloppenburg, nie fertiggestellt worden. Er hat mich nicht nur ermuntert, die Arbeit zu Ende zu führen, sondern auch mit minutiöser Genauigkeit den Text geprüft, korrigiert, komplettiert und sachlich verbessert.

Größter Dank gebührt auch meiner Übersetzerin, Frau mag.phil. Gabriele Schrey-Vasara, Deutsche Bibliothek, Helsinki, deren Interesse und Stilgefühl für die Gesamtheit entscheidend waren. In einem früheren Stadium half mir auch die Dozentin für Skandinavistik, Dr. Susanna Stempfle-Albrecht, Münster. Für die letzte sprachliche und stilistische Überprüfung danke ich herzlichst Dr. phil. Miriam Rönqvist, Åbo.

Ich danke besonders den Gutachtern der Societas Scientiarum Fennica Prof. Ulrika Wolf-Knuts, Åbo und Dr. habil. Mathias Beer, Tübingen. Prof. Wolf-Knuts für ihre eingehende Analyse der narratologischen Problematik. Dr Beer für wertvolle Kommentaren und Korrekturen, insbesondere bezüglich der donauschwäbischen Geschichte und Landeskunde.

Der Redakteur der Serie, Professor Jan Sundberg hat die Publikation mit Interesse befördert.

Meine Frau lic.phil. Marianne Schauman-Lönnqvist war bei der technischen Bearbeitung des Manuskriptes eine unentberliche Hilfe. Mein ehemaliger Schüler, Prof. Dr. Bertalan Pusztai, Szeged hat die Karte besorgt.

Im Hinblick auf den kollegialen Austausch möchte ich vor allem Prof. Dr. Ruth -E. Mohrmann (†), die mir eine Gastprofessur in Münster 2001-2002 ermöglichte, und Prof. Dr. Silke Götsch-Elten, Kiel nennen. Mehrere gute Freunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, wie auch die Kongressen der Gesellschaft, haben mich jahrzehntelang inspiriert. Unter den nordischen Kollegen verdanke ich vor allem Prof. Dr. Ulf Palmfelt, Visby, Schweden, für wertvolle Einblicke in das Thema Narrativität.

Mit größter Dankbarkeit erinnere ich mich auch an meine Deutschlehrerin am Brändö svenska gymnasium in Helsingfors, Lektorin und mag. phil. Allis Anthoni, die zu faszinierenden Streifzügen in die deutsche Sprache und Kultur inspirierte und ermunterte.

Das bei der Feldforschung gewonnene Primärmaterial, 46 Interviews und ca. 1100 Fotografien, wurde am Institut für Volkskunde der Deutschen im östlichen Europa, Freiburg archiviert. Ich danke Geschäftsführer Dr. Dr. h.c. Hans-Werner Retterath für sein freundliches Entgegenkommen. Ebenso danke ich seinem Nachfolger, dem Stellvertretenden Leiter, Dr. Tilman Kasten.

Finanzielle Unterstützung erhielt die Forschungsarbeit von der Universität Jyväskylä, der Societas Scientiarum Fennica, der Emil Öhmann Stiftung und der Niilo Helander Stiftung, Helsinki.

Helsingfors im März 2023

Bo Lönnqvist

Professor emeritus

Kapitel 1

Das Feld öffnet sich – Historischer Auftakt

1. Erste Zugänge

Die Szene ist ein Sonntagnachmittag im August 1997 in der Kleinstadt Lippa (rumän. Lipova), gelegen am Fluss Maros, im Kreis Banat, im westlichen Rumänien. Die Hauptstraße ist fast leer. Uns kommt eine alte Frau entgegen, eine von unseren späteren Informantinnen. Sie gehört zur deutschsprechenden Bevölkerung, den sogenannten Banater Schwaben, deren Anteil an der rumänischen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen ist. Die Frau trägt einen Strauß roter Gladiolen: „Ich bin auf dem Wege zum Friedhof mit Blumen für die Gräber, meine gewöhnliche sonntägliche Aufgabe.“

Wir hatten die Frau einige Tage zuvor auf dem Friedhof getroffen, zusammen mit einigen anderen deutschsprachigen Frauen. Alle waren gerne bereit, uns ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Zwei Frauen kamen häufig abends in unsere Herberge.

Die dafür nötigen Kontakte verdankten wir der katholischen Gemeinde und der Caritas, die unsere Herberge „Casa Hildegardis“ in Lippa, besaßen und sich vor Ort um das geistliche und das weltliche Wohl der in der Diaspora lebenden Deutschen und Ungarn kümmerten. Für unsere Feldforschungen, die wir in den Jahren 1997 bis 2000 durchführten, war die Hilfe der Caritas-Angestellten unverzichtbar.

Unsere deutschsprechenden Informanten, von denen sich einige bewusst als „Schwaben“ bezeichneten, gehörten zu Familien, die seit dem 18. Jahrhundert (ab 1718) in die Gegend zwischen der ungarisch-rumänischen Stadt Arad und der rumänisch-ungarisch-deutschen Stadt Temeswar (Temesburg, Timisoara) und Lippa eingewandert waren und seitdem dort lebten. Sie waren im Alltagsleben oft vielsprachig, vertraut mit der deutschen, der ungarischen und der rumänischen Sprache, einige außerdem mit der kroatischen, serbischen, französischen und auch mit der russischen. Welche Sprache jeweils zum Zuge kam, hing von der Situation und den Gesprächspartnern ab. Die Informanten konstatierten aber, wenn sie in einem Satz Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen verwendeten: „Bald können wir keine Sprachen mehr. Es gibt kaum jemanden mehr, mit dem man sprechen kann.“ Wenn der Forscher fragte: „Was denken Sie über die Zukunft der deutschen Kultur?“, erhielt er Antworten wie: „Wird aussterben“, „Ist ja schon fast niemand mehr“ oder „Ist schon ausgestorben.“ Einige jüngere Leute bemerkten: „Hat keinen Wert mehr.“ „Das ist traurig, sehr traurig!“, klagten die Alten.

2. Positionen und Fragestellungen

Die ersten Fragen, die sich durch visuelle Eindrücke und kommunikative Konfrontation mit der Gegend und den Leuten einstellen, sind – für einen schwedischsprechenden Finnen, der seinerseits zu einer Minderheit gehört – folgende:

Was bedeutet es, wenn eine Kultur, ein als komplexes gesehenes Mosaik von sprachlichen, ethnischen, historischen und volkskundlichen Elementen, entkräftet wird und zerfällt? Die Volkskundler haben, bis in die 1970er-Jahre, ihr Interesse oft auf blühende, funktionell distinkte, soziale oder lokale Kulturen gerichtet, gern auch auf Lebensweisen und Traditionen, die noch klassischen volkskundlichen Themenbereichen entsprachen.

Vom Gesichtspunkt moderner Volkskunde/Europäischer Ethnologie aus kritisierte Ingeborg Weber-Kellermann schon 1978 die traditionelle Forschung über die deutsche Volksgeschichte der Balkanländer und über die Fragen der nationalen und ethnischen Minderheiten:

„Verständlicherweise ist die Forschung meist von den Herkunftsländern ausgegangen und hatte, zumindest von deutscher Seite, in erster Linie die Feststellung einer Kontinuität, eines Bewahrens alten Sprach- und Kulturgutes durch die Jahrhunderte seit den Zeiten der Auswanderung aus der ‚Urheimat‘ bis in die Gegenwart zum Ziel. Eine solche wissenschaftliche Tendenz, die in Deutschland aus den Denkweisen der Romantik herrührte und sich im Jahrhundert des erwachenden Nationalismus weiter entwickelt hat, mündete schließlich in Einseitigkeiten und Verzerrungen der Wirklichkeit, die politisch und ideologisch mißbraucht werden konnten und weitgehend durch den Faschismus mißbraucht worden sind.“

Weiter verdeutlicht Weber-Kellermann: „[D]ie deutschen Gruppen in Südosteuropa wurden in der Vergangenheit vornehmlich vom nationalsprachlichen Kriterium her eingeordnet in ihrer Vereinzelung inmitten einer ‚fremdvölkischen Umwelt‘, weshalb sich die Richtung bezeichnenderweise ‚Sprachinselforschung‘ nannte.“

Diese einseitige Richtung habe die Überbewertung eines einzelnen kulturellen Kennzeichens, nämlich der Sprache, und auch ein Verkennen der Lebenswirklichkeit, in der solche Gruppen tatsächlich existierten und noch existieren, mit sich gebracht:

„Es handelt sich ja keineswegs um abgeschlossene Minoritäten, deren Kommunikation etwa lediglich zu ihrem Herkunftsland funktionierte (gerade das war meist nicht der Fall), sondern im Gegenteil um geöffnete soziale Gebilde mit vielgestaltigen Beziehungssystemen zu ihrer realen Umwelt.“

„So sind z. B. die Banater Schwaben nicht nur Deutsche, sondern sie gehören auch mit der ungarischen und der bulgarischen Minderheit zur Gruppe der

Katholiken mit eigenen Ritualen und Wallfahrten – im Gegensatz zu den orthodoxen Rumänen und Serben –, und sozial gehören sie zu der Gruppe der Bauern mit den gleichen Arbeitsbedingungen und -geräten, der gleichen Erfahrungswelt und den gleichen wirtschaftlichen Interessen wie bei serbischen, rumänischen und ungarischen Bauern.“

Dem linearen Sprachinsel-Modell stellte Weber-Kellermann bekanntlich ein strukturelles Modell der „interethnischen Beziehungen“ gegenüber, dessen Verwendung auf eine komplexe Feldforschung setzt. – Als Ingeborg Weber-Kellermann ihre Forschungen betrieb (1969–1971), lebten noch rund 400 000 „Donauschwaben“ in Rumänien und Ungarn (Weber-Kellermann 1978, Einleitung, S. 11–18 und passim; vgl. auch Schenk 2001).

An dieser Stelle erscheint eine Anmerkung zum Begriff „Donauschwaben“ angebracht. Der Terminus wird gemeinhin als Gruppenbezeichnung für die Deutschen in sieben voneinander getrennten Bezirken in Südungarn und Westrumänien sowie im ehemaligen Jugoslawien verwendet. Alfred Cammann zufolge wurde der Name „Donauschwaben“ spätestens 1922 geprägt, wahrscheinlich von dem Grazer Geographieprofessor Robert Sieger. „Daß aber heute die Bezeichnung [...] Gemeingut der Wissenschaft ist, verdanken wir in erster Linie dem Stuttgarter Geographen Hermann Rüdiger“ (Cammann 1976, S. 55f.). Die Verwendung der Bezeichnung ist freilich nicht unumstritten (siehe die Rezension von Christian Glass zu Mathias Weifert, „Volksgruppenidentität“, in: Zeitschrift für Volkskunde 2015).

Neben Ingeborg Weber-Kellermann wandte sich auch Gerhard Seewann gegen einen unreflektierten Gebrauch des „nationalgeschichtlichen Narrativs“ und stellte dabei vor allem Klassifikationen wie Identität, ethnische Kategorien, das holistische Kulturkonzept, inter- und intrakulturelle Abgrenzungen und besonders den nationalen Einheitsdiskurs in Frage:

„Es geht hier um ein Paradoxon, richtiger noch um eine Aporie. Einerseits ist im Rahmen der multiethnischen und multikulturellen Überlagerung durch das Zusammenleben mehrerer oder gar vieler Wir-Gruppen in Raum und Zeit ein Pluralismus von konkurrierenden und komplementär sich ergänzenden Narrativa angelegt, andererseits jedoch sind in den Narrativa der Nationalhistoriographien Minderheiten, das heißt nicht dominante Wir-Gruppen, an die Peripherie der protokollierenden Wahrnehmung verdrängt und erhalten im allgemeinen – wenn überhaupt – eine marginalisierte und negative Konnotation.“

Um Problemen der national bestimmten Narrative zu entkommen und sie durch eine Multiperspektivität in der historischen Betrachtung zu ersetzen, schlägt Seewann unter Hinweis auf Michel Foucault vor, dem Grundsatz zu folgen: „Die Geschichte der einen ist nicht die Geschichte der anderen“ (Seewann 2007).

Die vorliegende Studie nimmt besonders die Rolle der älteren Leute in den Blick, die in ihrer Heimat verblieben sind, die sich mehr oder weniger bewusst als Träger einer traditionsgebundenen, aber gefährdeten Kultur betrachten. Es handelt sich um Leute, die ihre gewohnten Lebensformen praktizieren und ihre Erinnerungen gerne vermitteln, obwohl sie nicht mehr an eine Zukunft der deutschen Kultur in dieser Region glauben – die jüngeren Leute sind weggezogen: Kinder und Enkelkinder, Verwandte und Bekannte leben meistens in der Bundesrepublik Deutschland.

3. Die verlorene Heimat?

Die im Banat Verbliebenen benutzen oftmals das Wort „Heimat“ und motivieren ihren Entschluss, nicht auszusiedeln, mit Reflexionen wie: „Aber die Auswanderung ist schwer für alte Leute“, „Banat ist Heimat“, „die Leute draußen haben Heimweh“ und „hier sind unsere Wurzeln“.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund hat sich in der vorliegenden Studie das Thema „Heimat“ als zentrale Frage herauskristallisiert, und dies insbesondere in Bezug auf stereotype, räumlich-kommunikative, gefühlsmäßige und sozio-ökonomische Aspekte. Die dazu vorgenommenen Untersuchungen, die im Besonderen von der Arbeit Ina-Maria Greverus' inspiriert sind (Greverus 1979), gehen jeweils von den von Individuen bestimmten Situationen aus, deren primäre Stadien „Gedächtnis, Selbstbild und zerbrochene Identität“ genannt werden.

Das vorliegende Buch stützt sich auf empirisches Material, das in den Jahren 1997 bis 2000 in dreizehn ehemals vorwiegend deutschsprachigen Dörfern zwischen dem Fluss Maros und der Stadt Temeswar durch Feldforschung erhoben wurde. Das Material umfasst Interviews mit 46 Informanten sowie ca. 1200 Fotos. Es handelt sich um Beschreibungen des Dorflebens und der Lebensbestimmungen, Fragen des Schicksals und des Überlebens, Reflexionen über „früher“ und „heute“ sowie dessen, was unter ideologischer und ökonomischer Bedrängnis – besonders in den 1970er- und 1980er -Jahren – zerstört wurde.

4. Individuelle Erinnerungen und Erfahrungen

Der hier verfolgte Ansatz zur Untersuchung der individuellen Erinnerungen und Erfahrungen folgt methodologisch den Studien des Volkskundlers Albrecht Lehmann. Im Blickpunkt der Analyse steht, wie die Erzählungen narrativ strukturiert sind und wie sie den Forschern vermittelt werden (Lehmann 2001 und 2007, Hengartner/Schmidt-Lauber 2005). Auch kulturelle Merkmale, alte und neue kollektive Identifikationsangebote, Konflikte und Paradoxa sind zentrale Themen. Ebenso wird die Rolle der Sprache im Prozess kultureller Grenzregelungen analysiert. Wesentlich sind die Bedeutungen des Gedächtnisses, der Heimat als Begriff, die Überlegungen hinsichtlich des Selbst- und Fremdbildes, und die kulturelle Gestaltung als Grund für Lebensstrategien. Auch die Revitalisierung und Hybridisierung der Kultur in andere geographische, soziale und zeitliche Räume werden exemplifiziert.

In welcher Form existiert eine aussterbende Kultur im Exil in Museen, Archiven, Heimatbüchern und in gemeinschaftlichen Handlungen wie der Wallfahrt? In welches Paradigma wird „Kultur“ gestellt? Wie gestaltet man Ansprüche von Authentizität?

Unsere ältesten Informanten sind zwischen 1914 bis 1923 geboren, die jüngeren zwischen 1929 bis 1950, die Mehrheit in den 1920er- und 1930er-Jahren. Im ganzen handelt es sich um 46 Befragte, die bis zum Zweiten Weltkrieg mit Angehörigen verschiedener anderer Sprachgruppen im Banat einen wirtschaftlichen und sozialen Verbund bildeten.

Die Volkskundlerin Annemie Schenk, die 1992 eine Studie über Deutsche in Siebenbürgen publizierte, stellte über die Situation vor dem Friedensvertrag von Trianon 1920, der die Deutschen zu Minderheiten im rumänischen Staat machte, fest, was auch für die Deutschen im Banat gilt:

„So lebten hier in einem jahrhundertealten Nebeneinander Menschen verschiedener Volkszugehörigkeit, unterschiedlicher Religion, aber auch ungleichen sozialen Status. – Je nach den Verhältnissen konnte das Nebeneinander auch zum Mit- und Gegeneinander werden. Man war nicht frei von Vorurteilen, es gab Mißverständnisse und Spannungen, und auf der politischen Ebene kam es zu Konflikten, als mit dem Entstehungsprozeß der modernen Nationen Siebenbürgen zum Streitobjekt zwischen Ungarn und Rumänien wurde. Aber insgesamt gesehen war das Zusammenleben von Normen geregelt, durch die die ‚anderen‘ als Nachbarn akzeptiert wurden, zu denen es im Alltag besonders über Handels- und Wirtschaftsbeziehungen mancherlei Kontakte gab und darüber hinaus auch manche Verbindung freundschaftlicher Art.“

Sie konstatiert weiter: *„Diese von ökonomischen und gesellschaftlichen Faktoren bestimmte interethnische Kommunikation führte zu kulturellem*

Austausch auf vielen Gebieten, und die Anregungen, die die Umwelt anbot, wurden dem eigenen Traditionsbesitz eingefügt.“ (Schenk 1992, S. 17f., 126 und 140–146).

5. Kultureller und sprachlicher Raum: Lippa im Banat

Die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung glich bis ins 20. Jahrhundert einem bunten Bild: Die einzelnen Sprachgruppen lebten miteinander vermischt, wenngleich es Gebiete mit relativen Sprachmehrheiten gab. So war die Umgebung der Städte Arad und Temeswar einst mehrheitlich deutsch, die Umgebung von Hatzfeld/Jimbolya serbisch, während in den Städten an der Maros und auch in Vierteln anderer Orte überwiegend Ungarn lebten. In den kleinen Siedlungen dagegen kam eine gewisse ethnische Lokalität vor, man hatte „eigene Viertel“. In Lippa z.B. lebten die Deutschen westlich der katholischen Kirche und unterhielten hier sogar eine eigene Schule; die Ungarn und Juden dominierten die Stadtmitte, die Rumänen den Ostrand und die Hügel. Spuren dieser vielfältigen Siedlungsstruktur ließen sich noch in den 1990er-Jahren beobachten. Lippa war früher mehrheitlich deutschsprechend; das Dorf Radna, am anderen Ufer des Flusses Maros, mit dem großen Pilgerkloster Maria Radna, ungarisch, während wiederum die umliegenden Dörfer deutschsprachig waren. Bis um 1990 sprach man von „deutschen Dörfern“.

Wie unsere Informanten mitteilten, besetzten die einzelnen ethnischen Gruppen ökonomische und soziale Nischen. So waren die Deutschen in der Stadt Beamte, früher ausserdem Offiziere, aber auch Kaufleute und Handwerker, in den Dörfern Großbauern (Familienwirtschaft mit drei Generationen). Die Juden erschienen als Händler die Ungarn als Kleinbauern und Handwerker, die Rumänen als Landarbeiter auf den Bauernhöfen oder Hirten; einige sehr kleine, sesshafte Romagruppen arbeiteten als spezialisierte Handwerker und Altwarensammler. Die Deutschen, die sich auf der sozialen Stufenleiter zuoberst befanden – „die Minderheit war die Elite“ –, lebte weitgehend endogam, so dass sich die Partnerwahl für gewöhnlich innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe und zwischen Nachbardörfern abspielte (Beispiel Königshof, Pfeifauf 1995). Dies wurde im übrigen auf dem flachen Lande noch dadurch befördert, dass in „deutschen Dörfern“ außer dem Deutschen, sprich dem schwäbischen Dialekt, dem sogenannten „Schwowisch“, mit Ausnahme des Schulunterrichts andere Sprachen kaum Anwendung fanden (siehe weiter Gehl 2000, Einführung).

Zur kulturellen Vielfalt des Banats gehört auch eine vielfarbige Religiosität. Neben der dominierenden Orthodoxie (Rumänen und Serben) bekannten und bekennen sich viele als Römisch-Katholische, Reformierte und Lutheraner (Ungarn, Deutsche und andere) sowie in kleiner Zahl auch als Griechisch-

Katholische (Rumänen). Die verschiedenen Feiertage feierte man jedoch auch zusammen (Barna 2000, 2001).

Der Zweite Weltkrieg und der ab 1948 folgende Kommunismus mit dem in vieler Hinsicht repressiven System der Ära Ceaucescu (1965–1989) haben allerdings die Balance zwischen den ethnischen Gruppen unterminiert und zugleich auch die wirtschaftliche und ökologische Existenz fast völlig in Frage gestellt. Katastrophal wurde die Situation bereits, als die Deutschen im Banat und in Siebenbürgen in die Volkstumspolitik des Dritten Reiches einbezogen wurden.

„Reichsdeutsche Parteistellen lenkten schließlich die ‚Volksgruppe‘ der Deutschen in Rumänien und mischten sich in deren Angelegenheiten ein. Zwischen Deutschland und Rumänien wurde 1943 sogar ein Abkommen geschlossen, das die Rekrutierung der Sachsen und der anderen Deutschen im Land für die Waffen-SS erlaubte.“ (Schenk 1992, S. 169–171). Die Rumänien-Deutschen erschienen am Ende denn auch wie selbstverständlich als Mitschuldige am NS-Regime.

In dieser politischen Verstrickung einer in jeder Hinsicht wehrlosen Minderheit wie der Banater Deutschen lag der Anfang des Endes, sagen meine Informanten. Im Herbst 1944 besetzten sowjetische Einheiten die deutschsprachigen Teile Rumäniens, und zunächst wurden Amtswalter der „Volksgruppe“ interniert. Im Januar 1945 folgten unter sowjetischer Aufsicht die Deportationen der deutschen Frauen zwischen 18 und 35 Jahren und der nicht eingezogenen 17- bis 45-jährigen Männer der „Volksgruppe“. Ausnahmen wurden im Wesentlichen nur für nicht Arbeitsfähige und für Frauen mit Säuglingen gemacht. Die ohne Verwandten zurückbleibenden Kinder mussten bei Nachbarn oder gutwilligen Fremden unterkommen. Die Deportierten wurden in Zwangsarbeitslager im Kohlebecken des Donez oder in andere Gebiete bis hin zum Ural verschleppt. Erst 1952 wurden die letzten Deportierten freigelassen (zur Geschichte der Deportation siehe besonders Die Donauschwaben, Ausstellungskatalog, 1997; Daheim an der Donau, 2009, Kap. 8, Das Verschwinden der Donauschwaben; ausführlich König 1995; Seewann, Portman 2020).

Die Deportation, die „Verschleppung“, macht in der Erfahrung und Gedächtnis einen zentralen Teil des Bewusstseins und ein festes Band zur Familien- und Heimatgeschichte aus. Fast alle können über den Verlauf und die Folgen der Deportation erzählen, zumal einige der Informanten selbst Opfer der Gefangenschaft waren.

Als 1947 die Kommunisten in Rumänien die Macht erlangten, hatte bereits die seit 1945 betriebene sozialistische „Umgestaltung“ in Form einer Agrarreform stattgefunden, so dass jeglicher privater Grundbesitz von mehr als 50 Hektar genauso entschädigungslos enteignet wurde wie der Besitz der als NS-Kollaborateure, als Kriegsverbrecher und der sonst für das „Unglück des Vaterlandes“ verantwortlich Erklärten. Die Hauptbetroffenen dieser

„Umgestaltung“ waren Angehörige der deutschsprachigen Minderheit. In der Folge wurden auch die noch den ehemaligen Grundbesitzern verbliebenen 50 Hektar verstaatlicht. Neben dem Boden verloren die Leute auch ihre Hofgebäude mit den Arbeitsgeräten. 1949 begann zudem die Kollektivierung der Landwirtschaft, und in den folgenden zwei Jahren richtete man mehr als tausend Kollektivwirtschaften ein; dieser Prozess wurde 1962 schneller als geplant abgeschlossen. Zugleich betrieb der Staat die industrielle Entwicklung des Landes. „Innerhalb eines Jahrzehnts war aus einem Volk, in dem die selbständigen Bauern, Handwerker, Kaufleute und Intellektuellen etwa 85 Prozent ausgemacht hatten, eine Gruppe Unselbständiger geworden“, schreibt Annemie Schenk. Mit dem Einsetzen der forcierten Urbanisierung und Industrialisierung begannen sich die geschlossenen dörflichen Lebenskreise aufzulösen (Schenk 1992, S. 172–175; Seewann, Portmann 2020).

Im Zusammenhang mit diesen Umwälzungen berichten unsere Informanten davon, wie viele Familien zerrissen wurden; sie erzählen von verletzten Gefühlen, Verzweiflung und Ungewissheit. Den Angehörigen der Waffen-SS wurde zudem die rumänische Staatsangehörigkeit aberkannt, so dass sie nach ihrer Rückkehr aus den Lagern nicht in das Banat zurückgehen konnten, sondern nach Deutschland entlassen resp. dorthin abgeschoben wurden. Ihnen gelang es zum Teil, nach Westdeutschland überzuwechseln. Seit 1958 gab es die Möglichkeit zur legalen Familienzusammenführung. Nachdem Rumänien und die Bundesrepublik 1967 diplomatische Beziehungen aufgenommen hatten, wurde der Abzug Deutschsprechender verstärkt.

Der Großteil der Deutschsprechenden zog zu Verwandten, und Besuche verstärkten die Sogwirkung im Banat, besonders nach dem Sturz Ceaucescus 1989. Unter den in Rumänien Gebliebenen wurde das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien gegründet, dem sich eine Reihe von Ortsverbänden aus dem Banat anschlossen. In ihm sind die Deutschen organisiert, die sich zum Ziel gesetzt haben, „in der Heimat wieder heimisch (zu) werden“ (Schenk 1992, S. 177). Das hat in begrenztem Maße politische Bedeutung entfaltet. So stellten Angehörige des Forums Abgeordnete im Parlament; doch in den Dörfern, in denen wir unsere Feldforschung betrieben, fehlten junge Leute, die die Ziele des Forums hätten erfüllen und weiterführen können. „Gibt’s keine Leute“, sagen unsere Informanten resigniert.

Annemie Schenk hat den Prozess wie folgt charakterisiert: „Nach dem Sturz des Ceaucescu-Regimes Ende 1989 setzte ein Exodus der Deutschen aus Rumänien ein, als allein 1990 mehr als 11 000 Deutschsprachige Rumänien verlassen hatten.“ Seit 1993 siedelten jährlich etwa 5000 Angehörige der deutschen Minderheit in die Bundesrepublik um, wobei seit 1996 ein kontinuierlicher Rückgang zu beobachten ist. Insgesamt verringerte sich von 1950 bis 1998 die Zahl der Deutsch-Rumänen um 42 500 (die Hälfte davon in Siebenbürgen). „In Rumänien verblieben noch etwa 20 000 Deutsche, die meisten älter als 60 Jahre.“ (Schenk 2001, S. 365).

Über die Auswanderung den Banater Schwaben in den 1990er -Jahren hat der Redakteur bei der Deutschen Welle in Berlin, Ernst Meinhardt, Forschungen angestellt. Im Februar 2012 präsentierte er die Resultate in einem Vortrag im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm unter den Titel: „Freikauf der Rumäniendeutschen – Der Beginn bundesdeutscher Zahlungen an Bukarest“. Die Zeitzeugen zu interviewen war schwer, „weil die meisten noch lebenden auch ein halbes Jahrhundert danach über dieses Thema nicht sprechen möchten“.

In der Präsentation des Vortrags steht: „In den letzten zwanzig Jahren der kommunistischen Diktatur in Rumänien sind mehr als 225 000 Rumäniendeutsche in die Bundesrepublik Deutschland gekommen. Heute weiß man: Viele von ihnen wurden freigekauft.“ Die Verhandlungen in Bezug auf „Ausreise von Rumäniendeutschen gegen Bonner Zahlungen an Bukarest“ wurden 1968 bis 1989 vom Rechtsanwalt und Politiker Heinz-Günther Hüsck als Beauftragtem der Bundesregierung geführt (Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm, Veranstaltungen, 16. Februar 2012.).

Die bis dahin auf dem Lande bestehenden Austauschbeziehungen lösten sich zur Zeit des Kommunismus schon wegen der ideologisch motivierten Zentralisierung und Kollektivierung und des Überlebenskampfes aller Gruppen auf. Unter diesen Umständen wuchsen auch Konflikte und die Angst vor den neuen Siedlern: Rumänen und Roma aus verschiedenen Teilen Rumäniens. Einige unserer Informanten lebten zur Zeit unserer Besuche in armen Verhältnissen. Man bemerkte in den Dörfern auch, welche Leute die Hilfe von der katholischen Caritas bekamen und welche nicht.

Bereits in den 1960er Jahren begann auch unter den Banater Deutschen die Aussiedlung nach Westdeutschland. Die Häuser der Aussiedler wurden verlassen; ganze Dörfer standen leer und wurden in der Folge von Fremden oder vom Staat übernommen. Ältere Deutsche und Ungarn – zu denen die meisten unserer Informanten gehörten – blieben zwar noch in den Dörfern, doch wurden die Familien auseinandergerissen. Die gewohnten sozialen Umfeldler schwanden. Jüngere Leute, die aufgrund einer Eheschließung mit Rumänen im Lande bleiben wollten, wurden allmählich rumänisiert. Die deutschen Kindergärten und Dorfschulen starben im Laufe der Zeit aus. Die Ungarn blieben in größerem Umfang, besonders in der Stadt Arad, doch bei ihnen schreitet die Assimilation der jüngeren Generation rasch fort, und die Emigration nach Ungarn hält unvermindert an. Über diese Prozesse, für junge Leute eine „Flucht“ aus der Heimat, sowie über die gelungene oder fehlgeschlagene Anpassung, auch über die Rückkehr von Emigranten, erzählen unsere Informanten viel. Diese Entwicklung war nach wie vor aktuelles Diskussionsthema.

Annemie Schenk hat später einen kritischen Überblick über die „interethnische Forschung“ präsentiert, besonders mit Blick auf Nationalstaaten und ethnische

Minderheiten sowie auf historische Begriffe wie „Auslandsdeutsche“, Sprachinselforschung, Volkstumsideologie, Traditionsgüter der Vergangenheit, auf Politisierung („Politfolklorismus“) und Ethnozentrismus. Sie betont, dass es für die Biographieforschung wichtig ist, die Perspektiven der ethnischen Identität und der interethnischen Beziehungen, das ethnische und kulturelle Selbstverständnis in den Blick zu nehmen (vgl. Schenk 2001).

Die im Erzählen gestalteten gruppenspezifischen Identifikationsmerkmale, die Prozesse der Selbstabgrenzung und die symbolische Bedeutung der materiellen Kultur sind auch für die vorliegende Studie ausschlaggebende Aspekte.

6. Die Ursprungsgeschichte

Viele unserer Informanten haben zu Beginn der Interviews ausführlich von der Geschichte der Banater Schwaben erzählt. Sie berichteten vom Ablauf der Siedlung, wie die Türken aus dem Land vertrieben wurden, von woher und wie die Schwaben im 18. Jahrhundert mit Booten an den Fluss Maros gekommen sind. „Die erste Generation kam zum Tod, die zweite zur Not, die dritte zum Brot“, lautet eine auch in anderen Siedlungsgebieten tradierte Wendung (siehe - Gräf/Leu 2000). Möglicherweise war zu den Befragten bereits in der Schule über die Siedlung gesprochen worden.

Zu den historischen Hintergründen schreibt Ingeborg Weber-Kellermann:

„Nach dem Sieg über die Türken 1687 bei Mohács und ihrer Zurückwerfung ergab sich die Notwendigkeit, das seit mehr als 150 Jahren besetzte und z.T. verödete Land neu zu kultivieren. Die siegreichen Feldherren wie Prinz Eugen, Graf Mercy und Laudon wurden vom Kaiser mit herrenlosem Land belehnt und schickten ihre Werber in das westliche Deutschland auf die Suche nach kolonisationswilligen Bauern wie später dann von Wien aus die Hofkammer. So entstanden im Verlaufe des 18. Jahrhunderts deutsche Siedlungsgebiete im Bakonyerwald, dem Schildgebirge, dem Ofener Bergland (um Budapest), der sogenannten Schwäbischen Türkei an der Donau und dem Szatmarer Gebiet. 1718 wurde das Banat von den Türken befreit und auch dort staatlicherseits mit der Ansiedlung begonnen. 20 Jahre danach folgte die Batschka. Im ganzen schätzt man die Zahl der Zugewanderten auf etwa 100 000 Ansiedler aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, deren weiterer Zuzug mit den napoleonischen Kriegen abbrach.“ (Weber-Kellermann 1971, S. 15; Vgl. neuere Literatur: Seewann, Portmann 2020, S.11-18, Die Ansiedlung im Banat S. 73-81). – Dorfanlagen in Hofkammerarchiv in Wien: Guttenbrunn 1764, Neudorf 1765, Schöndorf 1768; Schachbrettmuster.

Die Siedlungsgeschichte bis ins 19. Jahrhundert ist gut in der Literatur zu verfolgen. Viele der Untersuchungen, noch in den 1970er-, 1980er- und 1990er-Jahren, sind Makrostudien mit demographischen, politischen und sprachwissenschaftlichen Analysen, gesammelte Werke über Volkskultur sowie lokale Heimatbücher. Zusammengenommen ergeben sie ein kollektives Bild von Sprache und Kultur unter den Aspekten der Multilingualität und Multikulturalität.

Zu den neueren, in der Zeit unserer Feldforschungszeit erschienenen Veröffentlichungen gehören Otto Greffner, „Das Banat und die Banater Schwaben“ (1996, mit weiterführenden Literaturhinweisen), die Studie von Annemarie Röder 1998, die die Problematik der Interethnik und Identität weiterführt, die Texte über ethnische Konflikte und die rechtliche Stellung im 19. Jahrhundert von Anton Sterling und Walter König: Die Deutschen in Mittelost- und Südosteuropa, 1995. Weiter zu beachten sind eine Reihe von Arbeiten des Volkskundlers und Sprachforschers Hans Gehl, z.B. die Beiträge zur Volkskunde der Banater Deutschen (Sammelbände 1975–1984), die umfassende Studie über sein Heimatdorf Glogowatz (1988), seine Wörterbücher (1997–2004), die Arbeiten zu Lebensformen der Donauschwaben (2000, 2003, 2004) und viele Studien über interethnische Beziehungen, Sprachgebrauch und Mundarten sowie über materielle und geistige Kultur. Zur vergleichenden Perspektive auf die Sachsen in Siebenbürgen siehe Feinschmidt 2001.

Eine informative Dokumentation bietet der Ausstellungskatalog „Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa“ (1987, mit Karten). Eine wertvolle neue ungarische Studie zur wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung zwischen 1716 und 1848 präsentiert Géza Kovách (Kovách 1998, mit umfassender Bibliographie). Der Verfasser stellt die von der deutschen und ungarischen Geschichtsschreibung gemachte Einteilung der Kolonisation in drei Etappen (Karl III., Maria Theresia, Joseph II.) in Frage und unterstreicht, „dass es sich um eine künstliche Einteilung handelt, da sie sich bloß auf die deutschen Kolonisten bezieht. Eigentlich hat es keine Unterbrechungen gegeben, da neben den deutschen Siedlungen im Laufe der Zeit auch rumänische und serbische gegründet wurden und außer deutschen Kolonisten im Banat auch Italiener, Franzosen, Spanier, Bulgaren, Kraschowaer und später Ungarn, Tschechen und Slowaken angesiedelt wurden.“ (Kovách 1998, S. 359–367).

Tatsächlich wird man unserer Auffassung nach aufgrund der Quellenlage für die deutsche Siedlung jedoch von drei Kolonisationswellen ausgehen: Zu den 20 000 ursprünglich deutschen Siedlern (1719–1739, Graf Mercy, Karl IV.), die bereits 1739 in 55 Banater Orten lebten, kamen unter Maria Theresia mit dem „großen Schwabenzug“ (1751–1773) weitere 12 500 Familien mit zusammen etwa 48 000 Personen ins Land, und unter Kaiser Joseph II. wurden zwischen 1782 und 1787 vierzehn weitere neue Dörfer mit 3000 Familien angelegt. Hans Gehl hat die Mundarten für alle sechs Siedlungsgebiete (Ungarische Mittelgebirge, Schwäbische Türkei, Batschka, Syrmien und Slawonien,

Sathmarer Gebiet und Banat) gemäß der Herkunft der Donauschwaben in fränkischer, bairischer und schwäbischer Dialektgeographie lokalisiert (Greffner 1996, S. 39–62; Gehl 2000, S. 23–25).

Vom Banat mit seinem Zentrum Temeswar sowie dem Arader Gebiet blieb nach dem Ersten Weltkrieg (Vertrag von Trianon 1920) ein kleiner Teil bei Ungarn, ein Drittel ging an Jugoslawien und zwei Drittel an Rumänien. Die Gesamtheit der Dörfer in Banater Bergland, der Banater Heide und dem Arader Gebiet umfasste dabei 146 Ortschaften. Unsere Informanten lebten in 13 Dörfern, sämtlich im nördlichen Teil des Banats (Gehl 2000, Einleitung S. 21–46, Karte S. 44; Literatur S. 48–52).

Große Bedeutung hat im Zusammenhang mit der Siedlungsgeschichte der 1729 heiliggesprochene Johannes von Nepomuk, der Schutzpatron der Brücken und Helfer in Wassernot. Schon 1724 unterbreiteten tschechische Beamte der Landesadministration in Temeswar dem Kaiser die Bitte, Johannes von Nepomuk zum Schutzpatron des Banates zu erklären. Der Kaiser kam dieser Bitte nach. Ein Grund hierfür könnte sein, dass zu jener Zeit im Banat großzügige Wasserregulierungen stattfanden. Weil Johannes von Nepomuk als ein besonderer Helfer gegen Wassergefahr galt, kann der Heilige auch von Teilnehmern der ersten Schwabenzüge verehrt worden sein.

Statuen des Heiligen, die in vielen Dörfern, zum Beispiel in Glogowatz, noch stehen, erinnern an den Zuzug der Siedler. Auch in Maria Radna ist Johannes von Nepomuk sehr präsent. Seine Statue steht bei der großen Treppe zur Wallfahrtskirche, der Gnadenbasilika, einer 1992 vom Papst in den Rang einer „Basilica minor“ erhobenen Kirche, und dem Franziskanerkloster.

In einer 1970 geschriebenen Schilderung der Wallfahrt vom Dorf Neuarad nach Maria Radna ist vermerkt, dass, wenn die Pilger nach Lippa kamen und die Prozession über die Maroschbrücke zog, „nach alter Sitte“ das Johannes Nepomuk-Lied gesungen wurde. In einer 1723 gebauten älteren Wallfahrtskirche standen zwei Seitenaltäre zu Ehren des Antonius von Padua und des Johannes von Nepomuk. Auch in der heutigen, 1756–1782 errichteten Basilika waren in den 1820er Jahren Seitenaltäre aufgestellt, u. a. zu Ehren Johannes Nepomuks (vgl. Roos 1998, S. 92; ders. 2004, S. 398). Eine weitere Statue des Johannes von Nepomuk steht heute noch an der Pestsäule in Temeswar (Farbfoto von B.L., an der Treppe zur Basilika 1997). In der Gemeinde Saska im südlichen Banat wurde die Nepomuk-Statue von den Kommunisten in den Bach geworfen, aber von den Bewohnern gerettet und später in der Kirche aufgestellt (Juhász 1964; Möller 1995. – Die Beiträge von Jaroslav V. Polc, Biographie des hl. Johannes von Nepomuk, S. 26–34; Johanna von Herzogenberg, Allgemeine Darstellung und Ikonographie des hl. Johannes von Nepomuk, S. 35–40; Ingelies Zimmermann, Sankt Nepomuk – der große Unbekannte, der zum Volksheiligen wurde, S. 63. In Möller 1995. – Zusatz: Zur Wallfahrt und den Motivtafeln in der Klosterkirche Mária-Radna siehe

Barna 2004. – Lexikon der christlichen Ikonographie. Band 7. Ikonographie der heiligen Johannes Nepomuk, S. 154–158. Herder, Freiburg im Breisgau (1974 [1990]).

Einige Informanten nannten auch bedeutende Repräsentanten der Volksgruppe wie den Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn (1852–1923), der durch die Gründung des „Deutschungarischen Kulturrates“ 1910 eine große Bedeutung für das deutsche Bewusstsein erlangt hatte. Das Heimatmuseum im Dorf Guttenbrunn erinnert an ihn.

7. Forschungskontexte und -probleme

Für unsere Forschungen war Lippa das alltägliche Zentrum, auch wenn der Ort nicht die Bedeutung von Arad oder Temeswar beanspruchen kann. In Temeswar wirkten u.a. die Diözese, das Nikolaus-Lenau-Lyzeum (Gymnasium), das Deutsche Staatstheater, das Adam-Müller-Guttenbrunn-Altenheim Temeschburg, das Demokratische Forum der Deutschen in Temeswar und die Banater Zeitung; dort lief Geschäfts- und Arbeitsleben rege weiter, nicht jedoch in den Dörfern.

Der an unserer Feldforschung beteiligte finnische Historiker Anssi Paasivirta hat am Beispiel der ungarischen Bevölkerung die Dimensionen marginaler Identität im Hinblick auf das Vorhandensein einerseits des rumänischen Nationalismus und andererseits der politischen Minoritätsstrategien untersucht, und dies sowohl in Bezug auf die örtliche Elite wie auch auf die sogenannten allgemeinen Dorfbewohner. Als Resultat beschreibt er eine Interferenz, in der nationale Mythologien, Monumente und Narrative der Geschichte als Bausteine in Form eines „Identitätsmanagements“ (Seewann) zusammenkommen. Unter den in Rumänien lebenden ungarischen Eliten wird die Loyalität zu Rumänien heute mit dem Wort „regionale Patrioten“ definiert (Paasivirta 2007). Innerhalb der deutschen Minorität existieren keine entsprechenden Strategien.

Der ebenfalls in unsere Forschung einbezogene finnische Sprachforscher Petteri Laihonen hat 2009 in seiner die Interviewsituationen behandelnden Dissertation, inspiriert von der ungarischen Linguistin Susan Gal, eine Analyse des Sprachgebrauchs („Conversation Analysis“) und der metalinguistischen Diskurse („language ideological“) von Ungarn- und Deutsch-Rumänen publiziert. Die vier Aspekte sind: „Multilingualism, Ideology, Social Position and Power, Elite – Local, Identity“. Laihonen hat darüber hinaus seine Analyse in seiner Studie „Multilingualism in the Banat: Focus on Intellectual Perspectives through the Analysis of Literary Works“ 2011 um eine literaturhistorische Perspektive erweitert, wobei er mit Blick auf die Frage von

Vielsprachigkeit und „code-switching or code-alternation“ im heutigen Kontext konstatiert:

„In line with the census data and our fieldwork experience, everyday use of many languages is becoming rare today. However, multilingualism as a language ideology has survived as a general positive feature of the local identity. That is, local inhabitants describe multilingualism as a natural, fundamentally positive phenomenon. Monolingualism in turn, is often described as a deliberate unwillingness to learn the language of coinhabitants. To point out the status of this idea as a general, abstract level ideology, we should notice that in everyday life it is considered normal to have a monolingual family member and to adjust the communication of the family to the needs of a present monolingual member. – That is, among the inhabitants of the Banat multilingualism is a general ideology, whereas in everyday life monolingual practices are often a reality.“ (Laihonen 2011, Manuskript).

Ogleich es sich um dieselben Informanten handelt wie bei Laihonen, versteht sich die vorliegende Studie nicht als Sprachuntersuchung, doch bilden die sprachlichen Verhältnisse einen zentralen Hintergrund aller Feldforschungen. Nach Laihonens demographischen Quellen lebten am Anfang des 20. Jahrhunderts in Lippa außer Rumänen (ca. 6 000) ca. 2500 Deutsche und ca. 2500 Ungarn, dazu Juden, Roma, Serben und andere kleine Minderheiten. Die Volkszählung 1992 verzeichnete 458 Deutsche, 1998 noch 281, und 2002 belief sich die Zahl der Deutschen auf 204. In ähnlicher Richtung, wenn auch weniger extrem, verlief die Entwicklung bei den Ungarn: 497 im Jahr 2002 (1992: 658), während die rumänische Majorität auf eine Bevölkerungszahl von 10 356 kam (1992: 10 782). Von den 281 Deutsch-Rumänen in Lippa kamen 22 „unserer“ Informanten (Laihonen 2009, S. 91–109, mit Anhang S. 110; Bleahu 2006). In Temeswar, der Hauptstadt des Banats, lebten 1977 ca. 28 000 Deutsche (Rieser 1992, S. 86).

Im Jahr 1999 waren in Deutschland für die aus dem Banat emigrierten Deutschsprachigen 132 „Heimatortgemeinschaften“ aktiv, die für das historische Gedächtnis und für das Überleben der Kultur eine zentrale Bedeutung hatten. Diese Organisationen gingen aus der Landsmannschaft der Banater Schwaben ihren mit Landes- und Kreisverbänden aus Rumänien hervor. Die Heimatortgesellschaften organisieren Treffen in der Stadt Ulm und jährliche Wallfahrten in das Banat. Lokale Vereine im Exil existieren für folgende der untersuchten Dörfer: Blumenthal, Bruckenaus, Engelsbrunn, Glogowatz, Guttenbrunn, Königshof, Lippa, Neuarad, Neudorf und Schöndorf. Durch die von den Ortsgemeinschaften publizierten Heimatbücher wird ein regionales und lokales, historisch geprägtes Selbstbild artikuliert, sowohl unter den nach Deutschland Ausgewanderten als auch bei den im Land Verbliebenen. Beispiele hierfür präsentieren wir nachfolgend unten in der vorliegenden Untersuchung – so das Buch über den Königshof, dazu die Heimatblätter von Neupanat 1990–1999, mit Interviews, die wir in Deutschland durchgeführt haben. Als

vergleichendes Material werden die Zeitungen „Banater Zeitung“ (Temeswar, 1995–1997) und „Banater Post“ (München, 1997) herangezogen.

Ein für die volkskundliche Feldforschung relativ neues Phänomen ist die virtuelle Welt. Das Netzwerk, das die in Deutschland (und anderswo in der Welt) verstreuten Exil-Banater mit den noch in Rumänien lebenden Deutschen verbindet und das die Beteiligten über alles Wissenswerte vor Ort genauso auf dem Laufenden hält wie über die Personen und die Tätigkeit der Heimatortgesellschaften in Deutschland, über Heimattreffen, Publikationen, Auswanderer, Adressen usw. Eine erste solide Studie über ein Banater Dorf in virtueller Form, Sanktanna, wurde von der ungarischen Volkskundlerin Erzsébet Arnold 2001 publiziert (Pfeifauf 1995, Heimatsortgemeinschaft Neupanat, Arnold 2001).

Als eine Pionierarbeit zum Thema „Erzählforschung“, obwohl den „klassischen“ Gattungsthemen verhaftet, kann man die Feldstudien von Alfred Karasek (1902–1970) schon in den 1930er und 40er Jahren nennen, von Alfred Cammann (1909–2008) in den 1970er- Jahren, mit Bezug auf die deutsche Minderheit in Südungarn und im Banat fortgeführt. Unter den Dörfern im Bezirk Arad hat Cammann Traunau besucht und dort Märchen gesammelt. Er hat die Interviews bei den nach Deutschland Emigrierten fortgeführt. Laut Cammann lebten im Banat in den 70er Jahren noch 171 622 Deutsche. Als die Front während des Zweiten Weltkrieges vorrückte, ergriffen 15 000 Banater Deutsche die Flucht. In russischen Lagern starben als Deportierte 7000 Menschen und in der rumänischen Baragan-Steppe in der Walachei 10 000 Verschleppte (Cammann 1976, S. 15–54 und 452–459; Neuere Literatur: Seewann, Portmann 2020, S. 218-234: 287-306). In den Jahren unserer Feldarbeit lebten keine Deutschen mehr im Traunau; lediglich in den Nachbardörfern Engelsbrunn, Schöndorf und Guttenbrunn fanden wir einige Informanten.

In den letzten Jahren ist unter den Volkskundlern in Deutschland ein neues Interesse für die Donauschwaben zu bemerken, mit Projekten und Tagungen, gefördert sowohl von den Forschungsinstituten z. B. in Tübingen und Freiburg, als auch vom Donauschwäbischen Zentralmuseum im Ulm. So wurde 2012 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen ein Projekt „Von Geschichte und Gegenwart deutschsprachiger Volkskunden in Südosteuropa“ von Reinhard Johler geleitet. Eine Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum 2013 unter der Rubrik „Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag“ kann hier als ein typisches Beispiel gelten. An den Universitäten gerät allmählich die Bikulturalität des Banats in den Blickpunkt. Als Themen lassen sich z.B. an den Universitäten Würzburg und Freiburg entstandene Dissertationen über religiöse Strategien, Ehen und Lebensgemeinschaften nennen. (Vgl. Seewann, Portmann 2018)

8. Bewusstseinsanalyse des Erzählens – Aspekte einer kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Narratologie

Die Erzählungen unserer aus den Banater Dörfern stammenden Informanten stehen in der vorliegenden Studie nicht in erster Linie als das Zeugnis einer verschwundenen Lebenswelt mit den dort einst herrschenden wirtschaftlichen Verhältnissen und Verwandtschaftssystemen; vielmehr geht es um subjektive Reflexionen über individuelle Schicksale, die ihren Grund im Kontext historisch-politischer Umwälzungen haben. Die Individuen haben diese Prozesse er- und überlebt und dabei ihren Alltag mit Hilfe verschiedener Strategien bewältigt. Das war auch die Lage in den Jahren 1997 bis 2000 und spiegelte sich in den Interviewsituationen wider. Die Gewährsleute haben die Themen ihrer Erzählungen gewählt, doch ging ihre Vorstellung dahin, dass man eine Perspektive, „wie es früher war und heute ist“, anlegen sollte. Es handelte sich nicht bloß um Rekonstruktionen, es verbindet sich mit ihnen auch die Tendenz zu einer Art „Rechtfertigungsgeschichte“. Unsere Feldarbeit war für die Dorfbewohner die erste Konfrontation mit Forschern und Fremden nach dem Umbruch der Ceausescu-Ära. Man erzählte gern und ohne Vorbehalte; in vielen Fällen hatten wir gar den Eindruck, dass man uns seine Geschichten erzählen wollte, um dadurch zu einer Reflexion über sich selbst zu gelangen. Hilfreich für den Erfolg unserer Arbeit waren auch der örtliche Pfarrer und die Angestellten der Caritas, die uns beim Knüpfen unserer Kontakte in den Dorfgemeinschaften zur Seite standen. Entscheidend für das Vertrauen der Bewohner war, dass wir ihre Muttersprachen Deutsch und Ungarisch benutzten. Von großer Bedeutung war überdies, dass einige Schlüssel-Informanten in Lippa gleichsam als Türöffner fungierten. Als Gewährsleute haben sie für uns andere Informanten genannt und mitbesucht.

Wenn man analytische Zugriffspunkte auf das empirisch geschaffene, qualitative Interviewmaterial sucht, sind die Methoden und theoretischen Ansätze von Albrecht Lehmann zentral, besonders die von ihm entwickelte „Bewusstseinsanalyse“, eine kulturwissenschaftlich-volkskundliche Narratologie (Lehmann 2001 und 2007). Harm-Peer Zimmermann hat im Spiegel postmodernen Wissens die theoretischen Dimensionen narrativer Kulturen – Sprache und Wissen, Mythen und Lebensgeschichten – weiter diskutiert (Zimmermann 2005, S. 122, 135–142). Unter Verweis auf Jean-François Lyotard schreibt Zimmermann: „Das ‚postmoderne Wissen‘ – ‚verfeinert unsere Sensibilität für Unterschiede‘, und zwar in Bezug auf die Vergangenheit und auf die Gegenwart. Im Spiegel dieser Sensibilität erweisen sich ‚volkstümliche‘ Lebenswelten als ‚narrative Kulturen‘, die sich kommunikativ konstituieren und stabilisieren, tradieren und transformieren, und zwar in Form von Interaktionen, Erzählungen und Sprachspielen“.

Auch Michel Foucault hat Zimmermann zufolge die Ausarbeitung des eigenen Lebens, „als eines persönlichen Kunstwerks“ in retrospektiver oder prospektiver Absicht betont. Lebensgeschichtliche Erzählungen werden als „wilde Erzählungen“, als „kleine narrative Formen“ gesehen, „Formen, mittels derer der Mensch sich darstellt und entwirft, sich vergisst oder verleugnet angesichts seines Schicksals, lebendig und sterblich zu sein. Lebensgeschichtliche Erzählungen wären demnach als gewusste und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selbst zu transformieren suchen.“ (Zimmermann 2005, S. 142).

Albrecht Lehmann hat diese Perspektive unter dem Gesichtspunkt der Narratologie zusammenfassend verschärft und vertieft. Hier seien im Hinblick auf die folgenden Kapitel einige Hauptzüge zitiert. Es handelt sich um Geschichte, Generationen, Alltagsleben, kurz, in welchen Formen der Zeit das Leben in den erzählten Erinnerungen gestaltet wird. Lehmann verwendet den Terminus „Denkschemata“, wenn er das Erzählen als einen Prozess gestaltet.

„Menschen vermitteln sich überall und seit jeher die Erfahrungen, Wertmaßstäbe, Ansichten und Wünsche ihres Lebens – ihr Bewußtsein – in Geschichten. Aus artikulierten Geschichten kann die Wissenschaft, wie alle anderen Rezipienten der Geschichten, Schlüsse auf das Denken und Handeln der Menschen als Individuen und soziale Wesen ziehen. – Jede historische Konstellation, jede Epoche hat ihre spezifischen Erzählkulturen.“ (Lehmann 1983, 2004, S. 12f.; s. auch ders. 2001). In der Interpretation steht das Thema Veränderung als erstes Moment, das den Informanten mit dem Forscher verbindet, aber von den beiden in verschiedener Weise kommuniziert und verstanden wird (Lehmann 2001, S. 238–241; vgl. Assmann 1988 und 2005, Einleitung S. 18–26, passim). Veränderung ist ein wesentlicher Bestandteil der „Denkschemata“, in Vorstellungen und dadurch in Identifikationsmustern.

Die Analyse wurde weiter auf die subjektzentrierten Fragen und Erzählmethoden und auf Muster des Redens gerichtet, die nicht willkürlich, sondern ganz systematisch im Alltag gelernt, dabei aber nach kulturell vorgegebenen Regeln bildet werden. Nicht mehr das außergewöhnliche Erzählgut steht im Vordergrund, sondern das alltägliche, nicht mehr um die herausragenden Erzählergestalten und ihre Geschichten geht es, sondern um den Durchschnittserzähler (Lehmann, zitiert nach Zimmermann 2005, S. 136). Allerdings entzieht sich die Kultur des Alltags, das zentrale Forschungsfeld der Volkskunde, also die Ereignisse und Tätigkeiten des täglichen Lebens, rasch den Erinnerungen und Erzählungen. Das Gedächtnis merkt sich herausgehobene, für eine erzählenswerten Geschichte geeignete Geschehnisse. Alltagsleben wird in Form typisierter Erfahrungs- und Erinnerungskomplexe festgehalten (Lehmann 2001, S. 239). Mit dieser Frage sind wir in jeder Interviewsituation wohlvertraut. Der Wissenschaftler geht in seiner Auswertung von der Gegenwart des Erhebungsdatum aus, vom Tag der Produktion der Quelle. Brigitta Schmidt-Lauber hat die Dimension der Grenzen der Narratologie

vertieft, z.B. zur Diskrepanz zwischen Stereotyp und Erfahrung, zur Selektivität der Erinnerung und zum Konstruktionscharakter des Gesagten (siehe Schmidt-Lauber 2005, S. 153, 155–159).

Ebenso wie Lehmann und andere verstehen wir unsere Arbeit auch als kulturwissenschaftliche Biographieforschung. Im Schnittpunkt von Biographie, Erfahrungsgeschichte und Erzählforschung liegt der Kontext für Erzählstruktur und Lebenslauf, die Basis der Bewusstseinsanalyse.

Wir können mit Lehmann fragen, ob Menschen im Alltag ein Gefühl für Epochenschwellen und -grenzen haben, wenn sie ihr eigenes Leben innerhalb der Geschichte in den Blick nehmen. Es handelt sich darum, was politisch-kulturelle Umbrüche bedeuten. Dazu gehört, dass sich Vorher-Nachher-Geschichten im individuellen und kollektiven Bewusstsein beobachten lassen. Es handelt sich um Orientierungsmuster, nach denen Menschen ihr Bewusstsein für sich selbst und für andere artikulieren. Erinnerungserzählungen, Erlebnisgeschichten und Selbstreflexionen sind Bestandteile des Denkschemas „Selbstthematierungen“.

Unter Hinweis auf den Geschichtsphilosophen Reinhard Koselleck konstatiert Lehmann weiter, dass eine Lebensgeschichte nicht nur der Deutungsrahmen und Maßstab für die subjektiven und sozialen Erfahrungen der eigenen Vergangenheit, sondern von hier aus auch Grundlage der Zukunftserwartungen ist. Bei der empirischen Bewusstseinsanalyse kann von „einer weitgehenden Identität von Selbstreflexion und Selbstthematierung in der Erzählung“ ausgegangen werden. Diese Bemerkung ist von entscheidender Bedeutung für die vorliegende Untersuchung.

Abschliessend betont Lehmann kritisch in Bezug auf Dokumente, Heimatbücher und Zeitungen die Mischung von eigenen Erfahrungen und Erfahrungen aus zweiter Hand. Medieneinflüsse z. B. bieten identitätsstiftende Gemeinsamkeiten des Erlebens und des Erinnerns, des „kollektiven Bewusstseins“ und des „kulturellen Gedächtnisses“. Bei einigen für die vorliegende Arbeit herangezogenen schriftlichen Quellen ist der Einfluss auf das Bewusstsein erkennbar. Schriftliche, autobiographische Quellen liegen jedoch der vorliegenden Arbeit nicht zugrunde. Allerdings bilden sowohl ältere Photographien in Alben zusammen mit den Kommentaren der Gewährspersonen als auch photographische Dokumentationen während der Feldforschungen „die zweite Hälfte“ der vorliegenden Forschung im Banat.

Anmerkungen

Bevölkerung von Lipova 2011, nach:

https://en.wikipedia.org/wiki/Lipova,_Arad (15.9.2021): 9648 Einwohner, davon 94 % Rumänen, 2,89 % Ungarn, 1,47 % Roma, 1,27 % Deutsche, 0,07 % Slowaken, 0,18 % Ukrainer, 0,1 % andere oder von ungeklärter Nationalität.

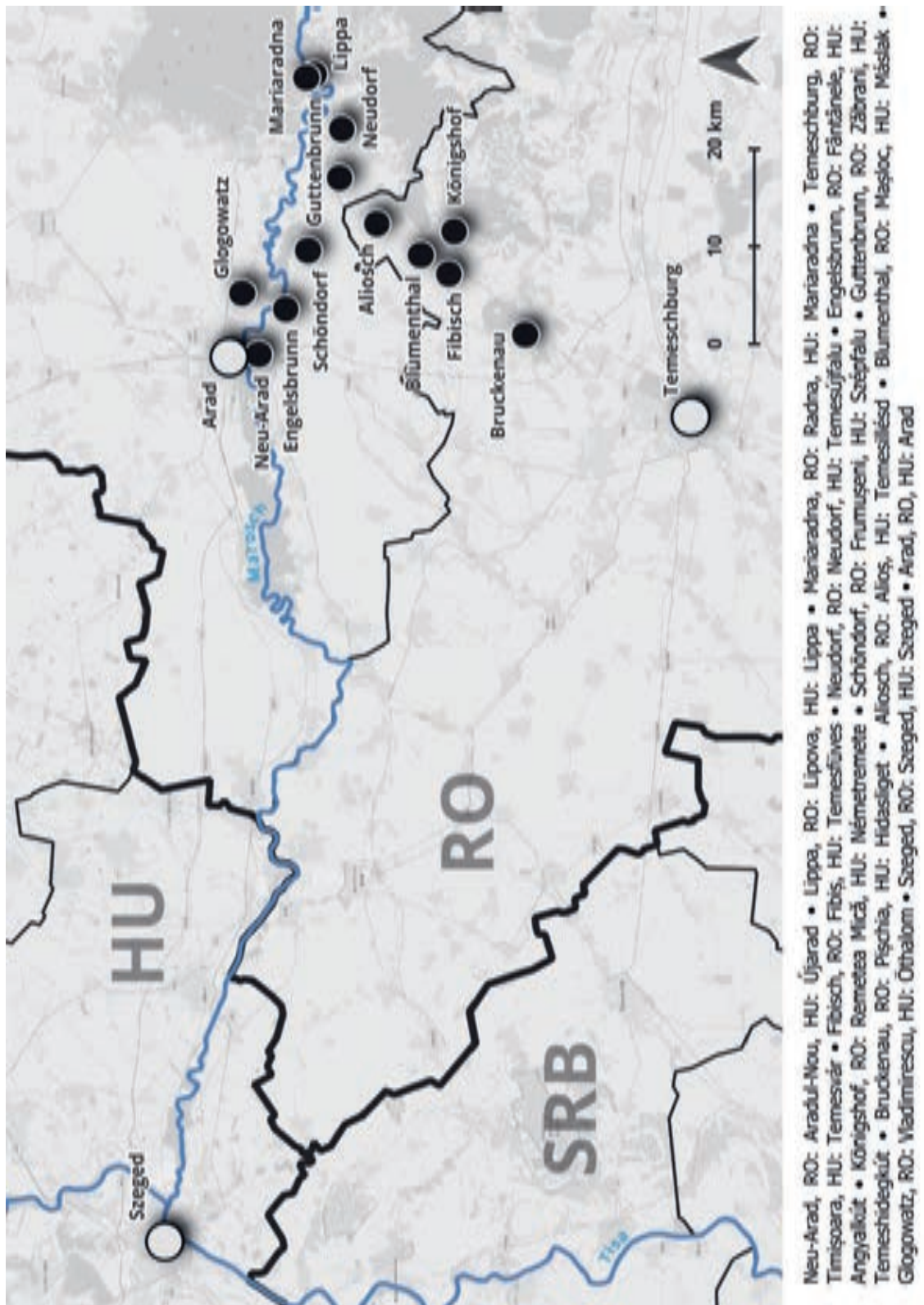
Bevölkerung von Arad, 2011, nach

https://en.wikipedia.org/wiki/Arad,_Romania (15.9.2021): 159 704 Einwohner, darunter 126 075 Rumänen (85,19 %), 15 695 Ungarn (10,06 %), 2535 Roma (1,71 %), 1256 Deutsche (0,84%) und 2116 Angehörige anderer Nationalitäten (1,22 %).

Temeswar – Timișoara, alte deutsche Stadtteile z.B.:

[https://de.wikipedia.org/wiki/Freidorf_\(Timișoara\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Freidorf_(Timișoara)) (15.9.2021);

[https://de.wikipedia.org/wiki/Cetate_\(Timișoara\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Cetate_(Timișoara)) (15.9.2021)



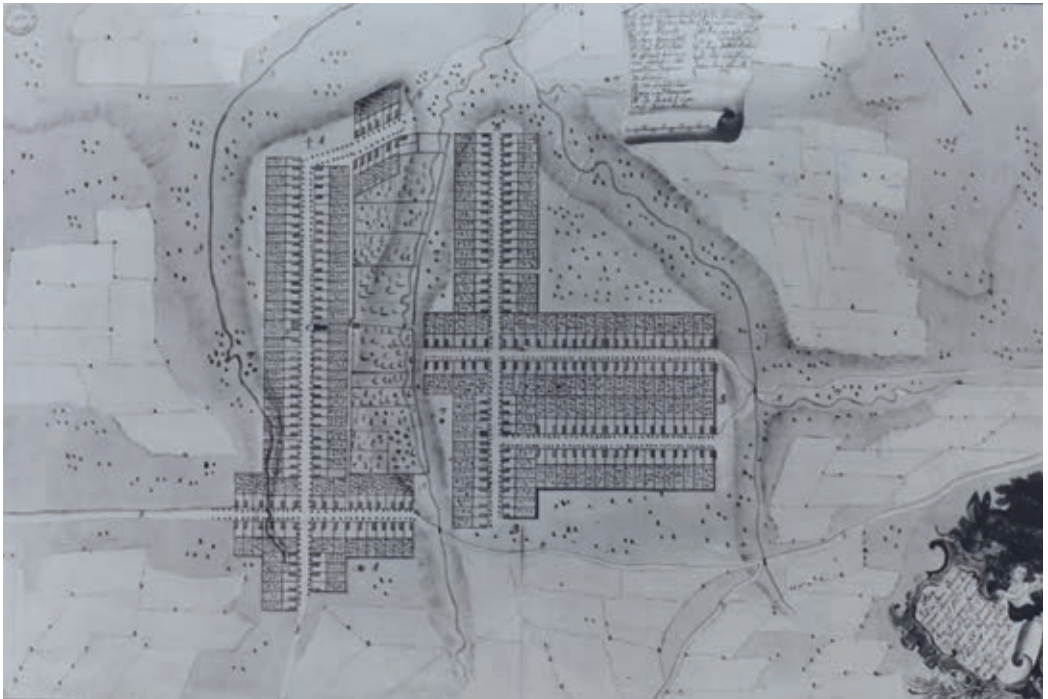
Karte von der historischen Landschaft Banat. Der Kreis Arad und die Dörfer der ethnologischen Feldforschung 1997-2000. Bertalan Pusztai & Olivér Kriszka, Szeged



Lippa Die römisch-katholische Kirche in der Stadtmitte



Lippa Der Basar von der Türkenzeit



Guttenbrunn Anlageplan 1764 Hofkammerarchiv Wien



Bruckenu Dorfstrasse Die Kirche von 1771-1776



Vorbereitungen für die Feldforschungen. Das Franziskanerkloster Mariaradna. März 1997. Pater Pio Sandu, Bo Lönnqvist, Gábor Barna

Kapitel 2

Schlüsselinformanten in Lippa – Selbstreflexion und Selbstthematization

1. Identität des Erzählens in Zeit und Raum Die autobiographische Szene – Bühne des Erzählens

Im ersten Kapitel wurde beschrieben, wie im 18. Jahrhundert ein politisch gesteuertes Kolonialisierungsprojekt eine ethnische Gruppe hervorgebracht hat und in der Folge für einen Teil der Donauschwaben die Bezeichnung „Banater Schwaben“ entstanden ist. Ein auch unter den Deutschen im Banat bekannter Ursprungsmythos (siehe Kap. 1) handelt davon, wie der Mensch sich selbst als chronologisches Wesen wahrnimmt. Der Lebensraum, in dem der Mensch lebt, erinnert täglich an die eigene Geschichte. Innerhalb der ethnologischen und folkloristischen Forschung führte diese Erkenntnis zur Herausbildung des Forschungsbereichs „Erinnerung und Identität“ (z.B. Vultur 2000).

In diesem Kapitel werden sieben Personen aus der Stadt Lippa (Lipova) vorgestellt. Dies geschieht anhand individueller Zeugenaussagen, deren Mikroerzählungen 1997 im Rahmen narrativer Interviews in der ersten Phase der Feldarbeit auf Band aufgenommen wurden. Mit der Bezeichnung „Schlüsselinformant“ werden die von Franz Czernák ausgewählten Kontaktpersonen beschrieben, die zuvor von Gábor Barna über die Expedition und das Projekt informiert worden sind. Sie sind aufgrund ihrer deutschen Sprache und der geographischen Verankerung „Schlüssel“ zu verschiedenen Elementen in der Kultur, die für die Forschung von Interesse sind und die nicht nur anhand von Bestandsaufnahmen und Beschreibungen im Feld erfasst werden sollen.

In ihren Erzählungen geben die Informanten ihre eigene Version der Lebensgeschichte wieder. Daraus kann die Forschung kulturelle Themen extrahieren und charakteristische Züge herausarbeiten, die durch die semantische Dichte sowie Sprache und Stil der Erzählungen entstehen. Eine „ortsgebundene Erinnerung“ verhält sich häufig symbiotisch mit einem „kollektiven Gedächtnis“ (Vultur 2000). Albrecht Lehmann verwendet den Begriff „lebensgeschichtliche Orientierungen“ als Rahmen für eine „kanonisierte Historiographie“ des geographischen Ortes von Arbeit und Beruf, Kindheit, Familienleben, Gesellschaft, Krankheit, Unfällen, Tod und Zukunft: „Erzählen geschieht nicht im Modus der Wahrheit, sondern im Modus der eigenen Bewußtheit“ (Lehmann 1993).

Struktur und Thema dieser Selbstreflexionen werden vom Ort, der materiellen Existenz, der Sprache und Muttersprache bestimmt und sind durchdrungen von

religiösen und nostalgischen Gefühlen. Die Sehnsucht nach der Vergangenheit findet man sowohl bei denen, die in der Diaspora in Deutschland leben, als auch bei denen, die weiterhin in Banat sesshaft sind. Deswegen spricht man auch von der „verlorenen Heimat“, der „Heimat an der Peripherie“ oder „Heimat nahe und fern“ da sich die Betroffenen ständig in zwei Welten bewegen, in einer Welt der Vergangenheit und einer gegenwärtigen. Lehmann spricht in diesem Zusammenhang von der „Heimat im Kopf“ oder „Erinnerungsheimat“ (Lehmann 1983). Der Begriff „Heimat“ bleibt jedoch sehr unklar, ist teilweise klischeehaft und muss diesbezüglich problematisiert werden.

Durch den Besuch der Forscher und während der Interviews werden wieder Gefühle wach, was der Erzählung eine weitere Bedeutung verleiht: Die Informanten begründen retrospektiv ihre individuelle Geschichte, sie sprechen von „Schicksal“, haben dabei jedoch kaum eine Vorstellung von der Zukunft.

Die Variationen der Lebensgeschichten sind dabei sehr zahlreich, und die von den sieben Interviewpartnern präsentierten Geschichten bilden nur eine kleine Auswahl. Auch wenn die Interviewer, zumindest am Anfang, Fragen zu ausgewählten Themen stellten, wurden die eigene Lebenserfahrung und die erlebte und belebte Geschichte überwiegend vom Informanten selbst, so wie sie damals wahrgenommen wurde, erzählt.

Themenwahl, sprachliche und strukturelle Gestaltung der eigenen Reflexionen, Erläuterungen und Interpretation bilden die Substanz und sind Teil der Definition des zentralen Begriffes „Erzählkultur“. Ein anderer Schlüsselbegriff, „Leitlinie“, beschreibt nach Albrecht Lehmann den inneren Zusammenhang zwischen Makrohistorie und Lebensgeschichte. Als „Leitlinie“ wird die private Ebene der Erzählung bezeichnet; sie ist ein bedeutendes Element, da die Forschung einen Interpretationsrahmen für das Erzählte braucht. Mit Bezug auf Wilhelm Dilthey fasst Lehmann zusammen: „Das Leben ist eine Einheit des Bewusstseins“ (1983). Die Erwähnung Lehmanns ist an dieser Stelle deshalb von Bedeutung, weil die in der vorliegenden Studie angewandte Methode der von Lehmann sehr ähnlich ist.

Durch den Umstand, dass Dokumentation und Analyse häufig parallel verlaufen und durch Beobachtungen der Teilnehmer ständig ergänzt werden, entsteht während der Interviews eine Reziprozität zwischen Forscher und Informanten im Hinblick auf Kommentare und Nachfragen. Die einzelnen Prozesse des „Erzählens“ und „Berichtens“ laufen dabei teilweise getrennt ab und beeinflussen sich teilweise gegenseitig. Auch wenn der Sachverhalt „von außen“ kommt, wird das Erzählen bewusst gestaltet, in Form einer „Ästhetik im Alltag“. In der Interviewsituation konstruiert der Informant demnach bewusst oder unbewusst sein persönliches Ich. Während des Erzählens reflektiert er auch sein Selbstbild, seine „Identität“, und nimmt Paradoxien und Konflikte im eigenen Identitätsmuster wahr. Dadurch erhält der Forscher Einblicke in einen mentalen Verhandlungsraum.

Der mentale Raum entspricht dabei dem physischen Raum, der lokalen Umgebung und der Regionen. Die Erzählungen der eigenen Lebensgeschichte beginnen häufig mit dem Geburtsort, dem Dorf, in dem die Befragten aufgewachsen sind, in welchen Orten man angezogen ist, wo man gearbeitet hat und wo man jetzt lebt. Der Raum bildet einen „Anfang“ und ist der konkreteste Referenzrahmen für die Erzählstruktur. Zum Raum gehört auch die Schule, die man besucht, und die Literatur, die man gelesen hat. Dies ist ein mentaler Raum, den konkret, unter der alltäglichen Feldarbeit, auch der Forscher mitzuleben versucht. Der Ort beinhaltet die meisten anderen Elemente des Lebenslaufs und Lebensstils, die Biographie eines Menschen, zwischenmenschliche Erfahrungen, das Zuhause, Verwandtschaft und Herkunft. Zum Ort gehören auch die Landschaft, die erlebte Natur und ihre Wechselwirkung mit der Kultur sowie (historische) Gebäude und andere konkrete Lebensräume.

Der Ort steht in engem Zusammenhang mit der „Leitlinie“, die das soziale Leben und die Auffassung von der eigenen „Kultur“, der „deutschen Kultur“, beinhaltet. Deren Kern ist die deutsche Sprache.

Die Befragten sprechen spontan Deutsch. Nicht nur das Interesse der Forscher inspiriert die Informanten, über ihre Sprache zu reden, sondern auch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem sozialen Kollektiv und einer historisch gewachsenen Gruppen, ein „kollektives Selbstbild“ als Schwaben bzw. Banater Schwaben, das in der Sprache verankert ist. Mit Hilfe der Sprache entsteht auch das Bild der „anderen“ als Gegenentwurf und zur eigenen Abgrenzung. Noch wichtiger als die Sprache ist die Religion, eine religiöse Kultur, die Abgrenzungen aller Art voraussetzt und die das Leben in Alltag und Festtag einteilt und ordnet. In diesen Feldern treffen lineare, chronologische und zyklische Zeit aufeinander.

Der Begriff „Erzählkultur“ hängt demnach eng mit dem Begriff „Lebenslauf“ zusammen. Der Lebenszyklus ist die „Leitlinie“, die private Ebene der Erzählung, auch für die Form der Erzählung der *Zeit*. Lehmann beschreibt drei Dimensionen: „geschichtliche Zeit, Naturzeit und lebensgeschichtliche Zeitkategorien“. Grenzen zwischen den Zeitschichten werden durch unterschiedliche Plätze markiert.

Es handelt sich um eine konventionelle Chronologie, die geographisch, sozial und kulturell beschrieben wird. In den Erzählungen bildet die zyklische Zeit, von der Geburt bis zum Tod, als ständig gegenwärtiges Kulturmuster das Pendant zur Naturzeit.

Die Methode, die Zeitauffassung als Teil der individuellen und der kollektiven Geschichte anzusehen, sind vor allem bei Philippe Ariès und Aleida Assman beschrieben, deren Analysen für das Erzählen als kulturschaffender Prozess relevant sind. Ariès' Analyse bezieht sich auf den Menschen im 20. Jahrhundert, der um seinen Platz in der Geschichte weiß und kein autonomes Wesen mehr ist, unabhängig von der Welt und dem Zeitgeschehen. Ariès stellte jedoch bereits 1947/48 fest, dass der Mensch, ehe er in die große, unabdingbare wie anonyme

Geschichte eintrat, einem begrenzten und ganz besonderen Lebensraum angehörte. Dessen eigene Geschichte ist der Schutz „vor *der* Geschichte“. Die Menschen leben in ihren Familien, in kleinen und benachbarten Gemeinschaften, in hermetisch abgegrenzten Gruppen, die sich zu ihrer eigenen Vergangenheit verhalten, da die Vergangenheit ihnen gehört und ihre Einzigartigkeit bestärkt. Es sind „Geschlossene Zirkel unseres Bürgertums, unseres Bauernstands, die sorgsam ihre Unterschiede pflegen, das heißt die Traditionen, Erinnerungen, Legenden, die nur ihnen gehören. Dies ist weniger eine Frage der gesellschaftlichen Bedingung als der Beständigkeit innerhalb dieser Bedingung und der Erinnerung an die eigene, ganz besondere Vergangenheit.“

Weiter meint Ariès, dass ein Augenzeugenbericht zugleich verstanden werden soll als „eine persönliche, eng den großen Strömungen der Geschichte verbundene Existenz, und ein Augenblick der Geschichte, der erfaßt wird in seiner Beziehung zu einer besonderen Existenz. Das Engagement des Menschen in der Geschichte ist so geartet, daß es keine Autonomie mehr gibt, auch keine Idee von Autonomie, aber das sehr klare Gefühl eines Zusammentreffens oder eines Widerspruchs zwischen seinem persönlichen Schicksal und dem Werden seiner Zeit.“ (Ariès 1988).

In ihrer Studie über Zeit und Tradition sieht die Sprach- und Literaturwissenschaftlerin Aleida Assman, die sich stark an Maurice Halbwachs anlehnt, ein inhärentes Paradox im Traditionsbegriff, d.h. auf der einen Seite eine Beständigkeit – Geschichte – und auf der anderen Seite eine Offenheit für Veränderung – Innovation. Sie hat versucht, zyklisches („Naturzeit“) und lineares Zeitverständnis („Kulturzeit“) zu vereinen, indem sie die große Bedeutung der Riten in den Vordergrund stellt. Die Riten, aus denen sich die Rituale ergeben, erzeugen durch ständige Wiederholung von Mustern und Materialität Wahrhaftigkeit und vertiefen das Identitätsmoment innerhalb der Veränderung. Die Zeit wird dadurch nicht aufgehoben, sondern durch Kontinuität erst geschaffen. Diese Rituale schaffen Stabilität und bewahren einen Kern des Gebräuchlichen, verbinden die individuelle Erfahrung mit kollektiven Mustern. Hier reiht Aleida Assman die Erzählung mit ein, die neben Handlungen, Ritualen und Kalendern eine wichtige Form der Konstruktion von Zeit ist. Durch die narrative Bearbeitung von Erinnerungen wird Zeit in Sinn verwandelt (Assman 1999; Kritik bei Pollman 2017; Lönnqvist 2013).

Die autobiographische Szene - Bühne des Erzählens

Wenn das individuelle Leben wie eine private Einheit innerhalb des kollektiven Kontextes empfunden wird können Veränderungen innerhalb des Kollektivs in der Erzählsituation die besondere Betonung von Veränderungen auch in der Erzählsituation bewirken. Zentrale Erlebnisse sind die Brüche wie z.B. das Verschwinden, Katastrophen und Krieg. Die Selbstreflexion erlebt dies wie ein

„Heute nicht wie Gestern“ und schafft dadurch eine Systematik, eine „Selbstthematizierung“. Dadurch wird das Bewusstsein über die Bedeutung des Erzählens gestärkt.

Der schwedische Folklorist Ulf Palmén, der 1995 eine Studie über die Erzähltechnik mit 132 Interviewpartnern der Geburtsjahrgänge 1901 bis 1932 auf der Insel Gotland durchführte, kombiniert in einer kürzlich erschienenen Analyse die individuellen Lebensgeschichten mit „kollektiven Gedankenfiguren“, also mit imaginierten Gemeinschaften wie Personen- und Ortsnamen, Sitten und Bräuchen, sowie mit lokalen Anekdoten in Visby („*imagined communities*“, siehe Benedict Anderson 1991). Die Kernfragen beschäftigen sich damit, wie Erinnerungen sich in mündliche Erzählungen verwandeln und wie diese eine Welt von imaginierten Gemeinschaften erzeugen. Der folkloristische Begriff „Memorat“ umschreibt dabei, wie der Mensch mit dem Grenzbereich zwischen Erfahrung und der Interpretation der Erfahrung umgeht. Das Kollektive wird durch die individuelle Formulierung der gemeinsamen Erfahrungen aktualisiert. Die individuellen Handlungen pendeln somit zwischen subjektivem Erzählen und dem Bezug auf objektive Fakten. Inhaltlich findet man die Erzählung erklärende Beschreibungen, argumentative Behauptungen und narrative Beispiele. Diese können private Erlebnisse, Augenzeugenberichte, Hörensagen, kollektive Erinnerungen, indirekte Teilnahme, Anpassung an die Wirklichkeit wie den Anspruch auf Authentizität und Glaubwürdigkeit beinhalten. Die narrative Struktur jedoch, so betont Palmén, entsteht erst während des Erzählens. Die Lebensgeschichte, also das Menschenleben an sich, gilt nicht als Erzählung.

Palmén interessiert sich u.a. für die „Szenen“ in der autobiographischen Erzählung, verankert sowohl in der Zeit als auch im Raum, und wie in einem hauptsächlich chronologischen Verlauf eine Anzahl dominanter Akteure und Handlungen, wichtige geographische, evaluierende und emotionale Aspekte, Platz finden können. In einer langen Autobiographie kann man beobachten, wie der Erzähler sich schnell zwischen unterschiedlichen Erzählwelten hin und her bewegt. Dies erschwert die Wiedergabe eines zusammenhängenden und eindeutigen Handlungsstrangs der Lebenserinnerungen. Es gibt auch keinen Anspruch darauf, dass die unterschiedlichen Szenen zusammenpassen, wie z.B. im Film. Dies gilt insbesondere für die Erzählungen, die im Vorliegenden vorgestellt werden.

Eine andere sehr typische Eigenschaft für solche Erzählungen ist die Etablierung fester Rollenmuster. Die Diskrepanz, die manchmal zwischen dem erzählenden und dem erzählten Ich entsteht, ist dem autobiographischen Erzählen inhärent. In der Rolle des Erzählers ist man aktiv; man hat die Kontrolle über das Wort, während das erzählte Ich als Opfer oder Verlierer durch das Handeln anderer oder durch einen Zufall gesehen wird. Der Informant kann eine distanzierte Haltung einnehmen und Abstand von der Situation nehmen oder sie herunterspielen bzw. erklären. Dies gilt auch für Ereignisse, für die der Erzähler

als Objekt keine Verantwortung trägt. Eine generelle Beobachtung Palmenfelts dabei ist, dass die Interviewpartner Schwierigkeiten haben, bei der Wahl zwischen dem „Wunsch, davon zu erzählen, an was man sich tatsächlich erinnert, und dem Wunsch, eine gute Geschichte zu liefern, die in die narrative Form eingebaut ist“ – und vielleicht auch in der Haltung des Informanten gegenüber dem Zuhörer oder den Intentionen des Forschers (Palmenfelt 2017).

Dieses starke Bewusstsein und die Bereitwilligkeit der Informanten, ihr Leben gegenüber der Wissenschaft zu öffnen – trotz der nur wenige Jahre zuvor bestehenden Unterdrückung der freien Meinungsäußerung – war ein intensives Erlebnis während der Befragungen in Banat. Die Erzählung ist demnach sowohl bestätigend als auch identitätsstiftend. Dies gilt nicht nur für das Selbstbild der Informanten, sondern auch des Forschers. Eine Erzählsituation, ein mehrstündiges Gespräch mit dem Interviewpartner, ist eine Unterbrechung von dessen Alltag, begleitet von seiner Verwunderung und Freude über das Interesse eines anderen Menschen.

Clifford Geertz hat insbesondere die „Autorzentriertheit und „Autorkonstruiertheit“ beschäftigt, welche die Beschreibung des Fremden prägt; dies soll hier ebenfalls berücksichtigt werden. Die Erzählungen im vorliegenden Buch sind keine neutralen, objektiven Dokumente, aber auch keine pragmatischen Revitalisierungsprojekte einer verschwundenen Welt. Sie möchten als Typen kultureller Konstruktionen in einer bestimmten Historie, nämlich dem sozialen und sprachlichen Kontext zwischen den Jahren 1997 und 2000, betrachtet werden (Geertz 1993 in Schneider 2004; Wienker-Piepho/Roth 2004: Einleitung, S. 11–18, und Artikel von Schneider, Roth und Jaago).

Die *Erinnerung* ist demnach die Handlung, welche die Reflexionen hervorbringt und die das Selbstbild ständig erneuert. Die Erinnerung und das Jetzt leben in einer dialektischen Symbiose. Die Erinnerung schafft eine „Kultur der Unruhe“. Die Unruhe ist wie eine Veränderung, wie ein sozialer und kultureller Prozess. Durch die Erinnerung werden die Regeln für die Auffassung von Wahrheit und das Bewusstsein des Ortes in Raum und Zeit festgelegt. Die Erinnerung bietet ein Orientierungsmuster (Assman „Modi des Erinnerns“), motiviert die Erzählung und schafft Erwartungen an die Rolle des Informanten und Einsicht in die Bedeutung der Erzählung für die Zukunft. Die Erinnerung ist nicht nur eine Tradierung, eine Vermittlung von Erfahrung und Wissen, sondern auch ein sehr starker Ausdruck des eigenen Selbstbildes und der Identität. Die Dokumentationen und die Studie über die Identität des Erzählens in Raum und Zeit sowie der autobiographischen Inszenierung/Szene des Erzählens, gehören zu den anspruchsvollsten Feldern der ethnologischen und folkloristischen Forschung. Wenn Clifford Geertz in seinem klassischen Essay „From the Native’s Point of View“ die doppelte Dimension der hermeneutischen Epistemologie innerhalb der anthropologischen Feldarbeit betont, stellt er die Frage: „What happens to verstehen, when einfühlen disappears?“, eine Frage, die heute genauso brandaktuell ist wie 1974, als der Essay veröffentlicht wurde.

2. „Ich erzähle nur, was ich sicher weiß“

Raum – Religion – Veränderungen

Die meisten unserer ersten Bekanntschaften 1997 kann man als Schlüsselpersonen bezeichnen: aufgrund ihrer Kenntnis des Ortes und der lokalen Kultur, aber auch ihrer Vertrautheit mit anderen Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft und dem Schicksal der Minderheit.

Entscheidend für das ganze Forschungsprojekt waren die schon längst bestehenden Kontakte zwischen Professor Gábor Barna und einem ehemaligen Offizier der rumänischen Armee, *Franz Czernák*, 1937 in Arad geboren. Sein recht großes Haus liegt unweit des Marktplatzes an einer der Hauptstraßen in der Nähe der Brücke, die die Stadt Lippa über den Fluss Maros mit dem Dorf Radna verbindet. Den ganzen Tag geht der Verkehr hier vorbei. Herr Czernák sitzt zuweilen am Torweg und redet mit Vorübergehenden. Man bekommt den Eindruck, dass er alle Leute kennt. Das Interview mit Herrn Czernák wurde nicht auf Tonband aufgenommen, sondern während des Gesprächs in Form schriftlicher Notizen festgehalten.

Herr Czernák betont zu Beginn und auch später vielmals, dass er nur erzählt, was er sicher weiß. An einer Karte, die er während des Interviews zeichnet, zeigt er die Stadtmitte von Lippa, die Hauptstraßen, die ethnischen Wohnviertel und vor allem, wie sich die Sprachgruppen in Bezug auf Wohnplätze verteilten und verteilen. Er vermittelt uns einen ersten Eindruck von Lokalität. Der westliche Teil, in dem die katholische Kirche steht, war „früher“ deutsch-ungarisch, die Stadt zu über fünfzig Prozent deutschsprachig. Der östliche Teil, in der Umgebung der orthodoxen Kirche, ist nach wie vor rumänisch; hier befindet sich die rumänische Schule. Hier leben auch die sesshaften Zigeuner (Roma). Die mittlere Region zwischen diesen Punkten ist ethnisch gemischt: ungarisch-deutsch, früher auch jüdisch. Die Straßennamen waren bis 1918 ungarisch, später rumänisch, doch erinnert man sich auch an deutsche Namen, z. B. ist die „Rosengasse“ die Hauptstraße in westlicher Richtung vom Zentrum.

Das erste Thema – die Sprachverhältnisse in den Ortschaften – hat Franz Czernák gewählt, wahrscheinlich in Erwartung unserer Interessen. Er selbst spricht Ungarisch, Deutsch und Rumänisch, aber er sagt „ich denke nicht“, was man wohl so verstehen kann, dass er sich eher unbewusst und fließend zwischen den Sprachen bewegt. Sein Vater, der als Schlosser, Tischler und Mechaniker arbeitete, sprach nur Ungarisch. Seine Mutter war „schwäbisch-deutsch“, hatte in der Schule aber Ungarisch gelernt. Die Großmutter war eine „Österreich-Ungarin“.

Franz Czernák erzählt im Folgenden von den Ortschaften in Banat, die er in drei größere Bezirke gliedert, besonders im Hinblick auf die Sprachverhältnisse. In

der Arader Gegend liegen die deutschsprachigen Dörfer: Neuarad, Engelsbrunn, Schönbrunn (Schöndorf), Guttenbrunn, Neudorf, Glogowatz („rein deutsch“), Neupanat, Sanktana und Hellburg. Die ungarischen Namen einiger Dörfer nennt er parallel. In der Gegend von Lippa in Richtung der Stadt Temeswar nennt er folgende Dörfer: Aljos („gemischt“), Fibisch, Bruckenau, Jarmata („deutsch“) und Vinga („katholisch, bulgarisch“). Östlich und südlich von Temeswar, in Richtung Reschitza, kommt noch die ehemalige deutsche Gegend Lugos mit Dörfern wie Rekas, Banlok, Czákova, Nitchidorf („deutsch“), Busiasch, Detta („deutsch“) und Bakova („mit einem Altenheim für Deutsche“).

Herr Czernák widmet seine Erzählung der Ortsgeschichte. Ein Bericht über die Esskultur ist das erste Thema. Die Nischen waren ethnisch geprägt, doch der Zweite Weltkrieg hat alles verändert. Bis zum Kriege „lebten die Gruppen für sich, sie waren dazu gezwungen, die Väter waren auf dem Feld“; der Nahrungszweig war der Ackerbau, „Banat war Spitze der Landwirtschaft“. Zwischen dem Dorf und den Städten bestanden enge Kontakte. Nachdem 1945 den Deutschen „alles weggenommen“ wurde – die Russen „zerstörten alles“ –, kamen in den 1960er Jahren Rumänen aus Moldau und setzten die Kollektivierung durch. Am schlechtesten war die Situation zu Beginn der 50er Jahre.

Die Familiennamen bezeugen das Aufkommen und die Berufe der Bewohner. Deutsche Gewerbe waren z. B. Ackerbau (Weizen), Tierzucht und Weinbau; die Handwerker waren Schmiede, Wagenmacher (Räder), Zimmerleute, Schlosser und Riemer (Pferde). Die Ungarn waren Spengler, Krüger und Kupferschmiede, Werkarbeiter, Schneider, Schuster und auch Tagelöhner im Dienst Deutscher. „Jedes deutsches Haus hatte einen rumänischen Knecht.“ Bei den Rumänen war der Ackerbau wenig ausgeprägt; sie arbeiteten im Wald und betrieben Tierzucht. Die Beamten in der Stadt wurden, in der ungarischen Zeit (vor 1919) aus allen Gruppen rekrutiert: Rumänen, Deutsche, Ungarn, nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch ausschließlich aus Rumänen.

Herr Czernák ist auch mit der Siedlungsgeschichte von den ersten Zeiten seit 1718 vertraut und erzählt über die deutsche Einwanderung aus Schwaben und Thüringen. Die Ungarn sind seit tausend Jahren hier gewesen, die Rumänen, besonders nach der Türkenzeit, als Hirten gekommen. Die Ungarn waren seit dem Mittelalter, was bis zur Revolution gegen das Habsburgerreich 1848/49 dauerte, Knechte, einige lebten als Freie an der Grenze Serbiens, aber die Deutschen waren alle „frei“, betont der Informant. Die Gutsbesitzer waren ungarische Grafen wie Teleki, Zielinski (Zelensky) im Neudorf, Kalman und Matsony. Bis zum Zweiten Weltkrieg lebten in Lippa etwa 200 Juden, z.B. die Familie Neumann. Im Jahre 1943 wurden sie alle in ein Ghetto in Temeswar gebracht. Zur Zeit des Interviews, 1997, lebten hier etwa zehn jüdische Leute. Die Juden beschäftigten sich mit Handel, oder waren auch Goldschmiede, Ärzte und Feinmechaniker.

Als das zentrale Thema hat Franz Czernák, wie auch andere Schlüsselinformanten, die Pilgerkirche Marias und das noch existierende Pilgerfest im angrenzenden Dorf Radna gewählt. „Jeden Sonntag zwischen Mai und 8. September kommen Leute. Der Ort erhebt keine Steuern, alles kommt von den Pilgern.“ Sie kommen von den Dörfern „in Kolonnen; sie sind zwei bis drei Tage auf dem Wege, ohne oder mit dem Dorfpfarrer“. Sie feiern Messen, tragen die Kirchenfahne und Marienstatuen, und sie sind in Trachten gekleidet. Aus dem ganzen Banat kommen die Pilger, mit dem Wagen oder auf Pferden. „Die meisten kommen am 15. August, wenn man Mariä Himmelfahrt feiert. Früher gab es Gebäude mit Radnaer Bürgern; die Pilger konnten dort Quartier nehmen. Viele übernachteten in primitiven Schlafstätten. Man treibt Handel, auch mit Kerzen und Heiligenbildern, Büchern und Spielzeug.“ Blechmusik gehört dazu. Das Ritual umfasst Prozessionen, Messen, die die Franziskaner zelebrieren, und eine Wanderung am Kreuzweg, der „Via Dolorosa“. Vom Banat kommen außer Deutschen meist Ungarn, aber auch einige Serben.

Vom Pilgerfest bewegt sich die Erzählung zum Franziskanerkloster in Radna, dem religiösen und touristischen Zentrum zur Zeit der Feldforschung. Herr Czernák definiert es in folgender Weise: „Das Kloster lebt isoliert von Dorf. Es gibt etwa zehn Mönche, einige Arbeiter, aber keine Landwirtschaft, dafür mehr Geldwirtschaft und Handel.“ Der Kommunismus hatte in den 1940er Jahren alles verändert, nicht nur die Wirtschaft. Die Pilgerfahrt wurde unterbunden; man verhaftete die Pilger schon am Bahnhof und zwang sie zur Arbeit. Eine Störung der Feier durch einem Motorrad endete jedoch in einem Unglück; nach Aussage der Ortsbewohner war dies Gottes Wille. (Siehe Kapitel 3)

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind viele Deutsche, „SS-Deutsche“, in Deutschland geblieben. In der Ceausescu-Ära begann die Auswanderung. „Ein Gipfel war es in den achtziger Jahren, man bezahlte 8000 bis 14 000 D-Mark per Kopf für die Ausreise, viele hatten Verwandte in Deutschland.“

Nach dem Krieg lebten nach Schätzung des Informanten 8000 Menschen in Lippa. Im Jahr 1997 sind die Lebensumstände seines Erachtens abhängig von der Fabrikarbeit in Arad, wohin sie pendeln, oder in der Waggonfabrik in Radna, in einer Schuhfabrik oder einer Destillerie. „Nur ein Deutscher ist zurückgekommen, 38 bis 40 Jahre alt, stammt von hier. Er hat eine Fabrik für Mineralwasser gegründet, auch Kühlschränke werden repariert, aber in Deutschland verkauft.“

Heute, so Czernák, besteht die Bevölkerung in Lippa mit Radna, zu mehr als zwanzig Prozent aus Roma, früher waren es nur wenige Familien, die in der Nähe der rumänischen Kirche lebten. „Sie sind keine guten Arbeiter. Sie sprechen Romani-Sprache, aber auch Ungarisch und Deutsch. Sie arbeiten als

Tagelöhner und durch Handarbeit, aber schlecht. Die Zigeuner wissen alles von uns zu sammeln. Sie sind als geborene Rumänen eingeschrieben.“

„Die deutsche Kultur hat keine Zukunft hier“, endet die reflektierende Erzählung Herrn Czernáks. Zehn Jahre nach dem Interview, bei einem neuen Besuch bei ihm, 2007, bestätigt er dies: Die Kultur ist ausgestorben, es gibt keine Schulklasse mehr in Lippa, die letzte Lehrerin war Frau Lukhaup. Die deutsche Schule in Temeswar ist zu 80 Prozent rumänisch. Das „Deutsche Forum“ hat einen Rumänen als Vorsitzenden, „doch mit deutschen Ahnen“. Sie organisieren das Kirchweihfest, bringen aber (deutschsprachige) Kinder aus anderen Orten“ (Interviews 11.8.1997 und 2.10.2007, Aufzeichnung Bo Lönnqvist – Siehe weiter Kap.6).

3. „Die Muttersprache ist deutsch, die Nationalität ungarisch, und die Bürgerschaft, als Staatsbürger bin ich eine Rumänin. So ist es!“

Familie – Schule und Sprache – Ethnische Unterschiede: Selbst- und Fremdbild – Wandel – Heutiger Sprachgebrauch

Im Gespräch mit der Forscherin Pirkko Järvelä erzählt die Schwester Franz Czernáks, *Maria Czernák* – ihr ungarischer Kosenamenname ist Ildikó –, im August 1997 folgendes über ihre Lebensabschnitte. Die Forscherin konzentriert das Interview auf bestimmte Themen, doch zeigt sich die Informantin im Gespräch gleichermassen daran interessiert, mehr über die Interviewerin und über Finnland zu erfahren. So ergibt sich während des Interviews auch eine Diskussion über Finnland und die finnische Sprache.

Familie

Maria Czernák beginnt die Erzählung mit der Familiengeschichte: „Meine Großmutter hatte alle sechs Kinder, die zwei Jungen und die sechs Mädchen, als Witwe aufgezogen, und mit 53 stirbt sie, 1932... und das waren deutsche Leute, das waren wirklich deutsche, deutsche, deutsche, ja ... von allen Seiten. Und von Vati aus, Vati ist gemischt, auch Czernák dieser Name ist kein ungarischer Name, Cz ... das ist tschechische Namen, slowakische...“. Sie erzählt des Weiteren über das Aufwachsen des Vaters, des Großvaters, der Wagner war, und von dessen Vater, einem Schlosser.

Maria Czernák wurde 1940 geboren; zur Zeit des Interviews ist sie bereits Rentnerin. Die Großeltern haben nur deutsch gesprochen; „von der Mutter aus“ waren sie deutsch. „Die Kinder – meine Muttich – die ging in die ungarische Schule, – es war Österreich-Ungarn, wir haben doch die ungarische Königin, die Elisabeth (†1898, Gemahlin Kaiser Franz Josephs) – es waren die Mehrheit die

Ungarn aber, das ist wahr, als Deutsche lernte die Mutter ungarisch, sie ging in eine ungarische Schule, sie konnte von dort Ungarisch, dann hat sie auch einen Ungarn geheiratet, das war nicht fremd gewesen, sie konnte gut Ungarisch.“

Sie erinnert sich weiter das alte Haus der Großeltern, das 1970 durch ein Hochwasser zerstört wurde. Sie spricht von Lippa, das nicht groß sei. Es waren mehr Deutsche als Ungarn und Rumänen; sie weiß es nicht genau, aber „so sieht man es“. Deutsche wohnten überall, z.B. an dieser Gasse, an der die Kirche steht. Sie glaubt, dass es früher nur drei rumänische Familien gab, „das war alles deutsch, deutsch...“ Sie beschreibt die Siedlung, die Erweiterung der Stadt und das Haus ihrer Großeltern. „Sie sind auch hier begraben, auch die Urgroßmutter“. Sie zeigt ein Bild der Urgroßmutter.

Schule und Sprache

Im Zentrum der Erinnerung steht die katholische Mädchenschule; Frau Czernák kehrt wiederholt zum Thema zurück. Die Nonnenschule war „sauber, rein und schön“. Arme und reiche Kinder wurden dort gleichbehandelt. Jeden Tag um zwölf Uhr kamen Bettler, die ärmsten der Deutschen, um etwas zu essen zu bekommen.

„Ich habe die Schule angefangen bei den Nonnen, ... eine Klosterschule nur für Mädchen, und auch im Kindergarten war ich bei den Nonnen gewesen. Das war in 1947. – Aber dann ist doch alles umgeordnet mit dem König, haben sie absagen lassen, er musste flüchten, hier wurde alles kommunistisch, es wurde doch die rumänische Volksrepublik ernannt, na, dann hat man so wie auch im Russland und überall im Osten gemischte Schulen gemacht. Die Klöster [wurden] alle aufgelöst. – Keine Nonne blieb hier in der Schule. Das wurde eine gemischte Schule, für Mädchen und Jungen, und diese habe ich dann ungarisch gemacht. Die erste Klasse war ich in der deutschen Schule, nachher in der ungarischen, aber dann sind es nicht mehr Ungarn geblieben; es waren sehr wenig Ungarn schon, und dann bin [ich] wieder in der deutschen Schule, das war ein Lyzeum [Gymnasium], in 1953/54 gegründet, ich begann sie in '54/'55 das erste Schuljahr und hab dann drei Jahre gemacht.“ – Maria hat danach 15 Jahre in Lippa bei der Bank gearbeitet. In Groß Wardein (Oradea) hat sie 1963 geheiratet. Dort arbeitete sie als Buchhalterin in einer Firma.

Die Forscherin fragt nach der Kindheit und dem Spiel unter den Kindern wie auch nach dem Sprachgebrauch und bekommt zur Antwort: „Ungarisch, Deutsch, Rumänisch – das war eins und dasselbe eigentlich, wir haben wenige rumänische Kinder, mehr deutsche und wenige Ungarn. Als ich in der ungarischen Schule war, das sage ich Ihnen, dann waren wir sieben Mädchen in einer Klasse, in der deutschen Schule waren wir 27, ein großer Unterschied.“

„Zu Hause (haben wir) Ungarisch und Deutsch gesprochen. Auch jetzt, Ungarisch und Deutsch; mit meinem Bruder spreche ich Ungarisch und mit

meiner Schwägerin Rumänisch. Denn die ganze Zeit hindurch lernten wir auch Rumänisch, aber nur als Sprache wurde sie gelernt, also nicht die Geschichte, Biologie, Chemie, Mathematik und solche Sachen hatten wir in Deutsch gelernt oder Ungarisch – und Rumänisch nur als eine Fremdsprache, und trotzdem, nachdem ich diese Schule beendet habe, wurde es nur mehr Rumänisch, wir sprachen im Büro mit den Leuten, nur mit meinen Schulkolleginnen habe ich Deutsch oder Ungarisch gesprochen. Mit hier, mit Fremden schon Rumänisch, im Büro Rumänisch, überall ist Rumänisch.“

Auf die Frage der Interviewerin „Was ist ihre Muttersprache?“ antwortet sie: „Deutsch, deutsch, das ist sehr interessant – gute Frage.“ Sie lacht ein wenig. „Die Muttersprache ist deutsch – schreiben Sie das aus, das können sie ausschreiben. – Die Muttersprache deutsch, die Nationalität ungarisch – nach dem Vater, ich bin eine Ungarin –, und die Bürgerschaft, als Bürger, Staatsbürger bin ich eine Rumänin. So ist es!“ Sie lacht. „Ich persönlich habe keine Schwierigkeiten.“ „Als Österreich-Ungarin fühle ich mich.“ (1998).

Es gibt nur noch wenige Leute, mit denen sie deutsch sprechen kann. „Auch nicht im Groß Wardein. Ich bin seit 1975 in Groß Wardein (Oradea, Nagyvárad) und habe niemals deutsch gesprochen, bis ich in Rente kam, also bis 1990.“

Sie spricht weiter von der Zeit nach Ceausescu und den Möglichkeiten, in Rente zu gehen: „Ich wusste nicht, wo ich dran bin; die Bedingungen waren in alle Ordnung bei mir... Ich wurde 50 Jahre damals, ich hatte schon 32 Jahre lang gearbeitet ... Ich wusste nicht, was kommen wird... Meine Kolleginnen, die älteren, gingen alle in Rente. Aber ich bin frei, ich kann jetzt nach Hause kommen, wann ich will.“

„Bis 1990 sprach ich niemals deutsch, kein Wort, ich hatte nicht mit wem, dort (in Groß Wardein) sind Ungarn, und sind ja Deutsche, aber ich habe sie nicht gekannt, denn sie sind zerstreut so.“ – Mit stiller Stimme setzt sie fort: „Und jetzt, jetzt ist es sehr modern, dass man Fremdsprachen lernt. Alles will jetzt französisch, englisch und deutsch können, ja auch die Rumänen, und jetzt gebe ich Deutschstunden, denn kleine Kinder kommen, auch größere, die deutsch lernen wollen.“

Im Interview wurde das Thema Aussiedlung von der Forscherin aktualisiert: „Die Deutschen sind fortgegangen, auch die Verwandten, von der Mutters Seite, alle sind fort. [...] Wir sind hiergeblieben, weil wir doch als Ungarn uns genannt haben (und) der Bruder doch die rumänische Frau hat; aber sehr, sehr viele sind fort, die Deutschen sind alle fort.“ – „Wenn sie im Urlaub kommen, dann begrüßen wir uns, wird sehr froh, wenn wir uns sehen“. – Kontakte haben sie nicht hier in Lippa, die Bekannten sind in Groß Wardein; hierhin, z. B. ins Haus des Bruders, kommt Frau Czernák nur als Gast.

Ethnische Unterschiede: Selbst- und Fremdbild

Von Festen und Bräuchen ist die Rede, zuerst Weihnachten. *„Das sind die uralten Sitten, unsere, so wie in Deutschland, glaube ich.“* Sie erzählt über den Weihnachtsabend, über spezielle Speisen, die von der Mutter tradiert wurden. *„Eigentlich diese Sitten, die sind sehr veränderlich von Ort zu Ort; in einem jeden Dorf spricht man anders– mit einem anderen Akzent, und auch diese Sitten sind nicht gerade gleich, gleich überall –. Bei uns in der Familie gab es immer eine Weinsuppe mit Mohnnudeln zum Weinachtabend. Dann am nächsten Tag natürlich Schweinebraten mit Kartoffelpüree und gutes Kompott, nicht Salat – die Rumänen essen mehr Salate mit Schweinefleisch, mit gebratenem – und Mohnstrudel und Nussstrudel und feines Gebäck. – Mit der Kirche ist dann die Mitternacht, wo man geht in der Kirche.“* Sie erzählt von Weihnachtstagen, dem Silvesterabend mit Neujahr und den Heiligen Drei Königen. Auch das Schlachten gehört zu den Vorbereitungen.

Über die Hochzeiten – *„nach dem Krieg waren die Leute ärmer, nur kleine Hochzeiten in der Familie, kleine arme Hochzeiten“* –: Die Ungarn und die Deutschen haben sich miteinander verheiratet. *„Es war so gemischte Heiraten: rumänisch-ungarisch, rumänisch-deutsch, und deutsch-ungarisch, ganz gemischt. War niemals kein Problem, ich weiß, nicht an jeder war es gewohnt ... es war Streit (über zweisprachige Ehen) – ... aber im allgemeinen, ich kenne sehr viele hier in Lippa, wo sehr gemischt sind. So ist es!“* Im Alltagsleben waren die sprachlichen Unterschiede nicht von Bedeutung, wichtiger war die Religion.

Auf das Frauenleben und die Arbeit angesprochen, betont sie: *„Das gehört schon zu den modernen Zeiten“*, und erzählt von ihren „normalen“ Routinen im Tag und unter der Arbeitswoche.

Sie kommt heutzutage nach Lippa, wenn sie als Rentnerin frei hat, zu Weihnachten und Ostern, *„weil hier doch die Familie groß ist. Mein Bruder – jetzt stellen Sie sich vor –, mein Bruder hält sich rein Ungar, ich habe mehr deutsches Blut, das fühle ich, dann ist doch meine Schwägerin rein Rumänin, sie ist eine Rumänin. Dann jetzt die Kinder, der größte Sohn, der Attila, hat eine Russin geheiratet – die Anne-Marie (Tochter) hat jetzt ihr Studium beendet und hat einen Freund. ... Sie heiraten wahrscheinlich, er ist ein Grieche. Also sind wir schon Grieche, Russin, Rumänin ... (sie lacht)“*. – Auf die Frage, ob man in solchen gemischten Familien verschiedene Sitten hat, antwortet sie: *„Die Sitten verteilen sich, den Russen, Griechen, Rumänen sind auf dem orthodoxen Glauben, ja, und wir Ungarn, Deutschen, Slowenen und Tschechen sind auf den katholischen. Beim Glauben sind wir nicht sehr gemischt, gibt es nur zwei.“* – *„Bis zum 14. Jahre ging ich regelmäßig in der Kirche und ging auch singen, in einem Chor habe ich gesungen, naher wurde es schon etwas strenger.“* – *Die Zeit war nicht gut, man hatte es nicht gut gesehen, „wir waren damals doch Kommunisten, es war nicht ganz, ganz streng verboten, aber es war schon ganz*

vernachlässigt, wir Jungen haben auch schon die Kirche gelassen. Die deutsche Sprache war nicht verboten, aber es war gerade so ... an der Bank braucht man doch nur Rumänisch, ich hatte nur eine Kollegin, die deutsch war, es schickt sich auch nicht (ein wenig erregt), ich kann doch nicht deutsch sprechen mit jemand, dass sie nicht Deutsch versteht. Man hat es nicht gesagt, aber ich wusste es von mir heraus: Na, jetzt sprichst du Rumänisch; nur wenn ich mit ihr unter vier Augen wollte, gut, dann habe ich nicht Rumänisch gesprochen, das ist doch klar! Aber so in Gruppe, dann Rumänisch.“

Mit den Verwandten in Deutschland „geht es gut; sie kommen nicht mehr nach Lippa, sie kommen nicht, sie haben hier nichts mehr“. Die Informantin hat Deutschland nicht besucht, obwohl die Cousine sie eingeladen hat, als Weihnachtsgeschenk, „aber ich kann nicht dazu“. Sie verweist auf die Kinder des Bruders und die finanziellen Umstände. Vielleicht will sie im nächsten Jahr fahren.

Die Auswanderung der Deutschen ging schnell: „Plötzlich alles liegen und stehenlassen – führen sie, nach der Revolution, haben die Deutschen sich gezogen, ganze Familien.“

Als Beispiel für die historische Kleidung zeigt sie ein Bild der Großmutter und erinnert sich weiter: „Wir sind schon alle modern gekleidet, ganz modern. Wir waren keine Schwaben, das habe ich doch Ihnen betont, meine Großeltern, die haben doch, das waren Handwerker, Schneider, Friseure, und Tischler und Maurer und so... die haben sich schon mehr moderner angekleidet, das waren keine Schwaben, mit Röcke und ... Mein Großvater auch, der war Wagner, und sonntags hat er Zylinder, hat meine Muttich erzählt, ... nur Handwerker, er wurde Meister Jacob in Lippa... also der Schwabe, der was am Feld gearbeitet hat, der ist nicht mit seinem Hut in die Kirche gegangen.“

Weitere Gespräche betreffen die Unterschiede in der Esskultur: „Das Kochen, das Essen: Soweit ich weiß, unsere Schwaben, unsere deutsche Leute, haben sehr viel aus Mehl gegessen, die Nudel, das war über alles, Schmarrn – eine typische Speise aus Mehl, Schmarrn, das war dann Brotschmarrn und Grießschmarrn, aus mehrerlei, auch aus Brot [...] weißes Brot, geschnitten und in Milch, damit es weich wird, und Eier, gesalzen, gezuckert, in eine Pfanne gebraten und mit Kompott gegessen – oder aus Mehl gemacht, wie ein Palatschinken-Teig – oder nur Grieß, und Nudeln mit Kartoffeln mit allerlei – Die Italiener haben Makkaroni, unsere haben sie geknetet, dasselbe, hausgemacht.“

In der Nähe von Groß Wardein, „wir haben es gar nicht gewusst, ist auch ein kleines deutsches Dorf, ein kleines Dorf, mit etwa 2000 Bewohnern“. Die Einwohner sind ebenfalls nach Deutschland ausgewandert. Sie hat von der Kirweih in diesem Dorf gehört, „Kirweih gibt es dort, wo deutsche Leute sind, etwas Spezifisches, altartig deutsch“. Auch die Siedlung der Sathmar-Deutschen

ist bekannt; auch in Siebenbürgen gab es Deutschsprachige, aber „*das waren andere Deutsche*“.

Wandel

Sie erzählt von Leuten, die sie privat in der deutschen Sprache unterrichtet. Sie freut sich, dass sie mit dem Interviewer Deutsch sprechen kann; es werde doch ganz vergessen: „*Ich habe nicht, mit wem zu sprechen*“; die Tochter des Bruders komme so selten. Sie betont, dass sich alles so sehr verändert habe, dass man es sich nicht vorstellen könne; es gebe keine Unterschiede mehr in Land und Leuten. Ähnliches finde man überall: „*Wir haben nichts mehr Eigenartiges*.“ Sie zeigt noch einige alte Sachen, eine Schale mit dem Bild des Kaisers Franz Joseph, die sie auf dem Markt gekauft hat.

Nachdem der Interviewer (Bo Lönnqvist) von seinem Besuch auf dem Kirchhof erzählt hat, sagt sie: „*Ja, und haben Sie bemerkt, was sie gemacht haben? Die Deutsche, was vor sind, die Gräber sind alle zu mit Beton, eine Betonplatte. Warum? Wenn niemand kommt und die Blumen dort gießt und setzt und pflegt, das haben sie alle gemacht. Früher waren sie nicht, hatten sie nur einen Rand aus Beton, und in der Mitte wuchsen Blumen.*“

Die Interviewerin fragt nach der Kindheit und Jugend, was man in der Freizeit gemacht hatte, und nach Freundschaften. Die Informantin erzählt von Spaziergängen mit den Eltern, vom Kino, der Kirche, dem Kurbad und dem Fluss. Sie hatte zwei deutsche Freundinnen und eine Ungarin, aus der ungarischen Schule; mit ihr sprach sie Ungarisch. Später, als sie in der Bank arbeitete, war die Bekanntschaft gemischt, auch rumänische Freundinnen hatte sie. Als Kind, in der Familie, wurde nur Deutsch und Ungarisch gesprochen, in der Schule musste man schon Rumänisch lernen. Später wurden es zunehmend mehr rumänische Kontakte und schliesslich nur rumänische. Jetzt hat sie keine deutschen Freundinnen mehr, sie sind alle in Deutschland. „*Von meiner Klasse bin nur ich allein in Lippa geblieben.*“

Sie zeigt ein Bild ihrer Schulklasse und bittet die Interviewerin, die Namen zu lesen. Das Bild zeigt auch die Lehrer, die Schulprofessoren und -professorinnen. Alle Freundinnen sind jetzt in Deutschland, betont sie mehrmals; mit einer unterhält sie noch Briefverkehr. Die nach Deutschland Ausgewanderten leben verstreut: in Ulm, in München, Stuttgart, Rosenberg, Ravensburg, Ludwigshafen – überall.

Kirweih? „*Das ist bäuerlich, andere (kommen nur, um zu) schauen.*“ An die Kirweih in revitalisierter Form, in der kommunistischen Zeit, erinnert sie sich, dass die erste 1958 gefeiert wurde. Während ihrer Kindheit war doch der Krieg, aber von 1958 an war es erlaubt, und die Deutschen haben es gefeiert, aber heute gibt es keine Deutschen mehr. Über die soziale Position der Deutschen in dieser Zeit: „*war nichts los*“; die Arbeit war gewöhnlich. Die Verschleppung hat ihre

Familie nicht betroffen, weil der Vater Ungar war. Die Deutschen, die in der deutschen Armee gekämpft haben, wurden ins Lager gebracht und nach Russland verschleppt.

Heutiger Sprachgebrauch

In Groß Wardein lebt sie allein, natürlich kommt sie nach Lippa. *„Hier sind unsere Wurzeln, ich kann doch nicht alles jetzt hier verlassen.“* Sie geht nicht ins Ausland, *„wenn die Familie doch hier ist“*. Freundinnen hat sie in Groß Wardein, ungarische und rumänische Bekannte.

Am Ende des Interviews kommt das Gespräch auf ihre sprachlich gemischte Familie. Der Bruder war Offizier, seine rumänische Frau kam aus Moldau. *„Aber wir sprechen nicht über solche Fragen, das pflegt man nicht in der Familie ... hat nichts zu sagen – verstehen muss man sich, nicht wahr, und gut gesinnt, freundlich, nur dumme Leute haben solche blöde Ideen, nicht wahr? Ganz gemischt werden die Sprachen in ihrer Familie gesprochen, wenn die Kinder (des Bruders) zu Hause sind, die Anne-Marie und die Brüder, mit denen spreche ich noch Deutsch... Sie haben eine deutsche Schule gemacht, in Temeswar gibt es eine deutsche Schule, von der ersten Klasse angefangen bis ins Lyzeum, elf Klassen, die Kinder haben dort diese Schule beendet. Lenau heißt die Schule nach einem Schriftsteller, Nikolaus Lenau. Darum können sie ganz gut Deutsch. Die Informantin selbst hat die Schule bereits 1957 beendet und dreißig Jahre fast nichts gesprochen, die Mutter ist zur Zeit des Interviews bereits seit langem tot.“*

„Wenn die Kinder (des Bruders) nach Hause kommen, dann sprechen wir Deutsch, mit der Vati Ungarisch, mit der Mutti rumänisch“, lacht sie. Sie bedauert, dass sie nicht besser französisch kann, sie hat es im Lyzeum gelernt. *„Svetlana (die Schwiegertochter Bruders), die Russin, spricht französisch perfekt. Mit der Großmutter hat sie französisch gesprochen, die Großmutter war eine Russin, aber sie flüchteten; ihr Mann war ein Offizier in der Armee, und sie flüchteten von Kommunismus, und diese alte Dame hat mit den Enkelin französisch gesprochen– und jetzt ist Attila in Paris mit ihr, Svetlana hat dort zwei Schwestern verheiratet.“*

Die Informantin hat noch zwei alte Tanten gepflegt. Sie berichtet über die Schwierigkeiten, eine ist mit neunzig Jahren hier gestorben. Das Altenheim in Lippa ist in schlechtem Zustand. Die Informantin kommt ein-, zweimal im Winter von Groß Wardein nach Hause; auch im Sommer ist sie hier. Das Haus des Bruders *„ist mein Heim“*. Groß Wardein ist eine Stadt, wie Arad, noch schöner; es gefällt ihnen besser. Es gibt ein ungarisches und ein rumänisches Theater, es gibt Konzerte. Im Fernsehen kann man auch deutsche Sendungen verfolgen, in insgesamt 24 Kanälen. *„Lippa ist ein Städtchen, hier ist kein Theater.“* Sie erzählt über einen Besuch der Tochter des Bruders in Groß Wardein.

Auf die Zukunft der deutschen Sprache angesprochen meint sie: *„Die deutsche Sprache wird nicht aussterben. Wenn es auch keine deutsche mehr gibt, man lernt Deutsch.“* – In der Schule? – *„Ja, in der Schule. Wenn das so weiter geht, in Europa, dann wird es so gemischt, dann muss man damit man weiterkommt, an der Spitze kommt, dann muss man lernen – Deutsch, Englisch, Französisch... glaube ich.“*

Auf die letzte Frage hin, nach den Motivbildern im Kloster Radna, weiß sie nur, dass es ein Gnadenort, eine Gnadenkirche ist. *„Leute, die Gott danken wollten für etwas, gingen dann und beten dort in dieser Kirche und haben immer etwas geschenkt. Auch die Geschenke – Geld, Bild, Denkmal –, die Kirche hat das alles aufbewahrt, den großen Korridor voll mit Bildern.“* – *„Vor allem ist es eine katholische Kirche, keine orthodoxe, obzwar auch viele Orthodoxen kommen, – und vor allem sind doch, die Deutschen, die waren katholisch, und darum stammen mehr Sachen, mehr Geschenke, mehr Geld, mehr Bilder von den Deutschen.“*

(Tonband 1997:3, 11.8.1997; Interviewer: Bo Lönnqvist, Pirkko Järvelä. Durch schriftliche Notizen während eines Besuches im Herbst 1998 ergänzt).

4. „Bis zum Krieg war alles sehr schön“

Religion und Schule – Sprache und Wurzeln – Exodus – Deutsches Leben heute – Ende des Nonnenklosters – Pilgerfahrt – Trachten – Kirchweih - Sprachgebrauch

Ana Donic, geboren 1932, hatte 38 Jahre als Krankenpflegerin in Lippa gearbeitet. Seit 1960 ist sie Witwe. Ihren Mann war ein Rumäne aus Bessarabien; 1940 war er vor dem Krieg geflüchtet. Der Vater der Informantin diente in der rumänischen Armee, wurde 1945 in ein Gefängnis im Donbass verschleppt und starb dort am Hunger. Ihre Mutter musste für Ana und ihre Schwester sorgen, das Feld und alles wurden in der kommunistischen Zeit 1945 enteignet.

Ihr 1952 geborener Sohn, in der Lippaischen Verwaltung tätig, ist Leiter des lokalen Deutschen Forums. Zur Zeit des Interviews war Ana Donic von einer familiären Sorge (das Enkelkind war verunglückt) betroffen. Sie erzählte nicht sehr viel, beantwortete aber gern die Fragen. Man konnte auch bestimmte Interessen beobachten. So vergleicht sie die heutige Lage mit den Verhältnissen in ihrer Kindheit. *„Es sind ja so wenig Deutsche in Lippa, ganz wenig.“*

Religion und Schule

In der Kindheit hat sie drei Sprachen gesprochen. Deutsch wegen des deutschen Kindergartens, der katholischen Kirche und der deutschen Schulen; auch ein deutsches Gymnasium hat sie besucht. *„Das war schön, wir haben gut uns verstanden, mit allen, mit Ungarn, mit Rumänen.“* – Gemischt, aber sehr gut verstanden. Deutsch betrachtet sie als Muttersprache. Zu Hause wurde nur Deutsch gesprochen. Auf die Frage nach Verschiedenheiten zwischen den Sprachgruppen betont sie die Religion: Die Deutschen waren katholisch, die Rumänen orthodox. Deshalb hat man sowohl rumänische als auch ungarische Ostern gefeiert. Auch unter dem Kommunismus ging man zur Kirche.

Einen großen Eindruck übten die Nonnen aus, die das Gymnasium führten; *„das war unsere Schule, unsere, deutsches Gymnasium war das“*. Die Kommunisten haben das weggenommen, und es wurde in eine allgemeine Schule umgewandelt. Sie erzählt über den Unterricht, unter den Professorinnen waren auch Rumänen. *„Es war so eine Disziplin, es war so eine Ordnung und sauber, unbeschreiblich – nicht zum Vergleichen, wie es jetzt war, in letzter Zeit – die Kinder waren alle gut unterrichtet, haben gutes Benehmen, das ist leider nicht mehr, jetzt.“* Sie erzählt weiter von ihrer Mutter und dem bescheidenen Familienleben. Die Mutter ist im Taglohn zu schwerer Arbeit zu den rumänischen Bauern gegangen. Es waren Bauern, die noch einige Jahre ihre eigenen Felder hatten, dann hat man auch ihnen alles weggenommen. *„Es war so ein rumänisches Viertel, aber jetzt ist schon ganz Lippa ein rumänisches Viertel.“* In der Nähe der orthodoxen Kirche verläuft die rumänische Gasse.

Der Unterricht in der Nonnenschule enthält auch die Hauswirtschaft, weiter Musik, Klavierunterricht und Akkordeon. Zu den Ausflügen wird man gefahren, in Winter rodeln, was sehr lustig war. *„Advent vor Weihnachten war sehr schön.“ Gebete wurden gesprochen und Handarbeiten als Geschenke verfertigt. „Advent im Kloster, das war so schön, das vergisst man nicht.“*

Sprache und Wurzeln

Der Forscher fragt nach der Familiengeschichte. Die beiden Eltern von Ana Donic waren Deutsche: *„Nur Deutsch haben wir gesprochen zu Hause. Auch meine Großmutter war Deutsche, von Schöndorf stammen wir her.“* Der Vater ist in Lippa geboren. Der Urgroßvater war ein Offizier in Wien auf der Hofburg, bei Maria Theresia. Die Informantin zeigt ein Foto von ihm. (Bild)

Alle Verwandten heute sind ausgewandert; nur sie und ihre Schwester sind geblieben. Ihr Sohn hat eine Rumänin geheiratet, und sie können nicht auswandern. Die Schwiegertochter versteht alles; Deutsch aber spricht sie nicht; *„sie meint, das lacht jemand aus, wenn sie spricht“*. Das Enkelkind spricht Deutsch mit der Großmutter und Rumänisch mit der Mutter. Die Mutter der

Informantin lebte mit ihnen und dem kleinen Sohn zusammen, weil sie Nachtschicht arbeitet.

Das Dorf westlich von Lippa, Schöndorf, wo die Wurzeln sind, beschreibt die Informantin folgendermassen: „Ein deutsches Dorf, ein schönes Dorf war es“. Dort war eine Weidenkorbflechtere, in welcher viele gearbeitet haben. Das Dorf war „nur deutsch“, schöne Häuser, und schöne Wirtschaften. Sowohl Schöndorf als Lippa hatten eigene Dialekte, „aber die Lippaer Dialekt ist sehr ähnlich mit hochdeutsch“. Der Schöndorfer Dialekt ist schwer zu verstehen, aber der von Guttenbrunn noch schwerer. „Krumbila“ heißen die Kartoffeln im Schöndorf. Ihre Großmutter hat eine ausgeprägte Schöndorfer Mundart gesprochen. Guttenbrunn hat einen solch eigenen Dialekt, dass nicht einmal die Lippaer es verstehen; dann muss man „Lipparerisch“ miteinander sprechen.

Die Alten in Lippa waren nicht mit der ungarischen und nicht mit der rumänischen Sprache vertraut, „es war ja Österreich-Ungarn bei uns“. Seit 1940 mussten sie Rumänisch lernen (glaubt sie). Im Alltagsleben hat man sich gut verstanden. Die Rumänen haben Deutsche geheiratet, wie auch die Ungarn, und die Deutschen haben sich auch mit anderen verheiratet, „es sind ja gute und schlechte Menschen“.

Exodus

Sehr viele Leute sind nach der Revolution ausgewandert, aber auch früher fuhren sehr viele, heimlich und unter Lebensgefahr. Viele werden an der Grenze erschossen; es war sehr schwer, und trotzdem sind sie fort, sie haben alles da gelassen. Die Zeit des Kommunismus war ebenfalls sehr schwer, die Deutschen wurden nach Russland, nach Baragan, verschleppt. Alle Felder wurden weggenommen – „es war zu schwer – und während dem Krieg und nach dem Krieg“. „Jetzt ist auch nicht leicht“, die Medikamente und Lebensmittel, Holz und Brot und alles – man kann es nicht kaufen.

Die Ausgewanderten leben in ganz Deutschland verstreut, auch die Familien sind nicht an einem Platz, sondern dort, wo sie einen Arbeitsplatz und eine Wohnung gefunden haben; „die Alten sind allein und die Jungen sind wieder allein“, betrauert die Informantin. Die Ausgewanderten besuchen Lippa sehr selten, es kostet. Zu Allerheiligen kommen sie doch, zu den Toten auf den Friedhof. Dann wird eine Messe zelebriert, eine Prozession zum Friedhof organisiert; man singt und betet, und jeder geht zu seinen Toten ans Grab, man trägt Blumen, Kerzen, auch zu anderen, nicht nur den eigenen, zu Bekannten, zu Verwandten, die nicht kommen können. Ana Donic erinnert sich noch an einen alten, verschwundenen Friedhof von vor zweihundert Jahren, wo jetzt ein Gartenbaubetrieb arbeitet. Dieser Friedhof war voll und wurde aufgelassen. Vielleicht, sagt sie, kann Peter Eckert davon berichten, der alt ist und mehr weiß. Der heutige Friedhof war früher nur für Deutsche, aber jetzt sind wegen der vielen Mischehen auch Rumänen dort bestattet. Auch Ungarn – „natürlich

Ungarn“ – sind dort begraben, sie sind katholisch. Mischehen kamen schon in den 1940er -Jahren vor, in der letzten Zeit sind Mischehen üblich.

Deutsches Leben heute

Die Deutschen treffen sich heute vor allem zur Messe. Bei der Abendmesse in der katholischen Kirche in Lippa im August 1997 konnte man 22 Leute zählen. Weil alle Bekannten und Verwandten weg sind, ist die Informantin noch aktiv im Kirchenchor. Auch ein Handarbeitsverein ist noch aktiv, die wenigen verbliebenen Deutschen und Ungarn nehmen jeden Dienstag teil. *„Im Forum haben wir eine wunderbare Bibliothek, aber die Menschen sind so wenig, einmal, und zweitens sind sie so alt und sehen nicht mehr. Ich lese sehr viel, es sind sehr gute Bücher im Forum. Auch Zeitungen bekommt das Forum aus Deutschland; die „Banater Post“ /Bild/ wird zweimal im Monat von Deutschland aus geschickt, sie werden dann ausgeborgt, „einer nimmt von anderen, das wird gelesen“.* Ana Donic steht auch im Briefwechsel mit den Verwandten in Deutschland, aber lediglich ihr Sohn hat das Land besucht. Er wollte wieder fahren mit seiner Familie, aber die Reise kostet viel, und das Gehalt reicht nicht aus.

In Bezug auf andere deutsche Dörfer konstatiert sie, dass diese leer sind; die schönen Häuser sind leer, was schade sei. Früher hatte man Kontakte mit Guttenbrunn, Neudorf, Traunau und Engelsbrunn. Der Pfarrer muss jetzt überall die Messe feiern, aber es kommen nur zwei bis drei Personen zur Kirche. Die Kirchen werden mit deutscher Unterstützung restauriert.

Sie schlägt uns vor, mit dem Pfarrer László Wonerth zu sprechen, der jung und sehr aktiv ist und viele gute Ideen hat. In sieben Jahren hat er sehr viel geleistet. Er spricht perfekt Deutsch, obwohl er ein Ungar ist, und ist bei den Menschen sehr beliebt.

Ende des Nonnenklosters

Ein Unterschied zwischen dem Franziskanerkloster in Radna und dem Nonnenkloster in Lippa bestand darin, dass die Nonnen unterrichteten, sie waren Schulprofessoren. Im Nonnenkloster gab eine separate ungarische Schule, die erste bis siebte Klasse befand sich in einen Raum. Es waren auch viele rumänische Kinder in der Schule, die Deutsch lernen wollten. Das Kloster betrieb überdies auch Landwirtschaft und besass Felder. Auch ein Altenheim existierte für die Nonnen, schön und still, *„dort hat man gar nicht gewagt ein lautes Wort, aus Respekt schon“.* Seit 1949 war das Kloster Defizient und die Nonnen mussten zivile Kleidung tragen. Sie bekam eine Rente, mussten jedoch alle fort, zu Verwandten oder lebten gemeinsam in einem Haus im Dorf. Hinter der Kirche stand näher ein Haus in dem viele der letzten Nonnen wohnten die gezwungen waren sich einzuschränken. Die Informantin hatte die Nonnen als

Krankenpflegerin besucht. Die Nonnen sind nunmehr alle gestorben. Auf dem Friedhof waren noch die letzten Nonnengräber zu finden, doch verlassen.

Aus der Schulklasse der Informantin leben noch Leute in Deutschland die aber nicht mehr zum Besuch kommen. In der Klosterschule lernte man Hochdeutsch, eine Lehrerin Anas, Kreilinger Maria Agnete, stammt aus einem Nachbarort neben Münchens.

Im Kloster gab es eine eigene Kirche, die hat die Kommunisten abgetragen, der Turm weg und so haben sie Klassen gemacht. *„Schöne Kirche war es, klein aber schön und wir sind in der Pause besonders vor der Lateinstunde immer gelaufen, beten, nicht lernen...beten“*. Auch in Temeswar, auch in Jimbolia (Hatzfeld), glaubt sie, existierten Nonnenkloster.

Pilgerfahrt - Trachten - Kirchweih - Sprachgebrauch

Sobald das Gespräch auf die Religion kommt, wird die Informantin sehr lebhaft: *„Wir hatten unseren Tag, jede Gemeinde hat einen Tag, wir haben Peter und Paul, neunundzwanzigsten Juni, das war unser Tag Lippa für nach Radna pilgern, schon immer war das so.“* Man hatte sich vor der Kirche versammelt und ging dann in der Prozession mit den Fahnen nach Radna; am Weg wurde gebetet und gesungen. In Radna wurde Messe gefeiert; nach dem Singen des Tedeums ging man zurück nach Lippa. Seit Anfang der 1990er-Jahre werden wieder Prozessionen abgehalten. Unter dem Kommunismus war dies nicht möglich; *„dann sind wir so einzeln gegangen, nicht in Prozessionen, aber wir sind doch gegangen an unserem Tag, jetzt gehen wir wieder. Das ist eine Marienstatue; sie wird von einem kleinen Mädchel getragen, so schön, die Mädcheln sind weißgekleidet, und die tragen die Muttergottes. Der Herr Pfarrer organisiert...“*.

„Die Lippaer haben eine schöne Tracht“, Schöndorf hatte andere Tracht, auch Guttenbrunn „die war nicht so schön, die waren lang, die Röcke, aber Lippa war sehr schön.“ Sie besitzt eine Puppe in Lippaer Tracht, die sie zeigt. Gern beschreibt sie die Tracht in Details. Sie zeigt auf die Unterröcke, ganz echt, wie alles, gestärkt. In Neudorf hat eine Frau diese Puppe bekleidet, *„aber das ist Lippa-Tracht, nicht Neudorf-Tracht!“*. Es handelt sich um eine Festtagstracht die von allen getragen wurde, an Festtagen und sonntags, beim Kirchengang. Die Röcke mussten nicht unbedingt weiß sein, es gibt auch farbige in blau und grün. Die Seidenbänder und das Tuch waren von Hand bemalt. Die vielen Unterröcke mussten steif gestärkt sein, immer weiß und mit Spitzen besetzt. Oberröcke und Tücher waren verschiedenfarbig. Auf die Frage nach Altersgruppen erzählt sie, dass die Alten nur Dunkles getragen haben; nur die jungen Mädchen waren weißgekleidet, die Verheirateten schon dunkler. Im Krieg war alles zu Ende, sagt sie, *„mit der Krieg war arm, und man hat nicht mehr gemacht“*, konstatiert sie traurig. – Die Informantin selbst hat keinen Tracht besessen. Sie weiß nicht,

ob ihre Mutter eine Tracht besaß; die Großmutter in Schöndorf hatte jedoch eine.

Die Informantin wechselt spontan das Thema: *„Sehr schön ist die Kirchweih, aber das wird auch nicht mehr jetzt – Kirchweih ist sehr schön, geht man in die Kirche, alle sind so angezogen, die Mädeln und die Buben sind in schwarzem Anzug und in schwarzem Hut mit Band, und dann ist Nachmittag der Tanz, wird der Fass und dort steht Schafbock-Brauch.“* – Schafbock? – *„Ein Lamm, ein Schaf – lebendiges – das wird mit Bänder verziert und mit goldene Hörner, und um das herum wird getanzt, das ist noch Tradition von die alten Israeliten, die um das goldene Kalb getanzt haben, ... das ist eine Symbol.“* *„Dort bei Fass wird getanzt. Wenn sie gehen zum alten Friedhof, dort ist ein großer Platz (wo Herr Eckert Peter wohnt), und dort wird das immer gehalten in Lippa, aber jetzt wird nichts mehr – es ist ja niemand mehr. Vormittags war ein Kirchgang in der Kirche, und Nachmittag war die Unterhaltung, der Tanz.“*

Auf die Frage nach Speisen bemerkt sie: *„Ja, natürlich, Getränke und Mehlspeisen“* und der Bock, *so heißt es, wird dann geschlachtet und gegessen, aber ob so ist, weiß ich nicht – dann wird Paprika gekocht, und am Abend, dann ist Ball, dann wird getanzt.“* Der Ball war im Kulturhaus. Kirchweih findet in Lippa nicht mehr statt, aber die Informantin weiß, dass die Menschen aus anderen Orten, wo mehr Deutsche sind, noch feiern; in Lippa ist dagegen *„keine Jugend mehr“*. Die letzte Kirchweih war wahrscheinlich vor acht oder zehn Jahren. Als der Forscher konstatiert, dass die alten Bräuche aussterben, bestätigt sie: *„Ja, wenn alle gehen fort“*.

Die Informantin erzählt noch kurz vom Markt am Samstag: Dann sind die Dorfleute gekommen, mit Eiern und mit Butter; *„das war vor viele Jahre“*. *„Jetzt sind keine Deutsche mehr.“* Der Markt fand hinter der katholischen Kirche statt; an seine Stelle ist jetzt der Bazar getreten (Bild).

Auf die Frage, in welcher Sprache die Informantin denkt und träumt, kommt die Antwort in aller Sicherheit: *„Nur Deutsch. Ich kann perfekt Ungarisch und Rumänisch, selbstverständlich! Bei uns normal. Wir müssen! Wenn wir sprechen lernen, dann lernen wir gleich in drei Sprachen, das muss so sein, sonst können wir ja nicht mit den Nachbarn sprechen.“* – Der Forscher Pasi Hannonen führt das Gespräch weiter auf Ungarisch, fragt nach dem Sprachgebrauch. – *„Und ist schön, Rumänien, ein schönes Land, ein sehr schönes Land ... Aber das Jahr war schlecht, Hagel, Regen sehr viel, die Gärten, die Ernte sind schlecht, alles ist so teuer geworden, ohne Garten geht es nicht zu leben, das Brot, alles ist sehr teuer.“* – Auf die auf Ungarisch gestellte Frage nach dem Verhältnis der Gruppen untereinander wechselt die Informantin die Sprache: *„Wir haben uns immer sehr gut verstanden, mit Rumänen, mit Ungarn, auch mit Juden. Wenige waren in Lippa, aber das waren alle sehr ordentliche Leute, Kaufleute und intelligente Leute und gutherzige Leute. Mein Vater hat immer so schön gesprochen von die Juden, und ich kann nicht anders,*

ich rede auch so. “ Die Juden haben alle drei Sprachen gesprochen und ihre Sprache unter sich, „aber sie haben ein besonderes Talent für Sprachen, die lernen sehr leicht“. – Auf die Frage, ob es auch Roma gab, kommt die Antwort: „Oh, lieber sprechen wir nicht von Zigeuner!“

Hat die deutsche Kultur hier eine Zukunft? *„Nein, ist ja niemand mehr ... ist ja schon fast niemand mehr in Lippa.“* (Tonband 1997:7. 12.8.1997. Interviewer: Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen, Pirkko Järvelä).

5. „Vater sagte: Du bist eine Ungarin!“

Familienverhältnisse – Die Sprachen in Lippa – Ein Schicksal armer Leute-Veränderungen und Verhältnisse zwischen den Gruppen

Frau *Mária Mészáros* wurde 1929 in Lippa geboren und lebt mit ihrem ungarischen Mann Joon in einem kleinen Haus im Radna. Bei ihr waren einige Studenten aus der ungarischen Forschergruppe untergebracht. Frau *Mária* war an unseren Forschungen sehr interessiert; sie erzählte gern, schnell und detailliert; sie bewirtete und war gastfreundlich. Sie war die erste Informantin für den finnischen Ethnologen. Das Rezept für einen Kuchen, den sie in Glogowatz zu machen gelernt hat, hat sie uns geschenkt. Die Forscher sollen zu Beginn auch die Kuchen kosten. – Die Informantin betont die Veränderungen zwischen der Situation vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Ausdruck *„arme Leute“* kommt oft vor. Die Forscher sollen als Antwort auf ihre Frage: *„Hoffentlich kommt keine Malheure?“* versichern, dass ihr durch das Interview später keine Schwierigkeiten entstehen würden. – Die Informantin spricht einen Dialekt mit typischer Delabialisierung: ö > e, eu > ei, y > i und auch mit anderen dialektalen Eigenheiten; vermutlich ist Ungarisch ihre gewöhnliche Alltagssprache. Ihre Erzählung ist sehr spontan und assoziativ, was ihr eine fragmentarische Prägung verleiht.

Familienverhältnisse

„Ich fange an von vorne, von erst: Mein Vater ist geboren im tausendneunhundertzwei – er ist geboren in Ungarn, Kunagota nennt sich die Dorf, dort ist er auf der Welt gekommen – und wenn er drei Jahre alt war, haben sie in Findelhaus, – (für) elternlose Kinder – und er hat sein Eltern nicht gekannt“. Seine Mutter ist gestorben, als er drei Jahre alt war. Später, als er schon 55/56 war, hat er einen Brief von seinem Bruder aus demselben Dorf bekommen. Die Informantin erzählt noch von einigen Verwandten in Szeged. Aber er war schon schwer krank. –, „Nach Lippa ist der Vater gekommen, weil man ihm aus dem Findelhaus genommen hat; er kam in eine kinderlose Familie,

die ihn aufzog. Es waren arme Leute, der Vater war Diener, er hat bei der Viehzucht, auf dem Feld gearbeitet. Der Vater hat 1928 geheiratet. „Meine Mutter, seine Eltern, waren auch bei der Herrschaft, bei Graf (Zelensky), waren sie in Neudorf, die erste Dorf, wenn man gegen Temeswar fährt, sie waren da, um mal da und mal dort. Meine Mutter ist in Fibisch auf der Welt gekommen, aber sie haben doch mehr gewohnt in Neudorf. Meine Mutter ist 1910 geboren, und 1918 ist doch hier Rumänien worden.“

Die Muttersprache der Mutter war Ungarisch. *„Mein Vater – wie soll ich sagen – für ihr: mein Vater hat mir immer so meine Puppe gesagt, so in erste Kindheit: ‚Wenn dich jemand fragt, was du bist: Du bist eine Ungarin!‘ Ja aber, Ungarin, hat er mir gesagt, das mir sind... Aber mein Vater, sein Name war Lukowski, das sind ja poliakische Namen, und der Opa war Lenhart, war ja deutsche Name.“* – Die Informantin betont, dass sie nichts genaueres von den älteren Generationen weiß. Zu Hause hat man Ungarisch gesprochen, *„aber meine Goden, die mir getauft hat, die waren Deutsche, so dass ich vom kleinen Kind – Nehmen Sie nicht auf, bitte!“* – Es entsteht eine Pause, in der sie einige Dinge erzählt, von denen sie nicht will, dass sie auf Tonband aufgenommen werden.

Die Sprachen in Lippa

Auf die Frage nach den Sprachgruppen in Lippa gibt sie an. *„Damals waren viel Ungaren und Deutsche – dort, wo sie sagen, sie wohnen dort am Hildegardhaus, diesen Gass von der katholische Kirche, bis hinaus in Kurort fast war alles deutsch, und auch dort auf eine andere Gass waren Deutsche, so dass es war einen ganzen Viertel deutsch. Die Deutsche waren ziemlich alle in ein Viertel, sie waren – so schön neben ander und waren ziemlich gut reiche Leute. Und die Ungarn war mehr so, weil mir mehr ärmer war mehr so, mir war einmal da gewohnt und einmal dort, weil mir doch so arm war, wir haben kein Feld gehabt und kein Haus gehabt, dann hat mein Vater immer in Taglohn gearbeitet...“. Die Feldarbeit war nur möglich, wenn es schönes Wetter war. Wenn regnete, konnte er nicht arbeiten, so dass er mitunter nicht die Miete für das Haus bezahlen konnte. In diesem Falle „sie haben gesagt: ‚Fortwandern!‘ Und mir waren im Lippa bei die Gebirge, dort oben, wo die Häuser nicht so teuer war, die Miete.“* – *„Das sage ich Ihnen: Ich habe doch die drei Sprachen auf einmal gelernt, wir haben nicht anders gehabt.“* – Die anderen Gruppen lebten zerstreut. *„Die Rumänen waren meistens ober an die Gebirge auch, und die, was sich besser gestanden haben, haben sich besser gehabt, Feld, waren sie auch – Teil bei die Brücke unten, mehr nach gegen Neidorf, dort waren sie auch. Rumänen lebten auch in der Richtung der rumänischen Dörfer. Nicht alle sprechen alle drei Sprachen. Wo sind zu die Deutsche in die Arbeit gegangen und waren die ältere Leute, was von Österreich-Ungarn da war, die haben dann die ungarische Sprache auch noch gekennt. Die junge Mädle in der Kloster, Notre Dame, und waren auch rumänische Mädle in die Schule gegangen, sie haben*

auch gewusst die deutsche Sprache und rumänische Sprache.“ Als die Informantin klein war, war die ungarische Sprache noch stärker in Gebrauch; *„meistens haben die Rumänen auch die ungarische Sprache gekannt, aber was von Dorf sein gekommen, die haben nicht gewusst, – in ein deutsches Dorf hören sie kein andere Sprachen.“* – Der Forscher fragt nach, dass man auf dem Lande eher einsprachig und hier in Lippa mehrsprachig war? *„Ja, drei kann man sagen.“* – (Mit tiefer Stimme): *„Zigeuner sind! – Die Fliegezigeuner, die was haben mit ihre Wägen aufgepackt und sein sie betteln gingen und stehlen gingen und – alles was möglich war.... Sein, auch in Lippa waren.“* Die Zigeuner lebten in der Nähe der rumänischen orthodoxen Kirche, *„aber jetzt wohnen sie auch schon da und dort, sie haben sich auch schon besser bisschen ausmachen, ... Häuser gekauft haben, zwischen die Rumänen dort, so. Sei viele fort auf Deutschland tut sie dort immer Stehlerei machen, klagen die Deutsche was zu mir kommen mit die Caritas (von Deutschland) – kann man nix machen.“*

Ein Schicksal armer Leute

„Die, was haben Geld habt die haben in der Schule gegangen, – die Buben haben ungarische Schule und auch die Mädeln, die nicht im Kloster(schule) waren, aber meisten die Mädeln sind in die Kloster gegangen, war die Notre-Dame-Nonnen, es war eine große Schule“. Sie beschreibt das noch stehende Gebäude. *„Es war von ersten Klass bis zum Lyzeum, die Armen haben nur sechs, sieben Klassen in meiner Zeit – Ich habe nicht alle gemacht, ich habe nur angefangen, und wie es kalt war nicht, Ich habe keine Schuhe gehabt, war barfuß, mir waren sehr arm, so dass mei Eltern haben nicht kennen kaufen.“* Sie hat noch ein zweites Jahr gemacht, aber dann ist sie in die Puszta gewandert und hat keine Schule mehr gesehen. 1938 ist sie ausgewandert, und 1939 begann der Krieg. Weil ihr Vater Ungar war, wurde er nicht ins Militär eingezogen. *„Wissen Sie, schon damals war es irgendwo eine Hass für die anderen Nationen, sie haben gesagt: Wenn sie vielleicht hinausgehen, sind sie im Stand in gegenschossen, nicht die Feinde, sondern sei andere...“.* Der Vater wurde zur Arbeit gezwungen; es kamen Unannehmlichkeiten vor, auch von der Mutter, die mit einem anderen Mann zusammenkam. Zu jener Zeit war die Informantin elf Jahre alt; ihre Schwester, die neun Jahre alt war, aufgrund einer Krankheit, die sie im Alter von vier Jahren erlitten hatte, behindert. Die Informantin berichtet detailliert vom Schicksal ihrer Schwester. Der Bruder war zu jener Zeit drei Jahre alt.

Der Mann, mit dem die Mutter lebte, verließ im Krieg die Front und wurde erschossen. Die Mutter sagte: *„Ich gehe mit dem Mann fort; mir gehen nach Ungarn“.* Die Mutter ist fortgegangen, und die drei Kinder bleiben allein in dem Haus in Lippa bis Ihre Tante und ihre Grossmutter kamen. Die Informantin erzählt von den Betten, die der Vater gemacht hatte, mit Stroh bedeckt. Dort hat

die Informantin mit ihrer Schwester unter der Winterjacke des Vaters geschlafen. *„Das war unser armes Leben. – Ich habe nichts gewusst“*. Sie wurde Dienerin bei einer Frau, aber hatte *„kein schöne Möbel gesehen, nicht Bilder, nicht Staub gesehen (!): Was soll ich denn abwischen? Die Frau hat gesagt, dass ich soll fortgehen. Bei einer anderen Frau, wo sie danach arbeitete, hatte sie dreißig Schweine zu füttern, und weiter andere Plätze, doch konnte sie dort nicht bleiben, wenn der Mann viel getrunken hatte. – Als der Vater aus dem Krieg zurückgekommen war, war wieder Feldarbeit zu erledigen, Erntearbeit mit der Sense; wiederum ging er fort; viel Zeit ist vergangen“*.

Nachdem die Mutter 1940 gegangen war, sind die Kinder *„hin und her geflogen“*; die behinderte Schwester war bei der Tante, der Schwester der Mutter. Den dreijährigen Bruder gab der Vater ins Findelhaus in Temeswar; *„so sei mi so ganz voneinander geblieben“*. Die Schwester kam zu Großmutter, nahe der ungarischen Grenze. Die Zeit ist vergangen, die Winter sind gekommen mit Schnee. Die bei der Großmutter lebende Schwester wurde schwerkrank. Die Mutter kam zurück über die Grenze und nahm die Kinder nach Ungarn mit. In Ungarn ging die Informantin als Fünfzehnjährige arbeiten. Dort kam sie erst zu einem Kohlenbergwerk. Später ging sie zu einem Maurer in Arbeit. *„Wir waren sehr, sehr arm, ich kann es gar nicht aussagen. Ein Mensch, was nicht durchgelebt, es hat kann sich gar nicht vorstellen“*. Der Ort war Várpalota, in der Nähe von Stuhlweißenburg (Székesvehérvár, Kreis Veszprém). Dort hat sie bei dem Maurer gearbeitet. *„Die Armut war groß, weil, es war doch die Krieg damals, und Lohn war klein... Was ich verdient hat: Er (der Stiefvater) hat gern getrunken und hat gern Karten gespielt.“* Die Informantin besaß keine Schuhe, und entschuldigt sich dafür, dass sie nicht einmal Unterhosen hatte, sondern sich während der Arbeit den Rock mit einer Nadel zusteckte. 1943/44 kamen die Russen; es gab keine Arbeit, nichts zu essen, eine schwere Zeit. Die Deutschen haben mit den Russen nicht gekämpft. *„Die Leute haben sich gefreut, jetzt ist die Krieg am End, aber leider Gott es hat nur drei Tage gehalten, und dann haben sie wieder anfangen“*. – Sie erzählt über die politischen Zeiten, die Deutschen und die Hitlerzeit, von Admiral Horthy, Salos – zwischendurch fragte sie auf Ungarisch ihren Mann. Sie waren ständig auf der Flucht, zu Weihnachten 1944 in einem Kohlenbergwerk, und ständig wurde bombardiert.

Nachdem Krieg kam die Familie zurück *„nach Hause“* nach Lippa, weil die Eltern dachten, – man hatte ihnen erklärt, dass alles russisch würde. *„Sein mi zu Hause gekommen und hat so arm gelebt bis heitigen Tag!“*

„Die Kommunismus ist gekommen, wir haben geheiratet und schwer, schwer dieses Haus gekauft. Mein Mann hat fest gearbeitet, und zwanzig Jahr bin ich ab Glogowatz gefahren mit Zug, in die Früh um vier Uhr auf.“ Von da an wurde sie bis zu dieser Zeit krank; es war *„viel zu viel“*. Gearbeitet hat sie in einer Weidenkorbfabrik. Dennoch arbeitete sie bis in die 1980er- Jahre; danach kam sie wegen ihrer Herzkrankheit hierher. In Lippa arbeitete sie noch in einer

Flechtere; danach ging sie in Rente; wegen des hohen Blutdrucks und ihrer Herzkrankheiten bekam sie Krankenrente.

Veränderungen und Verhältnisse zwischen den Gruppen

Der Forscher fragt nach Veränderungen im Dorf nach dem Zweiten Weltkrieg. *„Die Deutsche sind doch – ich weiß nicht, ob Sie, Herr Professor, es weiß – die Deutschen sind doch im 1945 fortgeschleppt worden, auf Russland, die Jungen, jung sein alle, Mann von 18 Jahr – ich kann nicht alles – schon arbeiten müssen. Die Russen haben gesagt: ‚Was die Deutschen kaputt kriegt haben geschmissen, jetzt in eigene Leute, arbeiten – fünf Jahr!‘ Sein sehr viele gestorben, (einige) sind ausgekommen aber – was mehr kränkige waren damals, wenn sie fort sein gegangen sein dort gestorben.“* Unter dem kommunistischen Regime wurden den Leuten die landwirtschaftlichen Flächen genommen; selbst eigene Schafe hatten sie nicht mehr, *„und sie haben doch gearbeitet, weil die deutsche Volk ist sehr fleißig“*. Auch die Rumänen wurden enteignet. *„Ich weiß nicht, wie soll Ich ihnen sagen – ein jeder hat sein eigene Kreuz gehabt.“* Von den ungarischen Bewohnern sind viele in Ungarn verblieben, weil während des Zweiten Weltkrieges viele Ungarn ins ungarische Staatsgebiet gekommen und nur wenige zurückgekommen sind. *„Es kommt noch vor, dass sie uns hassen, weil mir Ungarn sein, man kann nix machen. Ich habe meine Nation nicht gekauft, wie auch nicht Sie.“*

Auf die Frage nach den Unterschieden zwischen den drei ethnischen Gruppen vor dem Krieg konstatiert die Informantin: *„Herr Professor, die große Hass war nicht! Man haben nicht gewusst so, es war Hass so Leite wo, wie’s wenigen Verstand haben, sie haben eins andere gehasst, aber so mir arme Leite haben es nicht gewusst. Und wie der Kommunismus hat angefangen, haben wir nichts mit es gemacht. Ich war damals jung, ich war ja 16 Jahr alt. Ist eine Tanz gemacht worden, mir sein zusammen, es war so. Ich war eine Ungarin, aber mir haben, jeder hat gekennt. Die Deutsche, die Ungarn, die Rumänen hat am jeder getanzt an der anderen Seite, es hat sich nicht geben, dass du hast damals nur getanzt, wenn unser Nation tanzt, unser Csárdás.“* Während des Kommunismus wurden zuletzt die Lebensmittel knapp, *„das war die Fehler“*. Die letzte Zeit war wirtschaftlich sehr schlecht, die Leute waren sehr arm. Früher gab es keine Fabrik in Lippa. Die Informantin erzählt von der heutigen Zeit, in der alles erlaubt ist, aber die Leute keine Arbeitsplätze haben. Alles wird privatisiert. Früher waren die arme Leute Tagelöhner, arbeiteten mit der Sense bei der Ernte. *„Die arme Leute war in Arbeit.“* In der Winterzeit gab es keine Arbeit, und die Lage war schwer. Des Weiteren erzählt sie über das Land unter und nach dem Kommunismus, über Schulden und Armut.

Der Interviewer fragt, ob man früher auch Freundschaften Bewohnern anderer Dörfer hatte. Zwischendurch spricht sie mit ihrem Mann, der das Thema verstanden hat, und dem Forscher Pasi Hannonen auf Ungarisch über

Unterschiede zwischen Dorf und Stadt. Arad ist eine Stadt, aber Lipova ein Grenzfall (Vergleich mit Finnland auf ungarisch). Radna war ein Dorf, aber unter dem Kommunismus wurde alles zu einer Stadt zusammengeschlossen. Sie beschreibt die Gegenden. Unter dem Kommunismus wurde es Lipova 1, Radna wurde Lipova 2 und Solymos Lipova 3. In der Kindheit der Informantin war Radna ethnisch gemischt; es gab auch einige kroatische Familien, die meistens Ungarisch sprachen, jetzt sind nur wenige geblieben.

Das Kloster war früh groß, das ganze große Gebäude, das später teilweise zum Krankenhaus umfunktioniert wurde, gehörte zum Kloster und auch Ackerland dazu. Sie erzählt von der Landwirtschaft des Klosters, mit viel Farmen, Feldarbeit, Pferde, Ackerbau, doch noch ohne Maschinen, *„war so einfach, die Pfarrer arbeiteten“*. Die Konfessionen in Radna-Lipova waren: Orthodoxe, Katholiken, Pfingstler und Baptisten, später kamen Adventisten hinzu. Die römisch-katholische Gruppe war die größte, unter den Ungarn waren auch Reformierte und auch Evangelische, ähnlich wie unter den Deutschen.

Während der Kaffeepause schenkt die Informantin bei einem Gespräch mit den Forschern über die Kuchen gern das Rezept; die Kuchen sind nicht teuer. Sie erzählt weiter über viele Gäste, die nach den Zutaten für den Kuchen gefragt haben. – *„Hoffentlich, Herr Professor, kommt keine Malheure aus von, was ich erzählt habe“?* Der Forscher bestreitet energisch. – *„Ich wollte nicht, dass ich auf die alte Jahre noch in Gefängnis kommen (sie lacht). Ich habe nicht so was Besonders erzählt.“*

Nachdem der Forscher Lönnqvist die Ziele der Feldforschung erläutert hat, berichtet die Informantin, dass sie im vorherigen Jahr ebenfalls Gäste gehabt hatte. Sie selbst hat lediglich einen Besuch in Szeged gemacht. Sie wollte ihren Pass erneuern, weil sie in Szeged Cousinen hat, von denen sie lange nichts gehört hat. Es sind Cousinen sowohl väterlicher als auch mütterlicherseits, aber sie weiß nicht, ob von ihnen noch jemand lebt. Sowohl ihre eigenen Schwestern als auch ihr Bruder leben noch, und sie muss als die älteste *„eine Mutterrolle spielen“*.

Danach spricht sie über Fernsehprogramme, über Deutsche, die mit der Caritas kommen, sowie über eine Cousine in Szeged. Die Informantin zeigt und erzählt über die Fotos in den Alben, von Verwandten und von Besuchen einiger Freunde. – Wenn man Gastfreundschaft pflegt, ist *„bei uns ein Sprichwort: Ein Hand wascht die andere, und alle zwei waschen das Gesicht und so wird alles rein.“* Ihre Tochter lebt noch in Lipova, der Sohn ist gestorben. Deutschland hat sie nur auf Bildern und im Fernsehen gesehen.

Auf die Frage, welche Sprachen man, als sie jung war, miteinander gesprochen hat, antwortet Frau Maria: *„Wir haben die Leute schon gekannt, war nicht so groß, war mit den Leute bekannt.“* *Man sprach so, dass man einander verstanden habe.* – Es gab auch gemischte Familien, *„aber die Deutschen haben nicht anderen Nationen geheiratet, und auch die Ungarn nicht, auch die*

Rumänen nicht“. Unter Kommunismus ist es so weit mehr gemischt. Nach ihrer Meinung war es früher besser. „War gut! Denn wenn ein Streit war ... jeder hatte sein eigene.“ Auch die Schulen waren getrennt. Sie beschreibt, wo die ungarische Schule in Radna stand und wo in Lippa. Aber ein rumänisches Mädchen, das die ungarische Schule im Kloster besuchte, hatte sehr verschiedene Fähigkeiten gelernt. – Auf die Frage nach eigenen Sitten unter den Gruppen sagt sie, dass früher nicht so gemischt war, man habe in der Regel Angehörige der eigenen Gruppe eingeladen. – „In der Kirche in Radna war ungarische Mess(e), nur am zweiten Ostertag, am zweiten Weihnachtstag war deutsch. Dann war verkehrt in Lippa. Dort war immer deutsche Mess(e), und am zweiten Ostertag und am zweiten Weihnachtstag war ungarisch.“ – Selbstverständlich waren die Priester mit allen Sprachen vertraut. – „Unser alte Pfarrer, er hat die rumänische Sprache gekannt, deutsch war und ungarisch und lateinisch selbstverständlich, katholische Pfarrer sie müssen dann.“ Im Folgenden fragt die Informantin noch nach Unterschieden zwischen Katholiken und Protestanten; es schließt sich ein Gespräch über religiöse Unterschiede im Allgemeinen an. (Tonband 1997:1; 9.8.1997 Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen).

6. „In einigen Jahren ist das Deutschtum von Rumänien verschwunden“

Schicksal einer Volksgruppe – Bräuche – Wirtschaft und gesellschaftliches Leben vor dem zweiten Weltkrieg – Sprache – Kirche, Wallfahrt, Kloster: Zusammengehörigkeit - Andere Volksgruppen – Früher und heute – Untergang, Auswanderung

Unser ältester Informant ist *Peter Eckert*, 1914 in Lippa geboren. Er lebt noch dort in seinem Geburtshaus, obwohl er nunmehr ein Zimmer besitzt. Er trägt die Geschichte der deutschen Bevölkerung sehr in seinem Bewusstsein und erzählt gern vom Schicksal der Volksgruppe. Er betont oft das Wort „*Volk*“. Auf einer Stammtafel sind vier Generationen aufgezeichnet: vom Urgroßvater Michael Eckert (1816–1905), Großvater Jakob Eckert (1850–1939) und Großmutter Margareta Schmidt (1853–1932), Vater Peter Eckert (1884–1961) und Mutter Terezia Ferch (1885–1970). Die Muttersprache von allen war Deutsch; „wir konnten gar nicht anders“. Alle waren Landwirte. Herr Eckert hatte 1938 geheiratet, der Familienname der Frau war Rohr. Er hat einen 1939 geborenen Sohn, der in Klausenburg (Cluj Napoca) Medizin studiert hat und in Kronstadt (Brasov) als Direktor eines Krankenhauses arbeitet. Ihn besucht er zwei- bis dreimal pro Jahr. Er wollte doch nicht in einem Wohnblock leben, er „*mag die Freiheit, kennt niemand in Kronstadt, dann Heimweh*“.

Herr Eckert zeigt eine Menge von Fotografien, von Zigmund Heimann in Lippa aufgenommen. Zu den ältesten gehört ein großes Bild der Kirchweih 1890, von

der Mutter, sowohl in Mädchentracht als bei ihrer Heirat, Fotos von Verwandten, Kirchweihbräuche, und sein eigenes Hochzeitsbild mit Ana Rohr von 1938. Unter den interessantesten Bildern findet man „*Erinnerung An die Fahnenweihe des Lippaer Deutschen Gesangvereins 1936*“. Er zeigt auch viele Fotos aus den 1940er Jahren. – Das Interview wurde meistens mit Fragen und Antworten geführt. Die individuellen Eigenheiten in den Zitaten sind nicht korrigiert, obwohl es sich nicht um eine vollständige sprachliche wort- und lauttreue Transkription handelt, sondern um eine „bereinigte“ Version. Mitunter fragt der Informant, ob der Forscher (Bo Lönnqvist) versteht, was die Wörter bedeuten: „*Wissen Sie, was das ist?*“

Peter Eckert diente von 1936 bis 1944 in der Armee, davon drei Jahre im Krieg in Russland, und wurde mit der russischen Sprache vertraut. Mit dem rumänischen Militär war er in Ungarn; daher versteht er auch Ungarisch. Seine Frau wurde nach Russland deportiert. In der Kollektivwirtschaft arbeitete Eckert 15 Jahre, danach 15 Jahre beim Staat. Im Alter von 66 Jahren ging er in den Ruhestand.

Schicksal einer Volksgruppe

Nach einer Einleitung erzählt Eckert von der Verschleppung angefangen: „*Nach Kriegsende war meine Frau verschleppt nach Russland. Als ich zurückkam, war alles kaputt gewesen, das Vermögen, das Feld war weggewesen, meine Eltern waren zu Bettlern geworden – das war es. Nachher suchte ich Arbeit, habe Säcke geschleppt in einer Mühle ein Monat lang; dann habe ich mich umorientiert und habe in eine Fassbinderei gearbeitet– einen Monat lang, und dann wurde ich zwangsweise weggeholt von dort in eine Kollektivwirtschaft, und dort habe ich gearbeitet, 15 Jahre lang, und nachher wollte ich nicht mehr bleiben, mit aller Mühe konnte ich weg von dort, und dann habe ich noch 15 Jahre gearbeitet beim Staat, und dann bin ich im Rente gegangen mit 66 Jahren – das war es gewesen.*“

„*Die Mehrheit [in Lippa] waren Rumänen gewesen, und wir waren eine Volksgruppe hier, wir waren sehr viel, wir sind zweitausend von den deutschen Seelen gewesen. Wir hatten unsere eigene Sitten und eigene Volkstracht, wir waren eine Zusammengehörigkeit wie eine Kette – bis 1945, und nachher wissen Sie im allgemeinen, was los war. Wir wurden verurteilt, wir wurden verschleppt, wir wurden enteignet, und wir sind zu Bettlern geworden. Und nachher: Einer nach den andern hat es versucht, mal ist es gelungen, manchen weniger, und zurück ins Mutterland, nach Deutschland, und geblieben sind nur sehr wenige. Ich hatte auch meinen Akt, und mein Sohn [der Arzt in Kronstadt, rumän. Brasow]. Wir sind Katholiken, die Deutschen hier im Banat. Die Sachsen wieder, die sind früher hier gekommen nach Rumänien, das sind die Evangelische, Protestanten,– Wir sind eingewandert von 1724 bis 1744, sind die letzte hierhergekommen.*“ – Woher? – „*Verschieden, manche von Elsass-*

Lothringen, ...wir sind vom Schwarzwald, von den Namen her. Eckert und sind viele, im Schwarzwald sind die Eckert-Familien, und der Name war sehr verbreitet hier in Rumänien. Von denen sind im Reschitza gewesen, also im Karan-Severin-Komitat und überall. Aber jetzt bin ich der einzige, meine ich noch, sind ja niemand mehr.“ – Er berichtet, dass auch er weg wollte, aber wegen der guten Stelle des Sohnes haben sie überlegt: *„Mit zwei Koffern nach Deutschland zu gehen, ohne Stelle, und vielleicht wieder eine Schule machen, so wie das üblich ist – das hat keinen Wert mehr, und so sind wir hier geblieben. Ich wollte mich nicht trennen von ihm, und so bin ich hier geblieben.“* – Untereinander sprechen sie nur Deutsch. Im übrigen kann er Ungarisch, Rumänisch und auch etwas Russisch.

Bräuche

An diese Frage antwortet Peter Eckert sehr gern. *„Wir hatten unsere volkstümlichen Bräuche, die wir ausübten hier. Wir hatten Kirchweih, wir hatten Blasmusik, wir hatten ziemlich jeden Sonntag Tanzmusik, war alles schwäbisch gewesen, wir sind Schwaben, und so sind wir ausgewachsen dann.“* – *„Kirchweih, das ist ein Erntedankfest, und das war jedes Jahr am ersten Sonntag in Oktober gewesen. Dann hat die Jugend zusammengefunden, in volkstümlicher Tracht, nicht wahr, und das hat gedauert zwei, drei Tage jedes Jahr. – In den Sommermonaten wurde nicht gefeiert. Wenn das Weizen mahl die Erden gespitzt hat, dann war Schluss bis zur Ernte, das war so Brauch gewesen, war keine Unterhaltung, – nicht – unterhalten, weil, dies war das tägliche Brot gewesen, der Weizen. Bis der geerntet war, dann ist wieder, jeden Sonntag war Unterhaltung, bis dann nicht.“* – *„Das [Erntefest] hat angefangen Samstag abends, ist die Jugend zusammengekommen, na, und dann Sonntags Vormittags war Kirchgang gewesen, Blasmusik, alle sind in die Kirche hineingegangen in Tracht. Nachher sind sie zu Hause gekommen, und hier an der Ecke, da war, ist ein Geschäft oder Volksladen, na und dort war ein Gasthaus gewesen, ein großes Gasthaus, dann nachmittags war Volkstanz gewesen, und nachher im Saal ja Abends. Das hat gedauert bis in die Früh. – Man hat gearbeitet ein ganzes Jahr, und das war das Fest, das Erntedankfest. Hat sich alles unterhalten, hat uns niemand gestört, dass es nicht erlaubt war, das war so gewesen, in damaliger Zeit. Wir hatten keine Schwierigkeit mit der rumänischen Regierung. Wir waren getrennt, die hatten nicht teilgenommen an unseren Festen, gleich so als Zuschauer, aber Schwierigkeiten hatten wir keine.“* – Die Erntedankfeste kommen nicht mehr vor, *„ist ja niemand mehr“*.

Wirtschaft und gesellschaftliches Leben vor dem Zweiten Weltkrieg

„Wir waren hier ziemlich 800 000 Deutsche gewesen in Rumänien, und davon sind noch in ganzen Land 20 000 geblieben, ist alles weg. Und die wo hier sind, die sind in meinem Alter, alles über 70 bis 80 Jahre. In einigen Jahren ist das

Deutschtum von Rumänien verschwunden, das gibt's nicht mehr, das gibt's nicht mehr! Das ist das Ende von uns hier. – Es war eine Unverschämtheit, was mit uns getrieben wurde. Die hatten uns ausgerottet. Die Blume von der Generation wo war, die Mädchen von sechzehn Jahre, und die Jungen auch, nach Russland, und von denen sind die Hälfte davon dort geblieben – krank, gestorben und die wo zurückgekommen sind, denen ist auch nicht besser geworden, sind auch krank und leiden sie ein wenig noch davon... die haben uns ausgerottet. “

Über Kindheit, Haus und Leute, Familien: *„Wir hatten ein Vermögen von – unsere Familie hatte 32 Joch /Pflugland/ (33 bis 58 Ar, zehn bis zwölf Hektar) – wir betrieben Landwirtschaft, Vater, Mutter, ich. “* Er berichtet noch von einer Schwester, die einen Unfall hatte und unverheiratet blieb. – *„So betrieben wir Landwirtschaft bis 1944. Ich wurde einbezogen zum Militär 1936 und war bei Militär bis 1945, bis zum Krieger und noch als Besatzung in der Tschechoslowakei. Nun, so lebten wir in der Familie mit dieser Landwirtschaft bis zum Kriege. Wir hatten unser Einkommen, sehr gut ist es uns nicht gegangen, aber wir lebten, im Durchschnitt gut. “* – *Hielten sie Vieh? – „Ja, wir hatten sechs Pferde, drei bis vier Kühe und da dann noch einen Stier; er wurde jedes Jahr aufgezogen und nach zwei Jahren verkauft, damit wir die Auslagen decken konnten, ... Staat... Nun, und hat man geheiratet und so weiter. “* – *„Nur mit Deutschen [hat man geheiratet]. In damaliger Zeit war sehr, aber ganz sehr selten, – eine –wie soll ich sagen, eine Hochzeit [mit anderen]. Nur Deutsche! Fremdpersonen wurden nicht geheiratet, es war so üblich gewesen. “* – *Die Generationen wohnten nicht voneinander getrennt. „Bei uns war es so üblich gewesen, wenn man geheiratet hat, Vater und Mutter sind in Ruhestand gegangen, und man gab ihnen irgendeine Rente in Produkten: Weizen, Mais und so weiter. Die Jungen hatten ihre Auslagen, die leben mit den Kindern, die wo näher gekommen sind, und die Alten hatten Ihre Renten und hatten noch vielleicht ein Joch oder zwei Feld erhalten, um sich auch ihr Lebensunterhalt zu sichern. So war die Sitte gewesen. “*

„Die Alten halfen noch den Jungen, soweit es möglich war. Und wir hatten unsere eigene Schule, deutsche Schule, natürlich war auch rumänischer Unterricht, das war ja normal gewesen, aber hauptsächlich lernten wir Deutsch – auch mein Sohn, hier war ein deutsches Gymnasium gewesen, das hat die Oberstufe hier in Lippa gemacht, bis 1956/57, dann hat sich das aufgelöst. Die Auswanderung hat begonnen, und dann waren keine Schüler mehr. Und so ging es Jahr von Jahr, bis alles weg war. “

Die Deutschen wohnten in einem Viertel. – *„Ja, in diesen drei Gassen hier. Also diese hier, das war die Rosengasse gewesen, die nächste, was zur deutschen Kirche, wo das Hildegardis-Haus ist – Ja, na, das war die Kirchengasse – und man hat auch Gerade Gasse gesagt, und dann war die nächste auch in dieser Linie, das war die Feuerwehrgasse gewesen, wo diesen Feuerwehrturm in der dritten Gasse. Nun, dann war noch die Randen, Vierteln war auch größtenteils*

Deutsche gewesen bis zur Lippaer Station, hier war ein Bahnhof gewesen, hat sich aufgelöst – das war die deutsche Viertel. Mit 2500 deutsche Einwohner.“

Über den alten Friedhof. „Meine Großmutter ist dort begraben, meine Urgroßmutter. Das hat sich aufgelöst in meiner Kindheit, da war ich sieben, acht Jahre alt, da wurde hier niemand mehr begraben – das hat sich aufgelöst, keine Nachkommen war nicht mehr, – und dann hat sich das, wo der heutige Friedhof ist, weil es war kein Platz mehr hier, damals war es nicht erlaubt gewesen, Gräber wieder von der Familie in das eigene Grab hinein zu kommen, das wurde dann in der andere Gasse dort neu angefangen. – Nur einziges, hinter dem Trümmerhaufen dort“ sieht man noch Gräber. Heute steht noch das Kreuz für einen Domherrn, Peter Mohr.

„In meine Kindheit ich war Ministrant gewesen. Wissen Sie, was das ist? Also, in der Kirche, wenn Gottesdienst ist, sie sind dort nah, dort, nicht wahr, Mädchen oder Knaben, wo assistieren beim Pfarrer unter der Messe. Nun (in) meiner Kindheit jeden zweiten November ging eine Prozession. Man ging von der Kirche hier auf den alten Friedhof, da war eine sehr schöne Kapelle [das Hildegardis-Haus hat dort einen Garten]. Nun, dort waren wir jedes Jahr, dort war ein Gottesdienst abgehalten worden. Das war auf Allerseelen, so hat man bei uns das gesagt, das steht auch in die Gebet (?)– verschwunden – Wir waren fünf bis sechs, größtenteils.“

Auf die Frage nach den älteren Generationen: „Meine Urgroßmutter war eine Margarete gewesen. Meine Mutter eine Terezia. Mein Urgroßvater war Michael, mein Großvater war Jakob gewesen. Mein Vater Peter, so wie ich auch – ja, das war so Sitte gewesen.“

Gibt es Kontakte zu den Ungarn und Rumänen in der Stadt? „Also bei Unterhaltung könnte ich nicht sagen. In der Arbeit – ja. Wissen Sie, die professionelle also die, wo eine Profession hatten, die arbeiten zusammen mit Rumänen, Ungarn, Deutsche. Und bei Unterhaltungen, das war nicht üblich gewesen, sehr selten, dass zusammen getanzt und so weiter worden. Es war selten gewesen“. – Welche Berufe wurden ausgeübt? – „Größtenteils war Landwirtschaft, und dann, aber Professionen, das hatten die Deutsche, die waren Rierner, die waren Schuster, Schneider – was alles gibt und was man gebraucht hat, das waren die Deutsche gewesen. – Wissen Sie, bei der Einwanderung war das schon so gewesen; kamen nicht nur Bauern, dass wussten sie schon damals, in damaliger Zeiten von 1724 bis 1774, es ist nicht alles gemacht, wenn nur Landwirt, die sie sind gekommen mit Schuster, mit Schneider, mit Rierner, mit die, wo Stricken machen, und so weiter, alle Berufe sind damals gekommen. Die wussten, was zu arbeiten war, was man brauche, etwas Anfang – Schmiede, Wagner, die Räder machen, gab's ja keine Autos und so weiter, alles /war/ Holzarbeit gewesen, nicht wahr? Und die brachten das alles mit, das war schon damals alles organisiert worden von Deutschland aus.

– „Ihr geht, aber mit euch kommt ein Wagner und zwei Schneider und drei Schuster und so weiter. So ging das damals. Das war alles komplett.“

Sprache

Fragen nach der Sprache. Gibt es einen eigenen Lippaer Dialekt? „Trennt nun sehr wenig von Hochdeutsch, das sprechen wir heute auch noch, die Lippaer. Die anderen Dörfer, die hatten ihre eigene so, also etwas abgetrennt. Aber verstand man sehr gut. Wir verstehen uns nicht mit die Sachsen, weil die sprechen sächsisch, nur die Schwaben – auch die Sachsen, sprechen; wenn die Hochdeutsch sprechen, dann verstehen wir zu ihnen auch. Aber so auf die Dörfer, die hatten andere Dialekt irgendwie, aber ähnlich mit unseren. Nur, Lippa hat eine besondere gehabt ins Hochdeutsche, die hatten so, waren auch so einige Abweichungen, aber genauso, wie die Deutschen in Deutschland, also ohne Schwaben und so weiter. Mir verstehen uns sehr gut mit unserer Sprache, überall.“ – Abweichungen? – „Die Guttenbrunner, die sprechen schwäbisch, die sind alle von ... Schwaben gewesen, die haben ihre eigene Sprache so. Einige Wörter die mir gut verstanden, und andere sind nur nahe, die hatten Abweichungen von der deutschen Sprache, mit einige Wörter.“ – Beispiele? – „Wir sagen ‚dort‘, nur ein Beispiel, die Guttenbrun(ner) sagen ‚set‘, es hat gar nicht zu tun mit der deutsche Sprache, also wir sagten: ‚das ist dort‘ – ‚das ist set‘. – Die Neudorfer, die haben auch so ihre eigene Sprache, aber ähnlich mit uns. Es war so, große Unterschied war nicht gewesen. Einige Wörter so gab es, ja.“ – Gab es Kontakte mit anderen deutschen Dörfern? – „Klar, sicher, wir hatten unsere Volksfeste, wir hatten den Gesangverein, die wo jährlich, jedes Jahr war irgendwo eine Fahnenweih gewesen, dann wurde eingeladen die Gesangvereine von Banat. Wir waren in Billed, in Lowrin, in Warjasch (Varasd, Varazdin?). Und dann waren die Bauernvereine, die hatten auch, so irgendeinen Tag, wo sie zusammenkamen, um anzuschauen, was diese Leute doch dort machen, wir hatten Kontakte mit dem ganzen Banat, mit Lenauheim und überall waren wir gewesen, es war so gewesen, damals. So alles organisiert gewesen; das ganze Banat hatte einen Bauernverein mit den Sitz in Temesburg, Temeswar heutig gesagt, nun die haben das alles organisiert. – Wir hatten ja unsere eigene Delegierte in der Regierung in Bukarest, Deutsche, die hatten ja diese, die sollte, der eine war von der Landwirtschaft aus, der andere war von Professionellen, und das wurde alles organisiert, so dass wir Kontakt hatten, mit den ganzen Banat hatten wir Kontakte. Dann waren die Gesangvereine, dann waren die Feuerwehr gewesen, es war alles so, wie seid in Deutschland, so war es auch hier gewesen. War einmal! (lacht), ja.“

Kirche, Wallfahrt, Kloster: Zusammengehörigkeit

Zur Bedeutung der Kirche sagt Peter Eckert: „Es gab keinen Gottesdienst, ohne dass die Deutschen in die Kirche gegangen sind! Überall die Schwaben, die

Bauersleute, die Landwirte, auch die anderen. Sonntag war Gottesdienst gewesen, auch die andere Kirchenfeiertage wurden gehalten. Das war kleine Ausnahmen, wo eine oder andere nicht in die Kirche gegangen ist. Das war so Sitte gewesen, vom Kind bis zu Großmutter und Großvater, alles!“ – Die Kirche in Radna? – „Na gut, das ist auch eine katholische, das ist heute eine Basilika. Die war – das ganze Banat, sie hatten ihre Festtage, waren sie zur Radnaer Kirche gegangen sind. ‚Wallfahrt‘ hat man das gesagt. Nun, die sind sogar von Jugoslawien, von – Weißkirchen, verschiedene deutsche Dörfer: Maisfeld und Hatzfeld und so weiter, die liegen alle, heute alle in Jugoslawien, die sind bisher nach Radna gekommen, in die Gnadenkirche. Die hatten ihren Tag, der eine zu Maria Himmelfahrt, der andere zur, was weiß ich zur – heilige Antonius und, jeder hatte seinen Tag, um zur Wallfahrt zu kommen. Unser Tag war zu Peter und Paul gewesen, am 29 Juni. Das war unser Tag, unser Wallfahrtstag. Da kam alles mit Blasmusik, und das ganze Dorf, was gesund war und Füße hatte, um zu gehen, ja das war so gewesen.“

„Sehr viel ist da nicht [von der Wallfahrt] zu sagen. – Die kamen einen Tag vorher – Samstags kamen sie, Sonntag war das Hochamt gewesen, mit Blasmusik –, dann ging man auf den Berg [Kreuzgang hinter dem Kloster] dort hinauf, hat gebetet dort, und naher ging’s nach Hause.“ – „Die Pilger hatten ihre Bekannte dort, sind viele Ungarn in Radna, nun, die hatten schon ihre Quartiere dort; wenn die ankamen, die wussten schon, wohin, die bezahlten dort für eine Nacht zum Schlafen. Nächsten Tag ging es nach Hause wieder.“ – Markt und Handel? – „Dort war eine Menge Bazare gewesen – ähnliche Geschäfte, nicht mit Lebensmittel. Dann gab es mit Kreuze und Ringe, Spielsachen für die Kinder und verschiedene solche Kinderei, Bilder von der Gnadenkirche von Maria Radna, heilige Bilder, und so verschiedene Sachen gab’s dort. Eine Menge, das war einige hundert Meter lang, die war dort gewesen, war von der Stadt ausgebaut gewesen. Nun, als die kommunistische Regierung kam, wurde das alles abgerissen.“ – Prozessionen? – Ja, klar, ehrlich, sie gingen bis zur Kirche hinauf und mit Blasmusik. Die Pfarrer, die Priester sind gekommen mit einem Pilger. So sagt man über diese – Pilger! Ja, die hatten dann ihre Zeremonien gehalten in der Kirche.“

Volkstrachten? „War ja keine andere. Auf die Dörfer gab’s keine Trachten. Ich meine so, wie die Frauen hier sind, in Hosen oder anders wie (lacht). Nur in Volkstracht, es bestand keine andere Tracht in damaliger Zeit auf dem Dörfern als nur die bäuerliche Volkstracht, es gab nichts anderes. Auch bei Männer nicht, da gab’s keine Jeans oder, eine Bluse mit Rot und die andere mit Grün, das gab’s damals nicht. Ein weißes Hemd. Mein Urgroßvater, in damaliger Zeit, die hatten gar keine knöpfelnde Hände, keine Knöpfe, das gab’s nicht damals. Das war so gemacht und so ein langes Holz, das war schön ausgeschnitten das hat man dat eingeknüpft, gab’s keine Knöpfe in damaliger Zeit, oder hier, Knöpfe – da war so ein Sachen gewesen, alles, alles von Hanf.“ – Er beschreibt, was Hanf ist und wie er bereitet wird.

Zu den Gnadenbildern in der Radnaer Kirche bemerkt er: „Ja, das sind Stiftungen von den Gemeinden, die woher gekommen. Wenn Sie am Berg hinaufgehen, dort sehen Sie: Jede Station ist von eine andere Gemeinde gebaut worden. Die größtenteils von, die liegen die heutige Dörfer, liegen in Ungarn, die hatten die meiste gebaut dort. – Deutsche Namen, dann gibt's viele Ungarn [er nennt die ungarischen Ortsnamen], die hatten damals zu uns gekehrt und – besser, als(?) wir gehörten zu ihnen, also an Österreich-Ungarische Monarchie gewesen. Das wissen Sie ja! Das ganze Sache, Banat und nach Siebenbürgen das war ja zu Österreich-Ungarn, bis nach Kronstadt und bis nach Prediapi (?), Cisnădie (Heltau, Nagydisznód).“ – Über die Bilder. – „Das haben Sie ja gesehen dort? Nun, gab's Unschäden, zum Beispiel am Felde oder Blitzschlag – oder andere Unfälle. Die hatten dann als Denkmal, die sind mit den Leben davongekommen, als Stiftung hatten die ein Bild gemacht und als Geschenk in die Gnadenkirche, wollen die heute auch sehen. Sind sehr viele von Neuarad und verschiedene Ortschaften. So sind diese Bilder hierhergekommen. Oder manche waren krank gewesen, sind gestorben und hatten ein Bild gemacht und als Geschenk der Gnadenkirche. – Da gab's ja Künstler in damaliger Zeit, Deutsche, die malten diese Bilder. Einer davon war ein gewisser Ferch gewesen, von Hatzfeld – das heißt heute Jimbolia. Und aus Temeswar und allerlei Leute, wo ihr Beruf hatten, und manche hatten das fotografiert, wie das schon war. Das waren unsere eigenen Künstler, unser eigene professionelle Leute, die wo das Handwerk gelernt hatten. Und die machten das mit dem Geld und, aber nicht durch die Schwinderei, das war alles ärmel gewesen. Nicht so wie heute, dass man einer den anderen ausnützt, das gab's damals nicht. Das war nicht!“

„Wie waren ein Einweih (Einheit), wie soll ich mich ausdrücken, ein Volk die zusammengehörten, die so hat einer den anderen nicht ausgenützt, oder wenn etwas, wenn einer zu Schaden gekommen ist, so ein Unglück oder die ganze Gemeinde ist da gekommen und hat geholfen, um den Menschen zu helfen, dass er wieder aufwärts kommen. So war's damals. War auch keine Lüge gewesen oder Schwindelei und solche Sachen. Das gab's damals nicht. Wir waren eine Einheit gewesen. Ich meine, selten heute da gibt's das nicht mehr. Selbst in Deutschland nicht mehr. Wir mussten das so machen in damaliger Zeit, weil, wir waren eine Minderheit hier gewesen. Und das wusste, der allerletzte wusste dass, wenn wir hier zusammen nicht einig sind, [werden wir] zugrunde gehen. Und darum war diese Einheit, wir mussten zusammenhalten, einer mit den anderen. Sonst wurden wir zerrissen, das ging nicht. Das war so gewesen damals. Ich meine solche Leute, wie hier waren, also nicht nur hier im Lippa, im ganzen Banat, das gibt es heutzutage nicht mehr. Weil, wir mussten zusammenhalten, nur so konnten wir unsere Existenz erhalten. Anders ging das nicht.“

Die Bedeutung des Klosters: „Ja das war bekannt in ganzen Banat, in ganzen Rumänien.“ – Für Lippa? – „Also, wir waren ja getrennt, aber das hat nicht zu

Lippa gehört, Radna, das hat eigene Gemeindehaus, eigene Verwaltung. Deutsche waren wenig gewesen, größtenteils war Ungarn gewesen in Radna. Aber, so, wir hatten viele Bekannte dort und waren auch deutsche Familien gewesen, wir hatten keine Probleme mit diesen Leuten. Nun, das Kloster selbst das war ja ein Kloster gewesen, dort waren vielleicht dreißig bis vierzig Mönche gewesen. – Wissen Sie das, Ihr habt ja schon interessiert, sicher? Heutzutage gibt es (nicht) ist noch ein alter, guter Freund mit mir, –sehr krank, er ist ein Schwabe von Neuarad [Pater Ernö, Ernst Harnisch].–Nun, der hat noch einen Bruder, dann ist noch ein Priester, drei sind, mehr sind nicht mehr. Die hatten ja einen Orden, eine Franziskanerorden, das waren Franziskaner, die wurden unterstützt von Frankreich, von Rom, von der Gemeinde, vielleicht auch noch und teilweise vom Staat, weil, heutzutage sind sie bezahlt vom Staat, die Priester. Nun, die hatten auch ihre eigenen Einnahmen von dieser Pilgerei, wo die Dörfer in Sommerzeit hingegangen sind, die hatten ja ihre Einnahme, jeder hatte dort gespendet. Nun, so hatten sie ihre Auskunft. Na, und die Mönche, die hatten ja einen großen Garten, und die hatten einige Hektare Feld, und die arbeiteten selbst, die arbeiten selbst – das war nicht, ich meine so, herrliche Pfarrer gewesen, sie haben gearbeitet, so, wie ein andere seine Beruf arbeitet, im Garten und was dort vorkam.“ – Der Garten war in Radna und auch am Berg etwas, eine Fläche, zehn Hektar, Feld.

Andere Volksgruppen

„Juden waren noch gewesen. Ich meine, so gegen dreißig bis vierzig Familien, aber die hatten größtenteils in Lippa das Handeln, wie es schon üblich war. Auf die Dörfer, wo die Geschäfte waren, das war größtenteils Juden, das war so üblich, die hatten überall sich so eingenistet. Und die größte Geschäfte da hatten die Juden, auch Deutsche und Ungarn, aber größtenteils hatten Juden die Geschäfte.“ – Sprache? – „Ja, die konnten alle Deutsch, die sprachen alle Deutsch, die Juden. Ich mein, da war sogar Juden gewesen, die konnten nicht ihre hebräische Sprache, meine ich. Die konnten perfekt Deutsch, so wie die Deutschen auch.“ – Namen? – „No, die Namen, die wissen Sie (lacht): Schwarz, Weiß, Weissenberger, Rosenberger und so weiter. Alle deutsche Namen. Waren auch andere. Zum Beispiel war eine Ladani gewesen, hat eine rein ungarische Name, war aber Jude gewesen. Dann war einen, er war Advokat, hatte Dobosch geheißen, waren noch solche Namen, größtenteils waren diese deutsche Namen üblich.“ – Kroaten? – „Gibt’s nur in Radna, ich meine, die bestehen heute noch zwei, drei Familien, mehr gab es nicht hier, nur in der Vorkriegszeit, bis 1940, 1914 bis 1918 waren einige Serben gewesen. Die haben sie aber aufgelöst, abgestorben und gibt’s auch nicht mehr.“ – Zigeuner? – „Na, Zigeuner gibt es (lacht viel).“ – Auch früh? – „Also, in damaliger Zeit waren mehr gewesen als heute, weil, viele sind weg, sind auf Deutschland, sind einige verschwunden davon, aber es gibt noch.“ – Auch in Radna? – „Also in Radna – kennen Sie die Gasse, wo hinaufgeht und dieser Wasserlauf ist? Das war mal in einige Zeiten,

meine ich, nach meiner Meinung war alles Zigeuner gewesen, weil, sie haben so eine, sehr brunette Farbe, aber die bekennen sie nicht mehr als Zigeuner und sind, bekennen sich als Rumänen heute. Nur in Lippa war's ein Viertel gewesen, abseits von der Stadt, dort waren Zigeuner gewesen. Die haben damals nicht gearbeitet, nur gebettelt, aber heutzutage ist das Betteln abgekommen, weil, manche geht es besser als alle andere. Die gingen nach Deutschland und – was sie dort trieben, das wisst Ihr ja auch. Nun, und so sind die auch geblieben, aber viele sind weg, wie ich sagte. Ja.“

Früher und heute – Untergang, Auswanderung

„Andere Fragen?“ (eine Aufforderung an den Forscher). – Herr Eckert erzählt des Weiteren von der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, erinnert sich gut und ganz genau, obwohl er nur ein fünfjähriges Kind war. Wie die deutschen Truppen heimzogen nach Deutschland. Man hat nicht viel bemerkt bei dieser Umwälzung dass man Rumänen geworden war. Zum Beispiel in Postamt war in der Österreich-Ungarische Monarchie deutsche Postrecht gewesen, alle waren Deutsche gewesen, die Postausdruck in verschiedenen Gassen und Vierteln, die waren noch in der rumänischer Zeit geblieben, bis er pensioniert wurde. „Man hat sie nicht hinausgeworfen. Und alles ist so in Ordnung geblieben.“ Er kann sich nicht erinnern, dass die Straßen ungarische Namen hatten. Die Ungarn haben anstatt Rosengasse Rószta utca gesagt, aber die Aufschrift war Rosengasse. Man hat nicht gelitten in dieser Zeit, es hat keine Probleme gegeben.

„Für uns war die schlimmste Zeit nach 1944/45. Das war unser Untergang damals gewesen. Na, man stellte sich ja Fragen: Warum? – Nun die Antwort, andere fragen, die Rumänen: ‚Warum geht ihr fort?‘ Weil wir nicht mehr dulden werden was ihr mit uns gemacht habt. Ihr habt es einmal gemacht mit uns, das zweite Mal nicht mehr. Wir gehen zu Hause und dort, wo wir gekommen sind, unter unsere Brüder und Schwester und so weiter. Ihr habt ein einmal uns ausgeraubt und ausgespielt, und uns kaputtgemacht. Das zweite Mal gelingt es euch nicht mehr.‘ Das war die Antwort gewesen. Die hatten auch recht, so ist es. Weil, dieser Vertrag war ja nicht, Russland hat nicht nur Deutsche verlangt. Er hat gesagt, er geht und sucht die Leute um zum Wiederaufbau unser Land was ihr kaputtgemacht habt. Nur, die (Rumänen) nahmen dann nur die Deutsche, alles andere nicht, nur Deutsche. Die wurden dann kaputtgemacht. Das wisst ihr ja ganz genau, was geschah! Vielleicht schlimmer wie in Deutschland ist es uns gegangen. Weil, denen hat man, die hat man nicht enteignet, aber uns hat man alles weggenommen, wir waren... Wie ich zu Hause komm von Krieg, wir hatten nichts mehr, meine Eltern waren Bettler geworden. Bettler! Sie hatten nichts mehr. Nicht nur meine, überall war das so gewesen. Das glaubt ja niemand! Niemand! Und dort, denn ging es ihnen nach einige Jahre viel besser als andere unter denen wir wohnen. Da haben sie wieder, jeder hat sich einen Beruf

gesucht, jeder hat sich einen Arbeitsplatz gefunden, und sie lebten wieder weiter. Bis die Auswanderung weg. Manche haben ja sehr viel, sehr viel Geld hergegeben, um sich einen Pass zu verschaffen, um auszuwandern, es hat viel Geld gekostet, bis es so weit kam, dass es erlaubt war. Wie es erlaubt war ist Massen – alles fort. Geblieben sind die alte, wo nicht mehr haben wohin, die sind noch geblieben.“

Kennen Sie viele, die auswandern? *„Sicher, ich kenne sie alle.“ – Kontakte? – „Ja natürlich, ich habe die nächste Verwandte, ich war auch in Deutschland gewesen, vor zwei Jahre, bei meine Verwandten, sicher! Die kommen auch jedes Jahr, sehr viele, wo noch haben wohin zu kommen. Die kommen auf eine Woche, zwei Wochen zu ... Nach die Gräber schauen, wo ihre Eltern begraben sind... Denen fällt es auch schwer, Sie müssen nicht meinen, dass alles weggeworfen wurde, das ist geblieben, nicht (war): ‚Wo ich geboren bin, mein Haus, mein Garten, wo ich als Kind aufgewachsen mit ...das ist, das ist irgendwie im Herzen, in der Seele. Das musste ich aufgeben, und fort‘ Die sind nicht freiwillig gegangen. Ist etwas geblieben im Herzen, Seelen. Es war aber kein anderer Ausweg. Jeder sagte: ‚Für mich ist es alles umsonst, schau, ich habe Kinder, was geschieht mit denen? Denen zulieb geh lieber von dort, ich gehe dorthin, von wo ich kam.“*

Über den Beton auf den Gräbern: *„Ja, selbst an meine Eltern auch, wenn Sie dort gehen, finden Sie den Namen Eckert auf mehrere Plätze. Jeder selbst hat das gemacht. Wenn es wächst Gras, wissen Sie, meisten Deutschen, wo finanziell noch etwas Geld hatten, als sie weggingen, die hatten Betonplatten dann darübergerlegt, damit kein Gras darüber wuchert. Darum wurde das gemacht. Und ich hatte auch den Sinn, aber mein Sohn, wie ich sagte, er wollte nicht, und so sind wir hier geblieben. Ich bin der älteste noch von die Deutschen.“ – Das Haus? – „Das ist ein andere Problem, das wurde nicht weggenommen, das blieb. Das blieb; nur mein Sohn, der hatte studiert in Klausenburg [Cluj-Napoca, Kolozsvár]. Und er hatte sehr gute Noten und hatte eine Kollege und sagte: Kommt zu mir nach Klausenburg. So ging er nach Kronstadt [Braşow], aber in Klausenburg hat er studiert und wohnt jetzt in Kronstadt. Na, so ging er nach Braşov dorthin. Dann wurde ich krank. Dann sagt er: ‚Du, kommt zu mir, Du musst operiert werden, das mache ich hier in Kronstadt. ‘ Und er hatte nur eine Eigenwohnung dort, persönliche Eigenwohnung. Und das gefiel mir doch nicht. Es war so auswärts von der Stadt, irgendwie... Na, ich meinte, dass ich würde sterben.*

Dann sagte ich zu ihm: ‚Schau, ich muss diese Operation machen –, und ich weiß nicht, ob ich davon..., und ich will nicht, dass Du dort bleibst. Wir verkaufen dieses Haus hier, und soll ich gesund werden, da komme ich zu Dir. Nur such dir ein Haus hier, einen Platz hier in Kronstadt in Zentrum‘. Na, und das hat er gemacht. Wenn der Operation ist als ihm gelungen, und als ich zu mir kam, als es mir besser wurde, kam ich hierher. Hab dieses Haus verkauft hier, hat mir ausgenommen dieses Zimmer. Nur dieses Zimmer ist mein, bis zum

Tode, wo wir jetzt sind. Und ich komm zu dir nach Kronstadt. Aber das ging ja nicht. Ich war gewöhnt in Freiheit, nicht wahr, und nicht in einem Blockhaus, wo man wie ein Gefangener ist. Und konnte mich (nicht) – kennt man niemand mehr, kein Nachbar, kein, niemand. Ich hatte nicht, bin so aufgewachsen unter Leute wo ich meinen Zugang hatte zu allen. Und konnte nicht mich angewöhnen dort. Na, und so kam es – Ich fahre ja jedes Jahr hinauf zwei, drei Mal. Na, aber wenn ich eine Woche zu er dort bin, bekomme ich das Heimweh, dort halte ich nicht mehr aus, dann komme ich her. Da sagt mir ein jeder Guten Tag in seiner Sprache, der Ungarn sagt mir ungarisch, der Rumäne sagt mir rumänisch. Ja, aber dort habe ich niemand. Und der Sohn ist im Dienst in der früh bis nachmittags, drei, vier Uhr. Das konnte nicht aushalten. Dann sitze ich hier (lacht) .“

Weitere Fragen über die Geschichte der Kolonisation 1724. Er verweist auf die Bücher über das Banat, von Adam Müller-Guttenbrunn, Franz Herchen, von deutschen Dichtern und Schriftstellern. Er berichtet in Einzelheiten über den ganzen Verlauf. Das ganze Banat war ein Sumpfgebiet gewesen. Graf Mercy hat die Kolonisation initiiert, Boden und Zahlungen für das Einwandern gesichert, für viele, die noch von den Spätfolgen des Dreißigjährigen Krieges betroffen waren. Geschrieben stand in allen Büchern: *„Die erste Generation fand den Tod, die zweite Generation die Not und erst die dritte Generation fand das Brot, wo wir täglich essen. So ging das.“* Die Peste grassierte, drei Teile von der Bevölkerung sind gestorben. *„Aber die hat nicht nachher lassen, es kamen wieder andere nachher und hatten das ganze Banat reguliert.“* Das ging bis 1774. *„Na, und die haben das so hochgebracht, dass das ganze Banat Weizen Auswurf (ausführte) für ganz Europa...“.* (Tonband 1997:9. 13.8. Bo Lönnqvist).

7. „Jetzt kommt nie wieder, kann man nichts machen“

Schule und Sprachen – Deportation – Dörfer und Leute, früher und in der Gegenwart – Lippa und Radna – Familiengeschichte und Wirtschaft – Andere Gruppen, Sprachen, Religion und Zukunft

Rosa Gretten ist 1923 in Lippa geboren und lebt in einem kleinen Haus in einem alten Viertel, in dem auch andere Informanten wohnen. Sie ist eine den wenigen noch hier lebenden Deutschen, die die Verschleppung überlebt haben. Ihre Sprache hat lokale Züge, z. B. die Delabialisierung ö > e, ü > i; mitunter ist die Sprache schwer zu verstehen. Das Interview wurde meist in Form von Fragen und kurzen Antworten geführt; wenn Frau Gretten lebhaft wird, erzählt sie spontan. Bisweilen reflektiert sie das Schicksal.

Frau Gretten repräsentiert eine typische Handwerkerfamilie. Ihre Mutter stammt aus Körmöcbány (Kremnitz) in Ungarn, wurde 1898 geboren, eine Deutsche wie

die ganze Familie. Der Vater kam aus Blumenthal; er wurde 1893 geboren. Beide haben dann in Lippa gewohnt. Der Vater war Maurer, die Mutter Schneiderin. Frau Gretten hatte zwei Brüder, der eine war in Deutschland und ist dort gestorben, der andere lebte hier, er ist ebenfalls bereits gestorben. Er war auch in Russland. Sie haben alle Deutsch gelernt, in der damals bestehenden deutschen Schule.

Schule und Sprachen

Frau Gretten erzählt, dass hier früher über 3000 Deutsche lebten, „jetzt kaum 300 mehr, sind alle ausgewandert“. Andere Gruppen waren die Ungarn und die Rumänen, auch Slowaken und „mehrere“, immer gemischt. Alle drei Sprachen hat man gesprochen: Ungarisch, Rumänisch und Deutsch, alle drei hat man gelernt, „*waren auch ungarische Schule, deutsche Schule und rumänische Schule. In Kloster hat so Ungarisch und Deutsch gegeben.*“ Die Buben gingen jedoch nicht in die Klosterschule, sondern in die deutsche Schule neben der Kirche. In der Nonnenschule gab es zehn Klassen, sie selbst hat vier Klassen besucht. Es war von der Bezahlung abhängig, „*so Schicksal*“, die Familie hatte für das Gymnasium kein Geld, obwohl sie durchgekommen wäre. „*So bin ich mit vier Klassen geblieben, kann man nichts machen!*“ Da die Mutter schwerkrank wurde, musste sie die Schule verlassen.

Sie wohnten im selben Haus wie die Großmutter, in der Straße Matthäus Corvinus. Nach dem Tode der Großmutter wurde das Haus verkauft und der Erlös unter den drei Schwestern geteilt. Später, in den 1940er- Jahren (?), haben sie das Haus gekauft, in dem sie jetzt wohnt. Die Großmutter stammte ebenfalls aus Lippa. Die Urgroßmutter kam aus Guttenbrunn, der Urgroßvater aus Neupanat, – „*auch Deutsche, lauter Deutsche*“. Nicht alle Bewohner Lippas können alle drei Sprachen sprechen, „die Deutschen meistens, die wo in Lippa, die auf den Dorf haben nicht gelernt. Die Ungarn sprachen nur ihre Sprache und Rumänisch, selten dass einer Deutsch kann. Die Rumänen weniger, die haben ihnen Sprache.“ – „*Ist man da geboren und da geh man verloren*“. – „*Dort bin ich allein, und dort [in Deutschland] bin ich allein*“. Wenn sie die Straße entlanggeht, sagt jemand guten Tag. Sie war dreimal in Deutschland, aber möchte nicht mehr, dass sie jetzt von neuem anfangen zu arbeiten. „Nein!“. Sie hat hier ihre Rente, ihre Existenz, ihr Haus, „*hat ma alles ein*“. – „*Ich bin da zu Hause*“. – Sie erzählt kurz von den Grabstätten in Lippa, wo ihre Eltern begraben sind. Sie kennt auch den alten Friedhof, es war der erste Friedhof.

Der Forscher fragt nach den Nonnengräbern. Die Nonnen waren Lehrerinnen und arbeiteten auch in der Küche; es „*waren keine Fremde in der Küche, waren nur Nonnen in der Küche, und deshalb habe eine Nonne gekehrt in einzig Block wo dort vor dem Friedhof, es war eine Nonne in der Garten*“. Als die Kommunisten alles verstaatlichten, wo sich jetzt das Geburtshaus befindet, war dort ein Altenheim für die Nonnen aus ganz Rumänien. Das Kloster hatte auch

eigene Kirche, in die sie jeden Sonntag gegangen waren. – Von den Nonnen führen später, nach der Zeit des Kommunismus, einige nach Alba Julia (Karlsburg), andere wurden auf die Pfarreien verteilt, in Temeswar, in Radna und in Lippa beim Pfarrer; viele sind inzwischen gestorben. Sie haben auch ein Haus gekauft, in der Nähe der Brücke, an „*gerade Gasse – in der Kirchengassen*“. In Lippa seien keine Nonnen mehr, die letzten lebten in Temeswar. „*Also die haben Renten gehabt, etwas Rente haben sie gehabt, und von Caritas viel geholfen, von Deutschland. Viele haben Verwandte gehabt, sind zu die Verwandte gegangen.*“ – Das geschah, als die Informantin in Russland war, 1945. „*Wenn mir zurück sein komme in 1949, dann war schon das Kloster weggeholt.*“

Deportation

Der Forscher fragt, ob es der Informantin schwerfällt, sich an die Zeit in Russland und die Verschleppung zu erinnern. – „*Schauen Sie, was soll ich Ihnen sagen: Ein Mensch wo arbeit', kommt überall durch. Also, in unser Lager haben sich die Russen nicht garstig genommen, so wie andere erzählt haben. Also, wir haben alle (gehabt) Arbeit richtig und so, das erste Jahr haben sie dann die Kranke und die zu Haus' lassen, und dann jedes Jahr haben sie ausgelassen, Kranke. Und dann in '48 dann haben sie dann mehr zu Hause lassen. Ja, und in '49 seien mir ja dann transportweis alles auskommen. Mir haben in der Kohlgrub gearbeit' und so; ich kenne nicht sagen, dass uns so verfolgt haben, oder – kannt es nicht sagen, so wie manche erzählt haben. Es ist verschieden gewesen. Ich war mit mein Bruder in Russland, mein große Bruder, der ältere, wie ich war, der war in Deutschland, und mir zwei waren in Russland. In Donbass. Kohlengruben, Serzinka hat die Stadt geheißten.*“ – „*Von Lippa waren 170 Leute, also 170 000 sein von Rumänien aus. Am 14 Jänner '45 haben sie uns sam(melt) dort bei der Brücke (sie beschreibt den Platz) – dort haben sie uns sam' alle. Dann waren ma Wochen, bis sie von der Dörfer von alle sam(men)gebracht. Montagnacht, 21 dann haben sie uns ein Waggon. Und am 19. Februar sein mir ankommen, dort in Russland. ... Was soll man sagen. War Schicksal, der Krieg hat viel gemacht. Unsere Leute haben viel gemacht, und sie haben viel gemacht. Kann man nichts machen.*“ – *Lebten die Eltern noch, als sie zurückkam?* – „*Ja, ja, mein Vater sind '67 gestorben und meine Mutter in '84 gestorben. Mein Bruder ist in '48 ausgekommen, und ich bin in '49 ausgekommen.*“ – *Beide waren an demselben Platz.* – „*Mein Bruder war 16 Jahr, und ich war 21*“ (1945). – *16?* – „*Ja, ja, Jahrgang – in Oktober war er 16, und im Jänner haben sie ihn geholt. Die Buben haben sie bis 28 geholt, und die Mädels haben sie bis 27-Jahrgang. Die Frauen haben sie von 14 Jahrgang bis 27 geholt, und die Männer haben sie von 14 bis 28. Na, ja, die meisten Männer waren ja im Krieg, so dass die meisten, die Deutsche waren doch in Deutschland. In '43 haben sie doch sammelt die Deutsche, die Junge, und haben sie doch im Krieg heraus. Und Ruß hat ja Arbeiter verlangt, er hat nicht*

verlangt die Deutsche. Na, die Rumänen haben doch nicht ihre Leute geschickt, haben doch die Minderheit geschickt. Es war so schwer. – No, das ist vorüber, mir seien jetzt schon ins Haus. Von Lippa sein 14 gestorben, darüber, meistens Männer. Die haben dann Mahorka geraucht, nichts gegessen und dann den Kraut ...“.

Dörfer und Leute, früher und in der Gegenwart

„Also dess Teil (Lippa) war Rumänen. Und von den Kirchen noch die unten, die Gassen, da waren Deutsche, selb Viertel waren lauter Deutsche. Die Ungarn waren ja wenig, Ungarn, die waren verschieden so. Aber diese Seiten waren meisten Rumänen, – ist alles schon mit Rumänen – (die Deutschen) waren doch 300 sein die Deutsche, Personen, nicht Familien, Personen! – Ja, alles ist fort, alles. Die Bauern, die haben ihre Feld bezahlt, gekriegt einen Vermögen, alles fort. Man hat ihnen alles wegholt, alles.“ – Gab es Kontakte mit den Dörfern? – „Ja, von da Neidorf, Guttenbrunn, da waren lauter deutsche Dörfer, und dann /Slabberschild ...die rumänische Dorfnamen/ lauter Rumänen, und diese Seiten waren lauter Deutsche. ‚Der Hündchen und der Kuhhalter‘, hat man immer gesagt, das waren Rumänen (lacht) an der Weide. Ja, jetzt ist alles kaputt. Schau, die deutsche Dörfer, wie die ausschauen!“

Von den Brüdern: *„In ’43 wird der Hitler die Deutsche von der Banat, die junge Leute geholt in Krieg, dann seien sie fort... Mein Bruder war in ’63 in unser Haus, sie hat in einen Kloster hereingekommen. Ist dann Moniter (Monteur) ... Hat sich doch Familie gehabt, hat sich dort Haus gebaut – bei München, Taufkirchen.“ – Noch Bekannte in Deutschland? – „Die, was von Lippa sein, und dann noch meine Bekannte. Ich war jetzt das letzte Mal in ’94 in Deutschland, war ich auf 14 Plätze am Besuch, also überall meine Bekannte besuchen, von hier ja, was kann man machen, hab’s nochmal versucht... Mein Freundin ist jetzt da auf Besuch: ‚Komm doch hinein!‘ Jetzt sein sehr viele da auf Besuch, sie kommen so lang so noch ... Ja, was kann man machen?“*

Über die damalige und jetzige Situation: *„Man wusste, mit wem man welche Sprache sprechen sollte, hatte einander gekannt.“ Sie erzählt noch über die Bevölkerungszahl und dass inzwischen viele von den Dörfern in die Stadt gezogen sind; die rumänischen Dörfer stehen leer. Sie erzählt von der Enteignung aller, nicht nur der Deutschen, sondern auch der Rumänen. Obwohl Leute zurückkommen, „mit was soll sie arbeiten?“ Die heutige Lage: keine Arbeit. Auch ihr Vater war für kurze Zeit im Krieg; er war schon alt. „Viele sein gefallen – was kann man machen?“*

„Noch jetzt wandern (Leute) aus. Damals in den 60er Jahren hatte Ceausescu die Leute verkauft, mit 8000 Mark pro Person und die Leute, wo haben fortfahren, die haben es besorgt, nun jetzt brauchen sie nimmer zahlen und gehen..., immer sein gegangen.“

Lippa und Radna

Noch einige Fragen über Vereine früher: *„Waren die Hitleristen zur selben Zeit mit den Deutschen, und dann waren die Kommunisten? No, jetzt ist auch Forum.“* – Kulturvereine? – *„Ja, gibt’s – jetzt ist nichts mehr.“*

Solange die Deutschen noch da waren, feierte man noch die Kirweih, von Lippa am 16 Mai, mit Schutzpatron und Kirchengang. Tanz und ein Schaf felizitiert und die Bräuche in drei Tagen. / (Die Informantin zeigt ein Bild ihres Bruders im Kirchweihzug 1939 /). Dann Tanz und Restaurantbesuch. Am nächsten Sonntag war Nach-Kirweih und am dritten Sonntag war *„Schloppsonntag“* (Schlupf?). Dies wurde nach dem Krieg nicht mehr so umfassend begangen; es blieb nur ein Sonntag übrig, *„weil es war nimmer so wie früher“*. Es waren nur junge Leute, *„so viel Jugend war zu selber Zeit in Lippa, deutsch, alles deutsch. „Nicht so wie jetzt, wenn man in der Kirche geht.“* – Frau Gretten geht nicht mehr in die Kirche, sie verfolgt die Messe von München im Fernsehen. Sie geht nur, wenn sie gehen muss, z.B. bei einem Trauerfall. Sie möchte nicht stundenlang sitzen und Rumänisch hören.

Sie erzählt über Mariä Himmelfahrt 15. August in Radna, die große Wallfahrt, den Bazar mit 64 Bazaren aufgebaut. *„Ist nimmer so wie früher.“* In Radna waren zur selben Zeit 16 Pfarrer, Franziskaner. *„Die Leute zum Fuß kamen, von weit und breit, jede Dorf hat sein Tag gehabt, zu Pfingsten, zu Anna und Jakobi, und 2 September, und 8 September, waren sehr viele früher. Jetzt kommen aber nie mehr so.“* – Was hat man verkauft? – *„Rosenkränze, heilige Bilder, Weihbrückkessel, Bilder, Spielzeuge für die Kinder, Taschenmesser und so, allerlei so Kleinigkeiten ... War heiligen Antoni und dann Statuen hat man gekriegt... War schon schön.“* Ihre Familie hatte ebenfalls einen Bazar-Stand, der wurde von der Mutter gepflegt wurde. Aus Temeswar von der Mission hatte man die Dinge, die Nickelsachen bekommen, die Italiener brachten Heiligenbilder, auch hatte man Agenten, der Hauptagent war der jüdische Händler Wienfeld aus Arad. Beim Einkaufen wurde früher auf Rechnung gekauft; einmal im Jahr wurden die Rechnungen beglichen. Dies war in der Zeit von 1928 bis 1948. Den ganzen Sommer über kamen Touristen und Tagesausflügler. *„War so schön, und der (Kalvarien) Berg war herrlich schön.“* Sie erzählt noch von den Motivbildern, die von Menschen, die um die Fürbitte der heiligen Maria baten, gestiftet wurden. Die meisten Bilder sind gekauft, unten in den Bazaren. – *„Sehr schön war, – war mals“*.

Früh war Lippa auch ein Kurort für Herzranke und Rheumatiker. *„Also früher war so sehr schön, und Musik, Militärmusik war jeden Tag dort in der Mitten – ist nichts mehr, und abends war dann andere Musik, dort war ja Restaurant und waren doch die zwei Hotels, Pension war immer besucht, und die Bäder dort alles war Arzt, und – (das Bad) liegt g’rade Kilometer von der Stadt heraus“* – in derselben Richtung wie der Friedhof? – *„Ja, geradeaus.“* – *„Erst haben die Russen das kaputt gemacht, dann haben sie wieder aufgebaut und renoviert und*

– *jetzt nichts mehr ist. – Sehr teuer für uns.* “ Über die heutige Situation weiß die Informantin nichts zu sagen.

Familiengeschichte und Wirtschaft

Die Mutter war Schneiderin. *„Sie hatte bei jemand gearbeitet, sie war nicht selbständig. So für uns aus und für die Nachbarsleit [-leute], und so hat sie Kundschaften gehabt – kein Werkstatt gehabt. Mein Vater bei andere gearbeitet. Auch nicht selbständig.“* Die Mutter hatte das Handwerk hier in Lippa bei einer Verwandten, die eine Schneiderei betrieb, gelernt. Die Familie besaß kein Feld, auch nicht die Großeltern; der Großvater war Maurer wie der Vater. Mit diesem Handwerk beschäftigen sich einige Familien. *„Meistens waren (die Deutschen) Bauern, war ja viel Feld dieser Tage... dann war noch die Professionisten die Handwerker.“* Die Ungarn, die Felder hatten, waren auch Bauern und Handwerker, die Rumänen meistens Bauern. An Fabriken gab es eine Drehbankfabrik *„Strungo“*, in Radna eine Waggonfabrik, überdies gab es eine Kaserne und ein großes Magazin für Baumaterial. *„Ein Mensch, was so arbeiten will und kann, hat schon kennen leben.“*

Die Informantin wird allmählich müde und spricht meistens, indem sie Fragen beantwortet.

Als nach Veränderungen gefragt wird, erinnert sie sich, wie die Russen, die 1956 (?) gekommen waren, und die Enteignung des Eigentums. Viele sind dann zum Arbeiten nach Arad gegangen; auch die Informantin arbeitete dort 24 Jahre in einer Weberei. Sie fuhren mit dem Zug; es war Arbeit in drei Schichten: eine Woche Früh-, eine Woche Nacht- und eine Woche Nachmittagsschicht. Die Weberei war groß; sie beschäftigte 5000 Arbeiter; es war die größte Fabrik; jetzt steht sie leer. Hergestellt wurden Leinwand, Handtücher, Plüsch und Frottierhandtücher. Die Fabrik überdauerte auch die Ceausescu-Ära. 1976 wurde die Informantin pensioniert. Die Fabrik existiert bis heute, doch gibt es dort nur sehr wenig Arbeit. *„Was kann man machen, jedes Tag hat man ein Sack vollmachen. – Ja, sehr viele Leute /arbeiteten in Arad/ Mein Bruder, der da war, hat 37 Jahre gearbeitet in Arad – Dachziegel. Er ist im '48 herausgekommen, im Juni, und im Herbst ist er in der Fabrik und dort ist er in der Rente gängen. Er war in der Drehbank, in der Strungo. Ja, wenn man müssen arbeiten, wenn man arbeiten will, ja, es war. Wir haben eine schöne Rente gehabt und ich auch. Und von Russland kriegt man jetzt auch seit Revoluzia (als Ersatz für die schlimmen Jahren in Verschleppung, auch die Informantin).“* – Sind von denen, die in Russland waren, noch weitere am Leben? – *„Zehn oder elf seien mir noch, was leben, also was da sein in Lippa. Noch in Deutschland leben noch ein Paar.“*

Andere Gruppen, Sprachen, Religion und Zukunft

Die Informantin zeigt Fotos. Die deutsche Schule, die heute eine rumänische Schule ist, die Kirche. Es gab auch die rumänischen Kirchen und die reformierte hinter den Brücken, weiter die jüdische, die abgerissen worden ist, vom Rathaus die Gassen so herein, dort wo die Zahnärzte seien, „die haben es abgerissen“. Sie erzählt und zeigt genau den Platz, wie es dort aussieht. „Viele Juden waren da in Lippa, meistens Geschäftsleute.“ – Sprachen? – „Also, die sprachen Deutsch und Ungarisch und Rumänisch und dann ihre Sprache. Die haben alle drei Sprachen gesprochen, die Juden. *Viele Juden waren in Lippa, jetzt seien keine mehr, eine Frau ist noch. Die wohnt dort draußen bei der Mühle. Es war ihrer Familie, die Mühle und das Haus dort und alles. Waren sie alle fort in '43/'44.*“ Sie hatten Geschäfte, beschäftigten sich mit Handel, führten z.B. Schuhgeschäft, Material, auch gab es eine große Schneiderei mit Arbeitern. Einige Kroaten sind vom Krieg 1914 dageblieben, die Informantin hat zwei Familien gekannt. – Roma? – „*Ach, ach!* (großes Lachen, empört) *Sieh' es aus da drüben* (in der Nähe ihres Hauses)! *Bei der Turm, ist lauter Zigeuner, die seien jetzt Millionären! Dort, neben mir – und drei Autos hat er! Es seien die Millionären, die Zigeuner mit dem Handel. Früher haben sie nimmer in der Stadt gewohnt, haben sich Gassen gehabt, und dort haben sie gewohnt – und jetzt! Mein Nachbar ist gestorben, und dann bin ich gegangen, dann haben sie im Rathaus gesagt: Die Zeit ist herum, die können jetzt kaufen, wo sie wollen – Heutzutage sein sie die Herren. Ich habe ihnen so gesagt (unverständlich), ...*“ – Von der Architektur den deutschen Häuser? *Alle älteren stammen aus der Zeit vor dem Kriege.*

Große Wichtigkeit hatte früher die Religion, die katholische; sie ist auch jetzt noch von Bedeutung. Früher, vor der Zeit von Kommunismus und Ceausescu, war die Informantin jeden Sonntag in der Kirche gegangen, – „*war derselben Pfarrer, der hat Vormittag deutsch, am Abend ungarisch*“ *gepredigt*, „*hat er Vormittag ungarisch, hat er am Abend deutsch. Mir ist es alles eins, deutsch und ungarisch, weil, ich spreche alles, und die und die. Und wenn Nachtschicht war ich nicht in der Früh bin, am Abend in der Kirche gängen. Und so das immer dann.*“ – In der Radnaer Kirche? – „*Nein, da, da, hier in der Gasse! Und seit der unser Pfarrer ist gestorben, er war krank– Alle war lachen (belachen?) zu uns in der Kirchen. Was kann man machen?*“ – Sie empfindet Deutsch als ihre Muttersprache, spricht aber auch Ungarisch und Rumänisch. – In welcher Sprache denkt sie? – „*Ach* (lacht), *in der deutsche!*“ – Über das Verstehen der verschiedenen Dialekte in den Dörfern? – „*Ja, hat, wenn man aufgepasst hat, hat die Guttenbrunner, die kann man sehr schwer verstehen. Des zweite Dorf, Neudorf, des geht noch – jedes Dorf hat sein Dialekt, so wie überall.*“ – Die Guttenbrunner sprechen „*so wie die Müntner, die von Bayern, so Art sprechen die. Hat die Guttenbrunner stammen von Elsass-Lothringen, dort waren die daher kommen im Banat.*“ – Die Familie der Informantin? – „*Also mein Urgroßmutter stammt von Guttenbrunn, damals von dort. Von meinem Vater aus*

weiß ich nicht. Die Banater seien alle von dort gekommen, Elsass-Lothringen, von Schwarzwald, von dort seien die Banater alle herunterkommen.“ – Die Familiennamen? – „Mein Großvater von meiner Mutter der Vater, der war Österreicher, von Ödenburg ist er darunter kommen.“

Temeswar früher? – „Früher war es, wie soll ich es sagen, die Hauptstadt von Banat. Und jetzt kam aber zu Arad, Arad ist immer der Marosch. Aber früher war Temeswar, auch in der ungarische Zeit. Diese alte deutsche Konsulat in Temeswar, der man Visum für Deutschland gemacht. (Später in Bukarest)– Wir kenne uns /die Deutschen in Lippa/ wenn wir uns samkommen, wenn man zum einander gehen – seien noch 300 in Lippa, Deutsche. Ist ja mehr Ungarn als Deutsche, früher waren mehr Deutsche. Ungarn seien die wo von Siebenbürgen eingewandert sein.“ – Über die deutsche Kultur? – „Jetzt, keine Jungen sein nie mehr da, –früher waren noch Kirweih und so Tanzgruppen und so, aber jetzt ist ja kein Jugend mehr. In andere Dörfer wo mehr sein, dort gibt’s schon noch Kirweih, von Temeswar – In Lippa ist nixt mehr, Lippa. Neudorf, ich glaube Neudorf seien drei, vier Familien. – Sie waren bei Herr Bickel – und Guttenbrunn ist ja nichts mehr. Und bei Temeswar seien noch.“

Von der Auswanderung in den 1980er-Jahren? „Hat also, in der Familien aus, waren drauss die Jungen seien daraus geblieben vom Krieg, und dann die haben ihre Eltern ausgeholt, und dann haben die immer Verwandte hinausgeholt und dann alles einander aus und so. Die Deutsche hat ihren Feld gut gezahlt und so seien fort. Haben gesagt: Für die Kinder besseres Existenz dort. Viele Arbeitslose (in Rumänien), Fabriken gehen nie mehr. Was kann man machen.“ – Kommt niemand zurück? – „Na, haha (lacht)! Wer kommt zurück? Vorgestern bin ich mit ein sammkomm, die acht Jahre waren sie jetzt aus von Lippa. Sagt nicht immer tot will er mehr naherkommen. Sage jetzt, wie früher waren dreißig Bauernsleute, jetzt nimmer tot alle... Was kann man machen, müss seien schon dort leben. Mir sein das Leben gekwent (gemütlich). Ich war ja sagte, ich war dreimal in Deutschland.“ – Es folgt eine Reflexion über bekannte und fremde Leute an den Gassen. – „Die sagte ja meine Freundin nach, die wo jetzt da ist, die seien alle schön und gut, wenn man hinausgeht, niemand schaut dich aus. Die haben (im Schwarzwald) Haus gekauft, und sie sein mit ihre Kinder. Dies halt anders und des anders, dort seien die Leute alle für sich in der Familie... Für alte Leute ist es überhaupt schwer.“

Noch von den religiösen Bräuchen – die Informantin wohnt in einen Viertel unter den Kalvarienberg im südlichen Teil der Stadt –: „Karfreitag zu Ostern, ja, dann geht die Prozession – also solange die Kommunisten hat man nicht der von gehen, aber früher und nachher seien man jeden Karfreitag darauf gangen mit der Prozession, von der Kirche bis darauf.“ Alle Leute haben teilgenommen, früher auch Schulkinder, die bei der Prozession vorausgingen, die Kinder und die Nonnen. Oben auf dem Berg hat man die Messe gefeiert, „eine Messe hat dort g’halten, gepredigt hatte und bis hinauf seien die vierzehn Stationen und gebet man, und dann seien man herunterkommen in der Kirche.“ – Musik? –

„Also ganz früher, wie Lippa Musik gehabt hat, dann ist die Blasmusik mitgegangen. Und zum Peter und Paul dann ist unser Wallfahrtsort, und geht man auf Radna wallfahrten, die Lipparer. Auf Radna, unser Wallfahrtstag ist dann, zu Peter und Paul. Mit Musik und Sachen. Lange Zeit war es verboten, dann seien die Menschen schon übergangen und zurück einmal wieder so kommen... Ja, des war einmal. Kann man nichts machen, jetzt kommt nie wieder.“ (Tonband 1997:10. 13.8. Bo Lönnqvist).

8. „Ist das möglich, dass man seine Muttersprache nicht kann!“

Sprache und Ahnen - Schule und Sprachen – Aussiedlung: „Ceaurescu hat seine Leute verkauft!“ – Dörfliche Sitten, Dialekte, Religion – Revitalisierte Kirwei – Vergessene Heimat

Unter den Informanten in Lippa gehörte Frau Maria Klein (geboren 1934 in Lippa) zu den sehr entgegenkommenden in Bezug auf unsere Zielsetzung, besonders was die Sprachverhältnissen betraf. Sie wohnte noch in ihrem Geburtshaus in der Mitte des alten deutschen Viertels, an der Hauptstraße, fast gegenüber der katholischen Kirche. Wir haben Frau Klein zum ersten Mal am Friedhof getroffen, zusammen mit einigen anderen älteren Deutschen, und sie lud uns zum Gespräch ein. Im Laufe des vierjährigen Projekts haben wir sie oftmals besucht, zuletzt 2007 in Verbindung mit einer Kontrollreise. Frau Klein erzählt gern und logisch mit humoristischen Reflexionen; sie zeigt Fotoalben mit Bildern, u.a. von der Kirchweih 1976/77, an der ihre Söhne teilgenommen haben.

Frau Klein ist Witwe; sie hat zwei Söhne, einer lebt in Deutschland, der andere in Arad, wo er auch Mitglied des Deutschen Forums ist. Maria Klein findet die katholische Gemeinde in Lippa sehr wichtig und schätzt den Pfarrer hoch. An einem Ausflug der Gemeinde nach Österreich hat sie teilgenommen. In Deutschland hat sie Verwandte.

Sprache und Ahnen

Das Interview beginnt mit einem Telefongespräch, unter welchem die Informantin die Lipparer Sprache mit einer Freundin spricht. *„Das ist schwäbisch gesprochen“* erklärt sie, *„das war eine Freundin von mir – die haben morgen Hochzeit.“* Sie erzählt von ihren Glückwünschen und von den zwei Hochzeiten am folgenden Tag in der Kirche. Sie glaubt, dass dort sowohl Deutsch als auch Rumänisch gesprochen wird: *„Der Bräutigam ist deutsch und die Braut ist Rumänisch, erste und zweite (Hochzeit), alle zwei, und unser Pfarrer, er kann alles, er kann alles, er macht so und so, er kann, wie er will*

(lacht).“ – Hochdeutsch? – „Ja, ich kann, schon auch, aber wir sind so gewohnt. Ich war im Kloster in der Schule, und ich habe das gelernt; ich habe auch die hochdeutsche – aber das (der Dialekt) geht schneller. Wir sind so gewohnt, schwäbisch zu sprechen.“ – Der Forscher bekennt, dass er nicht alles verstanden hat. – „Ja – nein, alles nicht, also ich habe auch schnell gesprochen, schnell gegangen. Wenn ich langsamer spricht, dann verstehen Sie schon, es ist nicht gar so, Dialekt ist ein bisschen unterschiedlich. Einem Dorf und den anderen Dorf ist es bisschen verschieden.“ – In einer Kaffeepause wird über das Geburtsjahr und das Haus gesprochen.

„Also, meine Großeltern waren hier, sie sind nicht von hier, meine Großeltern sind von Bogda, das ist im Temeswarer Komitat, neben Blumenthal dort hinaus geht das. Von dort ist auch meine Mutter her, nur mein Vater war von hier. Und meinem Vater seine Eltern, die haben gewohnt dort draußen an der Kaserne, wo man gegen Neudorf geht. Dort waren die gewohnt, und meine Mutter ihre Eltern, die waren hier. – Meine Großeltern, die Mutter ihre Eltern waren von Bogda und die haben dort draußen verkauft, und dann haben sie hier gekauft.“ – Bogda? – „Bogda ist auch ein deutsches Dorf, aber dort ist niemand mehr, dort sind nur lauter Rumänen, aber schon lange, lange Jahre, bevor sie auf Deutschland sind, sie sind alle auf Blumenthal gewandert – die Deutschen, was in Neuhof [>Neudorf] ..., also Bogda besteht aus Neuhof, Altringen, Charlottenburg und Königshof. Das sind vier Dörfer, die gehören zu Bogda ... und auch in Königshof sind keine, nirgend, in Charlottenburg, dort sind noch Deutsche. Dort, hat der Herr Pfarrer gesagt, dort ist die schönste Kirche von Banat, eine schöne Kirche, kleine schöne. Ja, und von Charlottenburg ist meine Großmutter, dort ist sie geboren und auch dort hat sie auch geheiratet, und dann sind sie herkommen, auf Lippa. Meine Mutter hat hier bei den Juden gedient. Auf das Dorf meine Großmutter hat drei Mädels gehabt, und wie sie zwölf Jahre waren, dann sind sie gegangen in die Arbeit, da hat man Geld gebraucht. Und meine Mutter war hier, ihre eine Schwester ist in Amerika und die andere ist in Neudorf gestorben. Also jetzt sind sie alle schon gestorben. Meine Mutter war hier, bei den Juden hat sie ‚Mädchen für alles‘ gespielt: gewaschen, gekocht, was sie... Na, und dann mein Vater ist auf Deutschland, in dem Krieg, im drei und vierziger, auch dort geblieben. Und wir sind dann alleingeblichen mit der Mutter und mit der Oma und ich und mein Bruder.“ – Der Mädchenname der Mutter? – „Chigarlowitsch. Mein Großvater – also die Urahnen waren von Serbien, und dann hat die Mutter immer nie wollen sagen, wie sie heißt. Sie hat gesagt, sie ist eine Deutsche, und sie hat so einen Namen, der hat ihn nicht gefallen, hat sie gesagt (lacht): Sie heiratet schnell, dass sie (aus) den Namen loskriegt! – Dann wurde sie Klein, sie war auch ‚klein‘.“ – Die Informantin zeigt auf ein Porträt an der Wand: „Dort ist mein Vater und meine Mutter. Und das bin ich und mein Mann, und hier sind meine zwei Kinder, und dort oben ist meine Großmutter, der Mutter ihre Mutter, meine Mutter, mein Vater und ich.“ – Der Mädchenname der Großmutter? – „Konrad, sie waren

alle Deutsche, nur der Großvater war – also die Urahnen waren von Serbien her gewesen. Die Konrad kamen aus Bogda, aus Charlottenburg sind die Konrad.“ – Schwaben oder Sachsen? – „Schwaben, in Banat sind nur Schwaben. Nur! Jetzt also geheiratet haben die ungnern, also meine haben schon Sachsen geheiratet, sind schon Sachsen auch hier, aber jetzt sind keine mehr, sind alle (in) Deutschland. Sind jetzt keine, nur so ... jüngerer wie ich sind keine mehr hier, nur ältere. – Also wann es nicht passiert wäre, mit meinem Sohn, dass er krank geworden wäre ... ich auch nicht mehr hier. Ich habe meine Papiere auch fertig, kann auch abhauen. Aber, weil ich habe mir gedacht: Jeden Moment kann er sterben, und dann bleibe ich mit der Schwiegertochter dort. Hier ist doch mein Kind (der Sohn in Arad). Es ist nur ein Sohn, aber er ist doch mein. Die Schwiegertöchter sind ... Ich kann nicht sagen, meine Schwiegertochter ist sehr gut, aber sie ist doch nicht meine Tochter, nicht meine.“ – Die Sprachen der Söhne zu Hause? – „Deutsch, nur Deutsch. Mein Mann war ein Ungar, meine Kinder können nicht Ungarisch, keine ... wir haben nur Deutsch gesprochen zu Hause, weil, meinem Mann seine Mutter war auch eine Deutsche, die war von Karansebesch, nur sein Vater war von Pecska, der ist, der war Ungar, ... kein ganzer Ungar war. Bei uns ist nur Deutsch gesprochen. Also schwäbisch, so wie man hier spricht.“

Schule und Sprachen

„Ja, Ich war in der Klosterschule. – Wir waren hier, wo jetzt die Post ist, war der Kindergarten, hat auch dem Kloster gehört. Von dort waren wir schon von vier Jahre waren wir im Kloster-Kindergarten. Und dann in die erste Klasse sind wir in die Klosterschule, und in der zweite und in der dritten Klasse waren wir hier in dieser Schule neben der katholischen Kirche. Das war die Hitlerschule! In '43/'44. Mein Vater ist auf Deutschland und dann, (die Kinder, dessen Väter als Soldaten in der retirierenden deutschen Armee waren), diese haben alle müssen in die Hitlerschule gehen, so waren wir in der Hitlerschule, in der vierte Klasse, und dann waren wir im Gymnasium bis im '48, dann ist das aufgelöst worden. Und dann sind wir weiter in die rumänische Schule gegangen. – Nur das war, wie soll ich sagen, Disziplin (in der Klosterschule). Dort hat man gelernt, dort war alles schöne und gut. Von den Schwestern hat man nur Schönes und Gutes gelernt. Aber jetzt, die letzte (Nonne) ist voriges Jahr gestorben. Es sind noch Klosterschwestern, aber in Deutschland, hier sind keine mehr. – Ich weiß nicht, wo sie sind. Ich habe keine Anschrift mehr...“ – Leben im Land noch Schwestern? – „In Temeswar sind noch Schwestern, Klosterschwestern.“ – Die Gräber in Lippa? – „Hier? und hat unser Pfarrer sich nicht geschämt, wie diese ausschauen (empört)!“ – Der Forscher: Dort sind 65 Gräber an beiden Seiten, wenn man zum Friedhof hereinkommt. Die Informantin bestätigt, dass es Gräber sowohl vorne als hinter an dem Platz gibt. Die letzte, die dort begraben wurde, war um 1986 gestorben. „Hinten ist einer (19)89 gestorben, die letzte war, es war mit wohlgesprochen ich hat mit meiner

Freundin, ihre Mutter (war) ihre Schwester, das war eine sehr liebe Frau, sehr liebe Schwester. Das mach ich das Grab, das sieht man, das ist noch gemacht, das ist aufgeräumt.“ – Der Forscher: Die meisten sind solche einfachen Holzkreuze, und die Namen kann man nicht mehr lesen. – „Kann man nicht, sind schon alte Kreuze, alte. Auch der Bischof, der vorigen Bischof, vor dem [Sebastian] Kräuter, der Kernweisz, seine Schwester, die war auch Klosterschwester, ist auch dort hinten. – Es war eine von Sankt-Anna. Es waren sehr viele Schwestern hier, sehr viele... Es war Ordnung, Ordnung, Reinheit. Man sieht diese Schule jetzt, schau wie diese ...!“ – Alle deutschen Schulen? – „Hier in der Gasse war auch bis zum vierten Klasse waren ungarische Abteilung. Dort waren ungarische Schwestern, was Ungarisch gelernt haben.“ – Rumänisch nicht? – „Nein. Wir haben auch Professorinnen gehabt, die was uns, ich glaube, zweimal in der Woche haben wir Rumänisch, und zweimal war Französisch und einmal Lateinisch. Aber das ist ja schon alles, von '48er bis jetzt, alles in die Marosch geflossen! (lacht).“

„Lesen kann ich noch Französisch und auch noch Lateinisch, aber Russisch habe ich auch gelernt, es ist fortgeflogen – fort (lacht).“ – Welche Sprache spricht man mit den Leuten in Lippa? – „Meist Rumänisch, weil keine Deutsche mehr sind. Sind sehr wenige, und diese, was noch sind, das sind lauter alte. Und hier, also das ist die Hauptstraße, hier ist niemand deutsch, nur ich! Und das war, jedes Haus war deutsch. Und wo kein Deutscher war, war ein Jude. Sehr viele Juden waren hier, sehr viele, sehr viele!“ – Der Name der Gasse? – „Ferdinand, König Ferdinand, so war diese Gasse, wenn wir das Haus gekauft haben. Ja, und von dort, wo der Herr Pfarrer wohnt, dort ist die Kirchengasse.“ – Und in die andere Richtung? – „Dort ist die Rosengasse, und eine war die Bauerngasse und ... jetzt heißen sie also lauter rumänische Namen.“ – Die Juden? – „Die Juden waren alle Kommerzianten, die haben lauter seine Geschäfte gehabt. Aber wenn man zu den Juden ist gegangen, die haben nicht fortgelassen. Sie haben also Stoffe gehabt und na, was man so was... in den langen bekommt.“ Sie gibt Dialoge wieder: „Das ist zu teuer. Ich gebe billiger.“ – „No, kaufen Sie!“ Haben nicht fortgelassen, bis nicht etwas gekauft. So waren die Juden! Hast nicht Geld heute, bringt's es morgen. Bringt's die nächste Woche. Hat so viel Sack gehabt, Vertrauen in den Menschen, das jetzt bringen.“ – Sprachen? – „Deutsch und Ungarisch, also hier in Lippa – sehr selten findet man jemand, was nicht alle drei Sprachen kann. Also ... ich habe jetzt mit niemand Ungarisch zu sprechen, ich habe schon vieles vergessen. Ich habe nicht, mit wem! – Ich habe eine Freundin, und ... es ist, Rumänisch geht besser, das geht schneller. Die Zunge bricht sich schneller um, weil ich war in der Kanzelei; dort ist nur Rumänisch gesprochen, – und so haben wir uns das angewöhnt. Ich will aber mit ihr Ungarisch sprechen – ich vergesse, ich vergesse (traurig). Ich wollte nicht, ich wollte auch meine Kinder lernen, aber ich bin von in der Früh nach Arad gefahren und abends nach Hause gekommen. Da habe ich gewaschen, gebügelt, gekocht, gemacht, dann habe ich keine Zeit

mehr gehabt, für mit Kinder lernen. Und so haben sie dann nicht gelernt. Das war noch mehr wie hart!“ Die Firma war in Lippa, wurde aber aufgelöst; danach arbeitete sie in Arad.

„Die Kinder haben rumänische Schulen gemacht. Nur!“ – Gab es keine deutsche Schule? – *„Es war, damals war noch deutsche Schule, aber – weil mein Mann ein Ungar war, hat er wollen, die Kinder sollen in die ungarische Schule gehen. Ich war Deutsche, ich habe meine Wolle, meine Kinder wollen in die deutsche Schule. Und dann, wenn zwei sich streiten, gewinnt der dritte. Und dann sind sie in die rumänische. Aber die sprechen alles Deutsch! Alles wird Deutsche gesprochen, – nicht Rumänisch – bloß in der Schule waren sie rumänisch. Aber zu Hause wird nur Deutsch gesprochen, kann keiner Ungarisch. Nur ich kann, und die Mutter hat noch Ungarische gekannt.“* – In welcher Sprache denkt, träumt sie? – *„Nur in der deutschen Sprache. Und träumen auch, das ist meine Muttersprache! Und diese soll man nicht vergessen. Weil, ich habe Freundinnen, die was so halb-halb verheiratet sind. Die Kinder können nur Rumänisch. Sag, ist das möglich, dass man seine Muttersprache nicht kann! Nein – das lass ich nicht zu.“*

Aussiedlung: *„Ceausescu hat seine Leute verkauft!“*

Die Erinnerung an die Aussiedlung ist das folgende Thema: *„1970 hat es schon angefangen, schon lange. Nur, damals sind also wenige hinüber auf Deutschland, weil, das hat viel gekostet. Nur diejenigen, was jemand darüber gehabt haben, was das finanziert hat, weil der Ceausescu hat viel Mark gebraucht – 20 000 Mark für eine Person, (diese Summe) ist auch in Deutschland Geld! Ja, das muss man auch verdienen, dort kriegt man auch nicht, niemand kriegt nichts umsonst. Muss man hart arbeiten um das Geld. Und die haben das dann gezahlt, Ceausescu hat seine Leute verkauft. Und die, was dann gehabt haben sind gegangen! Ihnen geht das jetzt gut, drüben, aber die, was jetzt hinaus sind – jetzt geht es schon hart schon drüben. Es gibt viele Menschen, was arbeitslos sind, und jetzt verlangen sie schon viel, ziehen sie viel ab von Lohn, es ist schwer, jetzt ist schon schwer. Es sind viele Aussiedler von der ganzen Welt! Nicht nur von Banat. Also, der Deutsche hat die Schwaben gern von Banat, weil, die sind fleißig. Unsere Leute arbeiten, und verstehen ihre Arbeit!“*

Sind viele fortgegangen? – *„Ja, also zuerst sind sie, also nur zwei, drei Familien, und dann sind immer mehr, immer mehr... Und wie dann die Revolution war, nachher hat man die Grenzen aufgemacht, und dann ist alles... alles, was Kraft hat gehabt, hat alles liegen und stehenlassen, und ist fort! Die Häuser sind nicht gezahlt worden damals, die hat der Staat alle genommen, alles hat man hiergelassen und ist fort.“* – Ist jemand zurückgekommen? – *„Von hier – nicht. Doch. Es ist doch eine zurückgekommen, eine junge Frau.“*

Sie erzählt die Geschichte einer Umsiedlerin, die in Lippa lebte; der Mann war Ungar, sie eine Deutsche, hat einen Rumänen geheiratet und hat drei hier geborene Kinder, deutsch, ungarisch, rumänisch; sie ist nach Deutschland gefahren, wurde aber zurückgeschickt. – *„Aber sonst kommt keine, sonst kommt niemand zurück.“* – Die Informantin hat vom Fernsehen verstanden, dass Sachsen zurückgekommen sind von Häuser und Renten versprechen, was sie in Frage stellt. – *„Die Sachsen sind in Kronstadt, das ist so wie das Banat, so ist das Sachsenland, in Deva, Kronstadt, Hermannstadt – dort sind die Sachsen zu Hause. In Siebenbürgen, so heißt es – dort sind die Sachsen zu Hause. Und dann auch die Zeitungen und auch im Fernsehen die deutsche Stunde ist alles sächsisch, weil die Banater nicht mehr sind. Ist lauter Politik, und im Fernsehen und in den Zeitungen, überall (lacht)...weiter nichts. Früher war die Polabaisse (Bouillabaisse?) – da hat man Humor und alles hineingetan ... Das ist (heute) lauter Politik, Ich brauch keine, Ich habe sie nicht gern, hat mich nie interessiert.“*

Dörfliche Sitten, Dialekte, Religion

Gab es Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen in der Lebensweise? – *„Nein, nein, waren keine Unterschiede.“* – Die Informantin sucht und zeigt viele Fotos, erinnert sich zuerst an die Kirwei. Sie beschreibt und erklärt die Bilder: der Traubenball, die Klosterschule, die zwei Pfarrer und die Lehrerinnen. Nächstes Jahr ist fünfzigjähriges Treffen (1948–1998), aber niemand will es organisieren, obwohl die Informantin es gern möchte. Aber nur drei (Schulfreunde) sind in Lippa, eine in Klausenburg und die andere in Deutschland. Es kostet viel zu arrangieren. Das fünfjährige Fest war 1953 in Klosterschule. In den Jahren 1976-78 waren beide Kinder bei der Kirwei. Sie erklärt die Paare, Prozession im Kirweifest und die verschiedenen Teile, Prozessionen in dem Ritual. Das Fest auf dem Friedhof, Wein und ein Schaf felizitiert, die Musik und der ganze Ball. Die ganze Nacht wird im Kulturhaus getanzt. Die Kirwei war *„eine Schönheit, und schöne Röcke“*. Die erste Kirwei nach dem Krieg war um 1956. Es gab auch solche vor dem Kriege.

Sie zeigt noch Fotos der Verwandten beim Kirweifest mit den damaligen Sonntagstrachten, mit einige Unterschieden (Beschreibung). Mit 13 Jahren begann man sie zu tragen. *„So war früher die Sonntagstracht. Die schwäbische Tracht, die Lippaer Tracht. Guttenbrunner ist anders, die Neudorfer ist auch ziemlich so (wie in Lippa), die Blumenthaler ist auch ziemlich so, etwas Differenz ist zwischen ihnen. Die Guttenbrunner haben ganz lange Röcke, bis unten hin und so in Falten gelegt.“* – Die Informantin hat 1956 geheiratet und hat nicht an der Kirwei teilgenommen, weil sie da schon verheiratet war, und im Kirwei waren nur junge Leute. Doch zum Ball hat sie sich passend angezogen.

Die Informantin erzählt des Weiteren gerne von der Kirwei und vom Trachtenbrauch mit seidenen Röcken. Sie hat eine große Puppe gehabt, in

Tracht angezogen, die Trachten wurden in Guttenbrunn geschneidert. *„Auch hier waren alte Frauen, die was gewusst haben, wie das gemacht wird. Das hat eine bestimmte Frau gemacht. Wissen Sie, nicht so die Oberröcke wie die unteren. Da waren viel Röcke, die waren dann alle so steif. Ja, und die schönen Schürzen, das schöne Tuch.“* – *„Das war wunderschön, wunderschön!“* – Die Männer waren gewöhnlich angezogen, früher jedoch, als ihre Cousine war, war man in Stiefelhosen. Sie zeigt Fotos ihrer Eltern, der Vater in Stiefeln und engen Stiefelhosen. Schöne Bänder mit Rosen und Tücher für die Frauen. Die Informantin zeigt und kommentiert die Fotos: die Kopftücher und Unterschiede zwischen Verheirateten und Jungen. Die Jungen hat nichts auf dem Kopf, das Haar war geflochten rundherum. Die Verheirateten hatten Tücher auf den Kopf. Des Weiteren zeigt sie ein Bild vom Schwabenball. Ihre Mutter war keine Schwäbin, aber als sie klein war, hat sie in Bogda die Tracht getragen, in der Stadt jedoch nicht mehr. Sie zeigt ihre Mutter im Hochzeitskleid in den 1930er-Jahren.

Die Kirwei musste immer von einer Person organisiert werden, die viel Humor hatte, denn da musste Spaß gemacht werden. *„Weil eine Festlichkeit ohne Humor und ohne Spaß, das ist so wie die Suppe ohne Salz“* (lacht).

Sie erzählt von den Handarbeitstreffen, die jetzt im Hildegardhaus, Katholischer Frauenverband, stattfinden. Sie machen Handarbeiten, die verkauft werden, zugunsten armer Leute. Eine alte Frau hat den Pfarrer gefragt *„Warum gibt es keine Kirwei mehr?“* Aber die Frage bleibt offen, wer das machen soll, es gibt nur Frauen über sechzig Jahre. *„Eine Jugend ist nicht mehr, und ist auch niemand, der was das weiß, wie man das organisieren.“* Noch 1989, vor der Revolution, war ein hundertjähriges Jubiläum im Dorf, dann waren noch junge Leute hier. *„Das war schön! Es war grade zum Pfingsten, dann war die Kirche rot ... Jugend war alle schön angezogen. – Die waren noch hier. Jetzt, in neunziges (war) die ganze Masseauswanderung. Im siebziges sind ja auch ausgewandert, aber nur so einzelweise Familien, die meisten sind jetzt in neunziger. Auch meine Kinder sind auch in neunziger.“*

Revitalisierte Kirwei – Vergessene Heimat

Noch sprechen wir darüber, wie die Kirchweih organisiert war, über die Paare und die Ordnung vor dem Tanz. In Sankt Ana und Neuarad wird Kirwei noch gemacht, wo Deutsche sind, diese *„großen“* deutschen Dörfer. Und dann kommen Leute noch von Deutschland und nehmen teil, *„es ist schön, wenn viele Paare sind“*. Früher war die Kirweizeit der erste Sonntag in Oktober, das Erntedankfest. *„Dann hat man getanzt, dann war man froh. Weil dass die Kirweipaare, es waren meist Bauern. Die Bauern haben das veranstaltet! Und die erste, in meiner Zeit, dann waren schon keine Bauern mehr.“* Auch Ungarn und Rumänen haben teilgenommen, wegen *„Mischehen“*, und die Kinder sind auch gegangen. Sie hat an einer Kirwei teilgenommen; sie erzählt noch über die

Deutschen von Blumenthal, die jedes zweite Jahr aus Deutschland „nach Hause“ kommen. Sie hat auch viele Verwandte, die nach Blumenthal zurückkommen und das Kirweifest besuchen, dort sind nur noch drei deutsche Familien, und man feiert ein Fest mit Elementen der Kirwei, aber die angezogenen beiden Paare sind Rumänen, es gibt keine deutschen Kinder mehr (lacht). – „Kirwei gehalten – aber mit den zwei Paaren! – Wenn wir aus der Kirche gekommen sind, hatte jeder hat eine Kerze bekommen, und dann sind wir mit den brennenden Kerzen bis ins Friedhof gegangen. Die Toten aufsuchen – es war schlechterlich was ... es hat mir so erschüttert. Es war wunderbar, es war im Abend Nachtessen auf dem Friedhof, und dort haben dann die Organisatoren was von Deutschland das organisiert haben, Rede gehalten und ihre Toten begrüßt, dann wieder dort gelassen und dann sind sie fort.“ – Aber das war keine Kirchweih? – „Nein, es war nicht, also, das ist so: Jedes zweite Jahr kommen sie, und es werden immer weniger. Solang sie können, kommen sie noch, und wenn keine mehr sind, dann kommen sie nicht mehr. – Unser Herr Pfarrer hat Totenmesse gehalten, und für die Toten, was in Russland gestorben sind, für diese, was in Deutschland gestorben sind, und für diese, was hier sind.“ – Mit Zug sind wir /nach Blumenthal/ gefahren“. – Haben sie Freunde in Deutschland? – „Von mein Vater seine Geschwister, viele Verwandte in Deutschland, – aber die, was einmal hinüber sind – die haben vergessen, von wo sie her sind.“ – Wirklich? – „Ja! Wenn sie nicht fragen. Ich habe niemand mehr drüben, trotzdem von meinem Vater seiner Seite die ganze Freundschaft ist drüben. Aber die haben mich vergessen, nicht mehr. Ich habe nur meine Kinder, weiter habe ich niemand mehr!“ – Leute von Lippa waren auf Besuch – und haben Frau Klein nicht bei einem Unglück, einem Feuer im Haus geholfen, wie sie empört berichtet. – „Das sind unsere Lippaer!“ – „Die Blumenthaler halten zusammen, und die anderen Dörfer, wo sie mehr bekannt sind. Hier in der Stadt ist man nicht gar so ... man kennt sie schon – aber nicht so, wie in einem Dorf.“ – Auch als sie Kind war, war man mit den Nachbarn und Verwandten bekannt, aber so – man hat nicht alle Leute gekannt. „In der Stadt geht das nicht so, und wo meine Kinder in Arad sind, dort kennen sie nicht mal den Nachbarn was über die Gasse wohnt. Dort ist jeder für sich. Früher war’s schöner.“

„Jedes Dorf hatte einen anderen Dialekt gehabt“. – Hat man sie verstanden? – „Nein. Ich habe in der Kanzlei gearbeitet, dort hatte ich einen Vorsitzenden, er war von Guttenbrunn, und noch einen Kollegen, und wann die zwei gesprochen, dann hat, dann hat man nicht verstanden. Gar nichts! Die Guttenbrunner versteht man nicht, die sind wirklich ‚Zigeuner‘ (lacht). Sie sagen, die Rumänen können nur ihre Sprache, sehr selten findet man einen Rumänen, der noch irgendeine andere Sprache kann, aber Ungarn oder Deutsche, die können alle drei Sprachen. Aber die Zigeuner können zwei Sprachen, ihre, die Zigeunersprache und Rumänisch (lacht). Wir sagen den Rumänen: ‚Ihr kennt nur eine, nur eure Sprache, und die Zigeuner können zwei!‘ So ärgert man sich... – Die Guttenbrunner und dazu noch die Sackelhausen, die versteht man

auch nicht, sind mehrere Dörfer; wenn man nicht einheimisch ist, versteht man sie nicht.“ –

Kontakte zwischen Dorfleuten und Bewohnern der Stadt Lippa waren in beiden Richtungen üblich. Zum Kirweifest ist man überall hingefahren. Zum Markt sind Landleute aus der ganzen Umgebung gekommen. Man hat die vielen Sprachen gekannt, aber die Guttenbrunner haben keine anderen Sprachen gekannt (mit Humor). Sie können nicht den Dialekt und können nicht sagen, ob etwas typisch für die Lippaer Sprache ist, sie sind hier geboren, die Sprache ist natürlich. Sie kennt keine besonderen Varianten der Lippaer Sprache. Sie hat eine Freundin aus Sankt Anna, die Lipparer Dialekt spricht, sich aber mit ihrem Mann im Sankt Anna-Dialekt unterhält; zwischen ihnen besteht kein großer Unterschied. Die Guttenbrunner und Sackelhauser hat man jedoch überhaupt nicht verstanden, Sackelhausen liegt zwischen Temeswar und Arad.

Die Gnadenbilder im Kloster sind zum Andenken an viele Kinder, die in dem Fluss Marosch ertrunken sind. Die Eltern haben Bilder malen lassen, haben einen Schutzengel, der das Kind gerettet hat, sind auch gerettet worden. Die Eltern haben ein Bild geschenkt. *„Diese, was von Russland zurückgekommen sind, haben sehr viele, die schönen Marienbilder sind alle von den Russländer gespendet worden.“* Auch bei vielen Unfällen, wenn ein Brand war, dann wurde gespendet, lauter Spenden. Nicht nur hier aus dem Banat, auch von Serbien. Vor zwei Jahren war die Informantin mit dem Chor in Österreich, ein Ausflug, vom Pfarrer organisiert, weil sie in der Kirche singen. Dann waren sie in Maria Zell und in Maria Trost. *„Sehr, schöne große Gnadenkirchen. Dann bin ich auch dorthin, als Dank, weil mein Kind noch lebt, ich hätte auch gespendet, aber in Österreich ist das nicht.“* – In Lippa waren viele Maler, die die Bilder gemacht haben. Ihr Nachbar, Wodo Hans, war Maler. Aber er ist nach Deutschland ausgewandert. In Radna waren viele Ungarn. In Radna sind viele, die die Gipsfiguren der Heiligen machen: Maria, Antonius.

Die Religion hat eine große Bedeutung gehabt und hat sie auch jetzt. Solange die Klosterschule existierte, gab es auch Religion. *„Und dann, wenn der Krieg ausgebrochen ist – dann war die Religion fertig. Und jetzt hat man wieder angefangen, in der Schule Religion zu halten. In kommunistischer Zeit war deutscher Gottesdienst aber nur Sonntags, und sehr wenige, nur alte Leute.“* – *„So wie ich in der Arbeit war, ich habe im Rathaus gearbeitet, auch hier und auch in Arad. Ich durfte nicht gehen. Man hat es nicht verboten, aber dann hätte ich meine Stelle verloren. Und so waren viele – (sie nennt einige Bekannte). Und jeder hat achtgegeben um sein Verdienst. – Aber jetzt, Gott sei Dank, jetzt gehen wir wieder.“*

Über die hiesige deutsche Kultur hier; stirbt sie aus? – *„Nein, es geht nicht zu Ende, weil, es sind noch Deutsche. Und meine Kinder, die was in Arad sind, mein Sohn, er arbeitet in Deutschen Forum Arad, er haltet noch, trotzdem, dass sein Vater Ungar war, ist er Deutsche wie seine Mutter, er geht zu den*

Deutschen (lacht), halten sich noch zusammen. Seine Frau ist aus Sankt Anna, da sind auch noch Deutsche, und dann fährt er noch in die Gemeinden. Und denn war in Temeswar, vor zwei, drei Jahren, war sehr ein großes Volksfest. Sehr viele große Leute (aus Deutschland)! Die Funktionen waren groß. Und auch von Bukarest waren hier Vertreter, dann haben sie gezeigt auf der Fernsehsehe dass die deutsche Kultur nicht verlorengiht – was ist sehr schön! Die kann man nicht verlorengehen lassen! – Diese Jugend, was von hier fortgegangen ist, die haben alle diese schönen Röcke mitgenommen. Und die machen jetzt Kirwei dort draußen! – Fortgesetzt in Deutschland! Zurück kommen sie nicht mehr, aber jedes zweites Jahr oder jedes vierte Jahr hat eine andere Gemeinde in Ulm, dort ist die Zusammenkunft, dort machen sie immer, dann ist mal die Lippaer Zusammenkunft, dann ist mal die andere, die Guttenbrunner, und dann ist die Saderlacher, jede Gemeinde hat ihre Zeit, wann sie das organisiert. In Lippa wird keine Kirwei mehr, nichts mehr (traurig), sind nur alte Leute, kein Organisator.“

Sie schätzt den Pfarrer hoch. Sie erzählt von dem Besuch des früheren rumänischen Königs, der Michail der Erste mit seiner Frau, aus der Schweiz, die in der rumänischen, der orthodoxen Kirche waren. Wo der Pfarrer eine sehr schöne Rede gehalten hat. *„Ich bin sehr stolz, es wir so einen Vertreter gehabt haben, der was den König so schön gegrüßt hat“* (gerührt).

Jede Woche freitags nachmittags ist eine Stunde Deutsch im Fernsehen und Montags eine Stunde Ungarisch. *„Die Minderheiten haben jede Woche eine Stunde.“* Zeitungen auch, aber die werden in Sachsenland gemacht. Es gibt auch ungarische und serbische Zeitungen. *„Die Minderheiten haben ihre Zeitungen“*. In der Zeit ihrer Eltern war die deutsche Kultur stark, es waren noch die vielen Schwaben hier. Sie erzählt noch von den Vereinen: dem Feuerwehrverein, dem Frauenverein. Sie haben Handarbeiten gemacht, Feste gehalten, den Ball am Dienstag vor Aschermittwoch. – Ein Telefongespräch mit einer Freundin in Lipparer Sprache beendet das Interview. Die Freundin ist seit vierzig Jahren hier verheiratet; sie kann nicht mehr ihre Sankt-Anna-Sprache mit der Informantin sprechen, aber wenn sie mit der Schwiegertochter der Informantin, die auch von Sankt Anna kommt, spricht, dann geht es. Die Informantin zeigt Fotos der Söhne und der vier Enkelkinder, in Deutschland und in Arad, alle Buben. Armin, Bernhard, Arnold und Herbert. (Tonband 1997:11. 15.8. Bo Lönnqvist).

9. Traditionsökologische Aspekte: Mikromilieu

Die Erzählungen in diesem Kapitel bilden ein brüchiges Gewebe von individuellen und kollektiven Erinnerungen und Erlebnissen: Man findet starke Gegensätze in Gewohnheiten und Lebensstil, unterschiedliche Zeiten, sprachliche und kulturelle Interferenzen sowie lokale und individuelle Besonderheiten. Diese mit der historischen Wirklichkeit zu konfrontieren, wie dies z.B. Walter König und andere in ihren Studien über Deutsche in Rumänien zuletzt in den 1980er- und 1990er- Jahren unternommen haben, spiegeln sich auch in den Interviews wieder (König 1995, Sterbling 1995). Hier soll in einer zusammenfassenden Analyse die „Selbstthematizierung“ der Schlüsselinformanten aus einer traditionsökologischen Perspektive betrachtet werden. Wir greifen dabei Gedanken aus einer Studie des finnischen Folkloristen Lauri Honko auf, der die Tradition in einer breiten ökologischen Perspektive zu sehen versucht. Diese Perspektive beinhaltet sowohl „cultural ecology“ (das biologische und kulturelle Umfeld), „human ecology“ (das soziale Umfeld) und „ethnoecology“ (die kulturellen Muster menschlicher Beobachtungen des eigenen Umfeldes und die Anpassung daran). Tradition ist, so Honko, die Substanz, aus der Kultur entsteht. Das Umfeld besteht aus menschlicher Wahrnehmung und Handlung. In einer traditionsökologischen Perspektive sind Umfeld, Tradition und Kultur die tragenden Säulen. In diesem Zusammenhang führt Honko den Begriff „Mikromilieu“ ein:

„Since observation of the environment, speaking of it and acting with it take place not in a vacuum but in a social context, it is necessary to stress this by making use of yet another environmental term, the ‘micromilieu’. This helps us to describe man’s behaviour in a particular situation, on a particular physical platform. It need not be conceived of as especially lasting, because there are always changing subfactors in a social milieu, and not even situations that apparently repeat themselves in the same way and in the same place are necessarily always identical.“ (Honko 1985, S. 55–82; bezüglich des Verhältnisses zwischen menschlichem Umfeld und anonymer Geschichte vgl. Ariès 1988, S. 70)

Die Erzählungen der Informanten mit ihren sowohl lokalen als auch sozialen Besonderheiten generieren vier Hauptelemente, welche die „Leitlinie“ in allen Texten bilden. Sie sind sozusagen die „Ökologie“ der Erzählkultur und der Erzählstruktur.

Solche Mikromilieus sind in den Beispielen aus Lippa folgende: 1) Familiengeschichte, 2) individuelles Schicksal, 3) Sprache, 4) Rituale und Symbole. Sie prägen das menschliche Verhalten, regen die Erinnerung an und machen die besonderen Eigenschaften der Kultur aus.

Die Informanten verwenden sowohl eine äußere, distanzierte Perspektive als auch eine innere, private Leitlinie, um die Zusammenhänge verständlich zu

machen. Man zeigt im Rahmen einer übersichtlichen Form durch *Berichte, den Sachverhalt von außen*, dass man die Situation beherrscht und sein Schicksal durch historische Fakten begreifbar machen kann. Man kann sich jedoch auch auf die private Dimension fokussieren, auf Familie, Kinder, Schule und Sprache sowie auf die Unterschiede zwischen Selbst- und Fremdbild. Die männlichen Informanten sprechen eher über die Arbeit und den Beruf, die weiblichen über Haushalt, Familie und Kinder. Alle erwähnen das Zuhause.

Die Perspektiven wechseln zwischen kollektivem Gruppenbild und individuellem Selbstbild. Ein exemplarisches Beispiel ist die Kategorisierung von Deutschen und „Schwaben“, insbesondere im Banat, wo „Schwaben“ die Bauern auf dem Lande als Landbevölkerung mit besonderen Sitten und Bräuchen beschreibt, aber nicht beispielsweise als Beamte, Kaufleute und städtische Handwerker. Durchgehend wird die Bedeutung und dominante Stellung der deutschen Sprache betont, teilweise auch angeregt durch den Forscher. Dies zeigt sich, wenn etwa von Dörfern und Straßen die Rede ist, in Ausdrücken wie „alle nur Deutsch“, „lauter Deutsch“, „Deutschtum“, „Volk“, „Volksgruppe“, „meine Nation“. In den deutschen Dörfern gab es keine Mehrsprachigkeit. Auch der Unterschied zwischen „Hochdeutsch“ und „Schwäbisch“ wird hervorgehoben: „In der Schule hatten wir nicht dürfen Schwäbisch zu sprechen, nur Hochdeutsch.“ Die Dialekte in den Dörfern, welche als lokal definiert und verortet werden, sind beispielsweise „Schwäbisch, wie jemand [sprach]“. Das Deutsch in Lippa „ist ein wenig Kombination von Ungarisch und intellektuelle Wörter“ [Informant in Kap.3]. „Die meisten, die von Dorf kommen, haben sehr schwer Hochdeutsch gelernt, immer zurückgefallen auf Schwäbisch.“ Die Besonderheiten einer Sprache haben häufig ihre Entsprechungen in der materiellen Kultur, wie z.B. in Essensgewohnheiten, aber besonders in den Trachten, welche die Frauen detailliert beschreiben können. Dies wahrscheinlich auch aufgrund der geschehenen Revitalisierung durch das Interesse der Emigranten in Deutschland.

Richtet der Forscher den Blick auf die Mehrsprachigkeit, so rückt das Verschwinden der deutschen Sprache ins Bewusstsein. In den 1990er Jahren ist die deutsche Sprache im Begriff auszusterben, es gibt immer weniger Menschen im Ort und in näherer Umgebung, mit denen man die „Muttersprache“ sprechen kann. Die Ursache dafür liegt in den „Mischehen“ und der Auswanderung, dem „Exodus“, „ins Mutterland“. In einem kollektiven Selbstbild fühlt man sich den Ungaren näher, aufgrund des gemeinsamen Schicksals und der Religion. Die Erinnerung an die Juden vor dem Krieg, als bedeutender und elementarer Teil der Kultur, ist sehr lebendig. Dies wird auf Nachfragen der Forscher deutlich, während man sich an die Roma („Zigeuner“) eher mit Misstrauen und auch mit Humor erinnert. Die Rumänen, die früher bei den Deutschen „nur Arbeitsleute“ waren, repräsentieren jetzt die Macht, wobei man in der alltäglichen Kommunikation alle drei Sprachen verwendet, dazu ist man gezwungen. Die Sprachsituation wird pragmatisch behandelt. „Schauen Sie, das soll ich Ihnen

sagen: Ein Mensch, wo arbeitet, kommt überall durch.“ Es ist natürlich, während des Interviews und je nach Gesprächspartner zwischen den Sprachen zu wechseln. Die Religion bildet einen festen Punkt im Leben der Informanten, in dem neben Ungarisch vornehmlich Deutsch gesprochen wird. Unterstützung erhalten sie hier auch von den Pastoren. Heute haben sich die Proportionen, aufgrund der Sprache der Kirchenbesucher verändert.

Die heute noch bedeutende Rolle der Religion zeigt sich fortwährend in den Interviews zu diesem Buch (siehe nächstes Kapitel). Das Pilgerkloster Maria-Radna ist ein wichtigstes Symbol für die katholische Kultur im Ort. Die Frauen erzählen sehr mitfühlend von dem Nonnenkloster, der Schule und dem tragischen Schicksal der Notre-Dame-Schwestern.

Das wichtigste Thema ist die Veränderung. Die Kriege mit all ihren sozialen und wirtschaftlichen Folgen, der Kommunismus mit seiner wirtschaftlichen Unterdrückung, der ethnisch vernichtende Nationalismus und insbesondere die „Verschleppung“, gehören zur kollektiven und individuellen Geschichte, die dem Vergessen entgegenwirken. Diejenigen, welche die Deportationen erlebt haben, empfinden es als Verrat der Rumänen an den Deutschen. Genauso empfindet man die Auswanderung nach Westdeutschland unter Ceausescu als einen „Verkauf“ der Deutschen. Die Zeit von 1940 bis 1989 ist eine offene Wunde in der Erinnerung der Informanten. „Der große Hass war früher nicht!“, „Alle /haben / sich gut verstanden.“

Äußerungen wie: „Deutsche Dörfer zwischen Lippa und Temeswar, wunderschöne Dörfer, rein“ – „bis zum Krieg“, „keine mehr“, „jetzt kommt nie wieder“, „früher ... und alles war immer so schön“, „Schicksal“, „was kann man machen – nichts“, kommen immer wieder vor, wenn die Erinnerungen an die einschneidenden Erlebnisse reflektiert werden. Am Ende wird stets unterschieden zwischen „früher“ und „heute“, wird die Harmonie betont, die früher geherrscht habe, das „reine“ Leben, die Ordnung, Disziplin, Schönheit, teilweise mit Worten wie „Alte Lippa wird bewahrt im neuer Deutschland“. „Die deutsche Sprache wird aussterben, so langsam mit der Zeit, sehr traurig“, heißt es über das Absterben der deutschen Kultur. Der Grundton der Informanten ist wehmütig und nostalgisch. In diesem Zusammenhang steht auch die Begräbnissitte mit Zementplatten auf den Gräbern und die Trauer über den Verfall der Friedhöfe.

Honko betont, dass die Symbole als Brücke zwischen der Tradition des ökologischen, temporären und funktionellen Feldes eine bedeutungsstiftende Funktion haben. In diesem Symbolfeld entsteht sowohl das kulturelle als auch das biologische Feld. Die Rituale, welche die zyklische Zeit in den statischen Raum integrieren, verstärken den physischen Kontext der Tradition (vgl. Assmann 1999). Die Informanten berichten vorzugsweise vom Erntedankfest „Kirwei“, wenn es um kulturelle Besonderheiten geht. Die „Kirwei“ mit Prozession, Heiligenbild, Messe, Trachten, Musik, Tanz, Essen und

Beisammensein ist bis ins kleinste Detail beschreibbar. Das Wiederaufleben der Traditionen nach dem Krieg und deren Verschwinden infolge der Emigration, wie auch einer unter rumänischen Herrschaft durchgeführten Revitalisierung mit neuen Akteuren sind Prozesse, die das alte und „richtige“ Symbol zuerst mit Bedeutung aufgeladen und dann neutralisiert haben. Dabei ist der Kern seiner Bedeutung verlorengegangen. Hier zeigt sich die Vorstellung des „Echten“. Unter rumänischer Führung ist die „Kirwei“ keine deutsche Tradition mehr. Vor der Auswanderung war das Fest hingegen ein kultureller Höhepunkt; „das war so Sitte gewesen“. Trotz der Besonderheiten in den Gebräuchen der ethnischen Gruppen in Lippa war es kein Hindernis, an den Festen teilzunehmen, „bei allen drei Nationen“.

Eine die nationalen Unterschiede betonende Tradition ist dagegen im Baustil ersichtlich, wie etwa in Guttenbrunn: Die Bauernhöfe stehen mit dem Giebel zur Straße, spitzen Dächern, großen Pforten in den Hof hinein, und der alltägliche Eingang, ein Korridor mit direktem Eingang zu Festetagen [feineren, nicht täglich gebrauchten Zimmer] gelten als genuin deutsch. Der Reichtum des Bauern spiegelte sich in der Größe des Hauses wider; man konnte sehen, wer dort wohnte. Die ungarischen Häuser waren kleiner und grauer, die rumänischen waren in kräftigen Farben gemalt.

Auch die Geschichte hat in der Welt der Informanten heute eine große symbolische Bedeutung und eine bestätigende Rolle im Bewusstsein. Das gilt sowohl für die kollektive als auch die familiäre Geschichte. „Ein jeder hat sein eigene Kreuz gehabt“, konstatiert eine Informantin, als sie sich an die Menschenschicksale erinnert. Das Wort „Schicksal“ umfasst das Leben der Volksgruppe, der Familie und des Individuums. Mehrere Informanten kennen ihre Familiengeschichte, deren Ursprung in Österreich, Bayern, Elsass-Lothringen bzw. Schwaben, im Schwarzwald oder südlich auf dem Balkan. Mehrmals wird die nationale Vielfalt in Vergangenheit und Gegenwart betont. So berichten z.B. zwei Frauen in Lippa über ihre Herkunft. Eine der beiden kennt ihren Großvater väterlicherseits aus Rumänien, die Großmutter aus der Slowakei und die Mutter aus Deutschland. Die andere, geboren in Arad, hatte eine ungarische Mutter und einen deutschen Vater, und die Großmutter väterlicherseits war zur Hälfte Spanierin und Deutsche, die Mutter des Großvaters väterlicherseits kam aus Deutschland und führte ein Familienwappen. Die Informantinnen gingen auf eine ungarische Schule, sprachen Ungarisch mit dem Vater, der auf deutsch antwortete. Die zweite Informantin betrachtet sich selbst als zu fünfzig Prozent ungarisch. Ihr Mann war Deutscher, und sie betont, dass die Kinder dreisprachig leben. Beide Informantinnen sagen, dass sie auch serbisch sprechen. Hier gäbe es noch viele weitere Beispiele.

Die Erinnerungen, die die Informanten in diesem Kapitel ausführen, haben ihren historischen Ursprung innerhalb einer Ahnenreihe. Zum Schluss sei, wie in einem Relief, in dem sich das Erzählen stärker konturiert, Walter Königs

Beschreibung einer kulturellen Situation zitiert, wie sie vor dem Zweiten Weltkrieg bestand:

„Die Deutschen in Rumänien verfügten über eine nicht überall gute, aber doch ausreichende wirtschaftliche Basis. Sie hatten keine Gruppenrechte, aber Koalitionsfreiheit und die Möglichkeit, um ihre Rechte zu kämpfen. Die Kirchen waren autonom, und wenigstens im konfessionellen Bereich verfügte man über ein relativ selbständiges Schulwesen. Die Deutschen konnten ungehindert ihre Geschichte darstellen und lernen, die eigene Tradition pflegen, und zwar in relativ geschlossenen Lebensformen. Sie hatten intensive Kontakte und Kulturbeziehungen zum deutschen Sprach- und Kulturraum. In ihren politischen Anschauungen befanden sie sich, angesteckt von der Unruhe der Zeit, in einem Gärungsprozeß. Es war also eine immer gefährdete, nie von Zweifeln freie, aber doch lebensfähige Volksgruppe mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein und mit dem Willen zu überleben.“

„Die Veränderungen der Bevölkerungsstruktur in den deutschen Siedlungsgebieten sind sehr groß. – Viele Deutsche meinen, daß sie sich infolge dieser Veränderungen in den Straßen der eigenen Stadt gar nicht mehr zu Hause fühlen. Heimat – das sind eben nicht nur die Landschaft und die historischen Gebäude – das sind vor allem die Menschen.“ (König 1995, S. 263 und 275).

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart hat die Erzählkultur ihren Ursprung.

Anmerkungen

Die Nonnenschule: <https://de.wikipedia.org/wiki/Timi%C8%99oara#Religion> (9.8.2021).

Im Bistum Szeged – Csanád 1858 gegründete Orden „Arme Schulschwestern – Notre Dame“ wirkte in Banat im Temeswarer Josefstadt. Die Notre-Dame-Klosterkirche, mit mehreren Schulgebäuden, Kindergarten, Volksschule und Mädchengymnasium, hatte Filialen mit Klosterschulen in vieler Banater Ortschaften, auch in Lippa. Der Orden wurde 1948 verstaatlicht und die Ordensgemeinschaft aufgelöst, Schwestern waren damals 400, die 1949 entlassen waren (Graf 2009).

Kommentar zu der Sprache

Die Berichten, Erinnerungen und Erzählungen im Text sind sogenannte - „bereinigte Versionen“ der Tonbandaufnahmen der Interviews. Die Schreibweise ist der deutschen Schriftsprache angepasst. Es handelt sich weder um Transkriptionen wort- und lautgetreuer Versionen noch um die Wiedergabe der Mundart oder die Dokumentation lokaler Dialekten. (Vgl.Lehmann 2001, 2007)

Die Zitate aus den Interviews sind - in Kursivschrift - und durch Anführungszeichen markiert. Der Forscher/Interviewer hat die dazwischen liegenden Fragen und Zusammenfassungen eingefügt. Die Tonbänder wurden mehrmals angehört, kurz nach den Interviews wurden inhaltliche Zusammenfassungen verfasst.

Es kamen grosse individuelle, lokale und soziale Unterschiede im Sprachgebrauch vor, zum Beispiel grammatikalische Inkonssequenzen. Diese sind nicht hier analysiert (Vgl. Laihonen 2007, 2011). -Viele Informanten sprachen in der Zeit der Feldforschung, also Ende der 1990er- Jahren, selten deutsch. Sie bedauern, dass es nunmehr wenige Leute gab, mit denen sie ihre Muttersprache sprechen konnten. Die deutsche Sprache ist in einem Stadium der Fragmentarisierung und des Verschwindens, was auch in den hier ausgewählten Interviews offensichtlich wird. Ein Informant bezeichnete die Lage folgenderweise: „Wir sprechen ein verkürzt Deutsch“. (Vgl. Kapitel 1 Einleitung und Kapitel 2:3 und Zusammenfassung 2:9)



Die Schlüsselinformanten in Lippa Franz und Marie Czernák.
Die Forscher Pirkko Järvelä und Pasi Hannonen.



Peter Eckert



Lippa Kirchweih 1890



Guttenbrunn Kirchweihtracht



Ana Donic mit der Puppe in Lippaer Tracht



Gastfreundschaft in Blumenthal bei Susanne Fackelmann



Lippa Die verlassenen betonierte Gräber

Kapitel 3

Das Erbe der Vergangenheit

1. Im Schatten des Franziskanerklosters

„Als Wallfahrtsort – so darf man wohl schließen – wurde Radna vor allem von den Donauschwaben der Diözese Csanád-Temeswar entscheidend mitgeprägt und mitgetragen. Zu allen Zeiten, besonders aber nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, war der Gnadenort für die Deutschen des Banats eine Stätte des Aufbruchs, der Besinnung, der Orientierung und der Erneuerung, eine wahre Stätte des Gebetes, der Kraft und des Trostes. Radna haben im Verlauf seiner dreihundertjährigen Geschichte ungefähr 7–8 Millionen Menschen aufgesucht. Im Vergleich zu den großen Wallfahrtsorten Europas sicherlich wenig – für das kleine Diasporabistum Csánad-Temeswar ist das ungeheuer viel. Wo gibt es im Banat oder in unserer Diözese einen zweiten Ort, der so viele Menschen, so lange Zeit hindurch, auf solch eine wirkungsvolle Art und Weise anzuziehen vermocht hätte? Radna ist daher ein wesentliches Stück donauschwäbischer Geschichte, ein wesentliches Stück unserer Banater Heimat, das wahre Herzstück unseres Bistums!“

Die in einer so gefühlsbetonten Sprache verfassten Sätze beenden den zweiten Band der großen, in den Jahren 1998–2004 erschienenen Arbeit des Theologen Martin Roos, des heutigen Bischofs von Temeswar. Es handelt sich um eine sehr beeindruckende, auf Archivquellen, mündlichen Überlieferungen und räumlichen Dokumentationen basierende religionsgeschichtliche und kulturhistorische Studie. Das umfassende Buchprojekt wurde in der letzten Zeit des Klosters durchgeführt: Nach einer kurzen Blütezeit in den 1990er-Jahren wurde das Kloster 2003 geschlossen. Der Grund dafür war der Mangel an Personen. Die Franziskaner haben sich nach Sibiu (Hermannstadt) zurückgezogen. Doch der Wallfahrtsort Maria-Radna und die Wallfahrt dahin hat, nach der Hoffnung Roos', eine Zukunft. Papst Johannes Paul II hatte 1992 der Gnadenkirche den Titel einer „Päpstlichen Basilika“ verliehen (Roos 2004, S. 461).

In den Jahren unserer Feldarbeit, 1997–2000, war das Kloster noch eine lebendige Bruderschaft. Wir haben mit den Mönchen über viele Themen diskutiert, ebenso wurden die Messen, Feiertage und Wallfahrten der Pilger dokumentiert. Besonders eindrucksvoll waren die Besuche der in Deutschland lebenden Menschen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren aus den Dörfern des Banats emigriert waren. Unter der Leitung Gábor Barnas haben die Forscher die große Sammlung von Votivtafeln in den Korridoren im Klostergebäude

inventarisiert, dokumentiert und analysiert (Hannonen, Lönnqvist, Barna: *Ethnic Minorities and Power* 2001, S. 159–195).

Das Buch von Martin Roos zu referieren fällt aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit, doch erscheint mir eine Präsentation des Inhalts notwendig. Der Gnadenort Radna und die Traditionen nehmen einen zentralen Platz in den Erzählungen unserer fünf Informanten ein. Zwei von ihnen waren die letzten alten Mönche. Drei Informanten lebten in unmittelbarer Nähe des Klosters in ihren Geburtshäusern.

Der Ort Radna (ein slawischer Name) wird 1440 erstmals urkundlich genannt. Bosnische Franziskaner wirkten in Radna, als Begleiter ihrer Landsleute, die sich hier als Kaufleute niederließen. Vermutlich hatte Radna während der gesamten Türkenzeit einen Seelsorger, zumindest seit 1626. Nach der Niederlage der Türken vor Wien 1683 und dem Frieden von Karlowitz 1699 wurde die Marosch zum Grenzfluss. Lippa blieb türkisch, aber Radna wurde wieder dem Königreich Ungarn zugeteilt. Aus den Jahren nach 1722 gibt es Nachrichten von Radna als Wallfahrtsort, aber schon für 1668 wird berichtet, dass sich das heutige, aus Norditalien stammende Gnadenbild in Radna befand. Während der Pestzeit 1707 wurde aus Arad nach Radna gepilgert, und aus dem Jahr 1750 gibt es Nachrichten über Prozessionen unter anderem aus Lippa, Guttenbrunn, Temeswar und Arad. Der rasche Aufschwung bewirkte, dass man 1756 mit einem neuen Kirchenbau begann, der in den 1770er und 1780er Jahren fortgesetzt wurde. Das Gnadenbild wurde in den Pfingsttagen 1767 feierlich in die neue Kirche tragen. Gepredigt wurde in sechs Sprachen: auf Deutsch, Ungarisch, Schokatzisch, Kroatisch, Rumänisch und Armenisch. Unter den Kunstwerken ist besonders der vom Wiener Goldschmidt Joseph Moser gefertigte Silberrahmen des Gnadenbilds berühmt.

Nach dem Einbruch des Wallfahrtswesens um die Jahrhundertwende 1800 setzte in den 1830er Jahren eine neue Welle ein; es kamen bis zu 25 000 Pilger. Die Zahlen stiegen weiterhin an; in den 1880er Jahren kamen neben katholischen Deutschen auch andere Gläubige, orthodoxe Rumänen und griechisch-katholische Rumänen. *„Die Schwerpunkte der Wallfahrtsprozessionen lagen auf den Hauptfesten des Kirchenjahres nach Christi Himmelfahrt und an bzw. nach Mariä Himmelfahrt. Fast jedes Dorf und jede Nation der Diözese hatte einen eigenen Wallfahrtstag, manchmal sogar deren mehrere.“* Die Zweihundertjahrfeier des Gnadenbilds fand 1895 statt. In dem Kloster wohnten zu dieser Zeit 50 bis 60 Brüder. Das Wallfahrtsleben blühte unaufhaltsam auf und zog immer weitere Kreise. 1935 stieg die Zahl der Pilger bis 73 000, Radna erlebte seine große Zeit, bestätigt Roos. An diese Zeit erinnern sich noch unsere Informanten.

Mitte der 1930er-Jahre traf doch die nationalsozialistisch-faschistische Bewegung ein, was 1944 das Land *„in die Katastrophe stürzte“* (Roos). Die 1821 gegründete Konfessionelle Volksschule zu Maria-Radna wurde nazifiziert.

Die Auflösung des Ordens geschah 1948. Das Kloster war 1948–1952 zugleich Konzentrationskloster mit mehr als 150 Leuten beiderlei Geschlechts. Danach wurde dort ein Alten- und Behindertenheim eingerichtet, das noch zur Zeit unserer Feldforschungen bestand; den Mönchen verblieben nur einige Räume. Die Wallfahrten wurden verboten, das Kloster enteignet, nur ein Pater mit ein, zwei Brüdern blieb in dem Gebäude. Der Guardian Pater Ernö – Ernst Harnisch – war verhaftet worden und verbrachte drei Jahre im Gefängnis. Über diese Zeit hat er uns im Interview detailliert erzählt. Die Wallfahrt lebten in den 1950er- und 1960er-Jahren wieder auf, aber in bescheidenerem Rahmen und sehr eingeschränkt. Anfang der 1970er-Jahre wurde die Kirche renoviert und restauriert. Die Jahre ab 1990 bedeuteten für Maria-Radna einen neuen Anfang. Dies haben wir auch unserer ersten Feldarbeit 1997 bemerkt und dokumentiert (Roos 2004, Kap.10, S. 453–461; vgl. auch Roos 1998, S. 92, 204, 206, 241, 242, 256, 261–274; Kap. 7-10, s.345-394, 397, 576, 582-608).

Professor Dr. Michael Lehmann (Wien), der selbst aus dem Banat stammte, forderte Anfang der 1970er-Jahre seine donauschwäbischen Landsleute auf, ihre Erlebnisse und Erfahrungen bei der Wallfahrt nach Maria-Radna niederzuschreiben. Eine Auswahl hieraus hat Roos 2004 publiziert. Ein anonym Autor erzählt sehr detailliert von der Wallfahrt aus Neuarad, zwei Frauen erinnern sich an die Wallfahrt von Glogowatz. Von unseren Informanten haben wenige als junge Leute an der Wallfahrt teilgenommen; die meisten haben die Prozessionen nur als Zuschauer in ihren Dörfern beobachtet (Roos 2004, Kap. Wallfahrtsfrömmigkeit, Pilgerberichte, S. 345–410, 576; zu den Herkunftsorten der Pilger, S. 582–608).

2. Klosterleben und Volkskultur

Ein Bruchstück der Erinnerung:

Sprache, Ethnos und Religion – Die Pilgerfahrt – Die Wallfahrt in kommunistischer Zeit – Das Schicksal des Klosters

In dem noch 1997 aktiven Radnaer Kloster sprachen wir 1997 und 1998 mit den beiden ältesten Mönchen, den Brüdern *Josef Harnisch* (Pater Placidus) und *Ernst* (Franz) *Harnisch* (Pater Ernö). Beide sind Deutsche, 1914 und 1916 im Dorf Neuarad geboren. Im Erzählen dieser beiden Mönche spiegelt sich das ganze 20 Jahrhundert wider, nicht nur die religiöse Geschichte, die politischen und sozialen Umwälzungen, die Rolle der Individuen und die Struktur der Gesellschaft, sondern auch, wie sich die Prozesse auf die persönliche Mentalität ausgewirkt haben.

Pater Ernö war bei unserem Besuch bereits sehr krank und müde; er starb 1999. Es war gleichsam die letzte Gelegenheit, ihn zu befragen. Sein Bruder Josef war

dagegen sehr lebendig und von unserem Besuch angeregt. Er erzählte detailliert und ziemlich schnell, allerdings nicht so deutlich, weshalb einige Partien des Interviews schwer verständlich waren. Das Gespräch wurde in Form von Fragen und Antworten geführt; der Forscher gab auf diese Weise die Themen vor. In Bezug auf Themen, die dem Informanten bedeutungsvoll erschienen, hat sein persönliches Interesse die Schilderung gewiss ausdrucksvoll geprägt. Man kann den Bericht als Beispiel einer „Erinnerungsfigur“ sehen, von einem intellektuellen Erzähler geschöpft und in einer lebenslangen Perspektive gestaltet.

Das Interview mit Pater Ernő ist hauptsächlich ein Bericht über sein Leben als Franziskaner und das Schicksal der Religion in Banat, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Gespräch wurde von Gábor Barna (teilweise auf Ungarisch) und Bo Lönnqvist (auf Deutsch) geführt. Wegen seiner Krankheit hatte der Informant zwischendurch große Schwierigkeiten zu sprechen, was seine Erzählung auf dem Tonband undeutlich macht. Die Sprache war hochdeutsch. Das Interview ergänzt einige Teile der Erzählung des älteren Bruders im folgenden Abschnitt. Nachfolgend wird das Gespräch hauptsächlich summarisch referiert, mit Ausnahme religiöser Bräuche und dörflicher Sitten in Radna, die in Zitaten wiedergegeben sind.

Gábor Barna fragt zuerst nach der Kindheit und dann nach dem Ordensleben in Maria Radna. Pater Ernő fängt mit seiner Herkunft an; er betont den Hintergrund einer Arbeiterfamilie im Dorf Neuarad. Der Vater war Tapezierer, die Mutter Schneiderin, die *„um das tägliche Brot“* gearbeitet haben, es war eine arme Familie. *„Es war nicht leicht, zwei Söhne lernen zu lassen, der eine war schon im Gymnasium, und ich ging nur in die Volksschule.“* Er absolvierte dort die fünfte Klasse. Dann kam die Firmung: Eine reiche Familie suchte einen Firmling; sie hatte von der armen Familie Harnisch gehört und versprach Ernst, ihm weiteres Lernen zu ermöglichen. Als Sechsjähriger hatte er die Schulbildung angefangen und 1928 als Zwölfjähriger beendet.

Danach kam er nach Székelyudvarhely, in ein ungarisches Gymnasium, obgleich er kein Wort Ungarisch konnte. Dieses Collegium Seraphicum war eine von Franziskanern unterhaltene Ordensschule. Das Dorf Neuarad war nur deutsch und ebenso die Familie, die ihn finanziell unterstützte. Bereits im Alter von zwölf Jahren hatte er beschlossen, dass er Franziskaner werden wollte. Die Schule war die einzige Franziskanerschule in Siebenbürgen. Fünf Klassen hat er bis 1933 absolviert, als er mit 16 Jahren Novize wurde. Mit 17 Jahren *„bin ich eingekleidet worden“*. Ein Jahr war er in Mediasch, danach absolvierte er Kurse in Philosophie, Theologie, in Cziksomlon (?), bei eigenen Professoren, die in Rom studiert hatten; neben den Franziskanern waren dort also auch weltliche Professoren tätig. Dann war er schon perfekt im Ungarischen, der Sprache, die er als Zwölfjähriger zu lernen angefangen hatte. Das Studium haben die Schüler auf Latein absolviert, ebenso die Ordens- und Kirchengeschichte. Mit der rumänischen Sprache war er schon von zu Hause bekannt; er musste aber

Rumänisch von 1923 bis 1928 in der Schule lernen. Er hat am Anfang auf Deutsch geantwortet, aber innerhalb dreier Monate musste er Ungarisch lernen. Die Schulkameraden und die Professoren halfen ihm; er musste alle Wörter auf Deutsch – Ungarisch – Rumänisch aufschreiben und behalten. In seiner Klasse war er als der einzige Deutsche, im fünften Schuljahr waren sie drei. Untereinander haben sie Deutsch gesprochen, bis sie Ungarisch gelernt haben. *„Bei uns war von Anfang so, dass in der Schule mussten wir einen Tag Ungarisch, einen Tag Rumänisch, einen Tag Deutsch und einen Tag Lateinisch reden.“* Wenn sie diese Regel nicht einhielten, wurde es als ein Schaden (eine Schande) betrachtet; man hat ihnen das Essen entzogen, aber nicht so ernst gemeint. Im Collegium war alles ungarisch, lediglich eine oder zwei Stunden waren deutsch und rumänisch, das gesamte Lehrmaterial war in ungarischer Sprache verfasst. In Mediasch war das neunte Jahr ein Probejahr, danach wurde er geprüft. 1940 wurde er in Székelyudvarhely zum Priester geweiht. – Er erzählt kurz von dem Aufenthalt in den Kriegsjahren und danach von der Ankunft in Radna. Dort wurde Pater Ernő im Juni 1948 Guardian des Klosters. 1950 bis 1953 war er im Gefängnis; danach hat er den Gnadenort nicht mehr verlassen. *„Radna ohne P. Ernst, das kann man sich hier nicht vorstellen!“* (Roos 1998, S. 241).

Sprache, Ethnos und Religion

Als Pater Ernő nach Radna kam, lebten nur wenige Leute im Kloster. Die Sprache im Kloster war ausschließlich Ungarisch, auch in der gesamten Ordensprovinz. Sieben Jahre lange hat er nicht deutsch gesprochen, dann musste er sich auf eine deutsche Predigt vorbereiten und war 1942 übergangsmäßig in Deva, wo es eine deutsche Schule gab und eine Schwester aus Bayern arbeitete. 1943 kam er dann nach Kronstadt, 1946 wieder nach Mediasch. Er erzählt vom Mangel an deutschen Priestern in der Provinz. Wahrscheinlich ein Zeichen des früher großen deutschen Einflusses in der Siedlung. – *„Ich war nicht Nationalsozialist, ich habe darunter gelitten; ich habe gefragt, ob ich etwas geändert soll?“* (bei der Verhaftung, siehe später).

1948 gab es in Radna vier Priester, zwei weitere Klosterangehörige waren Laienbrüder, überdies gab es einen Kandidaten und einen sogenannten Knecht, einen Slowake n(er spricht weiter auf Ungarisch). – *„Alle andere waren Ungarn. Im Dienst war immer die ungarische Sprache, es war eine ungarische Kirchengemeinde. Wenn die Pilger kamen, wurde Ungarisch, Deutsch, oder Bulgarisch und Kroatisch verwendet.“* Untereinander sprachen die Mönche ungarisch. Im Dorf lebten nur noch wenige Ungarn; die Mehrheit war Rumänen, daher sprachen die Ungarn rumänisch, unter sich sprachen sie ungarisch. Hier gab es auch eine ungarische Schule, die bis 1948 existierte. Die Ungarn waren Handwerker und Bauern. Nur einige deutsche Familien lebten hier, vielleicht vier, aber in Lippa viele. Alle waren Rentner, die bei der Eisenbahn gearbeitet

hatten. Sie haben Andachtsbüchlein und Gedenktafeln verfertigt, und besserten dadurch ihre Rente auf.

Über die noch lebende ethnische Gruppe an einer Straße in Radna weiß Pater Ernö zu erzählen: *„Früher haben sich Kroaten eingesessen, in 1600, sie wurden magyarisiert, jetzt romanisiert, schreiben ihre Namen auch ziemlich rumänisch – (ungarisch). Der Ort Radna hatte Stuhlrichter und war ganz separat von Lippa. Die Rumänen waren Orthodoxe, jetzt ist die Mehrheit der Pilger rumänisch. Früher war die Predigt am fünften August in deutscher Sprache, später wurde Deutsch und Rumänisch geteilt.“*

Die Pilgerfahrt

Als ehemaliger Guardian des Klosters erzählt Pater Ernö gern von der Wallfahrtsordnung: Die Wallfahrten waren nach Nationalität geteilt, man könnte von ethnischen Tagen sprechen. Früher gab es keine rumänischen, sondern nur griechisch-katholische Pilger. *„Und im Frühjahr war die Sprache, wie die Leute gekommen sind, meistens Deutsch. Am ersten Sonntag im Mai war eine deutsche Wallfahrt, Männertag, später war Muttertag... Die Gruppe von Schöndorf (Deutsche) ist auch an diesem Tag gekommen. Am Sonntag nach Christi Himmelfahrt war die Messensprache nur Deutsch, kamen ‚rein Deutsche‘. Pfingsten war schon ungarisch, das waren die Szegeder, dann auch die Bulgaren von Vinga (ungarisch). Dann wieder eine Zeit mit Leuten von deutschen Gemeinden (geographisch). Am 24 Juni, Johannistag, waren Pilger aus dem deutschen Dorf Königshof, heißt heute Remetia Mica. Am Antonius kamen die Blumenthaler. Am 6 Juli war die große deutsche Temeswarer Wallfahrt, mit Sonderzug, Prozession mit über 2000 Personen, die anderen Dörfer haben sich angeschlossen: Leute von St Anna, Neuarad, Glogowatz.“*

Des Weiteren berichtet Pater Ernö auf Ungarisch von der Wallfahrt. Das Gespräch wurde meistens in Form direkter Fragen und Antworten geführt; der Informant war sehr müde.

Die Lippaer kamen gewöhnlich am 29 Juni, anfangs unabhängig vom Wochentag, später kamen sie an dem Sonntag, der dem 29. Juni (Peter und Paul) am nächsten stand. Das war nach dem Zweiten Weltkrieg. Es war eine alte Tradition, mehr ein Gelöbnistag, – *„Das ist unser Wallfahrtstag, unterhalten wir, feiern wir so wie zu Hause“*, mit Musik, Prozessionen, mit Hochamt – und Reden. Die Musik war Blechblasmusik. Nur die Deutschen sind mit Musik gekommen. Der zweite August war früher ein ganz *„stiller Tag“*, man konnte Ablass gewähren; es gab kein Hochamt und keine Predigt; dies wurde später eingeführt.

„Deutsch, jetzt schon mehr Ungarn. Am achten September, am ersten Sonntag in September war für viele Sprachen. Es war die größte Wallfahrt; die Ungarn sind gekommen von überall, die ungarischen Gebieten.“ Des Weiteren erklärt der Informant die Wallfahrten im September und Oktober. Der Rosenkranz-Sonntag war erste Sonntag im Oktober. Die Mehrheit waren Deutsche, auch

Ungarn sind gekommen, früher mehr Deutsche. Der letzte Tag war am 20. Oktober. Es war der Schutzverbund der Tiere; im Banat haben die Bauern die Tiere stark verehrt. Im Dezember kamen Wallfahrer aus einigen Dörfern im Gebiet von Sathmar im Norden.

Die Wallfahrt in kommunistischer Zeit

Diese Zeit ist im Gedächtnis des Informanten sehr tief mit Leid und religiösem Druck verbunden. Die kommunistischen Staatsbehörden versuchten, die Wallfahrt zu verhindern. Schon 1950 befahl man Pater Ernö, die Wallfahrt abzusagen; er widersprach: *„Das kann ich nicht tun; einmal weiß ich nicht, von wo sie kommen, sie kommen von überall, dann habe ich nicht die Möglichkeit, mich zu verständigen.“* – *„Ihr aber habt ja die Möglichkeit, wenn ihr wollt.“* – *„Das war vor dem 15. August, dann haben wir die Wallfahrt abgehalten. Große Wallfahrt war es.“* Daraufhin brachte man Pater Ernö ins Gefängnis, dann nach Temeswar. Er wurde des Hochverrats beschuldigt, eine langjährige Haftstrafe wurde ihm angedroht. *„Ich habe nichts gemacht! Sie haben mich unschuldig verurteilt. Ich habe nichts gemacht!“* In Temeswar war er vom 8 August 1950 bis Anfang Februar 1951, dann wurde er in ein anderes Gefängnis überführt. Seine Eltern wussten lange Zeit nicht, wo er war, sein Vater hatte gehört, dass er verhaftet war; er durfte sich nicht zeigen, wenn er Radna besuchte. – *„Ja, die Anklage war lächerlich, kindisch, so ich hat dafür Schuldenlast (für verschweigen). (Weiter In ungarisch).*

Anderthalb Monate arbeiteten die Gefangenen an einem Kanal, dann weiter in (Transporteinheiten). *„Dann bin ich – ich weiß nicht – mit Gottes Gnade zurückgekommen und konnte (in einer) Tischlerei arbeiten.“* Des Weiteren erzählt er von seiner Freilassung und Rückfahrt am 15. August 1953. *„Am 16. August haben meine Eltern erfahren dass ich da bin, ich musste zum Securitate gehen. Vater (und Mutter) sind vom Zug gekommen und begegnet, und dann sagte die Mutter: ‚Das ist er!‘“* Er wurde dann Guardian des Klosters. Er war damals 32 Jahre alt.

„In 1951 hat man die ganze Provinz gesammelt, die Priester gehaftet und nachts hierhergebracht. Schon in 1948 waren vierzig Nonnen da, also Klosterfrauen. Im Großenteils hatte der Orden großen Besitz gehabt, dann haben sie (die Behörden) die Provinz ausgelöst, ließ nicht zu, dass sie weiter fungieren, und haben dann die Mitglieder, alle Priester haben sie versammelt und hierher gebracht. Und nicht ihnen gesagt, wohin sie gehen, eine Stunde gepackt zusammen bis weg von da, dann haben sie getroffen hier, sind froh, wir sind alle zusammen. Neun Monate waren alle hier, es war ein „Konzentrationslager“, die Klosterschwestern von Temeswar sowie aus Hermannstadt. Sie haben gemeint, wenn so viele versammelt sind, sie können sich nicht erhalten, sie werden auseinander gehen. Das Volk hörte das, sind gekommen, alle Männer hier, haben alles gebracht. Und es war schön hier, die

heiligen Messen, jeden Tag – Ein schönen Männerchor. Dann haben die Behörden gesehen, dass es sich in Gegenteil geschieht von dem, was sie gewarten, dann haben sie geteilt. Auch die Nonnen sind dann weggeführt in 1952. Dann haben sie das Altenheim hier. Auch die Notre Dame Schwestern (aus Lippa) waren hier.“

„Oh, die Bevölkerung war mit den Franziskanern. Die Behörden waren nicht, die waren gegen. Die Bevölkerung hat Essen mitgebracht, man konnte herausgehen. Unter diesen Jahren war auch Wallfahrt; es war eingeschränkt, aber die Leute kamen doch. In 1952 hat man versucht, es zu verbieten, und dann sind die Kroaten, aber haben sie nicht gelassen, sie sind gekommen, hat man, haben sie einen Umweg gemacht, aber sie sind weitergegangen. Einer war so erfinderisch, sie sind dem Ministerpräsident begegnet, und dann wurden sie gelassen. Einige sind wieder zurückgeschickt. (Die Kroaten waren auch mit den Russen in Bad Lippa bekannt.) In 1956 ist die Wallfahrt wieder aufgeblüht. Sind große, große Prozessionen gekommen, mit Fahnen und Kreuz hier, Musik. Solange Wallfahrten sind, kann Radna leben.“

Vor zwanzig Jahren setzte die Emigration ein. Dann gab es organisatorische Veränderungen; der Bischof von Siebenbürgen wurde nach Temeswar versetzt. *„Ich habe gesagt, ich muss auch auf die Tradition etwas geben, ich kann das nicht umwerfen, es geht nicht; habt Geduld! Wir haben Vorlauf, die letzte heilige Messe ist um 12 Uhr, rumänisch, ist heute auch so. Es sind Traditionen. Sie haben gesagt: ‚Sind wenige Deutsche, sind wenige Ungarn, aber es war früh. Ich kann nicht halten, wenn keine Rumänen da sind. In 1989 war verboten, dass Priester kamen, nicht einmal Gebeichtspflicht haben wir gehabt. Eine Zeit war ich allein, dann hat man drei delegiert, mit Erlaubnis von dem Bischof, und mit Gutgeheißenen für das Departement.“* – Des Weiteren berichtet er über die Repressalien gegen den Guardian und das Gebot zum Rechnen von Wallfahrern. (Wallfahrer zu erfassen, über ihre Anzahl zu berichten).

Über den Markt am 15 August berichtet Pater Ernö: *„Der Markt ist schon alt. Der Staat hat für diesen Tag Jahrmarkt verkündet. Es war Sitte, dass bei Wallfahrt etwas verkauft wurde, ein Andenken, das war so wie heute, aber es war kein Jahrmarkt. Jetzt kommen Leute von überall, schon in 1956 waren schon so viele da, wenn die Wallfahrt aufgeblüht ist. Früher im Marktplatz, nicht hier, das Kloster möchte das nicht, es handelt sich um Kampf zwischen Verkaufen und Religion (Über das Verhältnis zwischen den Behörden und dem Kloster, verbessert 1997). Früher (im Verkauf) Heiligenbilder, Bücher und Stände zum Kloster bezahlt. Während der Wallfahrt war Prozession im Dorf, große Lichterprozession.“* Der Informant beschreibt auf Ungarisch den Weg der Prozession.

„Gemeindeweise sind sie gekommen, sie waren schon aufgeteilt, von den Priestern. Ob es Ungarn oder Deutsche waren, sie haben in ihre Sprache gesungen... Es war stark betont, wir sollen außerhalb der Kirche nichts mehr

machen, in den 1960er Jahren, streng verboten. In der Kirche haben sie nicht hereingemischt, aber außerhalb der Kirche durften wir nichts machen.“

„Alle Gemeinden sind mit ihren Trachten gekommen. Die Mutter war Schneiderin, sie hat bei der Neuarader Prozession, am ersten Samstag in September in der Früh um drei Uhr war die Messe. Vier Uhr ist sie weggegangen, dann hat sie bei der Maschine gesessen, immer genäht. Wenn sie nach Radna kommt, ein neues Kleid. Ich habe auch mitgeholfen. Die eigenen Fahnen wurden in den Kirchen gelagert, am Rande der Bänke sind diese Behälter. Auch die tragbaren Statuen, die Marienmädchen in Weiß gekleidet.“

Das Schicksal des Klosters

„Unter den Minderheiten waren keine Repression an einander, keine gegen die Deutschen in der Kirche, überhaupt nicht. Damals haben wir viele Deutsche gehabt, auch einen gewöhnlichen Sonntag, wenn die Deutschen aus den Gemeinden gekommen sind, haben wir das Hochamt in Deutsch gehabt, die Ungarn wussten es, haben kein Wort gesagt. Es war so große Verständnis. Ganz deutlich haben sie gesagt, Als man sie aufgesagt hat, haben sie (die Ungarn) gesagt: Sie sollen die Kirwei halten, in jede Gemeinde mit Kirwei gehalten, "Kirwei, das Kirchweigen". "Sie hat Sang gehalten, das ist Volksbrauch, es muss alt werden, gerade so ist Volksbrauch auch unser Wallfahrt nach Maria Radna, wenn wir das hat beginnen, wenn nicht halten wir aus“.

„Man spürte das nicht unter dem Volk, nur unter den führenden Persönlichkeiten, die Intelligenz fühlte das, das Volk nicht. Es wurde so im Geheimen gehalten.“ Im Jahr 1957 wurden zwei Patres verhaftet, über die Klage (in ungarisch). Das Kloster wurde im Jahr 1964 aus der Besetzung befreit.

Die Größe des Klosters früher? Die Verwendung des Klosters vor dem Zweiten Weltkrieg, in der Sommerzeit Kurse für Priester und Lehrer.

„Das ganze Grund gehörte zum Kloster, in den 50er Jahren, Weingarten hat man gehabt, Weizenfeld, auch Wald. Ein Tagelöhner, dazu Freiwillige zur Arbeit. Später haben wir selbst alles gemacht, am Feld, mit Pferden... 1952 hat die Felder an Altenheim bekommen. Jetzt noch 4,5 Hektar, übergeben seit 1976.“ – Nach der Zukunft befragt, sagt der Informant: „Ich habe keine Ahnung. Wann man nichts tut, macht nichts, man verspricht und verspätet und wird nichts gemacht! Mit großer Mühe haben wir drei Zellen bekommen im zweiten Stock, der mittlere Stock ist noch immer besetzt, sind nur Büros, sie könnten sie ohne Weiteres abgeben, und dann hätten wir einen abgesonderten Teil, und das wäre für uns genug. Wir können überhaupt das ganze Gebäude nicht mehr halten, ist zu groß. Steuer haben wir nicht, weil es ist unter Denkmalschutz. Wenn man nichts macht, geht das zugrunde. – Ein so großes Kloster für die ganze Provinz: Erziehungszentrum, es war auch, Radna. Schon im Jahre 1756 hat man das so groß geplant.“

„Die Wallfahrtsleute haben im Dorf bei den Familien übernachtet, den älteren auf Stroh. Die Tiroler sind lustig, sind froh, sie behaupten ein Bett zeigen auf dem Stroh, Ja, es war ein Erlebnis hier nach Radna gehen und auf Stroh schlafen, dann hört man die Glockleiter, Radna Glocken. Jeder hat Speisen mitgebracht, am ersten Tag war Fasttag, dann hat man nur Butter und Brot gegessen, der zweite Tag war der Festtag. Nach dem Hochamt, am Nachmittag, ist alles mit Gebackenes, Fleisch, und am Rückweg, was länge hält – Wurst. Das war alles eingepackt. Und Zum Frühstück waren Häuser mit Kaffee angeboten, und wenn man wollte auch Tee...“

Eine Frage des Forschers:

Wir haben gesehen, wie Pilger aus dem Boden Gewächse graben, die „Maria-Träne“ genannt werden. – „Ja, das ist ein Volksglaube. Also, sagen die Leute. Ist hier ein Gewächs, Unkraut sagen wir so, und an den Wurzeln hat das kleine Knollen. Die sind, schauen, Perlen ähnlich aus. Die wollten sie geweiht hier in der Kirche. Schauen sie aus der Erde ausgegraut, den Wurzeln, das ist nichts Offizielles. Auch früher, aber nicht in allen Gemeinden.“

(Der Informant wurde sehr müde, die Sprache undeutlich). Er nennt noch den „Antonius-Brunnen“, etwas nichts Offizielles von der heiligen Quelle, „War nur Trinkwasser... hier ist nur das Gnadenbild, das man gefunden hat und gebracht und während des Nachts große Lichtglanz leuchtet. In den Häusern, bei der Tür, ist der Weihwasser und geweiht anderen Schmack... „. Am Eingang zu dem Krypta, wird aus Methan, ausgelöst und wenn man stark gehört hört man ein Summen ... Leute sagen die hören die Stimme von zwei Marien, bis 1926 war die Marienstatue in der Krypta...“.

Über die silbernen Votivgaben: „Sind geputzt, glänzenden, wieder abhängen. Ganz früher hat man die Stücke geschmolzen und davon die Rahmen zum Gnadenbild gemacht.“ – Die Bibliothek im Kloster ist sehr alt, ist die alte Bibliothek von der Capistraner Provinz. Die Räume sind gemisst in den 1950er-Jahren. Das Archiv ist verstreut. Zusammenkunft halte man, wenn eine Schule war, „Tee-Abend“, Gedichte, Theater, vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Lehrer war auch Kantor, vom Kloster organisiert (Weiter auf Ungarisch).

Über Lieder und Gesang: Die Wallfahrtslieder am Weg waren gewöhnliche Marienlieder.

Gab es sesshafte Roma? „Ja, irgendwie assimiliert mit den Rumänen. Am oberen Teil (in Radna), rund um Bach. Sie sprechen nur rumänisch, orthodox. Jetzt sind sie zu den Baptisten gegangen, Neuprotestanten.“

(Tonband 12 a, 12 b, 1997. Gábor Barna (ungarisch) Bo Lönnqvist (deutsch). Vergleich Band 1998:12,13 Pater Ernő Ernst Harnisch gestorben 15.6.1999, Pater Placidus Josef Harnisch gestorben 13.1.2002)

3. „Ein Schwob kann überall auskommen, wenn er hat, was er braucht...“

Ahnen – Vor und nach der Aussiedlung – Das rein deutsche Dorf Neuarad – Ausbildung und Tätigkeit als Priester – Religiöse Gebräuche, Kirchweih und Wallfahrt – Die ethnische Aufteilung – „Verba volant, scripta manent“. Von der Verschleppung und Arbeit im Gefängnis im Russland – Dialekte im Banat. „Die Schwaben verstehen sich überall.

An die Familie Harnisch, die Ahnen und das Leben erinnert sich der Informant *Josef Harnisch*, Pater Placidus, an andere Aspekte als der Bruder. Seine Sprache ist von lokalen Zügen geprägt, z.B. durch verkürzte Sätze, Suffixe und Verbformen.

Ahnen

Der Vater war Tapezierer, der einzige Tapezierer im Dorf Neuarad, Tapezierer und Dekorateur. Die Mutter war Näherin. „*Wenn ein großes Fest war in Arad, hat man ihn angerufen, er war sehr guter Dekorateur.*“ – Beide waren Deutsche? – „*Schwow!*“ - Die Familie ist aus Frankfurt am Main gekommen, aus Bayern, 1780 unter Maria Theresia, „*da war Banat ein Sumpfggebiet, damals stark gewütet, das Sumpffieber und die Schwowen haben (in) drei Generationen den Sumpffieber gekriegt, alles ist trockengelegt, und dann ist das Land fruchtbar geworden. 1730 waren die ersten Einwanderer, aus Baden-Württemberg sogar. Ich war draußen in Baden, ich habe nachgeforscht in alten Matrikeln, ob ich doch diese Namen finde (Harnisch). Einige habe ich gefunden, in Frankfurt habe ich viele gefunden mit meiner Familienname. Ein war Großbesitzer, dann habe ich ihm angerufen: ‚Hier ist Harnisch‘ – Hier auch!*“ (lacht).“ Er erzählt über die Funde in den Matrikeln. – „*Meine Mutter war eine Filipp, mein Großvater auch, Filipp Franz geheißt. Die Ahnen sind auch von dieser Gegend eingewandert.*“ – Des Weiteren erzählt er noch über Familienkontakte und lustige Zusammentreffen.

Sein Großvater hat viel erzählt: von wo sie gekommen sind und was sie zu Hause gemacht haben. Sein Vater war schon Einwanderer, Großvater waren Einwanderer jedoch, „*und diesen Namen Filipp habe ich dort in Deutschland gefunden, von wo sie ausgewandert sind. Die meisten Neuarader waren aus Baden-Württemberg; in Neuarad war eine Gasse, die ‚Frankengasse‘. Unsere Gasse heißt Serbgasse, weil einmal nur Serben gewohnt (hatten), vor der Einwanderung. Dann war eine Gasse Spitalgasse, weil am Ende war ein Spital, dann war eine Gasse die Haltegasse, da war das Halterhaus, dann war eine Gasse Rosaliengasse, wo eine Frau Rosalie gewohnt hat, reiche Leute. Dann war die Rittergasse, eine kleine Gasse, noch die Ledergasse... (er weiß jedoch nicht, warum), die Lange Gasse parallel mit der Hauptgasse.*“ Er wiederholt die Namen; „*jede Gasse hat ihren Namen gehabt. Jetzt sind alle die Gassen*

umgetauft mit rumänische Namen“. – Gibt es noch Deutsche in Neuarad? –
„Gebildete Leute sind wenig, aber von den Dörfern sind Eingezogene, so dass die Gemeinde noch deutsch geblieben ist größtenteils, ... viel Rumänen und nun mehr Zigeuner als Rumänen. In der Kirche war in der letzten Zeit auch Ungarisch, aber in seiner Kindheit kein Ungarisch, die Ungarn sind immer nach Arad gegangen in die Kirche.“

Die Ungarn sind über die Marosch eingewandert. Sie hatten eine eigene Schule und eine eigene Feuerwehr; der Informant hat Religion in dieser Schule auf Ungarisch unterrichtet. – Er bemerkt noch, dass man im Kloster alle Sprachen braucht, wenn die Leute zum Beichten kommen: Kroaten, Schokatzten, die Bulgaren, die doch am meisten Rumänisch sprechen. Die Schokatzten sind Kroaten, die sehr früh aus Kroatien eingewandert sind, die Urahen. Sie leben bei Reschitza. Dieselben sind Kraschowänen genannt, der Hauptplatz war Kraschowa – *„angenehme Menschen“*. Er kann gut rumänisch, bulgarisch, kroatisch. – Der Forscher fragt nach sesshaften Roma in der Umgebung des Klosters. – *„Zigeuner sind überall... diese eine separiert, eigene Kolonie, mehr allein, eine alte Gemeinde. Bettler sind sie am meisten und betteln gehen. In Arad haben die Zigeuner eine eigene Kolonie gebildet, sind nicht (in der Stadt) eingenommen, Zigeunerkolonie, ...mit was sie beschäftigt, sprechen Zigeunerisch, sie sprechen auch gut Rumänisch alle, in Arad spricht auch Deutsch sowie Bulgarisch. In Neuarad hatten sie ein Zigeunerviertel, Geld haben sie als Kupferschmied, Messerschmied, das haben sie sehr viel gekriegt.“* – Beziehungen? – *Nein, aber er hat Zigeuner getauft, „in meine schwäbisch“.* *„Reiche Leute haben eine Patin.“* *„Es war ihnen egal, sie waren katholisch, reformiert egal, evangelisch ... (wie die Umgebung) (lacht). Die waren, wo sie waren! Sie haben zwei Sakramente gehabt: die Taufe und Begräbnis, andere nicht (lacht).“* Der Informant hat die Zigeuner gepflegt, wenn sie nach Radna zum Kloster gekommen sind. – Gab es andere Sprachgruppen? – *„Neben Kroaten noch Serben; Hatzfeld und Umgebung war serbisch, Bulgaren in Vinga, Neubescherowa, Altescherowa bulgarisch, und bei Reschitza sind viel Ungarn. Von Temeschwar her zu die Schwowen.“* Er hat alle Dörfer gekannt, nennt Hatzfeld, Nitzkydorf. Nördlich ist St Anna die letzte deutsche Gemeinde, dann viele mehr Ungarn, in Grosswardein (Oradea). Mit den Bulgaren hat der Informant Russisch gesprochen, Russisch hat er gut können, weil er nach Russland verschleppt war. Mit einem serbischen Pfarrer hat er Russisch gesprochen, der auch ähnlich, der Pfarrer Serbisch, sie haben einander gut verstanden. – Die Bulgaren waren katholisch, die Serben weniger, die Kroaten sind alle katholisch. In der Nähe von dem bulgarischen Vinga war eine deutsche Gemeinde, von Wasser zerstört (?), seine Tante hat dort gewohnt.

Vor und nach der Aussiedlung

Die Deutschen, die weggefahren sind, leben in Deutschland verstreut, weit weg, hier und da einige. *„Sie kommen jedoch ständig nach Haus (nach Radna), besuchen die Banater Gemeinden. In Deutschland sind sie in Stuttgart, in der Schwowen (Schwaben), in Norden weniger.“* – Er bemerkt noch, welche früheren Radnaer Einwohner aus Deutschland zu Besuch gekommen sind. Er selbst war auch häufig in Deutschland, hat dort „die Darowaner“ getroffen (17 Jahre lang sein Dienort als Pfarrer). In Deutschland haben sie eigene Vereine, „Schwäbische Völkerbund“, kommen einmal zusammen in Reichstadt (Rastatt), „alte Schwowen“. – Es gibt Unterschiede zwischen Deutschen und Schwowen, die miteinander Umgang wollen. Die Schwowen sind gewohnt, mit Nachbarn, so wie in den Heimatdörfern, zusammenzuleben, aber in Deutschland erfahren sie das nicht. Zwischen München und Regensburg sind sehr viele Neuarader. Er hat dort eine Messe gehalten, die Kirche war „stoppvoll, lauter Schwow“, Banater und Neuarader, die meisten sind vor drei, vier Jahren in die Bundesrepublik ausgereist. Er ist oft auf Besuch in Deutschland gewesen, wo seine zwei Schwestern leben. *„Ich bin der älteste und der düngste (lacht, = schwer).“* Der Informant erwähnt noch die Familienmitglieder, ihre musikalischen und besonderen Eigenschaften.

Als Pater Placidus 1956 in das Franziskanerkloster in Radna kam, lebten dort dreißig Mönche, aus anderen Klöstern; später wurden sie auf verschiedene Klöster verteilt. *„Vier sind hier geblieben. Dann, 1956, haben wir noch drei Klöster gehabt, von in allem 25. Der Staat hat alles enteignet und die Mönche verteilt. In Siebenbürgen haben sie (der Orden) 25 Klöster gehabt, Vinga war auch von Franziskaner gegründet, aus Bosnien, sind zurückgezogen... Franziskaner Statuen und Heilige sind noch in der Kirche dort. Die Theologen studierten alle in Szeged...“* Er erzählt noch vom Klostergebäude in Radna: *„Früher war hier auch Schule, und Theologie-Unterricht – viel höheres Niveau, sechs Professoren, von Bistum, von Alba Julia.“*

Die deutsche Kultur? – *„Ist keine deutsche Kultur mehr, ist sächsisch! Wir Banater sind nicht gehasst direkt, aber minderwertig als die Sachsen, wir sind Ungarn mehr, ‚magyarisierte Schwowen‘ sagen sie, wie Ungarn nahe ist. Sachsen war immer besser organisiert.“* – Die deutsche Kultur wird aussterben? – *„Nein! Geht wieder an. Deutsche Zeitschriften und Bücher werden ausgegeben, das Bistum in Temeswar hat eigene Druckerei, und in Cluj (Klausenburg, Kolozsvár) haben die Franziskaner eigene Druckerei.“* Der Informant begründet noch die Zukunft dieses Klosters: *„Man hat seit vielen Jahren darüber gesprochen, aber nicht amtlich.“*

Das rein deutsche Dorf Neuarad

Der Informant erwähnt zuerst, dass, als er in den 1950er-Jahren sieben Jahre Pfarrer in dem kleinen Neudorf war (wo wir auch Feldforschungen machten), sind 1956/57 „in eine Woche“ 150 Personen ausgewandert von insgesamt 400 Dorfbewohnern. Heute sind im Dorf mehr Ungarn und Rumänen. Das Dorf Neuarad, sein Geburtsort, war dagegen eine große Gemeinde mit 7000 Seelen, eine wahre „Großgemeinde“. *Jetzt sind dort kaum 500 Deutsche mehr; Rumänen sind eingezogen... Nur die Marosch trennt Neuarad von Arad, von der Großstadt. Das Dorf war „nur deutsch“. „Nach der Revolution haben die Rumänen aus Moldova eingezogen, und so ist gemischt geworden, und die Deutsche sind ausgewandert, nach dem Krieg. Die im Krieg war, die Männer sind draußen (in Deutschland) geblieben, haben die Familien nachgeholt, und so ist die Seelenzahl von 6000 auf 400 gefallen. Natürlich, weil Neuarad sehr nahe zur Stadt ist, haben sie eingezogen aus den Dörfern, die Leute, die Häuser waren leer, die Zigeuner von Nachbardörfern eingezogen und die Häuser besetzt, und so ist deutsch geblieben, aber zum größten Teil rumänisch und zigeunerisch. Die Zigeuner sind überall die Herren.“*

Von der Wirtschaft in Neuarad erzählt Josef Harnisch. *„Die Männer sind alle in Fabriken in Arad arbeiten. Die Frauen alle im Garten, jedes Haus hat einen großen Garten, mit Gemüse, Gemüsebau, das haben sie davon nach Arad getragen, auf den Markt. Alles war Gemüsebau, selbständigen, großen Garten gehabt an jedem Haus ... Und im früher waren die Männer auch in den Fabriken.“*

Von der Verwandtschaft. *„Die Neuarader waren nicht sehr mit einander verwandt. Es waren noch Verwandtschaft, aber sie haben mehr mit Auswärtige geheiratet, nicht unter sich. Aber doch nur mit Deutschen. Die Rumänen waren sehr, sehr mit Rumänen geheiratet (er lacht)! Und die mussten sehr gut Deutsch können. Wenn jemand eine Rumänerin geheiratet hat, er hat sich so eingegliedert in der Gemeinde, dass sie auch eine Deutschin geworden ist.“* – Hatte man eine eigene Schule? – *„Ja, eigenes Gymnasium sogar, und die Volksschule. Die Buben waren bei dem Lehrer und die Mädels bei den Schwestern, bei den Nonnen, so dass kein gemischt geworden ist. Wir haben ein großes Kloster in Neuarad, elf Schwestern waren dort, lauter gewohnte Lehrerinnen aus der Universität. Einige Schwestern waren dann, die die Küche besorgt haben, die Hausschwester. Die haben alle unterrichtet...Zwei große Klöster, ein, wo sie gewohnt haben, und ein für die Schule, Stockhaus, vis-à-vis.... Waren viel Lehrer im Dorf.“*

Ausbildung und Tätigkeit als Priester

Im Jahr 1926 ist der Informant nach Siebenbürgen, zu den Franziskanern gefahren, die Franziskaner würden aus der Radna ... in Siebenbürgen war dann die Schule, und in Székelyudvar Ungarisch hat er die Schule besucht. *„Zwei*

Jahre zu Hause, Gymnasium Rumänisch, die Volksschule Deutsch und dann Ungarisch die andere Schule (lacht), und Lateinisch natürlich, und dann in Russland musste ich auch Russisch lernen. “

Von 1945 bis 1949 war Josef Harnisch in Russland. Er erzählt vom Grund der Verschleppung: *„Russland hat nicht die Deutschen verlangt, hat Facharbeiter haben wollen, die Rumänen hat alle Deutschen ausgeliefert ... Frauen wie Männer, ... Weiber in der Gruben, hatte keine Ahnung, kein Dunst davon, ... Grubenarbeit. Die haben es gemacht bis zum Obersteiger (lacht).“*

1939 wurde Josef Harnisch zum Priester geweiht, drei Jahre vergingen, er war in Ungarn krank geworden, dann hat er noch eine staatliche Schule besucht, bevor er in das Franziskanerkloster in Siebenbürgen zurückging. In Mediasch (Transsylvanien) Noviziat, Theologie, dann zwei Jahre Philosophie in Csiksomlyo studiert, Theologie in Hunedoara, fünf Jahre und von dort auch geweiht geworden. Dann als deutscher Kaplan in Mediasch, eine Großstadt, und dann sind alle Franziskaner nach Radna gekommen. Von dort konnte man in die Pfarreien gehen, und von dort hat er eine Pfarrei übernommen, an der serbischen, bulgarischen Grenze, in Darova (Südsiebenbürgen), eine ursprünglich slawische Gemeinde. *„Die haben sich so verdeutscht dass sie nunmehr Deutsch können, die Name geblieben“ – ungarisch Darovar. Dort war er siebzehn Jahre. „Die Gemeinde war schon deutsch ja, die Urahnen war einmal tschechisch. Die Namen waren am meisten tschechisch, heute noch, die Familiennamen. Die Leute können nunmehr Deutsch und Rumänisch natürlich, alle können Rumänisch.“ – Das Dorf existiert nicht mehr? – „Große Gemeinde heute noch, sind noch einige Deutsche, sind alle ausgewandert.“*

Und danach als Pfarrer? Neudorf? – *„Nein, in Blumenthal, Masloc.“* Dort verbrachte er fünf Jahre, viele Gemeinden hat er besucht. Das Zentrum war Blumenthal, wo er wohnte. Blumenthal war die Pfarrgemeinde, die Muttergemeinde, weitere Dörfer waren Fibisch, Charlottenburg, Alios und Guttenbrunn. Es waren noch kleine Gemeinden, vier, fünf Familien – Charlottenburg zum Beispiel, Königshof, *„auch mein“*. – Riesige Arbeit? – *„Ich wollte es, gewohnt. Bis am Abend auf dem Weg, das war meine liebste Beschäftigung. Mit Pferdewagen, mit Auto, zu Fuß, bis zu den nächsten Gemeinde zu Fuß gegangen, zwei, drei Kilometer, die andere mit Wagen, oder mit Auto, auch mit Traktor gefahren.“*

Blumenthal war seine letzte Stelle. Von dort kam er in 1955/56 zum Kloster Maria Radna. Es war leichter dort, als Mission zu treiben. Es gab kaum eine Gemeinde in Banat, wo er nicht gewesen war, und ebenso in Siebenbürgen. – Banat deutsch? – *„Ja, es war noch viele Deutschen. Nach der Revolution sind sie ausgewandert, in 1976. Die alte sind ausgestorben, die Jungen waren schon fort ... große Gemeinde sind ausgestorben. Die deutsche Siedlung streckte sich an die serbische Grenze. Reschitza ist auch deutsch, aber sehr gemischt durch die Fabrik.“* Er hat Unterricht in Reschitza gegeben, auch in Busiasch, Lugosch

– in der Nähe von Darova. Er hat viele religiöse Arbeit gemacht in Busiasch, Königshof, Charlottenburg; er nennt noch Fibisch, Blumenthal, Neudorf, Guttenbrunn – „durch alle gewandert. Ja, viele, die Kroaten haben eigenen Priester, sie kommen auf Wallfahrt auch. Er sind mit alle diese Dorfeinwohner auch bekannt, wenn sie hier nach Radna kommen, manche von früher. Als Priester habe ich alle gekannt, die gekommen sind.“ – Banat zum Westen? – „Bis St Martin; Maschowa war die letzte Gemeinde.“ – Im Norden? – „Bis Petschka, vis-à-vis waren noch zwei deutsche Gemeinden.“ Er erwähnt noch seine Wohnorte in Siebenbürgen: drei Jahre in Hermannstadt (Sibiu) und in Kronstadt (Braşov), auch in Mühlbach (Sebes Alba) hat er gewohnt. „Alle Städte bin ich durchgewandert, aber Oradea, Grosswardein, war anderes Bistum. St Anna war noch die größte Gemeinde, die zu Temeswar gehört hat“.

Die Sprachen in der Messe? – „In Darova Deutsch, in Fibisch Ungarisch, in Königshof, Charlottenburg gemischt: Ungarisch, Rumänisch, Deutsch. Blumenthal – es heißt Masloc – das war deutsch. Neudorf war auch deutsch, Guttenbrunn deutsch und ungarisch. Die Rumänen haben eigene Priester gehabt.“

Unterschiede zwischen den Gruppen? – „Unter den Leuten? Nun ja, in der Charakter. Mir war keine, ich konnte alle Sprachen sprechen, mir war es nicht schwer. Auch heute, jetzt nicht, ich habe mich drei Jahre mit Missionen beschäftigt, in Mission gegangen, auf alle Dörfer in Banat, auch in Siebenbürgen.“ Er hat in drei Sprachen Missionen betrieben. „Aschermittwoch angefangen, mit Ostermontag ständig auf die Reise.“ – Die Bedeutung der Kirche? – „In den schwäbischen Gemeinden ...“. Er beschreibt die Architektur der Kirchen in Guttenbrunn und Neudorf. „Blumenthal – eine kleine Kirche, auch schön und in Ordnung gehalten. Fibisch war auch eine schöne Kirche, und in Charlottenburg nur eine kleine Kapelle, aber dort wurde auch Gottesdienst gehalten.“

Religiöse Gebräuche, Kirchweih und Wallfahrt: Die ethnische Aufteilung

„Alle Feiertage durch Jahre hatte man in den Dörfern gehalten. Mit Mariä Lichtmess hat es begonnen, dann ist Mariä Verkündigung gekommen, dann sind die Osterfeiertage gekommen, Pfingsten, Fronleichnam war überhaupt groß, bis zu Kirchweih, das war die letzte.“ Er beschreibt die Kirchenpaare, die Volkstracht, die Prozession, Musik, die Teilnehmer, Leute die die Kirchweih gekostet“ (Traktierung bezahlt), „...das war eine Ehre, zum Lehrer, zum Pfarrer, zum Richter. Das ist doch die alten Sitten, von der Einwanderung her, das haben sie bewahrt bis heute. Kirchweih wurde Sonntag, Montag – die Hauptfeiertage – und Dienstag, Nachmittags, mehr Unterhaltung, und der letzte Sonntag war noch Nachkirweih. Auch nach der Auswanderung feierte man, und auch jetzt noch kleinere.“

„Die Ungarn haben nicht teilgenommen, aber doch Rumänen, die haben sich mehr angekündigt mit den Deutschen. Die Ungarn sind mehr stolz. Waren doch auch katholisch. Die Ungarn feiern König Stephani, den zweiten August, wie einen Sonntag, mit Messe mit allem. Bis dann Rumänen haben das verboten, im 1925/26, hat rumänische Staat das verboten.“ – Er erinnert sich noch an den Stephanstag, als er Ministrant war, in der Volksschule; es war ein Feiertag wie Sonntag, bis der rumänische das verbot. ... dann die Leute nicht mehr.... „Ganz spät sind orthodoxe Kirchen in den Dörfern gekommen, in einem Park haben sie eine kleine Kirche gebaut. Es war keine rumänische Kirche bei uns (in Neuarad), eben in Nachbargemeinde. In Klein St Nikolaus, dort waren Rumänen, haben eigene Kirche. Die Deutschen waren separat, in einen Viertel gewohnt, haben eigene Kirche gehabt, die Rumänen, die Deutschen in einen anderen Viertel, haben eigene Kirche gehabt, wo die Deutschen gegangen, die Rumänen in ihre Kirche ... So war in Alios und Guttenbrunn, Fibisch. War bis meine Gemeinde, Blumenthal – war die letzte.“ – Die Deutschen und die Rumänen waren also getrennt? – „Jetzt ist alles durcheinander gemischt. – Im Dorfleben haben wir gut verstanden. Ein Schwob kann überall auskommen, wenn er hat, was er braucht. – Kirchweih war gefeiert wie Weihnachten, so groß, drei Tage und noch nächsten Sonntag.“ – Wallfahrten? – „Jedes Dorf, was eine Gemeinde da gehabt, sind nach Radna gekommen, hat der Bischof eingeteilt.“

Die Kirchweih wurde von der Gemeinde und vom Pfarramt gemeinsam organisiert. Der Informant erinnert sich die Wallfahrt als eine lebendige Tafel, wo Leute von Dorf zu Dorf, von Neuarad bis Lippa und zum Kloster in Radna wandern und sich immer neue auf dem Weg anschließen. *„Ich kann mir noch erinnern, zu Hause, in Neuarad, wir haben eine eigene Gemeinde gehabt. Zwölf Geschworene, dann war ein Stuhlrichteramt, ein Bezirksamt war in Neuarad, eigene Polizei gehabt, eigene Gendarmerie. Und dann hat das Richter mit dem Pfarrer zusammen Programm gemacht ...Leute sind durch die deutsche Seite (Siedlung) gekommen, mit Neudorf, Guttenbrunn, alle sind kürzer. Aber sind lauter Rumänen und Ungarn; in anderen Gemeinden, das war die deutsche Seite, das war die ungarische, das war die deutsche Gemeinden, Seite: Engelsbrunn, Schöndorf, Traunau, Guttenbrunn, Neudorf, Lippa, Radna – war lauter deutsche Gemeinden. In Schöndorf war das Frühstück, immer vier Uhr war die Messe, um fünf Uhr sind sie weggegangen von zu Hause, zu Fuß bis Schöndorf...Frühstück eine halbe Stunde, dann wieder bis Neudorf ... das Mittagessen, dann war anders halb Stunde Pause, dann sind schon Timiswarer (von Süden) vorgefahren, Martyrzug, die Prozession hat sich wieder von Lippa gebildet, von Lippa nach Radna wieder zu Fuß gekommen, über Tausende, die zu Fuß gekommen, sind große Prozessionen... Jetzt hat alles aufgehört, das war doch einer Zeit verboten, hat die Polizei vor Radna gestanden und alles zurückgejagt ... in 1943/44. Die Leute konnten nur so auf Schleichwegen oder mit dem Zug kommen. Die Prozessionen konnten nicht kommen, haben sie*

aufgehalten, zurückgejagt, vor Lippa schon. Später hat sich das wieder gelegt, dann sind sie wieder gekommen, und jetzt kommen sie wieder. – In Prozession wird getragen mit Kreuz, Fahnen, Priester mit Ministranten gekommen. Vor dem Priester sind die Jungen gegangen, zuerst die Mädels, dann die Buben, die Männer sind vor dem Priester gegangen, die Frauen nach. Bilder haben sie nicht, nur Kreuze. Bilder sind die Orthodoxen, Gewohnheit Bilder zu tragen, nur das Kreuz, einen schönen Kranz rund das Kreuz gemacht, Blumen und das hat ein Ministrant getragen und zwei Mädels hilft... Es war schön, die Wallfahrt, jetzt wird wieder alles angefangen, so langsam.“

„Verba volant – scripta manent“. Von der Verschleppung und Arbeit im Gefängnis in Russland

Lebhaft und detailliert erzählt der Informant von den Jahren in Russland. Josef Harnisch war in Nitschichantsk (?) zwischen Moskau und Borosch, 50 Kilometer westlich von Moskau. Aus Hermannstadt (Sibiu) hat man ihm geholt, aber nicht andere Priester. Der Informant sollte auch nicht gehen, aber die Leute, die ebenfalls verschleppt werden sollten, haben ihn gebeten, sie nicht zu verlassen, und er ist mitgegangen. Fünf Jahre war er Priester im Gefängnislager. Die Russen hatten nichts dagegen einzuwenden. *„Ja! Die Religion ist frei – Propaganda!“* Er hat die Gottesdienste dort gehalten, auch an den Feiertagen. Im Lager waren 1500 Deutsche, aus Rumänien, Sudetenland und aus Norddeutschland. Die Leute aus Radna waren ihm alle bekannt.

Er hat neulich, vor drei Jahren, ein Besuch von der damalige Leitung dort. Der Chef im Lager, die Polizei, ein Vertreter der Grubenleiter, die Pförtnerin haben ihn hier besucht, drei Tage, in Blumenthal. Er hat sie gut bewirtet, *„ganz froh sind“*. – Waren es schwere Zeiten dort im Lager? – *„Kann nicht sagen, allzu schwer, aber doch nicht leicht. Die ersten Jahre Leute meist aus Ungarn... viele sind erfroren, große Kälte, 46–56 Grad, vier Tage, erfroren.“* Ihm selbst sind beide Füße in Russland erfroren. Die ersten drei Jahre hat er keine Erlaubnis gehabt, die Toten zu beerdigen, dann ist ein jüdischer Kommandant gekommen, er hat das alles angeordnet. *„Jeden ein Sarg, weil sie christliche Leute sind, jeden ein Kreuz, mit Geburts- und Sterbedatum, und weil der Pfarrer im Lager ist, so waren sie begraben.“* Des Weiteren spricht er von den Beerdigungen und von den Schwierigkeiten, die Toten zu identifizieren.

Hatten Sie auch die Namen aufgeschrieben? – *„Konnte man nicht, durfte man nicht! (ernst) – Verba volant, scripta manent! Zum Geheimen etwas doch: Man weiß nicht, was kommt. Nichts gegeben, nichts unterschrieben! Es waren schwere Zeiten, aber später, wenn man denkt, doch schöne Zeiten. – Wenigstens zweitausend sind durch mich, nach Haus‘ gekommen.“* – Schöne Lieder haben die Gefangenen mit ihm auf dem Hof gesungen. *„Und das ganze Lager war auch von den Russen zu hören. Unter uns konnten wir singen. Sie haben nicht verstanden, was wir gesungen haben... Die Russen haben nicht verstanden, was*

gesungen war, die Russen marschieren mit (lacht), die Russen singen überhaupt gern, hast gern die Musik und Gesang.“ – War er vorher mit der russischen Sprache vertraut? – „Kein, aber hat ein Alphabet und ein russisches Buch gefunden, Russisch-Deutsche Sprachlehre, irgendwo versteckt, staubig, in einem Kasten gefunden.“ Er hat das Buch gereinigt und mit seiner Hilfe russisch gelernt.

Im Lager musste er auch arbeiten; den Dienst als Pfarrer bekam er nicht bezahlt. Reichliche Portionen in Lager ... Essen haben sie bekommen, 800 Rubel Lohn in der Grube (?).

Im Oktober 1949 sind alle zurückgekommen; das ganze Lager wurde aufgelöst und alle nach Hause geschickt. – Sind viele gestorben? – *„Ich habe, wenn ich Erlaubnis bekam, 600 begraben, die andere weiß ich nicht, wie das vorher war... 600 habe ich so im Geheimen notiert, 600 Personen habe ich begraben, wo ich dabei sein durfte. Die ersten drei konnte ich nicht durch... (waren unbekannt).“ – Namen für die anderen hat er alle gewusst und notiert. – „Die meisten Siebenbürger Sachsen mehr, später sind auch aus Ungarn, Banat gekommen ... aus Banat 150 Schwaben. Die waren katholisch, die Sachsen waren evangelisch. Es war auch ein evangelischer Pfarrer mit uns aus seiner Gemeinde, mit seinen Leuten, das haben sie nie erlaubt, die Behörden das nicht erlaubt, die Russen. ‚Ist kein geweihter Priest!‘, haben sie gesagt, ‚hat keine Weihe‘, haben sie gesagt, die Russen“.* – Er erzählt, dass er einmal auch Stellvertreter bei der Andacht war. Für den evangelischen Pfarrer war es Risiko, nach Sibirien zu kommen. Seine Pfarrei war eine Filiale bei der evangelischen.

„Ich nehme es nicht so ernst, kann nicht ernst, mag nichts“, so reflektiert er über das Leiden in Russland. „Wenn man im Leben nachdenkt, geht man zugrunde, wird Bettler“. Pater Placidus hat diese Lebensphilosophie praktiziert. Er ist auch nicht an Medikamente gewöhnt. *„Nur ein Schnaps, ein Schluck, vor Frühstück, manchmal auch inzwischen. Viele sind in Russland heruntergegangen, gestorben, nicht aus Hunger, aber wenn sie immer an Haus und Heimat gedenkt haben, viele waren gestorben im Lager schnell.“* Er erzählt noch von dem Gottesdienst in einem großen Saal im Lager; er hatte predigt, es war Gesang, ein paar Lieder und Gebet. Von einem Neuen Testament das er gefunden, hat er frei geredet.

Nach der Rückkehr war der Informant zuerst in Hermannstadt, aber es wurde aufgelöst. Viele Jahre war er auch zu Hause. Dann hat er Mission betrieben, wie es früher genannt wurde. Angezeigt hat ihn niemand, die Leute waren erfreut, und zehn Jahre hat er in der Mission gearbeitet. Ins Dorf Blumenthal kam er, nachdem der vorige Pfarrer gestorben und ein anderer ausgewandert war. Von 1949 bis 1956 war Pater Josef dann Pfarrer in Blumenthal.

Zur Zeit dieses Interviews waren die Blumenthaler aus Deutschland auf Besuch gekommen und haben ihn begrüßt. Es war *„Zimmer voll! Ich war doch mehr*

volkstümlich zu Hause auch, meine Mutter war Näherin, und ich habe immer die Kleider ausgetragen, für die Kundschaft, als Kind schon...“.

Dialekte im Banat: „Die Schwaben verstehen sich überall“

In Ungarn gab es Schwaben in den Batschka, an der serbischen Grenze. Aus diesen Gegenden hat Pater Placidus auch Kollegen gehabt, die mit in Russland waren. Die konnten kaum Deutsch, nur Ungarisch und Schwäbisch, sie haben ein altes Deutsch gelernt.

Gab es früher verschiedene Dialekte in den Dörfern? – *„Auch jetzt sind noch, zum Beispiel: die Saderlacher verstehen sie nicht, wenn sie unter sich reden, versteht niemand in Rumänien. Sie hat ein Schwarzwaldler Dialekt, von der schweizerischen Grenze, ist mehr schwizerdütsch, ihr Deutsches. Ich war zwei Jahre in Saderlach Pfarrer. Im Anfang habe ich mich auch gequält, nicht verstanden. Dann haben (sie) ein Kind abgegeben, die anderen nicht kennen (können), von ihm habe ich das Saderlich gelernt, ein Kind (lacht). Bis zu fünf, sechs Jahren, die haben gehört von der Mutter, und von ihm habe ich dann ihren Dialekt gelernt. Wenn jemand gefahren mit Zug, von Arad nach Saderlach und waren noch Saderlacher unter sich (sprechen), gequält, in ihre Sprache ... , Von wo können Sie saderlacherisch?‘ – ‚Von euch!‘ (lacht). Ich habe sehr gerne Saderlacher, mir hat das sehr gut gefallen, war noch sehr gemütliche Leute, gesellschaftlich.“* – Typisch? – *„Das Schwizerdütsche, sind alle von der Schweizer Gegend gekommen, ... die ersten, die Urahn, an der schweizerdütschen Grenze, von Burzenwald (Brasov, Kronstadt), aus stammen sie aus, das war die Urheimat, das Burzenwald...an der Schweiz, und so mehr schwizerdütsche Dialekt mitgebracht, alt noch, bewahrt bis heute noch. Ich war schon gewöhnt damit, aber andere verstehen nicht.“* – Eine Sprachprobe als Beispiel in Saderlacher: „ „

„,Macht Garten zu, die Sau geht heraus!‘ – Noch ein Beispiel: ‚Eine Frau anruft das Kind zu.‘ Ich habe sehr gern Dialekten; ich habe mich viel mit verschiedenen Dialekten beschäftigt. Ich verstehe die Sachsen alle, wenn auch nicht reden kann, so verstehe ich doch.‘ – Dialekte auch in Siebenbürgen? – „Ja, jede Gemeinde. In Mediasch war jeden Samstag Markt, aus alle Gemeinden. Unter sich haben die Sachsen alle Rumänisch gesprochen, alle andere verstanden, sie haben alle Rumänisch gesprochen, nur aus selbe Gemeinde, die anderen nicht. Verschiedene Dialekten sind in sächsischen.“ – Und hier? – „Die Schwaben verstehen sich überall, hier und da ein Wort anders, aber im allgemeinen ist dasselbe Dialekt. Nur Neuarad ist anders, ist mehr städtisch, nahe zur Stadt, unter schwob gesagt ‚herrische‘, ‚das sind die herrische‘ (lacht).“ – Deutsche in Arad? – „Wenig, spät sind dann eingezogen, in den Fabriken, im allen war in Arad nichts Deutsch in der Kirche. Alles Ungarisch. Einmal im Monat war Deutsch. Habe ich eine Predigt angehört, ein Ungar hat gepredigt der Deutsch konnte. Ich habe ihm gesagt: ‚Wenn sie

alterlich Deutsch spreche, lernen sie einmal deutsch‘ (lacht)! Ich habe im Ungarisch gesagt. – Er: ‚Ich kann doch...‘ (die Sprache im Bank) – Der Ungar, zum Beispiel, das –k- kann er nicht aussprechen, nicht... Der Schwob hat mehr das weiche. – Die Saderlacher Dialekt war echta Schwarzwalder.“ – Aber die Guttenbrunner? – „Die Guttenbrunner haben eine eigene Sprache, die versteht man nicht – das sind die Alemannen, sagen sie, die sind alle schwob, sagen sie. Die Alemannen sind in Guttenbrunn. – Adam Müller-Guttenbrunn hat das Dorf beschrieben, in zwei Bände.“ – Reschitza, Busiasch, Lugosch? – „Andere Dialekten, mehr gemischt mit Ungarisch und Rumänisch, durch die Fabriken.“ – Der Informant hat drei Tage in Reschitza verbracht, „ aber auf Deutsch natürlich, und sie verstehen, können alle Deutsch. Unter sich wird sie Reschitzer (eine eigene Dialekt).“ – Die Kroaten? – „Die kamen zu unserer Kirche (Radna), haben eigene Priester mit, ständig an Wallfahrt, die Kroaten. Hier und da einige sprechen Rumänisch, nicht Deutsch, unter sich nur Kroatisch. Russisch verstehen sie, ich kann nicht (Kroatisch). Wenn sie zum Beichten kommen, ist alles in Kroatisch. Ich verstehe sie, wenn man Russisch versteht, aber sagt in Rumänisch.“

„Es ist sehr gut, wenn man mehr Sprachen kann; wenn nicht, ist nicht gut. Ja, die Jugend hat eine große Rolle gespielt, (man wurde) stark ausgerüstet.“

(Tonband 12, 13, 1998. Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen).

4. Die Mutter Gottes hat geholfen

Kommunismus, Unglück, Wunder – Das unmenschliche Leiden im Lager in der Ukraina .- Ende der Verschleppung – Schöne Erlebnisse in der Kindheit –Der Sprachgebrauch – Alltags- und Festleben – Das Marienfest am 15 August. Verkauf an die Pilger – Schwaben und Deutschländer – Soziale Unterschiede – Die geliebten Eltern – Die Heimkehr aus der Verschleppung

Viele unserer Informanten könnte man als Persönlichkeiten charakterisieren, in der Hinsicht, dass sie ihr Schicksal in der Gesprächssituation nicht nur repetieren, sondern auch reflektieren und ihre persönlichen Erfahrungen in einen breiteren Kontext des Vergangenen und der Zukunft einordnen können. Pater Placidus im vorigen Abschnitt ist ein Beispiel hierfür.

Unter den großen Persönlichkeiten kann man Frau *Margaretha Németh* hervorheben. Sie ist 1920 in Radna geboren (Mädchenname Schatek) und lebte bei unserer Arbeit 1997 noch in ihrem Elternhaus, mit ihrem rumänischen Mann. Das Haus liegt in unmittelbarer Nähe der Krypta, unter der hohen Treppe, die zur großen, berühmten Basilika Maria Radna führt. Frau Németh beobachtet täglich das Leben vor dem Klostergebäude. Sie reflektiert, assoziiert und vergleicht „früher“ und „heute“. Seit vielen Jahren betreibt sie am Aufgang

zur Basilika-Treppe einen kleinen Kiosk mit Devotionalien, die sie den Pilgern in der Sommerzeit täglich verkauft: Marienbilder, Kerzen, Rosenkränze etc. die sie in Ungarn kauft. Sie spricht ein mundartliches Deutsch, typische Züge sind Delabialisierung: y, u > i, ö > e, a > o. Auch Diphthongierung und synkopierte Verbformen in Perfektum: g(e)hapt, oder zu Beginn Substantiven: G(e)schwister, sind charakteristisch. Die bestimmten Artikel werden in der Rede nicht konsequent gebraucht. – Beim Interview war der finnische Forscher Pasi Hannonen anwesend, der mit der Informantin ungarisch sprach. – Das Interview wurde draußen auf dem Hof geführt. Frau Németh passt währenddessen auf ihren Hund auf, den sie kommandiert.

Das Erzählmuster wird von Frau Németh selbst von Anfang an chronologisch aber persönlich aufgebaut, teilweise dramatisch, fast poetisch, mit Metaphern gestaltet, mit eigenen Ausdrücken und Redensarten, zwischendurch auch als Dialoge zwischen den erwähnten Akteuren. Der feinfühlig Leser vermag vielleicht in diesem Text ihre Stimme zu hören. Der Forscher nennt ein Thema, und die Informantin assoziiert und entwickelt es. Sie ist mit der Interviewmethode einverstanden. Wir haben sie zuvor mehrmals bei ihrem Verkaufsstand, „Bode“, gesprochen und uns zum Interview verabredet. - Sie redet ohne Unterbrechung und formt die Lebensgeschichte. Nur zwischendurch stellt der Forscher Fragen, die bei der Informantin Erinnerungen an Menschen und Ereignisse erwecken.

Kommunismus, Unglück, Wunder

„Ich bin geboren eintausendneunhundertzwanzig, und hier in Radna. Mutter ist von Orczydorf von Banat, aber ist hier gesiedelt, Vater ist von Blumenthal, auch von Banat. Er war Friseur, mein Vater. Ich, wir waren vier G(e)schwistern, alle drei seint gestorben, Ich bin allein, die letzte geblieben. Wir haben ein Rasiergeschäft g(e)habt. Dort hat man gelebt, sehr schön, ruhig, haben es niemand nix gemacht. Bis Kommunismus gekommen ist, dann hat es angefangen, dann war nicht gut. – Das, dann war nicht gut. Dann haben sie weggenommen Häuser. Ich habe g(e)habt – das Haus, – weggenommen! Ich habe nur ein Papier bekommen, – ich habe kein Haus mehr. Dann bin ich '44 nach Russland weggeschleppt geworden, in Waggon, hineingeschmissen (geschmeisst) sowie die Tieren, von Bett heraus, Schlafzimmer... Gehen wir weiter. Waren 17 Personen von Radna, alle 17 lebendige, sein mer zurückgekommen. Es ist eine Wunder, es kein niemand sein, kein Dorf, überall fehlen, sein gestorben, aber von Radna – nicht, siebzehe, alles sein zurückgekommen, no jetzt sein sie schon bestimmt gestorben, aber doch. – Dann, ich war fünf Jahre in Russland, mein Mann hat sie weg nach Deutschland, für Arbeiten in Fabrik. Er war dort, ich in Russland. Zwei Jahr war ich verheiratet.“ – Der Mann? – „Er war ein Kroat, auch da (in Radna) geboren. Und er war auch Rasierer, wir haben uns sehr gut verstanden. Noch

ein Jahr, haben wir ein Kind bekommen, aber ein Hund hat mich gebissen, von hinten. Ich bin verschrocken; nach sieben, acht Monat habe ich das Kind auf der Welt gebracht, aber es hat nicht gekleppt (geklappt), ist gestorben. Sieben Monat bleibt, achte nicht – so haben sie mir erklärt (mit trauriger Stimme). Dann bin ich zu Hause gekommen, haben wir uns getroffen. Er ist kommen, Ich bin kommen, Er von Deutschland, Ich von Russland – 1945, pardon, 1949, Oktober am 14.“

Das unmenschliche Leiden im Lager in der Ukraine

„Ich habe sehr viel ausg(e)halten, fünf Jahr; ich war 25 Kilo. Ich war voll mit Leis (Läuse). Ich war zwischen Tode, in Kammer (für Toten) schon, und dann haben sie die Decke heruntergezogen. Ich war in der Mitte, dann hat die Doktorin gesagt, die russische: ‚Die lebt.‘ – Ich habe Hunger g(e)habt; ich kann mich nicht einmal – habe nicht kennen (können) vorstellen, wie ich ausschau; ich habe kein Spiegel g(e)habt. Und die Eltern haben niemals kein Schrift bekommen, nix, nix.“ – Wo? – „Ich war in Krivailog (Krivoi rog, Kryvyj Rih), in Ukraina. 1500 Kilometer von Arad. Voll mit Leis, Essen – sehr wenig, sehr wenig.“ – Arbeiten? – „Jaa, schwer. Dort waren, die Russen waren nicht mit uns so schlecht, mit uns in Lager. Wie unser Leiter, der war hoch, er war ein Kommandant, habe die Stöcken gehabt von Eisen. Eine Dame ist fortgegangen, ich habe Brigade bekommen mit zwölf Frauen, und eine ist gegangen zum Vater in andere Lager und ist abends nicht zurückgekommen. Dann haben sie mich hergeholt, so verschlagen mit Eis(en), eiserne lange so ..., dass Mund und alles Blut herausgekommen ist, die Decke herunter, die Füße ausschmissen, so haben mir holen im Zimmer. Ich kann Euch sagen, ich wünscht (wünscht) so was nicht mehr. – Furchtbar, es soll auf kein Nation kommen mitmachen, – nicht einmal, was mir nicht macht dort, 25 bis 30 Personen täglich gestorben. Es war schrecklich, ausgezogen Nacht, am Wagen ausschmissen, immer weiter.

Dann haben sie Totentrugel (Särge, Bahren) gemacht, aber so nur Brett, nicht Kobbelt (Koffer) oder was, nichts, nichts ... nur so. Dann haben sie ausgeführt (-geführt), und dann waren die, was sie ausgeführt haben von unseren Leit (Leute) von Hunger, haben sie die Tode ausgeschnitten, Fleisch, Stick (Stück) und haben es wieder zurückgebracht und haben es uns verkauft. Mit Stick Brot. Und dann ist der Typhus gekommen, die Krankheit, und dann sein die Leute nur so gestorben. Und haben nicht gewusst, von wo. Dann war Arzt und er ist dann darauf gekommen, dass es ist von dort, dass die die Tode schneiden und bringen Fleisch rein, und so haben sie dann alles, was gekocht ist, wo Erdboden, Paar Steine, Konservendosen – dort haben gekocht, haben sie alles weggeschmissen. Und da haben mir nicht mehr verkauft. Und so ist der Typhus dann bis gestillt, sein nicht mehr so viel gestorben, schrecklich!“ – Wie viele Leute waren dort im Lager? – „Wo ich war? Dort waren 1500, von verschiedene Plätze, von Banat und von da, überall herum, aber es war graus(e)lich, sehr grauslich. Ich war in

der Küche zwei Jahr, und habe ich gekocht. Weil ich habe erfahren – russische Köchin, mir haben Morgen missen gehen kochen, müssen Kartoffeln schälen und so weiter... Nach der Arbeit kommen sein, nach acht einen Stund, dann haben so die Frauen 'sammengeholt und dort Kartoffeln schälen, Wasser bringen, warfen die Kartoffel. Und dann habe ich gesehen, diese russische Kechin, dass die waren fünf so Kesseln, wo sie gekocht haben, und sie tut immer die Konserve dort wo die Aschen ist – dort hat immer herausg(e)holt, und in der Nacht habe ich geschaut: Was macht die was, arbeitet doch! Und dann habe ich gesehen, die herausholt, des war unser Portion. Des hat sie gestohlen, weil sie hat auch Schwierigkeit habt, weil die Russen haben auch nicht mehr viel gehabt. Schwer war, sie hat kleine Kinder gehabt, und der Mann ist gestorben. Aber doch – von unser Menschen haben sie des gestohlen! Und ich habe's gemeldet, beim Offizier, er soll kommen und anschauen. ‚Ist es wahr, dass es das ist?‘ – ‚Jaa, bestimmt! – ‚Weißt du des?‘ – ‚Ja.‘ Dann habe ich so Eisenrohr geholt und alle herausgezogen. Alles voll mit Konserven. Dann sagte sie: ‚Weißt du, Vera, was?‘ – sie heißt Vera – ‚Du gehst nach Sibirien.‘ Dann haben mir geschaut, und nie mehr. Sie haben sie fort. – Dann hat sie gesagt. ‚Jetzt wirst du Kechin, aber wenn du stehlst, du wirst auch hinkommen‘. Aber ich habe nicht gestohlen. Für wen, für wen ...?! Ich habe immer die Kessel aus in der Nacht, wenn die Nachtschicht gekommen ist, Ich macht kein Portion. Es holst, was ist. Heute kommen noch von Deutschland zu der Tür [Bekannte aus dem Lager], was mich noch kennen. – Nein, das ist nicht schön, des war nicht schön, nicht von ihnen Seiten und keine. Des ist furchtbar, was dort war, des ist nicht menschlich, nicht immer mit dem Tiere macht man so was.“

Ende der Verschleppung

„Ich habe Wäsche geputzt, Lettel (Belag) gehabt und im Kolchos, Sowchose, über jeden Tag anders muss ich gebraten, das, war mir eingeteilt, acht Stunde. Noch drei Jahr, mit drei Jahr haben sie immer uns mit Gewehr geführt, in der Reihe, so wie Soldaten. Aber wir haben nicht davon allein herausgehen, drei Jahr, dann war man schon frei, haben schon können gehen. Ich bin gegangen Betteln zu die Russen. Arbeit noch acht Stund, dann haben sie immer uns (gesagt): ‚Komm zu mir, komm zu mir, rein machen... noch ich kam, ich habe Essen bekommen...Ich war froh [am Abend frei zu arbeiten]. Ja, nach drei Jahr, bisher war man nicht frei, nach drei Jahr war man so freier. Sie haben immer gemeint, mir laufen fort von Lager, und dann haben sie und so gehalten so fest, aber wer ist fort von dort – wohin? Zwei Jahre war ich in der Küche, und noch drei Jahre habe ich dort gearbeitet überall. Ein ‚Matschalnik‘ (Wachmannschaft), der hoch, der sie bei Lager war, denn habe ich in die zwei Jahre habe ich einmal rein gemacht, weil Ende Kümmer hinein, zum Kuh, und dann gehen mir in der Zimmer bei sie. Er war heraus, dann haben mir gesagt: Sie soll rein machen bei ihn, habe ich alles, Weisen und Schälen (Vasen), alles

rein gemacht, und dann habe ich dürfen frei gehen (lacht). So, so war das Leben!“

Die Erzählung kehrt wieder ins Lager zurück: „Ich könne (zur) Ende kommen, aber ich war sehr krank, damals wiegt 25 Kilo. Und dann ist ein Kommission gekommen, und dann habe ich gesagt: ‚Ich werde zeigen unser Portion Essen, was mir bekommen in Lager, im Krankenzimmer, und denn kann man nicht besser werden.‘ Das war so kleine Schachtel, Konserveschachtel. Dort war Reis gekocht und so kleine Letteln (Belag) von Fischkonserve darauf. Und ich habe gesagt: ‚Ich esse es nicht, bis die Kommission ist gekommen, und werde zeigen ob man von denn kann leben.‘ Und habe gezeigt. Und die sein gefört, und dann hat er gesagt, der Lagerkommandant: ‚Du wirst die letzte sein, was aus geht von Lager.‘ – Wie eine Rache? – Ja, es war auch so. Weil ich habe die Kürze gemacht. Andere haben ab die Liste krank, was schwach war und krank, zu Erholung seien sie gegangen, in Deutschland. Aber mir haben sie nicht gelassen, weil ich des (ge)macht hat. Zum Ende war es ein wenig besser. Nicht viel Leuse haben mir gehabt; ich habe auch Krebs gehabt, da die Beine war so auf, wenn sie mir geben Essen, habe ich gegessen, weil ich nicht beim Sonnen kein Medikamente...Die Sonnen soll heilen, war es keine Medikamente, nicht kaum Wasser.“

Zurück am 14. Oktober 1949. – „Wieder mit Zug, haben mir so einwaggoniert, in Viehwaggon hinein, haben wieder zurück sein gekommen, uns zurückgebracht. – Die Leute von Radna waren in verschiedene Plätze, von ganz Banat waren erste Mai, dann waren verschiedene Lager, wo sie waren, die Leute. War nicht mehr so schwer. Bei uns war das Fehler, wir waren mehr kranke wie gesunde. Und die gesunde haben nicht können so wie mehr verdienen, dass sie uns erhalten können; es war schwer. Manche Plätze waren in Grube, in Kohlgrube, die haben mehr verdient, die haben auch Lohn bekommen, mir haben kein Lohn bekommen. Und die haben sich können so besser erhalten wie mir. – Nein wir haben nicht können zu existieren, es war keine Möglichkeit, wenn viele kranke waren und wenig gesunde. Es war schrecklich.“ – Alles nur wegen der deutschen Muttersprache? – „Nur für des, jaa, dass mir Deutsche waren! Wenn der Zug gefahren ist, wie man sagt, dann wieder Zug fürtfahren ist, wenn sie Kunden haben. Jemand in der Station (Kontrolle), dass er steht und schaut, und fehlt hat jemand von Waggon. – Aufkommen! Einschmissen in Waggon! – Jaa, es war, ich sagt, es soll nicht immer des.“ – War sie als einzige aus Radna im Lager? – „Nein, mir waren 17 von Radna, ... Frauen und Männer, und es war sehr schwer. – Ich war damat 23, die andere auch so, 25 Jahr, 26 Jahr. – Nur junge, nur junge. Sie haben gesagt, die Russen: ‚Bis nicht darauf von (K)raucht, bei der Fabrik, bis dann geht ihr nicht heim!‘ Und es war auch so, weil alles war bombardiert, alles, kein Fenster zu schauen, nichts war, nix, nix, nix, nix! – [Von den Deutschen zerstört.] – Mir leiden, mir wollen – was haben mir an des angetan? Gar nichts! Mir waren nicht am Tisch mit. Mein Mutter deutsch war, Vater deutsch, darum müssen mir leiden. Des war große Dummheit, sehr große Dummheit.“

Schöne Erlebnisse in der Kindheit

„Ich war ein schlimmes Kind (lacht), weil ich war einzige und verquert, ich hab können machen, was ich wolle, weil ich war allein. Dann, mein Onkel hat ein Pferd gehabt und ein Wagen, und hat Sodawasser gemacht. Und g(e)firth zu den Restaurants, früher. Und des Pferd war blind, und er hat so guss, gut gewusst): Wenn jemand aufsteigt, dann er geht an. Der Kutscher war nicht dort, ich als Kind bin auf, und er ist quam gleich, und dann bin ich so in ein großen Loch gebrauch, dann in Wagen und der Fuß bald gebrochen, da ist doch der Fener alles aufschneiden, und dann habe ich nicht wollen es auskommen, weil meint, ich bekomme noch schlecht. Mein Onkel haben mir nicht zum Doktor geholt, haben sich gequält, und ich war sehr schlimm, alles hat ich machen (lacht), drei Geschwister gestorben sein.

Und ich war in der ungarische Schule, dann war eine ungarische Schule in Radna. Und ich war, dort haben mir Ungarisch gelernt, Rumänisch – und war kein Hass, dass du ein Ungar bist oder was damals, das hat man nicht gewusst, wie jetzt. Jetzt weiß man, aber spielt man, aber nicht so schwer. Die Rumänen sein nicht so, sein ein wenig hassig, aber nicht so wie die Kommunisten.“ – Alle zusammen? – „Ja, alles war zusammen, mir haben ungarisch gesprochen, deutsch, getanzt und so weiter, haben nicht Unterschied gemacht, wie jetzt. War kein Unterschied.“

Die Informantin assoziiert spontan mit den Festen und Bräuchen in Lippa, obwohl sie diese nur als Kind mit einigem Abstand erlebt hat:

„Und war schöne Festtag in Lippa. Sehr schön, und haben mir gesagt. Und zum Kredel (kleines Rädle?), zum Festtag, dann war so ein Rad, ein Wagen, und dort haben sie angezogen,--- und die Kredel, so schwäbisch, und war ein Rad und die Musik spielt und so und um die Abend haben sie (das Paar) geprädelt (gepraht), beide getanzt in Lippa. Da waren viele Leute, und dann haben sie geschmielt (geschmitzt), die Leute mit den Roos von oben, haben sie in der Tute gehabt und der auf Kraut hat, Puff! Und Feder haben sie gesmissen, am Fasching. Mit schwarz. Ja, des war sehr interessant, damals. – Jetzt ist nix mehr, von den nix mehr. – Und dann abends, wie die Kirwei war, haben sie so ein Schofbock geschlachtet, aber des war felizitiert. Er war voll mit Bandeln, der Schofbock, und mehr geben, andere hat mehr gegeben... Und dann haben sie geschlachtet und dann haben Paprikas gemacht, und abends dort gegessen und getanzt bis in der Früh, und Bier getrunken. War sehr schön!“ – Alle zusammen? – „Alle beide, dort war kein ...! – Ja, alles, alles. Und die Pferde, wie sie aufkommen sein, da haben sie zum Kredel waren die Buben angezogen als Mädle, mit schöne Recke (Röcke), so schön. Und dann mit Hut und mit Bandeln, so schön. Und der Blechmusik gespielt. Es war sehr schön, es war sehr interessant für uns Kinder. Mir sein alle durchgegangen von der Schule, sehen (lacht). Es war schön!“

Der Sprachgebrauch – Alltags- und Festleben

„*Mein Mann ist, – der zweite Mann, der ist Ungar, von Petschka.*“ – Welche Sprachen hat sie mit ihren Eltern gesprochen, als sie Kind war? – „*Auch ungarisch, wenn ich war in der ungarischen Schule. Die Großmutter, – wenn man sein gegangen zum Hause in Blumenthal oder Orczydorf, zu der Kirweih, ich habe nixts könne sprechen! Dann die Eltern haben gesagt, die Grosseletern: „Sollst nie mehr kommen, wenn der Kind nicht Deutsch kann! Mir können doch nicht reden mit ihrer! Was wollst, das Kind soll Deutsch sprechen kennen! Und dann haben sie mir hineingetan zur Nonnen (Schule), Stunde haben ich bekommen, und so habe ich gelernt.*“ – Die erste Sprache war Ungarisch? – „*Ja, ja, weil in der Schule habe ich nur Ungarisch könne reden.*“ – Die Großmutter war deutsch! – „*Besteht! (Bestimmt) Alles war deutsch. Orczydorf Mutter geboren und Vater Blumenthal, Fibisch gegen Temeswar. Orczydorf, Vinga.*“ – Deutsche Dörfer? – „*Jaa, jaa, sehr reiche Leute waren dort. Sehr reiche. Voll mit Feld, waren viele, viele. Bäuer, reiche, reiche Bäuer. Ist nixt mehr, nixts. Des ist sehr traurig. Heute morgen wird nicht immer mehr Deutsche sein. Alles Welt (fällt) herum.*“ – Deutsche in Radna? – „*Waren viele, ja, ja.*“

Die Informantin erzählt wieder spontan von der Wallfahrt, die nach wie vor für sie als Verkäuferin von Devotionalien an die Pilger aktuell ist.

„*Wallfahren sein kommen. Mit Musik. Die Maria war angezogen. Die Mädeln waren weiß, schön angezogen, und die Musik hat gespielt. Und die Maria haben sie am Schilder gebracht so, schön, wunderschön. – Jetzt ist nixt mehr, nichts mehr (traurig). – Tracht, schon die Tracht, die Bäuerinnen weg, nichts mehr. Die Vingaer haben schöne Tracht, sehr schöne Tracht. – Vielleicht können Sie noch dableiben? (Mariä Himmelfahrt) Wie lange bleiben Sie da (Frage an den Forscher)?“ – Eine Woche. – „Dann Freitag ist große Feiertag, und dann kommst her, dann kommen Vinganer. Ja, ja zu der Kirche, und dann vielleicht seien was sie ansiedeln, ihre Tracht. Das ist sehr schön. Aus Vinga, ja, ja. Voriges Jahr war auch eine bei mir. Angezogen so schön, alle Leute haben sie abfotografiert so. Das ist sehr schöne Tracht, alte Tracht so. Voll mit Blitzer, und alles Schürzen und so, schön, schön. Und die deutsche Tracht war auch sehr schön. Neuarader Tracht war auch schön. Leibel (Gürtel) haben sie gehabt herum, große silberne Knäpp davorn, schön. – Es ist nixt mehr (mit stiller Stimme).*

„*Des ist sehr traurig. Heute morgen wird niemand mehr können Deutsch sprechen. Ungarisch auch sehr wenig. Alles Rumänisch. Es ist Rumänien. Mir sein nicht dagegen, absolut. Aber jetzt ist, was jetzt ist, so ein Atmosphäre, das, des ist nicht gut. Ich sehe es auch nicht gut, ist keine Ruhe. Des ist nicht gut. Warum stören eine den andern? Wenn ich kann vier Sprache finden, macht ja nixt. Du kannst nur eine. Macht auch nichts. Aber nicht immer sekieren eine den anderen, und stören, des ist nicht gut, sage ich.*“

Die Deutschen in Radna? – „*Gemischt waren sie, verschiedene Plätzer. Unser Priester ist von Neuarad, zwei Brüdern oben (die Brüder Harnisch, im Kloster)],*

der ist schon vierzig Jahr da, schon alt. “ – Von der Familiengeschichte, in Vinga? – „*Mein Mutter und Vater, die haben sie getroffen in ein so ein Festtag in Orczydorf, und dann haben sie her gesiedelt. Kommt Heirat, und dann haben sie her gesiedelt. Und sie haben ein kleines Geschäft auch macht. Und so haben sie geleben, Anfang in Aussiedel... Sie haben kein Haus gehabt.* (Die Informantin zeigt ein Buch und erzählt, dass der erste (ihr erster?) Mann in Tracht angezogen war Hochzeit; des Weiteren zeigt sie ein altes Buch von der Kirche und von den Priestern, in Frakturschrift.) „*Mein Vater war Rasierer in Kloster, haben sie so Tonsura, so wie der heilige Antonius, sehr schön. Sie (die Mönche) haben da unten, Samstagnachmittag haben sie immer Teeabend gemacht. Alte Leute sein mir samkommen. Mich haben die Eltern getragen da unten. Tee getrunken, ein wenig Mehlspeis gegessen, und war sehr schön, angenehm. Jetzt ist nixt mehr.*“ – Die Mönche haben es organisiert? – „*Jaa, jaa, es war sehr schön, aber jetzt ist nichts mehr, gar nichts. Die ganze Kultur ist ausgestorben. Es beschäftigt sich niemand mit Junge. Der Priester, was da ist, – ist nicht mit die Jungen, gar nichts. Des ist sehr traurig, weil niemand hat, was er soll gehen. In der Kirche geht man in der Messe schon am Feiertag, aber keine sehr streng...nichts. Des ist nicht gut. Heute Morgen wissen sie nicht, dass sie gelebt haben. Jeder Mensch, meine ich, hat ein Jugend gehabt, wenn er alt ist, können nichts mehr sagen, die jetzige Jungen da, sie haben nichts, des ist nicht gut. Es sind anders sein. – Mir waren in Aussiedeln, mir haben kein Haus, waren arm. Mein Onkel hat sechs Häuser gehabt, Ceausescu hat alles weggeholt, Kommunismus. Und dann habe ich eine alte Frau erhalten mit dem Haus. Gestorben ist, sie hat niemand gehabt, und dann bin ich her da gekommen. Das Haus habe ich zurückbekommen, von Mutterhaus, von der Großmutter. Der Gesetz gekommen, die Zeit ist gekommen, die Häuser, das sie weggeholt haben. Und dann habe ich es zurück und wegverkauft. – In den 50er. – Mir, dass man Rechte bekommen. Mein Mann als Rasierer hat müssen kontraktieren ein Schwein, zum Beispiel abgeben auf dem Dat 22 oder 25 Juli oder. Mir haben der Schwein gekauft am Platz, mit 50 Lei, ein Kilo. Und sie haben uns bezahlt 13 Lei am Kilo, und haben die Kommunisten gegessen. So haben die Kommunisten können existieren. Was sie weggeholt haben, von dem haben sie gelebt. – Die arme Leute! Die Kommunisten haben alles geholt, sie haben nichts gehabt, waren Vagabond und sein alle in Positionen gekommen. Am Ruder, große Posten, gute Lohn. Häuser weggenommen. – Grafen waren dann...in Odosch (serbisch Odzaci, ungarisch Hodschag, Hanfhausen), Kalman (auf Ungarisch spricht sie weiter mit dem Forscher Pasi Hannonen).*

Wie wusste man, mit wem man in welcher Sprache sprechen sollte? – „*In der Schule hat man gewusst, wer ist Ungarn, dieser Deutsche, und so haben gesprochen. Die Rumänen haben auch können Ungarisch, viele – Ungarn, und schön gesprochen ungarisch, uns es hat nichts gemacht.*“ – Wechselte man ganz natürlich? – „*Ja, und haben auch K(h)eirat: Rumäne – ungarische Frau, ungarische Mann – Rumänin. Und war nix, war sehr schön.*“ – Unterschiede in

Sitten und Bräuchen: – „*Jeder hat sein Feiertag: Ungarn immer Ungarn, die Deutsche, – hat nichts gemacht.*“

Weil die Informantin lange in unmittelbarer Nähe des Klosters gelebt hat, erzählt sie überdies spontan, aber fragmentarisch davon, wie die Kommunisten die Notre-Dame-Schwestern und ihre Schule vernichteten. Auch an das Schicksal des Klosters und das Leiden des Paters und der Mönche erinnert sie sich. Diese Geschichte ist jedoch von den Klosterbrüdern detaillierter geschildert.

Das Marienfest am 15. August. Verkauf an die Pilger

Die Informantin hat das große Pilgerfest in Maria-Radna schon in ihrer Kindheit erlebt, und es ergab sich zwangsläufig, dass sie auch die Veränderungen erlebte.

„*Vorher, da seien die Bulgaren gekommen, Kroaten, Deutsche, Rumänen. Alle Nationen. Aber seien zu Fuß gekommen. Jeder hat eine Bitte bekannt, gekriegt von das Haus. Oft nicht gehen zu Fuß, manche sind gehen auf die Kniege, ganz blutig waren die Knie. Dann hat man nicht können gehen, so viele Menschen waren. Sehr viele. Da war Messe die ganze Nacht. Eine nach der andere, Priester heraus, andere hinein, schrecklich viele. Jetzt, ist nichts, nichts! – In Trachten seien sie gekommen. Die Priester haben auch dort Wohnung gegeben für ärmere Leute, dass sie können schlafen dort in der Nacht. Es war sehr schön...“ – Prozessionen? – „*Jaa, eine nach der andere. und in der Nahe abends war mit Kerzen Lichterprozession. Ein Jeder Mensch hat ein Kerzen gehabt, des habe gebrennt, und so sein sie gegangen, gesungen. Jede Dorf separat mit Kreis und Fahnen, dort war ein Prozession von eine Gemeinde, andere Gemeinden wieder Kreis, und alle mit Kerzen. Und gesungen, und viel herumgangen und so wieder zurück in der Kirche. – Bis zum Station (Bahnhof) um, schrecklich viele waren. Anfang ist gängen, und der Ende, und der Anfang ist schon zurückkommen an der Brücke, und haben sie getroffen. So viele Menschen waren. Mir haben nicht können gehen. – Aber jetzt, seit die Zigeunerwelt ist jetzt, haben leider Zigeuner, was stehlen, sehr traurig.*“*

„*Mein Vater hat das gekauft, so ein Bode (Laden, Krambude), den Bode dort. Solche wie waren, 65 da, nicht so wie jetzt (wenige). Schön in der Reihe. Habe ich zurückgebracht, dass andere haben sie alles kaputtgemacht, die Kommunisten. Des habe ich können schützen, solche wie waren 65, diese grüne.*“ – Alle Kaufläden? – „*Mir haben von Tscheckei bekommen Waren: Porzellan, schön, schön, allehand Kreuze, ... Kreuze und Weihewasserkesseln und solche Sachen. Da waren ein Schideg Batschi (Name), der war ein Tscheck, und der hat mit Waggon gebracht, und dann hat uns alle verkauft. Auch, mir haben nicht müssen gleich zahlen, so wenn mir gekauft haben, haben mir gezahlt.*“ – Wovon jetzt? – „*Jetzt ist sehr schwer, jetzt muss mir kaufen, Mark, und dann geht man auf Ungarn, da ist nichts. Auf Ungarn, dort ist Geschäft, wo nur solche religiöse Sachen sein. Und dort sein man bekannt schon, und dann gehen man hin und in Magasin, und dort kriegt man, dort kann man kaufen.*“

Weil, sonst da ist nichts.“ – Die wichtigsten Dinge im Verkauf heute? – *„Die wichtigsten sein heilige Bilder, heilige Antonius in der Tasche, schöne Kreuze, so was. – Die Zigeuner stehlen so viele, sie werden sehen, was da ist: Nur acht geben für die Tasche, acht geben für alles! weil die Zigeuner schnappen. Sie haben da am Haus, schneidt alles ab, sie spielen nicht einmal. Und von der Kirche stehlen sie, in der Kirche drinnen. Ja, ja, ja! Sehr Acht geben! (An der Forscher:) Sie müssen auch Acht geben, schrecklich, schrecklich. Von denen Zigeuner kommen nicht los, ich weiß, nicht warum... das ist sehr schrecklich. Wollen nicht arbeiten. Mir kommen nicht vorwärts, Land kommt nicht vorwärts. Niemand will arbeiten. Stehlen, lügen – damit den kann man nichts machen! Mit den kann man nichts machen. Dann muss man anpassen, dass man etwas schafft. Mir ist sehr alt und mache noch. Warum, aber mir sein so gewohnt (lacht). Nach der Pension noch ein wenig. Wir haben die Schweine, mir haben Enten, mir schlachten von Saus. Mir gehen nicht in Geschäft, sein nicht gewohnt so leben, mir hole ein Seck und gehen in Geschäft kaufen. Mir haben unsere selbes, was mir aufziehen. Des isst man, so war man gekwent (gewohnt).“*

Schwaben und Deutschländer – Soziale Unterschiede

Auf die Frage nach der Auswanderung berichtet die Informantin: *„Sehr viele sind weggefahren. Ich habe drei Nachbarsbuden gehabt, die sein alle fortgangen nach Ungarn, sie haben kein Arbeit, weil sie Ungarn waren, sind in Budapest. – Und die andere Mädeln, die sein Ungarn, die haben alle geheiratet rumänische Buben, sein alle in Bukarest. So haben sie sich alle versiedelt und alle gemischt. Uns kommen Kinder aus, was nichts warden – Ich sagt so, gemischte Eltern, die Kinder werden nichts wissen.“* – Wird die deutsche Kultur aussterben? – *„Ist schon, ist schon!“* – Begann dies im Kommunismus? – *„Ja, und die ungarische (Kultur) auch (ausgestorben). Da ist kein Theater, ungarische Theater, deutsche Theater. Da war, – nicht, ein Chor, singen. Nichts. Ich war auch Chorist, auch gespielt. Nichts. Ich werde Euch bringen Karten, wie ich gespielt hat, mich ausschauen (zeigt Bilder).“*

Schwaben, war das der Name der Deutschen? – *„Ja.“* – Und sie bezeichnen sich selbst auch als Schwaben? – *„Ja, ja (bestimmt). Mir sprechen ja nicht so wie die Deutschländer, mir sprechen schwäbisch, schwabisch, im Banat sprechen wir so. Die Deutscher – die sprechen schon nach der Literatur. Mir nicht, mir sprechen schwabisch. (Auch was sie jetzt spricht).“* – Was ist typisch? – *„Typisch ist in Schwabisch – wenn die Deutschländer kommen, sie möchten noch immer – die, was fort sein – und da immer sprechen so wie in Deutschland – aber – im „Knack, schlackt immer der Schwob, der schobisch.“ (Und im Dialekt:) „Seit Hop Du bist kein Deutschländer, du bist ein Schwob, ein Schwab (lacht). Ich sitzt da (im Bode), wenn sie kommen, ich sage Ihnen gleich. Aah, sie seid nicht Deutschländer. Nein, nein, ich bin ein Banater Schwäb. Ja, ja (lacht).“* – Gibt es viele deutsche Dialekte hier? – *„Ja, ja, von der Dörfer. Jede*

Dorf hat sein andere Dialekt gehabt, und manche haben, zum Beispiel Saderlach, die sprechen immer mit -ach, -ach. So war der Dialekt, und so mir haben uns damit nicht, aber gut verstanden sie, weil sie sprechen ganz anders wie mir. Und die Sachsen, die sprechen wieder anders. In Sibiu (Hermannstadt) in Siebenbürgen, die sprechen wieder anders, aber die sei auch katholisch.“ – In Vinga? – „Mein Großmutter hat Deutsch gesprochen, aber in Orczydorf, Vinga, Blumenthal, dort auch Schwäbisch. In Vinga, die sein bulgarisch, sprechen Bulgarisch. Aber sie waren auch reiche Leute.“ en Sprachgruppen? – „Jetzt schon, ja. Früher nicht. Jeder hat geschaut, ob er nicht hat ein wenig Feld, Haus, und so haben sie sich Heirat etwas, und dann Puckel waren (lacht). Wenn nichts war – Mm! (lacht) Weil es ist nicht mit was anfangen, weil es ist der Anfang ist sehr schwer. Wenn der eine habe nichts, der andere habe nichts. Und die Bauern haben immer geschaut dass der Feld samkommt, immer kauf noch dazu, dass so samkommen.“ – Die Deutschen haben Felder? – „Gehabt, puszta, puszta. Feld, wie es, nicht alles. Sehr traurig. Des kommt nicht mehr zurück.“

(Der Forscher Pasi Hannonen führt das Interview zwischendurch spontan und fließend auf Ungarisch. Später wird es wieder in deutscher Sprache fortgesetzt.)

Die geliebten Eltern – Die Heimkehr aus der Verschleppung

In welchen Sprachen denken Sie? – „Hat – Ich kann nicht sagen, ich denk alle beide. Weil ich versteht das auch und das andere auch, ich beleg's mir auch, wie mein Vater. Ihr sagt das, wie ich Heirat hat, sagt: ‚Ich gibt Dich heute einhundert Lei‘, es war viel Geld. ‚Was machst Du damit?‘ – ‚Aah, gehe kaufen. Und Morgen gibst mir ander hundert?‘ – ‚Nein, Du muss Acht geben, denken. Morgen ist noch ein Tag (lacht)‘. – Und des denkt ich mir immer, was er gesagt hat, und tun so do ich heite auch (lacht). – Vater und Mutter ist gestorben, eine ist 1976 und die Mutter 1986. Ich habe drei Jahre immer, immer ein Tod gehabt, sie waren auch alt, aber Mutter hat nicht viel gelitten. Vater ist in zehn Minuten gestorben. – Lebten, bis ich zurück war (aus der Verschleppung). Vater war in den anderen Haus, wo die Rasiergeschäft war, mein Vater hat rasiert. Die Mutter hat Hauswirtschaft gehabt, haben Schweine gehabt.“ – War sie nicht im Gefängnis? – „Nein, nur mich; ich habe einmal können durchgehen (entkommen) und der Russ hat mir herauslassen. Aber ich habe ihm Zigaretten gegeben, – die soll gehen, und haben mir der Tor aus. Und bin gegangen dort an der Station, und ich habe mich überlegt, was mit meine Eltern machen? Ich bin zurückgegangen und haben geklopft, und ich bin dumm, wenn ich zurückkam, aber ich habe gedacht, mein Eltern, Vater und Mutter habt nur mich, und dann tun sie leiden, lieber gehe ich.“

Die Eltern wussten nicht, wo sie war? – „Nein, kein Brief könne schreiben, und ich auch nicht.“ – Was haben sie gesagt? – (Jetzt folgt eine sehr dramatische Szene.) „Ich bin zurückgekommen am 14. Oktober (1949), und bin kommen mit

den Tramway, was da jetzt nicht geht. Und dort habe ich getroffen eine Frau, was uns Milch gebracht hat, bevor das ich fort war, und die haben mir erkannt. Sagte: ‚Bist Du ausgekommen?‘ – ‚Ja, ja.‘ Sagte: ‚Ja, dein Mutti mit offene Haar geht sie herum und weint, und weint um Dich.‘ Sagte: ‚Ich bin auskommen.‘ Und dann habe ich mich überlegt. Ich gehe nicht brus (brüsk) hinein in Haus. Soll ich die Fälle gewesen, wo sie (die Eltern) die Kinder geschaut haben getroffen und gleich gestorben. Und dann, ich bin nur zu eine Ecke gängen, und habe jemand geschickt – soll kommen. Ist am Bahnhof jemand, was bringt etwas, Brief von mir. Und der Vater ist herauskommen, und ist kommen. Und die Mutter, wie eine Mutter fühlt. Nein, ungarisch, wie sie klopfen ist: ‚Der Kind ist da!‘ Und ist klopfen und klopfen, und ich habe von der Ecke geschaut, immer geschaut, wo sie kommt. Dann könne Ihr vorstellen, was das war. Eine Weinerei, was man nicht vorstellen kann (gerührt). Und ich habe sie gerettet, weil ich habe gedacht, sie brecht sammen, alt. – Aber dann, ich könne gehen nach Deutschland. Nein, ich habe wollen zu Haus, zu meine Eltern! Ich war von Waggon, einsteigen. Nein, ich komme und sehe die Mutter, weil ich war die einzige. Dort waren sie gesitzt bei mein Fuss, und ich soll nur erzählen und erzählen, wie es war. Die ganze Nacht. Und weint, und weint. Ich war froh, dass ins Haus. Aber war nicht lange, ist der Tod kommen, Mutter ist gestorben. Ende ist der Vater, in zehn Minuten ist er gestorben, krambosisch bekommen. Sehr schwer, er war stark, er war 120 Kilo. Stark, er war sehr gut. Meine Mutter war auch stark, dick.“ (zeigt Fotos von Kindheit und von Verwandten, dem Onkel...Eigenschaften...)

„Alle zusammen sein mir aus Radna zurückkommen (von Verschleppung), alle in ein Waggon, so wie die Tieren.“ (Das Gespräch wechselt spontan ins Ungarische. Erinnerungen an den Waggon und den Aufenthalt unter der Rückreise, als sie an den Stationen Essen von anderen Leuten bekommen hat).

Wie konnten Sie alles durchstehen? – „Das ist eine große Frage. Die Mutter Gottes (zeigt aufwärts, in Richtung des Klosters), sonst niemand. Die hat geholfen. Ich fühl mich da gut, ich will nicht besser. Sie haben mir zurückgebracht, und ich darf nicht sie da lassen und fort geht, ich bleibe, bis ich lebe. Nichts weiter.– Die Eltern sind in Friedhof, mein Schwester und Bruder seid in andere Friedhof. So wie sie möchte ich gehen, wann ich fort gehen, ein, zwei Tag, nicht mehr. Wieder zurück. Der Heim ist der Heim.“ – Vielen Dank! – „Sehr, sehr, es war schön (lachend)!“

Die Informantin ist im Jahre 2000 gestorben. – Némét ist das ungarische Wort für Deutsch.

(Tonband 4 1997. 11.8.1997. Interviewer Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen, Zuhörer Pirkko Järvelä)

5. Heimweh und Heimat

Kindheit, Familie, Sprachen in Radna – Ethnizität und Sprache, Unterschiede und Stereotype. Ein Gespräch unter zwei Geschwistern – „Die Minderheit war die Elite“ – Kultur im Aussterben – Individuum und Heimat – „Genealogisch ist man sentimental“ – „Die Wahrheit ist eine Tragödie“.

Auf dem Friedhof in Lippa, den Frau Maria Klein uns gezeigt hatte, haben wir Herrn *Alfred Anton Ferenczi* getroffen. Als er von unseren Forschungen erfuhr, hat er uns gleich zu sich eingeladen. Er wohnt in seinem kleinen Sommerhaus, auf demselben Grundstück, wo seine Schwester *Margareta Anton* sesshaft ist, in beider Geburtshaus. Herr Ferenczi lebt nunmehr in Stuttgart, kommt aber oft zu Besuch in seinen Geburtsort Radna. Er hat auch ein Sommerhaus in Ost-Ungarn, in der Nähe der rumänischen Grenze. Herr Ferenczi ist ein Vertreter der jüngsten Generation unserer Informanten, in dieser Hinsicht mehr „modern“. Er fühlt sich als Verteidiger des Ungarischen, bedauert, dass die Sprache im Verschwinden begriffen ist. Seine zweite Sprache nennt er „verkürzte Deutsch“.

Alfred Anton Ferenczi, geb. 1936, gehört zu den Leuten, die schon am Ende der Ceausescu-Zeit emigrierten. Er leitete in Radna einen Baubetrieb, aber als die Umstände sich zunehmend verschlechterten, war es ihm unmöglich, so weiterzumachen. Er ist jedoch emotional sehr stark an Radna gebunden und war zur Zeit unseres Besuches aktiv als Hilfe bei den Bau- und Restaurierungsprojekten am Kloster beteiligt.

Herr Ferenczi und seine Schwester erzählen sehr spontan; sie beantworten unsere Fragen sehr engagiert. Beide gehörten zu unseren ersten Informanten, und dies hat auch die Themen beeinflusst. Ihre Erzählungen sind von Selbstreflexionen, Rückblicken und Analysen geprägt, besonders in Form der Dichotomie: vor und nach, echt – falsch, hier und dort bzw. anderswo.

Herr Ferenczi erzählt zuerst der Interviewerin Pirkko Järvelä zuerst von seiner Kindheit. Er spricht hochdeutsch, „verkürzte Deutsch“. Weil er seit vielen Jahren in Stuttgart lebt, macht es ihm keine Mühe, Hochdeutsch zu sprechen. Man merkt jedoch, dass er wahrscheinlich im Ungarischen mehr zu Hause ist, besonders im Urlaub in der alten Heimat Radna. Seine Frau ist ungarisch, unter sich, ebenso wie mit dem Bruder und der Schwester, sprechen sie Ungarisch. Alfred Ferenczi lässt z.B. Präpositionen aus und verkürzt die Sätze. Diese Interferenz hat sich jedoch nicht auf das Verständnis der Fakten ausgewirkt.

Kindheit, Familie, Sprachen in Radna

Der Vater war Konditor, der Familienname ist Anton und die Mutter Margarethe war ebenfalls Konditorin in Radna. Zwei Jahre lang war der Informant im deutschen Kindergarten, anfangs bei den Nonnen, in deutscher Sprache, und in der ersten Klasse der deutschen Volksschule, auch mit Deutsch als Unterrichtssprache. „*Radna war ein selbständiges Ort, später zusammengefasst*

mit Lippa, jetzt Ortsteil von Lippa. “ Die deutsche Minderheit war „sporadisch, ab und zu, kein Siedlung“; Leute hatten aus Lippa oder anderen Orten eingehiratet. Es gab also keine deutsche Minderheit wie in Lippa. In Lippa waren mehrere Straßen nur von Deutschen bewohnt. Ab und zu war ein Deutscher in Radna, überwiegend Männer, die sich hier mit Ungarn oder mit Angehörigen anderer Nationalitäten verheiratet hatten. Trotzdem lebten ungefähr zwanzig Familien in nationalen Mischehen; die Kinder haben dann die deutsche Schule besucht und die deutsche Sprache gelernt. Seine Lehrerin lebt noch in Regensburg; sie ist ungefähr 75 Jahre alt. Es war eine deutsche Frau, die später Lehrerin in einen ziemlich kleinen Ort, Neidorf (Neudorf), war. Dann emigrierte sie nach Deutschland. Die Schule in Radna war sehr einfach, in einer Klasse wurden die Schüler von der ersten bis zur siebten Klasse in einem Saal unterrichtet, weil es zu wenig Kinder gab. Die deutsche Schule war im selben Gebäude wie die rumänische, in der Nähe seines Elternhauses. Der Saal für die Deutschen war von der rumänischen Schule zur Verfügung gestellt worden. Von den Kindern, die diese deutsche Schule besucht haben, lebt jetzt etwa die Hälfte in der Bundesrepublik Deutschland, die andere Hälfte ist im Banat geblieben. In der Schule waren ungefähr dreißig Kinder. *„Wir haben in der Pause immer zusammen gespielt mit den rumänischen Kindern. Die Schule war unterstützt von Deutschland, Deutsches Reich. Man hat Hefte, also Schreibwaren, aus Deutschland gekriegt.“* Er hat noch „aus Nostalgie“ seine Fibel (Abc-Buch) bewahrt. In Rumänien erscheint aber alles in rumänischer Sprache.

„1944 kamen die Russen, war die Wende, und man hat die Schule geschlossen. Und dann musste (er) in der rumänischen Schule, wieder Anfang von erste Klasse. – In Radna war ungefähr drei Viertel Rumänen und ein Viertel Ungarn und Deutsche zusammen. Aber Mehrheit war Rumänen. Aber die deutsche Bevölkerung in Radna hatte immer eine enge Beziehung mit den Deutschen in Lippa; es war immer eine Gemeinsamkeit, trotzdem wir waren in anderen Landkreis, Arad, und am anderen Ufer von Marosch war Kreis Temes. Zwei Landkreise, aber nur eine Brücke.“ Er betont noch die gute Beziehung zu den Deutschen in Lippa.

Der Vater hatte als Muttersprache die deutsche Sprache, die Mutter Ungarisch. Vater war im heutigen Semun, Jugoslawien, geboren, einem Ortsteil von Belgrad geboren. Es war jedoch die Grenze zwischen Österreich, Ungarn und Serbien. Nach dem Ersten Weltkrieg hat dieses Gebiet zu Jugoslawien gehört, und seine Großeltern wurden vertrieben. Viele Familien sind damals, um 1920, aus Jugoslawien in das Banat umgesiedelt. Zu Hause sprach man überwiegend Ungarisch. Der Vater war im Krieg.

Hatte man Kenntnis von der Geschichte der Familie und der Bevölkerung? – Seine Großmutter war Sächsin aus Siebenbürgen, und die väterliche Seite stammte aus Österreich. Am Ende des 19. Jahrhunderts begann im Banat die Industrialisierung im Banat; es kamen Fachleute aus Österreich. Sein Urgroßvater wirkte beim Bau der ersten Eisenbahnlinie im Banat mit. Sein

Beruf war „*Meister für Eisenbahn*“, und so siedelte der Urgroßvater hier. Er hatte mehrere Jahre bei der ungarischen Eisenbahn gearbeitet. Seinen Namen musste er von Franz in Ferenczi ändern.

Die Frage danach, wie man wisse, mit wem man welche Sprache sprechen sollte, erscheint dem Informanten fremd und unverständlich: „*Alle möglichen Sprachen wurden gesprochen: Ungarisch, Deutsch, Rumänisch. Ich weiß nicht, wann habe ich Deutsch oder Rumänisch ... Wir haben zusammen gespielt, alle Nationalitäten. Ich erinnere mich an keine Probleme mit Rumänen oder mit anderen als Kind. Ein bisschen Spannung war zwischen Rumänen und Ungarn, weil Rumänien einen Teil von Siebenbürgen hat. Nach dem Diktat von Wien hat es zurückgegeben zu Ungarn, ein Teil, und dann die Rumänen hatten Hass gegen Ungarn, paar Jahre, und dann hat später vergessen alles.*“ – Der Anlass für die Spannungen war der sogenannte Zweite Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940. Damals war Rumänien von den faschistischen Regierungen Deutschlands und Italiens gezwungen worden, Teile Siebenbürgens an Ungarn abzutreten, die Ungarn 1920 im Vertrag von Trianon an Rumänien hatte abgeben müssen. In Rumänien wurde der Wiener Schiedsspruch als Diktat von Wien bezeichnet.

„*Theatergruppe war in Radna, dort war überwiegend Ungarn mit Deutschen, also Kulturkreis. Die Vorstellungen waren auf Ungarisch und Deutsch. Alle sind dreisprachig, fast alle hier, die deutsche Minderheit, mindesten drei Sprachen.*“

Ethnizität und Sprache, Unterschiede und Stereotype. Ein Gespräch unter zwei Geschwistern.

Die Schwester *Margareta Anton* schließt sich als Erzählerin und Kommentatorin der Diskussion an. Sie spricht sehr impulsiv, benutzt spontan ungarische Wörter, wenn sie nicht die passenden deutschen findet. Untereinander sprechen die Geschwister ungarisch. Ab und zu reden die Informanten gleichzeitig, und wenn das Gespräch spontan verläuft, ist es schwer auseinanderzuhalten, doch die Themen werden detailliert diskutiert. – Soweit möglich, werden im Folgenden die Informanten mit Kürzeln angegeben: A.F., M.A. Wo die Aussagen nicht markiert sind, sprechen die Geschwister im Dialog.

A.F.: „*In Radna waren die Ungarn, die Rumänen und die Schokaten (Kroaten), und darüber in Lippa waren die Deutsche, weil dort war Banat, und hier war Siebenbürgen.*“ Die Schwester bestätigt, was der Bruder von den gemischten Ehen in Radna erzählt hat. M.A.: „*Aber die Deutschen haben selten eine andere Nation, jetzt ja, aber vielleicht vor fünfzig Jahre, nein! Weil sie waren zwischen sich. Ist ein Dorf Guttenbrunn, sehr viele Leute haben dort Augenklebel (Augenkleben, Bindehautentzündung?). Das sagt man so: mit erstes Geschwister, mit zweites Geschwister haben geheiratet. Dass sie nicht gemischt werden.*“ – A.F.: „*Also biologisch war irgendwie ein Fehler. Dort sind alle verwandt. Heute sagen die Zabrani, kein Guttenbrunn mehr. Bis die 60er, 70er*

Jahre, jetzt keine mehr, nur alte. Es ist sehr traurig. Mir fehlt die Schwaben!“ – M.A. war in der Schule Notre Dame, und achtzig Prozent waren dort Schwaben. *„Die Nonnen haben die Ungarn nicht gern gehabt, Faulheit, Krankheit. - Nur die Schwaben, die waren sehr reich, viele Kinder. Rumänen waren doch auch hier. In ihre Klasse waren drei schwäbische Mädchen.“* – A.F.: *„Das Wort ist falsch, weil sie nicht verwandt mit Schwaben aus Deutschland sind.“* – Wie nennt man die Deutschen hier? – *„Schwaben, rumänische Deutsche.“*

Über Unterschiede zwischen den Dörfern: Die Informanten betonen, dass es eine eigene Tracht gab, die noch in den 1960er-Jahren im Gebrauch war und in der Zeit 1960 zwischen 1980 verschwand. – *„Auch heute in Deutschland sammelt jede zweite Jahr, und dann eingekleidet in verschiedene Trachten, alles ist wiederholt in Deutschland.“* – M.A. spricht über die Schwierigkeiten von nach Deutschland Emigrierten, die sich mit ihren Banater Gewohnheiten nicht angepasst haben: *„Die Deutschen sein sehr hart. Sehr, sehr unglücklich!“* – Die Rumänen und Ungarn, sagt sie, hätten keine Trachten; sie beschreibt jedoch die Kleidung der Rumänen: Farben und Material. Die Rumänen haben sehr viel Handarbeit, die Deutschen haben in ihren Trachten mehr Seide verwendet. *„Wenn Kirweih [Kirchweih] war, haben die von Lippa die schönste Trachten, wunderschön.“* M.A. beschreibt die Kirweitrachten in Details. *„Perfekt, deutsch ist deutsch!“* Das letzte Fest war in Guttenbrunn, Ende 1970er- Jahre. Noch immer werden Trachtenfeste in den Dörfern des Banats veranstaltet, wenn die Deutschen nach Hause kommen, aber heute sind 70 Prozent Rumänen, 30 Prozent Deutsche. *„Aber sie kommen so gern, und so heimlich zu Hause.“* Man konnte die verschiedenen Leute an ihren Trachten identifizieren. Von Mai bis September kommen sie. Die Informanten haben letzten Sonntag in der Kirche die Zurückkommenden gesehen und wiedererkannt. Sie kommen von Deutschland mit dem Auto. Nicht in Tracht. Die Rumänen haben ihre Trachten bis zum Zweiten Weltkrieg getragen, später pflegten sie die Handarbeit nicht mehr. Die Deutschen haben Trachten länger beibehalten. – A.F.: *„Heute hat man Trachten bei einem Fest mit Volkstanz, aber das ist stilisiert, ist nicht mehr die echte. Die kommunistische Zeit war vielleicht offen, war günstig irgendwie, der Nationalismus. Schau, unter die Rumänen! Die Rumänen hatten es sehr gerne, hat in Bluts ein, aber ich kann nicht Nationalismus, aber das ist nicht so von Herz. Künstlich, künstlich, Folklorismus!,,*

Dass der Informant hier den Begriff „Folklorismus“ verwendet, der 1962 von Hans Moser in die deutsche Volkskunde eingeführt wurde; spricht auch für die umfassende Bildung von Alfred Ferenczi. Es ist ein treffendes Beispiel dafür, dass er manchen Entwicklungen kritisch gegenübersteht.

„Es war eine Reaktion gegen Zwang unter viele Jahren. Die Jungen möchte modern, und dann finden sie die Tracht geblieben von alte Zeit und möchten nicht mehr.“ - Des Weiteren spricht er über die Interessen der heutigen Jugend und über die stilisierte Folklore, die nicht echt war. A.F. erinnert sich, dass die Rumänen zum Gottesdienst noch in Tracht in die Kirche gingen, *„obwohl es*

nicht zu entscheiden, was echt ist und falsch, aber war doch irgendwie geprägt mit Schmuck, kiloweise Goldmünze – das war die rumänische“.

Gab es andere Unterschiede in Sitten und Bräuchen? – M.A.: *„Meine Eltern haben erzählt, dass (in alter Zeit) meine Großmutter sie haben nicht Heirat, immer von Donnerstag nach Freitag. Weiter hat sie gesagt, wenn es am Freitag vor Samstag (wäre), dann können sie nicht in der Kirche gehen, weil dann haben sie getanzt in Nacht. Das war sehr streng in der Kirche (im Banat übliche Wochentage zur Hochzeit)... Und nur schwarz (angezogen). Keine weiß zur Heirat, das Hut war voll mit Perlen, ganz schwarz angezogen, keine weiße Frau. Das war deutsch, Schwaben (sie spricht weiter auf Ungarisch mit dem Bruder). – A.F.: „In Musik. Die Deutsche haben bevorzugt Blechmusik, Trompete verschiedene Größe, ziemlich laut, die Rumäne Geige.“ – (Die Frau von A.F. kommt und wird begrüßt, mit bayerischem „Grüß Gott!“) – M.A. erinnert sich an einen Tanzabend mit Seppelpolka, den einzigen Tanz, den man beherrschte. Sie beschreibt den Tanz.*

M.A.: *„Die Schwaben haben, ob es Feiertage, oder Geburtstag war, haben keine Rumänen, keine Ungarn eingeladen. Und wenn sie in der Arbeit war, ich glaube: vier Deutsche zusammen, zwei Ungarn und ein Rumäne. Mir haben sie irgendwo angenommen, aber ich könne reden. Sie (die Deutschen) reden nur unter sich. Gesamt, wenn man die Arbeit macht, die andere waren böse, aber sie sein so, sie nehmen niemand an. Separat haben sie gegessen, es war die deutsche Tour und die rumänische Tour. Wo die Deutsche waren – es war alles perfekt. Aber sie haben viel arbeiten.“* Sie betont noch den Fleiß und die Ordnung unter den Deutschen, z.B. die gestärkte (weiße) Kleidung. – A.F.: *„Mit andere Worte: Pedant! Die Häuser in Dörfer, alle gleich, aber sauber. Jedes Jahr war alles mit Kalk, alles war picobello und gefärbt die Fenster, hellgrün gestrichen, weiß. Vor Arad ist ein Dorf, es war echt, echt deutsch – Glogowatz, ein Haus mit der andere, zwei Fenster, eine offene Flur. Alles grün gestrich, sehr sauber ... Die rumänische Dörfer: Wir behaupten, die Rumänen türkische Einfluss, das hat, ist geblieben. Und ist ein Wort hier, „Tschubuk“, das ist ein türkische Wort, Ich glaube, heißt Pfeife, Tschubuk. Und jetzt ist verbreitet diese Wort für schmutzige Geld, oder Schwarzarbeit heißt „Tschubuk“. Das behaupten die Rumänen: ‚Wir sind nicht schuldig, das ist die Folge von türkische Besatzung, so viele Jahrhunderte.‘ Ist etwas wahr.“ – Eine Redensart? – „Ja. Tschubuk heißt ein schmutziges Geld.“ – Wie sagt man es? – „Ich habe ein Tschubuk gekriegt‘ oder ‚ich habe ein Tschubuk gemacht‘, wenn ich gehe schwarz arbeiten, kein Steuer.“ Die Schwester nennt ein Beispiel, einen Vergleich zur Ehrlichkeit in Deutschland. *„Muss immer Bestechungsgeld (in Rumänien), mit andere Wort, wenn etwas funktioniert nicht, ich gebe dann ein Tschubuk, und alles kriege ich. Jetzt ist nicht mehr so, wie früher war.“**

Was war typisch ungarisch? – *„Kann nicht sagen, was war typisch für die Ungarn, war so wie die rumänische. Ich weiß nicht. Hier waren nicht viele, nicht große Unterschied zwischen ein rumänische Dorf und ungarische Dorf,*

war nicht so groß. Etwas besser, an der Grenze (nach Ungarn). Petschka und so war schon entwickelt, aber ... Die Häuser waren ziemlich einfach, war nicht reiche Leute, die Ungarn hier. Die Städte schon, aber, das ist nicht Folklore, so etwas. Waren die Ungarn die reichste vor Erste Weltkrieg, hier in die ganze Wirtschaft und war in ungarische Hände und jüdische Hände. Aber in Dörfer war arm. Arad war ein blühende ungarische Stadt. Wer reich war, da waren die Juden hier, war vier Familie glaube ich, die waren sehr reich.“ – (Kommentar unter einander in ungarisch). – Und dann die Kroaten? – „Kein Tracht haben sie gehabt. Nein, die Sprache ist schon seit 60 bis 70 Jahre ausgestorben, niemand spricht schon die... --- Unsere Großmutter war auch Kroatin, sie hatte wenig können, eine Tante auch können, aber die Kinder waren nicht mehr, meine Mutter hat nicht mehr. Diese Ort zum Beispiel ist angegründet von Kroaten, Radna. – A.F.: „Vor zwanzig Jahre ist ein Mönch neben Zagreb, hat gefunden in ein Kloster in Archiv ein Schrift: sind ausgewandert nach Radna zwölf Familien, mit ein Pfarrer und ein Koch, zwölf Familien. Der Mönch ist nach Radna gekommen mit Priester und hat gefragt: ‚Lebt noch Margedisch? Ja, hier ist Margedisch. Lebt noch Oroschitch? Ausgestorben.‘ Er hat gefunden noch, ich glaube, fünf oder sechs Familien. Aber sind kein mehr richtige Kroaten. Drei Familien ist Margeditsch noch, der heißt noch. Seit ungefähr 30 Jahre. Dreihundert Jahre eingesiedelt, hat die Kroaten gegründet diese Ort, waren alle katholisch, die Kroaten. Vielleicht vierzig Jahre waren noch mehrere, und schon lange, schon lange.“ – M.A.: „Messe war am Weihnachtsabend, heilige Messe – um zwölf Uhr, wie sagt man das – in Mitternacht (die Messe), immer in kroatische Sprache, und dann waren noch einige Familien, könnten noch (sie nennt die Namen). Dann hatte sie altes, es war so schön, weil ich auch ein wenig Blut von denen habe, und es hat mir so gefallen, was alle da, ich habe kein Wort verstanden.“ – Sie nennen die letzte kroatische Frau, die Monika, sie hat noch können, sie ist gestorben. „Niemand kann noch die kroatische Sprache. Ich weiß nicht, warum sie sein so ausgestorben.“ – A.F.: „Vermischt, heiratet mit Rumänen und dann ist ausgelöst. – Aber sehr, wie soll ich sagen ... Streit haben sie gern gehabt... (auf Ungarisch) ... Aggressiv, alle (lacht). – Die richtige ... (lachen), aber immer Streit mit Nachbarn, also überhaupt nicht tolerant. Es war ganz, ganz charakteristisch, und alle hat gewusst, die Kroaten sind aggressiv. Leider (lacht), so ist es. Bei uns, wir sind kaum Kroaten, aber gehört, aber die richtige hat Mutter und Vater von Kroat von Generationen und richtig mit Nachbarn Streit, und ziemlich aggressiv, unangenehme Personen. Ich habe bei meine Firma gehabt ein Paar Kroate, und immer, immer Streit mit diese Menschen, Ungeduld und unzufrieden. Ziemlich fleißig, ja, aber immer mit Streit, Streiterei.“

Der Forscher: Unterschieden sich die Leute auch in ihrem Temperament; die Deutschen waren pedantisch, und die Kroaten aggressiver? Und die Ungarn? A.F. „Ich weiß nicht, nein, so mehr gemütlich. Nein, die Ungarn waren nicht

aggressiv. Nein, Gegenteil, ganz ruhig.“ – Und die Rumänen? – „Auch ruhig. ruhig.“ – A.F.: „Nur muss, pardon, muss aufpassen, wenn ist nicht nagel- und nietfest etwas, verstehen Sie, wie meine ich. Muss aufpassen mit Auge, und dann ... Das ist charakteristisch, das ist schrecklich. Auch heute. Nicht im großer Stil, nur etwas, keine kriminelle, aber er ist krank, wenn kann nicht etwas mitnehmen, als Souvenir.“

Des Weiteren fragt der Forscher nach den Romani. Die Geschwister erzählen über die zwei Romagruppen in Lippa-Radna. *„Ja, sein, in Lippa sein zwei Sorte, die in Lippa eben sein Zigeuner, sie reden die zigeunische Sprache. Angeblich 3000 Worte hat die zigeunerische Sprache. Sehr interessant, hier in Radna, ist am Bach (unterhalb des Klosterhügels), wenn Sie nach oben gehen, die können nur Rumänisch. Die Häuser sind ziemlich rein, in Lippa nicht. Und sie arbeiten alle. Ich weiß nicht, nur Marosch ist zwischen diese zwei Zigeuner(gruppen), und ganz andere.“ – M.A.: „Und sie haben ein Tracht, so lange Schoß, nur von sehr dicken Stoff, Samt, und gelb und grün und ...“ – A.F.: „Diese sind hier auf diese Tal, eingegliedert in Gesellschaft arbeitet, nicht beste Arbeiter, aber arbeitet, spricht kein Wort jetzt ... Von Lippa nicht, niemand arbeitet. Die von Lippa tun Geldwecheln, von Mark... Kein Arbeit.“ (Er spricht des Weiteren über Geldwechsel und Betrug mit inoffiziellem Kurs.) – „In Lippa haben die Zigeuner ein Ghetto, aber jetzt hat viel Geld und fahren im Stadt mit Häuser. Vielleicht kann ich sagen, Lippa ist Ausnahme. Die reichste sind Zigeuner in Rumänien. Hat, überhaupt hat kein Hemmungen und macht überall Geschäfte, sind frech, unter Beziehung (Verbindung) mit andere Zigeuner von andere, und sind die reichste Menschen in Rumänien. Und dann beantragen politische Asyl in Deutschland und sagt: ‚Hier wir sind unterdrückt.‘ Nein! Woher? So Mercedes-Auto und Villa, vielleicht haben Sie gesehen, ist ein Ort, hier 15 Kilometer von Lippa in Richtung Arad, sind ein Paar Häuser so mit Türme. Sind Zigeuner, alle echte Zigeuner. Mit Antiquitäten beschäftigt, kauft von alte Leute; (die) kennen nicht die richtige Wert von Porzellan oder etwas, und dann verkauft in Ausland. Seit Jahrzehnte schon die Zigeuner.“ – M.A.: „Ein Rumäne hat ein bis drei, höchstens drei Kinder, die Zigeuner hat sechs, sieben und zehn. Sein orthodox, und dann sein Reformaten. Die Ungarn meisten sein Reformaten, Neoprotestanten“ (Das Gespräch geht auf Ungarisch weiter, wieder über Anzahl der Kinder).*

„Die Minderheit war die Elite“

A.F.: *„Die Deutsche ebenso wie die Ungarn haben nicht viel Kinder, ein, zwei. Es war immer so, weil Boden war begrenzt und könnte nicht dann teilen in drei oder vier. War immer wenn, war überflüssig ein Kind bei Deutsche, hat ein Handwerk gelernt, in Bau überwiegend, Maurer, Zimmerer, Klempner. Der andere Sohn ist geblieben mit ungefähr im Durchschnitt fünf bis sechs Hektar war ein (Hof), war wenig Boden. Vor 50 bis 60 Jahre, die ganze Baugewerbe*

war in deutsche Hände, ... erinnerst Du? Ja, alle. Maurer, Zimmerer, Klempner.“ – M.A.: „Die Geschäfte in Lippa war Deutsche und Ungarn; Rumänen sehr wenig, kennen nicht. Nur eine einzige. Auch hier in Radna auch. Alles, Wirthaus, alles war in deutsche Hände, und vielleicht ein, zwei Ungarn.“ – A.F.: „Mit andere Worte: Die Minderheit war die Elite.“ M.A.: „Ja, das kann man sagen! Das war die Wahrheit“ (ökonomische Position, Vermögen, Dorfeinteilung, Beamten,- auch Ungarn nach der ortsgebundenen Lage.) – M.A.: „Ich weiß nicht, wer ist in Lippa die Elite (heute). Nein. Die Zigeuner! Ja, ja (lachen). Aber die Geburtsrate ist so groß bei Zigeuner, und sieht man in paar Jahrzehnte schon, überall.“ Sie sprechen noch über die Statistik und die vielen Kinder der Zigeuner. „In 2017 sind Mehrheit. Mehr Zigeuner wie Rumänen. Wenn nur sechs in Leben waren, das war auch viel. Sie waren sogar nicht registriert, (keine) Geburtsurkunde. Er war schon zwanzig, und niemand hat gewusst, er existiert. Sie haben keine Glaube, sind nicht orthodox und sind nicht...“ (über das Sterben) – „Nur diese (kleine Siedlung) von Radna sind orthodox, aber von Lippa nicht. Sie sind nicht getauft, nicht in der Kirche haben sie geheiratet, Eheschließung, keine Glaube.“

Fürchteten die Leute früher die Roma? „Ja, ja, immer. Nicht mehr so, weil sie haben jetzt viel Geld. Aber eher haben sie nicht so viel Geld... Schwarzarbeiten, schmutzige Arbeiten, die Zigeuner, Kanäle reinigen, und so etwas, Latrine hat die reinigen, die Zigeuner und, also die schmutzigste Arbeit hat die Zigeuner, jetzt nicht mehr. – Interessant, in (Zeit von) Ceaucescu haben sie sehr viel geraubt.... Aber jahrelang kommen sie nicht mehr. Ich weiß nicht, haben sie jetzt Geld oder ...sie sein mehr beruhigt jetzt. Nicht mehr so aggressiv, nicht mehr so aggressiv. Warum, das weiß ich nicht.“

Kultur im Aussterben.

A.F.: „Es war ja nur drei Religionen: Katholisch, Orthodoxen und ... Evangelisten oder Lutheraner.“ – Gab es einen Unterschied zu Lutheranern bzw. Evangelischen? – „Die Sachsen sein Lutheraner, alle. War überhaupt kein Problem.“ – Wie viele Kirchen gab es? – „In Radna zwei, in Lippa war drei. In Radna eine orthodoxe und eine katholische. Und früher war noch, aber wenig, griechische-katholisch. Das ist abgespaltet von Orthodoxen und hat die Papst anerkannt, aber die Zeremonie ist geblieben, wie bei Orthodoxen so prunkvoll, nur Unterschied war: hat anerkannt als Oberhaupt den Papst. – Jetzt ist es große Problem, alle haben die eigene Kirche gehabt, und dann, in '48, war Beschlagnahmen und hat gegeben zum Orthodoxe, jetzt wollen sie (die Katholiken) zurückhaben, und die Orthodoxen wollen es nicht. Die schönste Kirche war die griechisch-katholische, nicht die orthodoxe Kirche. Die griechisch-katholische war reicher wie die orthodoxe, viele. Hatte die kultivierte Leute, die Ärzte. Ich weiß nicht, war in Köpfe diese Menschen und ... war fast alle intellektuelle, die griechisch-katholische. Und die Orthodoxe war die

Bauern. Die griechisch-katholische waren fast alle Intellektuelle oder Kaufleute. Waren alle Rumäne, und einige, nicht sehr viele sein zu der katholische Kirche sich angeschlossen, und in dem Dorf war bei den Orthodoxen – wo keine katholische Kirche war, dort waren sie alle bei der Orthodoxe. Und jetzt, nach Revolution, jetzt ist wieder erlaubt. War verboten, die griechisch-katholische Kirche. Nach der Revolution. Und die Pfarrer, alle bis zum letzten ohne in Gefängnis, zehn Jahre, zwanzig Jahre, in Gefängnis. Unschuldig. – In Radna ist die große Klosterkirche. – Und dort war eine griechisch-katholische Kirche, in ein Raum (eine kleine Kapelle). – Unsere Pfarrer (Harnisch) war in Gefängnis, sechs bis sieben Jahre. Vollkommen unschuldig!

(Des Weiteren geht das Gespräch über die Kirchen und über religiöse Gruppen in Lippa weiter.)

„Ursprünglich, diese orthodoxe Kirche ist keine rumänische, ist serbische. Aber, das war nicht rumänisch, sondern serbische Kirche. Dann, Serbe sind jetzt sehr wenig, können nicht mehr überhaupt behalten. Sind Rumänen, die Serbe, heißt Popovitsch – sagt, er ist Rumäne, aber serbische Abstammung, wegen dieselbe Religion, orthodox, jetzt ist Rumänen. Sind viele mit diese Name, Popovitsch, das ist eine spezifisch serbische Name. Die Kroaten sein Oroschitz, Perjanovitsch, -vitsch. – Ja, aber man kennt von Name, weil es gibt kein Popovitsch-Kroate. Das ist typisch serbisch. In Lippa sind keine Kroaten. Vor Temeswar ist ein Dorf, dort leben noch viel mehrere, Kroaten. Der Pfarrer von Lippa hat mir gesagt. Dort sind mehrere noch. – Die andere große Kirche in Lippa ist die katholische.“ – Die deutsche Siedlung in Lippa? – „Ja, die G(e)rade Gasse von der Kirche... über hundert Prozent von Anfang ist nur Deutsche Familien. Von der rumänische Kirche war die Herrengasse, dort waren die Ungarn, gewohnt, ungarische Familien. Die linke Seite von Brücke war die ungarische, die rechte Seite die deutsche. Die ungarische von Basar (die alte große Gebäude) heraus, das war Herrengasse, parallel mit Marosch irgendwie. Nur Rumänen wohnten, wo die serbische Kirche war. Es war eingeteilt. Neben die katholische Kirche ist eine alte Gebäude, dort war die deutsche Schule, neben die Kirche, alte Gebäude. Sehr, sehr alte, und da waren die Notre Dame (Nonnen), und dann war die rumänische Schule ... (er präzisiert es noch). Alte Lippa war sehr schön eingeteilt, kein Problem, ich erinnere mich nicht. Nein, nein! –

Nach Krieg war schlimm für Deutsche, das war eine Tragödie ...Streiten zwischen Ungarn und wegen Siebenbürgen.“ – M.A.: „Meine Mutter hat eine Konditorei gehabt, dann.“ – Hier? – „Ja, ja. Von mein Vater geerbt, und natürlich – von der Polizei der Chef war Rumäne, und dann, dass wie meine Mutter eine Ungarin war. Dann, wie sie (Leute) sein kommen zu der Kirche. Dann haben wir ein wenig Geld gemacht. Und dann ist er Abend gekommen und hat gesagt: ‚Es ist etwas nicht rein.‘ ... Schikane! – Und dann haben wir nicht können angefangen (?) mit der Konditorei... Oder Möbeln, war weiß mit rot gemalt, und dann hat man unter immer Blumen, es war grün. Und dann ist er

kommen: ‚Was ist die ungarische Fahne, rot-weiß.‘ So Kleinigkeiten.“ – A.F.: „Es war nur in diese Zeit, wegen Nordsiebenbürgen. Dann haben die Ungarn geblutet (gebluten). Wir haben die ungarische Partei gehabt, und war die ungarische Zeitung und alles war, einige Jahre. So vielleicht so zehn, fünfzehn Jahre. – Die Schule war so Problem, war keine gute Lehrerin, dann Hochschule war keine mehr. Und dann am Ende hat geschlossen, die ungarische Schule. Ungefähr 700 Ungarn (sind) jetzt hier in Lippa, und ist keine ungarische Schule.“ – Geschlossen? – „In 1950/51. Die Tochter von Margaretha Anton war noch in dieser Schule.“ – A.F.: „Es war so raffiniert, hat (die Staat) nicht unterstützt die Schule, und dann die Lehrer hat sehr gut Rumänische gesprochen. Und er hat gesagt: ‚Warum soll ich hier quälen in eine primitive Schule, wenn ich kann irgendwo mich etablieren als Lehrer in eine rumänische?‘ So raffiniert hat gemacht... und dann die Eltern hat gedacht: ‚Warum soll ich meine Kinder hier in diese kleine, primitive Schule, wo ist kein gute Unterricht und hat kein Zukunft, dann besser ich hole heraus, und ich gebe in eine rumänische.‘ Das hat man (gegen) die Ungarn gemacht, die Deutsche nie. Deutsche Schule war in Lippa, in Guttenbrunn, in Temeswar, sehr große. Und die meisten Kinder, die haben alle die Kinder in der deutsche Schule – Rumänen. Die ungarische Schule war Anfang 50er Jahren, aufgelöst irgendwie, nicht geschlossen, dann ganz einfach von selbst hat aufgelöst.“ –es keine Repressalien? – „Nein, raffiniert, raffiniert. Niemand könnte sagen etwas, weil das so raffiniert, immer abgebaut und dann einmal war weg.“ – Die Gab ungarische Kultur ist ausgestorben? Die deutsche wegen Auswanderung? – „Die Deutschen hat besser zusammengehalten, die Ungarn nicht. Die meisten Kinder von Ungarn war alle in der rumänische Schule. Ich war in der deutsche, weil es war eine bessere Schule. Es gibt keine territorialen Probleme zwischen Deutschland und Rumänien. Zwischen Rumänien und Ungarn war immer diese Streitigkeit wegen Siebenbürgen, und dann hat ganz raffiniert kaputtgemacht. Die Deutschen sein so halten... aneinander, die Ungarn nicht. Deutsche Theater ist von Temeswar gekommen, ungarische – und wenn einmal, zweimal war...Leider ich kann etwa sagen, auch die Ungarn selbst schuldig, weil ich kenne viele Beispiele: Mutter Ungarin, Vater Ungar, und die Kinder kennen nicht mehr Ungarisch, hat in Familie Rumänisch gesprochen. So ist es leider. Sehr viele, sehr...“ (Weiter auf Ungarisch, es werden Fotos gemacht.)

Individuum und Heimat. – „Genealogisch ist man sentimental.“

Beim Kaffee diskutieren die Geschwister weiter die Lage der Minderheiten und die lokale Geschichte. Unter sich sprechen sie Ungarisch, bestätigen und erklären dem Interviewer auf Deutsch. Die Dialoge wurde durch Interviewfragen inspiriert. Die Sprache läuft fließend, aber grammatikalisch ähnelt es einer verkürzten Form des Deutschen. (Der Verkehr auf der nahegelegenen Autobahn nach Bukarest bereitet zunehmende akustische

Schwierigkeiten. Das Gespräch ist daher im Folgenden hauptsächlich referierend wiedergegeben.)

Herr Ferenczi sagt, dass er, wenn ihm im Gespräch nicht das passende deutsche Wort einfällt, das entsprechende ungarische Wort wählt und dann wieder ins Deutsche wechselt. In den Dörfern sprechen die Leute Dialekte, was ganz komisch klinge. Die Informanten nennen die Dörfern und Dialekte. Es sind Elemente bayerischer und sächsischer Mundarten, die hier in Form von „*richtig schwowisch*“, „*das ist wie bayerisch*“ *bewahrt sind*. Unter den von hier emigrierten Leuten in Deutschland wird Schwobisch noch in den Familien gesprochen, obwohl sie des Hochdeutschen mächtig sind.

Die deutsche Sprache wird hier aussterben, meinen die Informanten, es „*sind keine Jungen mehr, nur etwa fünf bis sechs Leute in Radna*“. Alle Weggefahrenen sind in (der alten) Bundesrepublik. In die deutsche Schule kamen mehr und mehr rumänische Kinder, und es lohnte sich nicht mehr, sie aufrecht zu erhalten. Vor dem Ersten Weltkrieg war Deutschland hier ein vollständig unbekanntes Land.

Die Informanten erinnern sich, an den Beginn der Auswanderung, im Dorf Neuarad. Die Schwaben aus Neuarad sind während des Krieges mit den deutschen Truppen ausgewandert, sind aber 1947/48 zurückgekommen und haben alles aufgebaut, schöne Gärten, „*sehr fleißig*“. Aber nach dem Kommunismus entwickelte sich die Emigration in die Bundesrepublik wie eine Kettenreaktion, zuerst sind die Reichsten ausgewandert. Die Lebensverhältnisse waren dort besser, obwohl es ein Risiko war, konnte man als ökonomisch reicher stark sein. Hier seien nur „*Faule und Alkoholiker*“ geblieben. Alfred Ferenczi emigrierte Ende der 1980er-Jahre, hier war nur Armut. Doch wenn er gewusst hätte, wie es heute ist, „*wäre ich geblieben*“.

In Deutschland fühlt sich der Informant ständig einsam. Wenn er zurück nach Radna kommt, ändert sich sein Befinden: „*Ich fühle mich wohl, gehe spazieren, höre meine Name, trifft Bekannte und man spricht ... Die Menschen sind hier freundlich. Die Rumänen fühlt es wie eine Ehre, wenn die Deutschen so auf Urlaub zurückkommen.*“ *In Deutschland ist er nicht glücklich, man kennt nicht einander, es ist ein hartes Leben, arbeiten mit Leib und Seele. Das deutsche Volk ist so kalt. Hier hat man gemeinsame Erinnerungen, schon aus der Kindheit, genealogisch ist man sentimental. In Deutschland existiert nur Ökonomie.*“ Zu Beginn hatte der Informant dort einen großen Wunsch zu reisen und hat auch im ersten Jahr viele Hauptstädte in Europa besucht, Paris, Rom, Stockholm.

„*Fast alle von den Emigrierten haben Heimweh.*“ Sie leben heute in Bayern und Baden-Württemberg. Er nennt die HOG, die Heimatortsgesellschaft, mit Büro in München; es gibt sie auch in Stuttgart und Karlsruhe. Von dem Sekretär dort kann er die Telefonnummer und Adressen bekommen und steht so in Verbindung mit Bekannten aus der Heimat, die im Exil leben. „*Wir sind noch in*

Beziehung: „Ich kann jede erreichen, habe alle in Computer.“ – Wenn Ferenczi aus Radna zurückkommt, ruft er seine Bekannten an und spricht eine halbe Stunde. Er gibt Nachrichten aus der Heimat und von Leuten an Bekannte weiter, die fragen: „*Was hast Du gesehen?*“ Der Informant hat auch ein Haus in Ostungarn. „*Ich weiß nicht, wo bin ich zu Hause.*“ Die ältere Generation der Aussiedler hat noch Sehnsucht, das ist die letzte Generation. Die Jungen kommen als Touristen hierhin und schauen sich die Ursprungsorte als Kuriosität an. Eine Schwester von ihm hat das Großelternhaus einmal aufgesucht. In Deutschland werden die Erinnerungen allmählich aussterben, die Schwaben leben so verstreut.

Die Rumänen heute halten jedoch die deutsche Minderheit heute für eine Brücke nach Deutschland. Es gibt eine Nachfrage an Deutschen. Wegen möglicher ökonomischer Kontakte und der Vermittlung von Maschinen sollte auch Alfred Ferenczi nützlich sein. Während die deutsche Minderheit ausgestorben ist, lebt die ungarische weiter; es ist eine große Minderheit, und es gibt eine Minderheitspolitik in Rumänien; „*wir haben persönlich gerecht* (Gerechtigkeit)“. Der Informant fühlt sich in dieser Hinsicht als Ungar. (Er nennt und empfiehlt uns einen Mann in Lippa, der eine „*lebende Enzyklopädie*“ sei. Der Genannte wurde später tatsächlich zu einem unserer Informanten).

Die Schwester Margareta Anton repräsentiert, auf die Frage nach der Heimat, eine andere Perspektive. Sie wohnt in ihrem Geburtshaus in Radna. Ihr Mann ist Rumäne. Ihr Sohn lebt in Österreich, aber er hat kein Heimweh; seine Frau ist Rumänin, die Kinder sprechen Deutsch. Die Tochter von Frau Anton lebt aber hier in Radna und findet es besser, als zu emigrieren. Frau Anton sagt, dass sie überhaupt kein Gefühl von Heimweh kenne, wie die Ausgewanderten. Alle ausgewanderten Deutschen leiden, nach der Meinung Ferenczis; „*in der Tiefe der Seele tut es weh*“. Die Menschen, die kein Heimweh empfinden, haben auch keine Erinnerungen aus der Kindheit oder sind nicht hier geboren, erklärt er – „*das ist die Gründe*“. Frau Anton beschreibt die deutschen Dörfer hier in Banat als „*so ruhig, es war ein kleines Deutschland*“; es gab keine Kriminalität, nur Deutsch wurde gesprochen. „*Guttenbrunn hieß ‚kleines Berlin‘. Alle ohne Ausnahme haben Heimweh; obwohl sie gut leben, denken sie immer an die alte Heimat, das ist die Wahrheit; das kann man nicht ausradieren, immer bleibt dieses Heimweh*“, stellt Herr Ferenczi fest.

Die Vielsprachigkeit beschreibt Ferenczi auf diese Weise: „*Wir machen so: Wir reden Ungarisch, und in der Mitte eines Satzes kommt mein Schwager, und wir reden Rumänisch, aber wenn mein Schwager ist heraus, setzen wir wieder mit Ungarisch fort. Wir denken Ungarisch, Rumänisch war unsere zweite Sprache, Deutsch die dritte. Man hat ein Sprachzentrum in Gehirn. Ich denke ungarisch, und ich übersetze auch in Rumänisch und Deutsch. So ist es auch mit Schreiben, zum Beispiel an meinem Schwager: Ich schreibe (im Denken) in ungarisch und übersetze dann in Rumänisch.*“ – Die Großmutter war kroatisch, die Sprache

ähnelt dem Russischen, aber es gab so wenige Kroaten, dass es Rumänisch wurde.

„Die Wahrheit ist eine Tragödie“

Von dem Zusammentreffen der Schwaben von Banat, „*Schwabenfest*“, erzählt Herr Ferenczi folgendes. Das Treffen findet in Neu-Ulm statt und dauert zwei Tage. Es gibt ein gemeinsames Essen, Tanz, einen Gottesdienst und einen Bericht was in der alten Heimat passiert ist. Auch die Leute aus Lippa treffen sich in Ulm, es kommt etwa die Hälfte von fünfhundert Aussiedlern, aber aus dem ganzen Banat kommen inzwischen dreißig- bis vierzigtausend. Das Treffen ist von den Ortschaften organisiert. In der Messehalle stehen die Namen, und man sucht die Gruppe, um Bekannte zu finden. Die politische „*Bla bla...*“ hat keine Bedeutung. Aber ein Nachmittag ist nicht genug, um Freunde zu treffen. „*Einmal weg von hier – alles ist heraus. Es ist eine menschliche Tragödie für uns, obwohl: Deutschland bedeutet Wohlstand. Die Wahrheit ist eine Tragödie, die Wurzeln sind hier in alten Heimat*“, summiert der Informant A.F.

„*Wir sind Aussiedler, Menschen zweiter Kategorie, das ist die Wahrheit. Wir sind geschätzt als fleißige, ehrliche Leute, aber eine zweite Kategorie. Es ist auch schwer, sich beruflich zu etablieren, Rumänien war so nachgeblieben. Vor dem Krieg war hier keine Armut wie Hunger in Deutschland, es war Gartenbau, gute Ernte und Wohlstand. Noch in der Kriegszeit war keine Not. Aber die Rumänen geben uns Deutschen die Schuld. Die deutschen Männer sind in die SS-Armee gegangen, Prinz-Eugen-Division, mit besserer Pflege. ‚Der Rumäne kommt wie ein Hund von Wasser heraus.‘ Mit der Deportation, mit der Kollektivierung in den 50er Jahren, mit der Enteignung, wurde alles verändert.*“ Die Tante des Informanten, die jetzt in Stuttgart im selben Wohnblock lebt, redet noch täglich davon, wenn sie sich treffen. „*Sie kann es nicht verarbeiten. Ihr Mann war in der SS-Armee, wie alle von der Minderheit. Das ist die Hauptthema, ehemalige Heimat und Schicksal besprechen, es ist ein Teil vom Aussterben. Es handelt sich um die menschliche Würde.*“

Der Informant Ferenczi fragt, ob wir den Friedhof gesehen haben. Auf dem deutschen Friedhof hier in Lippa sind die Gräber verlassen; man hat sie betoniert, weil niemand mehr den Verfall aufhalten und Blumen besorgen kann; „*eine Wüste ist der Friedhof hier*“. Die Rumänen haben nicht diese Sitte mit Grabdenkmälern, Grabsteinen aus Marmor, wie die Deutschen, die sie, so lange sie hier waren, gepflegt hatten. Auch der jüdische Friedhof in Lippa wird heute nicht mehr gepflegt. Der Informant erzählt noch vom Kalvarienberg hinter der Klosterkirche, wo die Deutschen Totdenkmäler errichtet hatten, „*fast alle deutsche Namen*“ – und die Nachkommen, die jetzt in Deutschland leben, sind stolz darauf, wenn sie zu Besuch kommen. „*Die Glaube ist geblieben, auch in Deutschland.*“ „*Ein Grund für Stolz ist 280 Jahre Geschichte, Sprachen, Trachten*“, meint der Informant. Hier hat es keine Bedeutung mehr. Das

Verschwinden war ein „*riesiger Verlust für die deutsche Kultur in Rumänien*“. Auch das Klosterleben, der Orden Notre Dame in Lippa, mit zwanzig bis dreißig Nonnen, der 1948 im Kommunismus vernichtet wurde, war sehr gut organisiert, ruhig, wohlherzogene Leute.

(Das Gespräch mit dem Forscher Pasi Hannonen auf Ungarisch fortgesetzt, die ungarische Sprache geht fließender. – Tonband 1997: 2 a, 2 b. Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen 10.8.1997.)

6. Zusammenfassung: Die Erinnerung in der verlorenen Landschaft

Die lokale Bindung: „Es war ein kleines Deutschland“ – Zeitebenen – Sprachen und Selbstbild in einem kulturellen Kaleidoskop, „sich selbst schreiben“ – Wo ist die Heimat?- Die „Anarchie“ der Erinnerung

In den vorangegangenen Abschnitten haben fünf Informanten aus Radna von ihrem Leben berichtet. Ihre Schilderungen wurden hier weitestgehend in mundartlicher Form und sprachlich nur geringfügig überarbeitet wiedergegeben. Diese Autobiographien und Reflexionen werden aus unterschiedlichen Perspektiven wiedergegeben. Sie beschreiben sowohl die individuelle Identität und das „kulturelle Selbstverständnis“ des Erzählers als auch die kollektiven Beziehungen zu anderen ethnischen und sprachlichen Gruppen. Wie schon einleitend in diesem Buch erwähnt, sind dies Themen, die den Begriff der „Bewusstseinsanalyse“ mit einbeziehen. Auch das traditionsökologische „Mikromilieu“ (siehe Kapitel 2) spiegelt sich im Schicksal der Familien, in den Sprachen, Ritualen und Symbolen wider.

Die Erinnerungsmuster und Erzählstrategien treten vielleicht am stärksten in ihrer Beziehung zur Vergangenheit auf. Zentrales Element bei der Betrachtung der eigenen Geschichte ist das Gefühl des Verlustes. In dieser Landschaft des Verlustes bewegen sich die Erzählungen, sowohl auf physischer als auch psychischer und kultureller Ebene. Dabei handelt es sich nicht um Nostalgie, auch wenn diese manchmal nicht ganz ausbleibt. Der Verlust der Vergangenheit bedeutet für die Befragten gleichermaßen Opfer und Martyrium, und es sind hauptsächlich negative Erlebnisse, die ihre Erzählungen prägen: Leiden, Gefängnis, Unglück, Aussterben. Der erzählerische Rahmen ist dabei das „Schicksal“, und das ist gleichbedeutend mit Unterwerfung und (Selbst-)Aufgabe/Resignation). Es gibt auch positive Erinnerungen, wie die glückliche Kindheit, liebe Eltern, gute Lehrer, schöne, innigliche religiöse Feste, „ein Leben in Ruhe und Frieden“, Wohlstand und Eintracht zwischen „allen“ Gesellschaftsgruppen. Es gibt trotz allen Unglücks, des Leidens und aller Verluste Möglichkeiten, Abstand zur Vergangenheit zu gewinnen: Die Flucht,

neue Zeiten eine neue Existenz an neuen Orten, neue Perspektiven und neue Erklärungen.

Die Informanten wollten offen von ihrem Leben erzählen, keiner von ihnen hat den Zugang zum Raum der Erinnerung verschlossen.

Im Folgenden werden die Interviews in fünf Themen zusammengefasst. Die Themen entsprechen in etwa den „Leitlinien der Erzählkultur“ in den Dörfern in Banat, die das Material der empirischen Feldarbeit repräsentieren.

Die lokale Bindung: „Es war ein kleines Deutschland“

Grundlegend für die Erzählungen und für die Erinnerungen ist die Bedeutung des Ortes. Der Ort vereint die Schicksalsgemeinschaft im Raum und bietet „Identifikationsangebote“ für das geographische, historische, soziale und sprachliche Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Raum ist auch eine mentale Nische, ein Ort für die „Lebensreise“, wie sie durch das Zuhause, den Hof, das Dorf, das Viertel, die Straßennamen und auch durch weiter entfernt liegende Orte geschildert wird. Der Raum ermöglicht eine geschichtliche Verankerung des Individuums, der Familie und Verwandtschaft, für die Herkunft und für die „Ahnen“. Er bietet auch Raum für das kollektive Leben und das soziale Miteinander durch Sprache, Begegnungen während der Arbeit, Alltagsroutinen und traditionelle Feste. Dieses öffentliche Alltagsleben fließt mit in das Privatleben zu Hause ein.

Der Ort als soziales Miteinander wird von der Religion bestimmt, symbolisiert und konkretisiert durch die Kirche. Das Franziskanerkloster Maria Radna festigt den Glauben und bildet das Zentrum religiösen Erlebens, in Form von Festen, Feiertagen und der „Kirweih“. Als Pilgerort erfährt der Ort Bedeutung, er bietet auch Symbole und Sinnenerlebnisse über das Lokale hinaus. Durch den gelebten Heiligenkult und die Schutzpatrone in der Klosterbasilika spürt man die überirdische Nähe zur Mutter Gottes, die in schicksalhaften Zeiten Wunder vollbringen kann. Die Mönche, die auch Priester sind, haben dabei eine Sonderstellung innen. Sie können sich gegen religiösen und politischen Druck wehren, sich über größere Distanzen bewegen, sie sind Seelenröster und private Freunde, sie können „alle Sprachen“ sprechen. Die Mönche erleben sich selbst, so ein Informant, als omnipräsent in Banat und Siebenbürgen, so wie sie selbst zugleich auch von „ihrer Gemeinde“ sprechen, die eine Nische für die eigene Identität der Mönche ist.

Diese lokale und die Gruppenidentifikation gewinnt durch die Volkstrachten, von denen die Informanten häufig spontan berichten an Farbe. In den Trachtenfarben lassen sich Ethnie, Dorfgemeinschaften und Dialekte der „Schwaben“ erkennen. Auch werden durch sie der Sinn für Schönheit, Reinheit so wie ästhetische und moralische Eigenschaften deutlich. Bezeichnen die jüngeren Informanten dies auch bisweilen als Folklore, so unterscheidet man

doch stets zwischen dem „echten“ von damals und dem neubelebten von heute. Unstrittig ist aber, dass der Tracht ein großer Symbolwert für die deutsche Volks- und Dorfkultur in Banat zugeschrieben wird.

Zeitebenen

Die Zeitauffassung der Informanten ist linear wenn sie geschichtlich denken. Die Lebensberichte sind jedoch nicht chronologisch, sondern biologisch, zyklisch erlebt. Charakteristisch dafür ist, dass sich die Erzähler in ihren Erinnerungen, Gedanken, Reflexionen und Erklärungen in unterschiedlichen Zeiten bewegen und häufig zwischen diesen wechseln. Treibende Kraft in diesem Prozess sind die tiefgreifenden Veränderungen in vielen Lebensbereichen. Die niederländische Historikerin Judith Pollman beschreibt in ihrer Arbeit „Memory in Early Modern Europe 1500–1800“ die Erinnerung wie eine „anachronistic quality – its bringing together of now and then, here and there – is actually the source of its powerful creativity, its ability to build new worlds of the material of old ones“ (Pollman 2017, S. 50, mit Verweis auf Michael Rothberg 2009).

In den Berichten aus dem Banat dominiert jedoch das „past“ über das „present“. Möglicherweise gewinnt die Vergangenheit aufgrund des Forschungsinteresses und des hohen Alters der Befragten so sehr an Gewicht, die Informanten sind schließlich zwischen 60 und 80 Jahre alt. Auch in Verbindung mit dem kollektiven Schicksal spielt die Zeit eine große Rolle. Die Befragten haben gegen die dramatischen Ereignisse gekämpft und bis heute überlebt. Die häufig ausgesprochenen Sätze: „Jetzt ist nichts mehr, Es ist nixt mehr, Des ist sehr traurig“ sind emotionale Zeugnisse für die Macht der Zeit. Die von Judith Pollman benannte Eigenschaft der Erinnerung, neue Welten aus dem Vergangenen zu schaffen, wird in den Berichten der Informanten durchgehend deutlich. Aber im Fall der Banater Schwaben geht es nicht darum, das eine durch das andere zu ersetzen, sondern die Erinnerung fügt hinzu, weitet aus und vertieft auf kreative Weise. Die Verbindung zur Religion durch lokale Traditionen wie Feste, Besuche, Rituale und Grabbräuche verleihen dem Erinnern „heilige Züge“ (vgl. Pollman 2017, S. 91–102). Während des Erzählens werden sowohl die „neue“ als auch die „alte“ Welt vergegenwärtigt. Gegen das Vergessen hilft die Erinnerung an das eigene Erleben, als historisches Dokument. Die wissenschaftliche Feldarbeit ist hier eine wertvolle Ressource. Man ist gastfreundlich, nimmt sich Zeit für das Erzählen, und freut sich auf wiederkehrende Besuche. Der Wissenschaftler nimmt gewissermaßen die Rolle eine mit den Fortgezogenen vergleichbare Rolle ein, die wieder stark zu ihrem Heimatort pilgern (vgl. Einleitung, Kapitel 1, S. 11).

Sprachen und Selbstbild in einem kulturellen Kaleidoskop, „sich selbst schreiben“

Das Wort Raum hat im Falle des Banats mehrere, gegensätzliche Bedeutungen, je nach Kontext: ob geographisch, sozial, kulturell, politisch, religiös oder auch sprachlich. Im Alltagsleben sprach man die drei Sprachen Deutsch, Ungarisch und Rumänisch sowohl miteinander als auch mit anderen. Diese Sprachpraxis konnte nur deshalb funktionieren, weil sie in unterschiedlichen sozialen, religiösen, kulturellen, emotionalen und psychologischen Räumen existierte.

Die Identifikationen wurden situationsgebunden und mental bestimmt, in dem man sich frei in alle Richtungen bewegen könnte. Um das Bild der „Mehrsprachigkeit“ zu vertiefen, ist es wichtig, die jeweilige Sprachnische auf vertikaler und horizontaler Ebene zu betrachten.

Die sprachliche Situation im Banat, wie sie von den Informanten beschrieben wird, ist sehr individuell. Das Bewusstsein und die Kompetenz dafür ermöglichen Wahlfreiheiten. „War kein Unterschied“, sagt man.

Wenn die Informanten darüber berichten, wie sie in ihrer Kindheit die Bebauung in Lippa erlebt haben, verwenden sie je nach Sprache oder Religion das Wort „Viertel“. Siedlung und Kirche, die Deutschen lebten „separat“. Dieser Wortgebrauch ist vermutlich über längere Zeit entstanden, jedoch auch durch Umzüge? Eine gewisse administrative Hierarchie, begründet durch das Episkopat, kann ebenfalls ein entscheidender Faktor gewesen sein. Während der Feldarbeit 1997–2000 konnte man deutlich beobachten, wie sich die orthodoxe Kirche auf Kosten der römisch-katholischen Kirche ausbreitete. Die physische Bebauung des „Viertels“ konnte noch wahrgenommen werden; ethnische und sprachliche Zugehörigkeit waren in der Gestalt des Ortes nicht mehr erkennbar.

Ein zentrales Thema der Forschung war die zeitliche Entwicklung der deutschen Sprache. Hier heben die Informanten die Besonderheit des Raumes hervor: „rein Deutsch“, das Dorf Guttenbrunn („kleines Berlin“), der Bezirk Banat („wie ein kleines Deutschland“). Aber auch Begriffe wie „Muttersprache“ und „Mutterland“ zeugen von einem starken Bewusstsein für den Stellenwert der Sprache. Ein kollektives Identitätsmerkmal wird in Begriffen wie „Wir Banater“, „Schwaben und Deutschländer“ deutlich, bisweilen in Abgrenzung um Hoch- und Schriftdeutschen („wie Literatur“). Als Banater Schwabe fühlt man sich „minderwertig“, während „die Sachsen“ wie „die Ungarn“ stolz sind und zusammenhalten. Die Besonderheit der eigenen Sprache zeigt sich im Verhältnis zu den anderen Sprachgruppen. Auch mentale und situationsgebundene Besonderheiten werden hervorgehoben; man spricht von „Charakter“, „Temperament“ und „Atmosphäre“. Man schafft Stereotype, die von der Sprache ausgehen, die gleichzeitig Hierarchien und ethnische Grenzen sichtbar machen, beispielsweise in Hinblick auf Juden und Roma– ein immer wieder aufkommendes Gesprächsthema. Als typisch deutsche Eigenschaft in den Stereotypen der Informantenaussagen galten Ordnung und Perfektion, negativ

auch als Pedanterie bezeichnet. Die Dörfer waren „sauber“, „alle Häuser gleich“, wofür Guttenbrunn ein Musterbeispiel gab. Reinheit hatte dabei eine moralische Dimension; sie galt als Verpflichtung, denn mit Reinheit assoziierte man auch „reine Ehen“, im Gegensatz zu „Mischehen“, woraus nichts Gutes entstand (Informantin Margareta Nemeth Kap.3). Sie werden teilweise als Ursache für die verlorene Zukunft gesehen, „Gemischte Ehen – Kinder nichts wissen“; daraus folgte: „Die ganze Kultur ist ausgestorben.“

Die Aussage „Die Minderheit war die Elite“, scheint als Ausdruck für eine ambivalente Meinung unter den Informanten, man könnte von „multiplen Identitäten“ sprechen. Eine weitere Beschreibung deutscher Dörfer: „reiche Leute, Bauern mit Feld“ ist von den Informanten auch mit Endogamie verbunden, nach Erfahrung jedoch nur vom eigenen Dorf. Sie bilden eine Elite, im Gegensatz zu „arme Leute“ und Gruppen wie Rumänen und Roma.

Bauern waren in allen Ländern und Zeiten bestrebt, bei Heiraten ihren Besitz zusammenzuhalten; dies ist eher eine allgemeine soziale als eine nationale Endogamie; in der deutschen Minderheitensituation mag diese Neigung zum sozialen Abschluss nur stärker ausgeprägt gewesen sein und einen ethnischen Charakter angenommen haben.(Kommentar Thomas Schürmann)

Die Dörfer in Banat sind ausgeprägte ländliche Dörfer, die sich im Kontrast zur Stadt sehen, die von „Intellektuellen“ bewohnt ist.

Das Wort „Nation“ (Nationalität, national) verknüpfen die Informanten mit allen Sprach- und Volksgruppen: „alle drei Nationen“. Das formt ein Bild von Einheitlichkeit. Unter „Kultur“ versteht man die klassischen Formen wie Theater und Musik und keine ethnologischen bedeutungsstiftenden und dynamischen Kulturbegriffe.

Wo ist die Heimat?

Die „Orientierung der Erinnerung“ ist im Vorausgegangenen durch die Gestaltung des Raumes, der Zeit und der Menschen beschrieben worden. Die Frage ist nun, wie der zweite Teil der Überschrift, die „Landschaft des Verlustes“, in Bezug zum Begriff „Heimat“ zu setzen ist. Es ist bemerkenswert, dass das Wort „Heimat“ nicht so frequent gebraucht wird, wie man vielleicht vermuten könnte, sondern eher situations- und zeitgebunden. Der Theologe und Historiker Martin Roos spricht in seinem großen Werk über Maria Radna von „unserer Heimat“, wobei dies sich vielleicht mehr auf das Kloster und das Ziel der Pilgerreise, auch im religiösen Sinne, bezieht. Der sehr lebendige Mönch Placidus, der „durch alle Gemeinden gewandert“ ist, verwendet das Wort nur in einem abschließenden Satz: Diejenigen, die in der Verbannung stets an Haus und Heimat dachten, gingen leicht zugrunde. „Dreimal verloren“.

Das Wort Heimat hat für die Informanten offenbar eine höchst individuelle Bedeutung. Wer weggezogen ist und Sehnsucht verspürt, hat „immer

Heimweh“, wer zeitweise an den Geburtsort zurückkehrt fragt sich: „Wo bin ich zu Hause?“ und kennt die Antwort nicht. Eine Erklärung dafür kann so lauten: „genealogisch ist man sentimental“. Aber die Interviews zeugen auch von einem Gefühl des Fremdseins in Deutschland. Häufig hört man von denen, die geblieben sind, „Der Heim ist der Heim“. Diese Meinung der im Dorf gebliebenen Einwohner ist weniger problematisch. Es werden noch weitere Beispiele im nächsten Kapitel folgen.

Der Philosoph Christoph Türcke hat in seiner fundierten Analyse über das Heimat-Phänomen über den Begriff „Heimat“ gesagt, dass dieser nicht direkt aus dem Deutschen in andere Sprachen übersetzt werden könne; er entspreche nicht der Bedeutung des autoritätsgebundenen „patria“ oder geographischen Begriffen wie „native place“ bzw. „homeland“. Außerdem sei „Heimat“ durch die Geschichte sehr vorbelastet, so wie es auch vieldeutig sei und im „Zwielicht“ lebe. Türckes Begriff „Heimat“ bezieht sich auf Kindheit, Nation, Globus und Heimatkunde. Seine Analyse des Verlustes von Heimat ist, in Bezug auf die Banater Schwaben, sehr aufschlussreich.

Das Heimatdorf verliert seine Selbstverständlichkeit und wird zu einem kostbaren Besitz, wenn man es verlässt oder verliert. Solange es existiert, wird es kaum wahrgenommen, ungefähr so wie die Luft, die man atmet. „Auch was man an Selbstverständlichkeiten hat, an vertrauten Räumen und Dingen, Verhaltensweisen und Gesichtern, bemerkt man erst, wenn sie einem fehlen, wenn man sich ständig erklären und seine Umgebung unablässig befragen und prüfen muss.“ Für die Informanten aus dem Banat kann das Verlustgefühl mit einer Vertreibung aus dem Land verglichen werden, wengleich es weniger dramatisch ist: „Ganz ernst wird es aber bei Vertreibungen, die aus einer angestammten Umgebung herausreißen und mit Flucht, Auffanglagern und Asylanträgen Bekanntschaft machen lassen.“ – „Schätzen lernt man Heimat erst, wenn man sie verloren hat.“

Über die Dörfer des Banats sind zahlreiche „Heimatbücher“ herausgegeben worden. Diese genauen Dokumentationen der Geographie, Geschichte, der Völker und des Dialektes sind von Schwaben im Exil geschrieben und in Deutschland publiziert worden, und sie basieren auf den Erinnerungen der Autoren und den Kontakten mit den Verbliebenen. So wie lokale Korporationen Europa als allzu groß und abstrakt empfinden, insbesondere beim Sport (Türcke gibt deutsche Beispiele), und den Namen mit dem Ort vervollständigen (Bayern München), sind auch die Namen Banater Schwaben und Siebenbürgen-Deutschen (Sachsen) Beispiele für das „Lokal-Heimatliche“ – „demonstrativ im Namen“.

Das ist, so Türcke, nicht nur eine regionale Bezeichnung, sondern bezeichnet eine ethnische Einheit, einen Kern mit eigenen Sitten, Gebräuchen und einer eigenen Kultur. In einer Welt der Globalisierung entsteht ein „qualitativ neuer Lokalpatriotismus“. Das bereits früher erwähnte Banater-Treffen in Ulm kann

ebenfalls als Beispiel einer solchen ethnischen Einheit gelten. Das ist der gemeinsame „Erfahrungsraum“, den man (dadurch) zurückgewinnt. Dies ist kein simpler Regionalismus, sondern eher ein subtiles Gefühl. Es reicht weiter über die nationale Grenzen hinaus und wird als gemeinsame Verantwortung für Gegenwärtiges und Vergangenes empfunden. Die Geschichte, die Kriege, politische und ideologischen Machtsysteme haben ihre Opfer gefordert. Das erfordert eine stetige kollektive Erinnerungsarbeit. Heimatbücher und Heimattreffen der Banater Schwaben können demnach als ritualisierte Kräfte (in Bewegung) bezeichnet werden (vgl. Türcke 2006, S. 7f., 26f., 42, 57, 62 und 64–80).

Die „Anarchie“ der Erinnerung

Die Lebensgeschichten in diesem Kapitel lesen sich wie eine Art kollektiver Gedächtnisarbeit; sie weisen sowohl ethnischen Stolz als auch traditionsgebundenes Heimatbewusstsein auf. Die in ihnen spürbare Wehmut bezieht sich dabei nicht so sehr auf den Verlust des Raumes als auf das aufgelöste soziale Gefüge, das geprägt war von gegenseitigem Vertrauen, Loyalität, gegenseitigen Verpflichtungen und Familienbanden. Das Leben, das Türcke beschreibt, wie „Gemeinschaftspraktiken, die einst Teil der Linken waren“ und „nunmehr zu leeren Schatten von Gemeinschaft“ geworden sind, zeigt, dass es in der heutigen fragmentierten und individualistischen Gesellschaft nicht mehr erlebbar ist, sondern der Vergangenheit angehört. In den Erinnerungen ist die Härte des früheren Lebens leicht aus dem Blick geraten.

Für die Historikerin Judith Pollman sind die zentralen Fragen: Was machen die Menschen mit ihrer Erinnerung? Und was machen sie aus den Erinnerungen? Im post-modernen, globalisierten Kontext erscheint die Gegenwart, angesichts des überall wachsenden Nationalismus, nicht. In der Gegenwart bezieht sie den Erinnerungsprozess auf das Lokale, betont dabei aber, wie die Geschichte gleichzeitig globaler und lokaler erscheint, die Erinnerung demokratischer und gleichzeitig individueller. Es herrscht ein „lively traffic“ zwischen den verschiedenen Formen des kollektiven Gedächtnisses. Diese „Anarchie der Erinnerung“ hilft auch zu verstehen, warum das Nationale in vormodernen Gesellschaften als rhetorisches Mittel genutzt werden konnte, ohne alternative Möglichkeiten des Denkens über die Vergangenheit zu behindern. Die Erinnerung und die Gedanken über das Lokale, sind in Ritualen verankert und religiös wie räumlich in der Landschaft untermauert. Die Erzählungen in diesem Buch können auch als Beispiele für die Anarchie der Erinnerung gelten (vgl. Pollman 2017, S. 117 etc.).



Mariaradna Die Basilika



St. Johannes von Nepomuk Schutzpatron des Banates



Informanten in Mariaradna Alfred Anton Ferenczi
und Margareta Anton



Mariaradna Pater Placidus Josef Harnisch



Margaretha Német



Wallfahrt am 15 August, Mariä Himmelfahrt. Die Blumenthaler von Deutschland.

Souveniren für Pilger



Kapitel 4: Die letzten Mohikaner

Der zentrale Ort des Forschungsprojekts, ein Zentrum der katholischen Bevölkerung in diesem Teil des Banats, ist die kleine Stadt Lippa (Lipova) am Fluss Maros. Südlich und westlich von Lippa liegen eine Reihe früher deutsche Dörfer, die in den Jahren 1998 bis 2000 Gegenstand der Feldforschung und Interviews waren. In südwestlicher Richtung, nach Temesvár (Temesburg, Timisoara) hin, trifft man zuerst auf das Dorf Neudorf (ung. Temesújfalu), dann folgen Aljos, Blumenthal (Masloc), Fibisch und Bruckenau (Hidasliget) sowie Giarmata (Temesgyarmat), heute Vororte von Temesvár.

In nordwestlicher Richtung führt der Weg von Neudorf zu der früher vorwiegend ungarischen Stadt Arad. An diesem Weg liegen die Dörfer Guttenbrunn (Temeshidegkut, Zabrani), Traunau, Schöndorf (Szépfalu), Engelsbrunn und Neuarad (Angyalkút). Einige kleine deutsche Dörfer liegen direkt südlich von Neudorf, im Bezirk Bogda: Altringen, Charlottenburg und Königshof. Zwischen Neudorf und Altringen liegt das ganz rumänische Dorf Chesint. In den drei deutschen Dörfern waren keine Deutschsprachigen mehr anzutreffen, interviewt wurden zwei Einwohner aus Königshof, die heute in Lippa wohnen, und einer in Karlsruhe in Deutschland (siehe Kapitel 7). Die Informanten sahen diese Dörfer in ihrer Erinnerung als früher ausgeprägt deutschsprachige, „rein deutsche Dörfer“, obwohl dort auch Ungarn, von alters her ansässige und später zugezogene Rumänen sowie Roma wohnten.

Die erhaltenen Dorfpläne im Hofkammerarchiv in Wien zeigen anschaulich, wie Guttenbrunn, Neudorf und Schöndorf in den Jahren 1764–1768 als symmetrische Reihendörfer angelegt wurden, an einer Hauptstraße entlang, mit der Kirche im Mittelpunkt. Obwohl sich die Gegenden in den 1970er und 80er Jahren entvölkerten und die Höfe aufgegeben wurden, war die Dorfform auch in den 1990er Jahren deutlich zu erkennen. Auch die Kirchen waren erhalten, sie wurden von den Dorfbewohnern mit Unterstützung des Gemeindezentrums in Lippa gepflegt und genutzt.

Ein Werk über Handwerk und Brauchtum in der Reihe „Beiträge zur Volkskunde der Banater Schwaben“ (1975) enthält den kurzen Artikel „Der Lebenskreis in Neudorf/Lippa“. Der Verfasser Hans Harle, der vermutlich aus dem Dorf stammt, hat Personen befragt und auch die lokalen Archive in Neudorf und Guttenbrunn verwendet. Über die Geschichte des Dorfes erfahren wir, dass es gegen Ende der Türkenherrschaft eine ältere rumänische Ansiedlung in der Gegend gab. Im Jahr 1765 wurde Neudorf, dank der Aktivität eines Salzbergwerksunternehmers aus Lippa, Edler Buchholtz Neumann, angelegt und für 148 „schwäbische Kolonistenfamilien aus Lothringen“ in neu gebauten

Häusern an drei Straßen Platz geschaffen. Zu jedem Haus gehörten auch 32 Joch Acker (Pflugland). Eine Schule wurde 1798 gebaut, eine neue wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet und 1941 verstaatlicht. In den 1930er Jahren hatte die Schule sechs Klassen.

Der Unternehmer Neumann wurde auch Gutsbesitzer, möglicherweise wurde das Dorf Neudorf nach ihm benannt. Ein Kastell errichtete 1798 Etvenesí Lovász Sigismund, „Obergespann“ im Komitat Temesch und Anführer des ungarischen Adels im Kampf gegen Napoleon. In diesem Schloss starb 1809 die Schwester von Kaiser Franz, Erzherzogin Maria Anna Ferdinanda von Habsburg. Ihr Grab und das des Gutsherrn sind in der Kirche erhalten, ein Informant zeigte sie uns. Das Gut ging später in den Besitz der Grafen Zelenski über, die von den Dorfbewohnern Abgaben erhoben. Infolge der Agrarreform und der Enteignung des Gutes 1923 verließ der Adel Neudorf. Unter sowjetischer Herrschaft wurde das Schloss 1944 für die Einquartierung genutzt und später abgerissen. Die Wirtschaftsgebäude dienten danach als Lager für die Kolchose.

Der Schwerpunkt in Harles Artikel liegt auf der Beschreibung der Bräuche zu den verschiedenen Lebensereignissen von der Geburt bis zum Tod, auf den häufigsten Familiennamen, Redensarten, Jahresfesten und der Speisenkultur. Landwirtschaft und Handwerk waren die Haupterwerbszweige, verarmte Bauern arbeiteten als Tagelöhner. „Das Dorf ist auch heute noch eine Gemeinschaft, die an Bräuchen und ungeschriebenen Verhaltensnormen festhält“, endet der Artikel (Harle in Gehl 1975, S. 122–133).

Dies war vor der Emigration, die Ende der 1980er Jahre dazu führte, dass die deutschsprachige Einwohnerschaft dezimiert wurde und allmählich verschwand. Dieses Geschehen war sehr aktuell und sogar ein heikles Thema, wie wir bei den Feldforschungen 1997–2000 erfuhren. Die älteren Informanten erinnerten sich jedoch an das harmonische Dorfleben, das der Artikel schildert, auch die Grafen Zelenski und das Schloss lebten in ihrer Erinnerung fort.

1. Eine Neudorfer Familiengeschichte

Prolog – Die Kindheit. Die Schöne Kirweih und andere heilige Feste. – Die Verschleppung (1945). – Die Kriegsjahre, die Russen kommen. – Die Kollektivierung. – Die junge Generation. – Sprachen, Dorfleben, Umgebung. – Auf der Flucht in die Freiheit. – „Es war ein deutsches Dorf“ – Deutschland – das Paradies – Heimat und Heimweh – Kultur im Aussterben? – Der Friedhof

Prolog

An einem Sonntag im August 1998 wird der finnischen Forschergruppe angeboten, die Angestellten der katholischen Gemeinde in Lippa zu begleiten. Sie werden in den Dörfern Neudorf und Schöndorf die Messe feiern. Es handelt sich um den Gemeindepriester László Wonerth, die Vorsitzende des Hilfszentrums Casa Hildegardis, Dr. theol. Imogene Thietze, und den Kantor István Strenger. In der Kirche in Neudorf sitzen zwei deutsche und drei ungarische Frauen, insgesamt etwa zehn Personen. Auf der rechten Seite die deutschen, auf der linken die ungarischen, weiter hinten jüngere Personen. Die Liturgie während der Messe wird in deutscher, ungarischer und lateinischer Sprache gehalten, die Predigt auf deutsch. Nach der Messe versammelt Herr Wonerth die ungarischen und deutschen Frauen für ein Foto und sagt lachend: „Die letzten Mohikaner“. Eine der deutschen Frauen interessiert sich für unseren Vorschlag, ein Interview zu führen, und bittet uns sofort auf ihren Hof. Es ist die Bauersfrau Elisabeth(a) Petré, geb. Freistrober 1931 (E.P.). Wir treffen dort auch ihren rumänischen Mann, ihre alte Mutter Barbara Freistrober (B.F.), geb. Grünwald in Guttenbrunn 1910, und den älteren Sohn Walter Petré (W.P.), geb. 1950 in Neudorf. Ein jüngerer Sohn lebt, nach mehreren dramatischen Fluchtversuchen, in Deutschland. Drei deutsche Generationen in einer Familie gibt es nicht mehr so häufig.

Nach der Vorstellung berichtet Frau Elisabetha (E.P.) über das Schicksal der Familie. Sie erzählt lebhaft, mit Überlegungen, Wiederholungen, oft assoziativ. Das macht das Interview teilweise unzusammenhängend, weshalb einzelne Partien in diesem Text gestrichen wurden. Der Sohn Walter (W.P.) und die Mutter Barbara (B.F.) hören aufmerksam zu, ergänzen, erklären und stellen richtig, manchmal sind sie anderer Ansicht, was das Gespräch lebendig, aber unübersichtlich macht. Die für die Gegend charakteristische Delabialisierung schlägt sich in der Sprache nieder (Stück > Stick, Schöndorf > Schendorf, Glück > Glick, können > kennen, führen > fihren, früh > frih etc.).

„Das Dorf war schön, waren viele Deutsche, drei Viertel war Deutsche, ein Viertel Rumäne, und jetzt ist umgekehrt, hier sind wenig deutsche, sind nur drei Familie ganz deutsche, und dann sind noch sieben Familie, wo mit Rumäne verheiratet sind und wo mit Ungarn verheirat sind.“ – Sprachen? – „Ja, wir sprechen deutsch hier, ich mit meine Kinder, mein Mann rät rumänisch, weil er

ist ein Rumäne, und die Nachbarn, manche was jetzt deutsche sind, die sprechen auch rumänisch mit ihre Kinder weil der Vater Rumäne ist, kennen gar nicht deutsch. Wir haben die Kinder, bis in die achte Klasse waren sie in der deutschen Schule, und dann nachher waren sie in der rumänischen, so kennen sie alles, rumänisch und deutsch.“ – Deutsche Schule? – „Ja, bis zu acht Klassen war in Lippa. Zuerst, früher, war hier in Neudorf bis acht Klassen, dann war nicht mehr viel Kinder. Später, in der Ceaucescu Zeit, dann waren nun mehr fünf Klassen ... aber Deutsche sind von zwei Jahre keine mehr, deutsche Klassen hier, weil es sind nur eins-zwei Kind, und die gehen nach Lippa, wo ist eine deutsche Schule. – Nein, in Guttenbrunn ist keine deutsche Schule auch nicht mehr, nur in Lippa noch erste, zweite Klasse, glaube ich, so etwas.“ – Frau Petré hat als Kind nicht Ungarisch gelernt. – „Meine Mutter...“ – B.F.: „Ja, wir haben gelernt, aber wir haben nicht kennen sprechen, so. Do war ein Aufseher, der hat mir so Acht geben, auf die ganze Gasse, wer mit wem Deutsch rät, haben nicht dorfen ... nur ungarisch, (als sie klein war), ja, und dann, wenn wir hinaus sind für spielen, unter der Schule ... wo man hinaus wechselte auf die Gasse (Pause), und dann war der Seher, Aufseher dort (g)standen und schaut, wie wir sprechen, und mir haben nicht können, so haben mir so zusammen und haben gar nichts (g)sprochen, wann man nicht haben können. Und dann, ist das so geblieben. Wenn Minuten hinein sein wieder in die Schule, dann haben man müssen dort not sprechen, aber nicht deutsch, auch nicht, ungarisch hat man sollen, dann haben man ein, zwei Wort verstanden (ge)hapt, des haben man (im) not gesagt, und dann war wieder nixt mehr. Und so hat man nixt sprochen. Und so war es, do war allehand.“ – Gefährlich, deutsch zu sprechen? – „Jah, jah, jah. Gar nicht mir sollen in der Schule deutsch nicht sprechen. Nur ungarisch und mir an 'do (?) nicht kennen. Haben verstanden, haben nichts machen kennen.“ – Wann war das? – „Ach Gotte, wann war das? Zehn Jahre war ich, und '10 bin ich auf die Welt gekommen, um tausendneunhundertzehn. Und dann war (dauerte) das – zwanzig, nein das war dann sieben, acht Jahr.“ – E.P.: „Tausendneunhundertachtzehn war das.“ (Bis dahin war das Gebiet ein Teil Ungarns).

Waren alle Leute im Dorf miteinander bekannt?

E.P.: „Ja, ja, waren viele Bauern im Dorf, hier meistens Bauern – mein Cousin, er hat gehabt 120 Joch Feld, dort wo die Kollektiv ist, vis-à-vis die Kirche an der Gasse, der war der reichste in Dorf, mein Cousin, und er hat Geiß Johann geheiß, er ist auch in Deutschland. Und seine zwei Söhne, der eine ist in Frankreich, der ist Doktor-Ingenieur, und der andere, arbeitet so, weiß (nicht), wo er arbeitet. Und die anderen waren auch, dann die haben auch 24 Joch Feld gehabt. Mein Vater war auch Bauer, nicht so Großbauer, die Großbauern, die haben vierzig bis fünfzig Joch Feld gehabt.“ – Barbara Freistober bestätigt, dass auch ihr Vater Bauer war. ... E.P.: „Haben Pferde gehabt, zwei Pferde, zwei Kühe, Schweine als zehn bis zwanzig, so denn noch ein Ring, so ein großes von der Kuhhalle.“ – B.F.: „Und so missen abgeben ..“(Für die alte Bäuerin ist das

Gedächtnis an die Enteignung noch eine schwere Sache). – E.P.: „*Und dann ist die Demokratie gekommen, dann haben sie uns die Kuh genommen ohne Geld, und ein junges Sticker Rindfleisch haben wir auch müssen geben ohne Geld.*“ – W.P.: „*Kommunismus! nicht Demokratie! (lachen) – In 1948.*“ – Gab es auch Handwerker hier im Dorf? – „*Ja war Schuster, zwei, drei Schuster waren, und Tischler waren zwei, drei, und Wangner waren zwei, und Schmidt, was die Pferde so eisen, drei Schmidt war es, zwei, drei, glaube ich.*“ – Auch deutschsprechende? – „*Jaa, ja, ja, deutsch, deutsch – alles deutsch.*“ – Rumänen? – „*Die Rumänen waren alle, was hier gewohnt haben, in einen Teil, die haben alle Deutsch gekannt. Die waren so wie wir, haben gekocht so wie wir, haben alles von uns gelernt und alles (mit Nachdruck) – Ja, ja, auch Bauern ja, waren fleißig auch. No, wie jetzt ist es ja nixt mehr (traurig).*“

„Die Leute sind alle fort auf Deutschland.“ – B.F.: „*Und jetzt wollen sie alle zur(ü)ck.* – E.P.: *Jetzt wollen viele zurück, jetzt weinen, sie haben Heimweh. Jetzt kommen sie alle Jahre, und bleiben sie ein Monat, manche haben nicht wohin, dann wollen sie auch zu Fremden kommen, und – so habe ich auch gesagt – ich kann sie nicht nehmen, meine ganze Nachbarn wollten kommen, aber es geht nicht. Man ist auch schon, 67 Jahre bin ich, meine Mutter 88, und dann kann ich nicht mehr alles pflegen. Meine Schwägerin war ein Monat hier, jetzt kommt mein Sohn ein Monat - und das kostet auch Geld! Man muss doch die Gäste bewirten, wie es gehört, und das Fleisch ist teuer jetzt, dreißigtausend ein Kilo Fleisch, und wann man im Herbst, wenn wir schlachten, haben wir zwei Schweine, ja, und das soll dann reichen für das ganze Jahr. Wir haben das in der Kühlgrube bringt. Na, und so ist das, schwer.*“

Wann hatte diese Auswanderung angefangen? – W.P.: „*In der sechziger Jahre. – So, etwas ja.*“ – W.P.: „*Fünfundsechzig haben sie angefangen auszuwandern, vier, drei Familien, sie haben bestochen, manche haben mit Mark dann, 10 000 für eine Person, von darüben, was Freunde gehalten dann (in Deutschland). Haben dann von der Bank das Geld genommen, und haben hier geschickt, jetzt können sie doch schlucken, bis sie was zurückgeben. Eine Familie brauchen sie, eine Frau war hier, 70 000 Mark, hat sie gesagt, ihre ganze Familie. Schwiegereltern haben gegeben von drüben, haben genommen von der Bank, dass sie kommen fort. Wollen sie alle fort auf einmal. Eine war über die andere. Und jetzt haben sich viele namens, wenn sie gewusst hatten, wie es dort ist ... und auch alles überfüllt und so fremde Menschen, Schwarze und alles. – Ja, die Neudorfer sind zerstreut überall, in Landshut, in Frankfurt, in Nürnberg sind viele ... Ingolstadt, Regensburg sind auch, und in Baden-Baden sind Nachbarn da, in Landshut sind die andere Nachbarn.*“ – EP erzählt noch von den Emigranten und Hausverkäufen, Geldsummen, Abzahlung in 25 Jahren, Schulden usw. – „*Sehr schwer.*“

Sie sind nicht gefahren? – E.P.: „*Ich nicht. Ich war schon einmal auf Besuch im 60, und meine Mutter im 65, dann hat mein Großvater noch gelebt – gestorben – mein Onkel ist noch drüben, ist in München. Und mein Cousine, habe ich noch*

Cousine drüben, etliche. – Noch der Sohn ist jetzt drüben, in Augsburg. “ (der jüngere Sohn der Informantin).

Warum sind Sie nicht gefahren? – *„Weil ich habe gesehen, wie drüben war, wie dort alles ist, und dann habe ich gesagt: ‚Ich kann meine Heimat nicht verlassen‘, bin da gewohnt, und wenn ich dort bin, dann möchte ich alle Tage weinen und dort sterben vor Sehnsucht und vor alles. Die Kirche hier, die Kirche gehen wir doch alles Sonntag, und wir haben einen guten Priester, ein fleißigen Priester, er hat neun Gemeinde, ist auch sehr angestrengt, aber – wir haben schon zehn Priester gehabt, doch eine gehabt, er kann doch alle Sprachen, drei Sprachen. “ – War früher Gottesdienst nur in deutscher Sprache? – *„Ja, nur in deutsch. Ja, und jetzt ist in drei Sprachen. “**

Die Kindheit. Die schöne Kirweih und andere heilige Feste.

Kehren wir zurück zu Ihrer Kindheit, erzählen Sie bitte über die Neudorfer Sprache! – E.P.: *„Wir haben sieben Klassen gahabt, wie ich in der Schule war... “* – Dort haben Sie Hochdeutsch gelernt? – *„Ja, nach der Schrift haben wir dort gesprochen, nicht wie wir – schwäbisch (WP) sprechen. – Wir waren dann bei der Kirwei(h), bei uns, so lang ich war, war keine Kirwei nicht, – Kirweifest –, meine Söhne, alle zwei waren bei der Kirwei, dreimal ein jeder, wenn sie dann am achzehn Jahre sind, da war jedes Jahr Kirwei. Wer gewollt hat, war dabei, –aber sie waren immer dabei, er und mein ander Sohn. “* – Als Sie jung waren? – *„Es war Kirwei, aber da waren schon schwere Zeiten, die Leute ab Russland, und so, und dann war nix, war eine lange Zeit keine Kirwei, die Leute waren drau... viele waren in Russland, viele in Deutschland. “* – Als Ihre Mutter jung war? – *„Ja, damals war Kirwei. “* – BF, sekundiert von der Tochter: *„Was kann ich sagen, was kann ich sagen. Ein, zwei Jahr war ich bei der Kirwei, und dann, war nur so dann, immer alle Sonntag, war Tanz immer, im Wirtshaus, es war ein großes Wirtshaus, in Guttenbrunn, ein große Saal, na, und dort war Blechmusik, war, die war von Guttenbrunn die Musik, und dort waren, aber dann später schon nicht mehr. Dann ist es so immer zurückgangen, alles. Ist schon anderes Regime kommen, und dann war Schluss. “* – Was bedeutet Kirweih? – E.P.: *„Ein Trachtenfest. “* – Erzählen Sie, wie es passiert. – *„Ja, es ist sehr schön, das Kirweifest, dann laden man alle Gäste ein. Die Mädchen haben so schöne Kleider, gestärkte bügeln alles, viele Röcke haben sie gestärkt so, und oben ein Seidenkleid, und dann weiße Schürzen, und ein Bichel zu ein Tuch mit Fransen so. Alle Farben, grün oder rot, wie man all schon will, und das war sehr schön bei der Kirwei. “* – Noch 1957/58 war Kirwei, so lange, wie die Leute noch da waren. – *„Im Sommer, immer am 2. Juli, da ist mein Sohn, mein Jünger (zeigt Bilder), und das ist die Cousine. “* – (Kommentar zu der Kleidung). *„Der Sohn hat Anzug und hat ein Hut mit Band und mit Blumen daherum, und das Mädchen hat die gestärkte Kleider, einen weißen Schürzen, und ein Band herunder und ein Bickel an, ein Bickel, so ein Tuch, sagt man.*

Und auf dem Kopf haben so ein Krantz, die Mädchen, ein Kränzel so ein kleines. – W.P. zeigt die Fotos – *„Ist noch von frühere Zeiten“, und erklärt: „Die Bänder hatte man von Schönheit, Schmuck (die Mutter E.P. und Großmutter B.F. erklären zusammen) In jeden Dorf ist eine andere Tracht, in Guttenbrunn sind die Röcke, ganz fein, so klein sind sie, und sind wunderschön.“* – Es gab Unterschiede in der Größe des Kopftuchs zwischen Guttenbrunn und Neudorf. – *„Und in Lippa ist die Tracht ziemlich so wie in Neudorf. Und in Guttenbrunn ist sie anders, auch so die Röcke gestärkt, alles nur feine Falten so, lang, bis auf die Erde, ziemlich. Und in Sankt Anna hier, und in Schöndorf und in Engelsbrunn, dort ist die Tracht anders, sie haben anders dann wieder (beschreibt Unterschiede in der Form von Röcken, geblümte Kleider und Tuch, Farben, Haartracht und andere Details).*

„In Paulisch, darüber die Marosch, ist auch andere Tracht gewesen. So ein jedes Dorf hat eine andere Tracht gehabt!“ (Beschreibt noch die Tracht in Sankt Anna und Paulis: Bänder und geflochtene Zöpfe). – *„Allerhand Trachten waren hier (lachen). Es war sehr schön!“* – Wer hat sie gemacht? – *„Alte Frauen waren so, was das gebügelt haben, und was verstanden haben, wie zu nähen und zu machen, das haben nicht ein jeder gebügelt kennt, das ist ... das alles Stärke, das alles stark war ... ist gebügelt, das war schön, wunderschön.“* – Die Tracht war nur bei der Kirwei in Gebrauch. Im Alltag? – *„Nur, schwäbische Kleider so, schwäbisch. Dunkle Kleider haben die alte Frauen gehabt, dunkelblau mit bisschen weiß darin, oder schwarz und weiß und so, waren die schwäbische Frauen angezogen. – Die, was dann, wie soll ich sagen, Herrenschwaben, so wie ich jetzt angezogen bin. Waren so Näderinnen auch, so was genäht haben für die Leute.“*

Untereinander kommentieren Elisabeth Petré und ihr Sohn Walter in ihrem Dialekt und zeigen dem Forscher Bilder. Sie beschreiben mit Hilfe von Fotos den Kirweihzug, den Marsch mit der Musik, den Vortänzer, den Nachtänzer mit Kopftuch, den Rundgang im Dorf, in der Kirche, die Buben mit Rosmareinstrauß, die Messe, den Mittag, den Tanz, den Ball, die Verlosung des Schafbocks und die Felizitierung. – Kirweih war in Neudorf am Sonntag, dem 2. Juli. Walter Petré hat dreimal teilgenommen, 1966, 1967 und 1968. Damals gab es 13 Paare, alle Deutsche, Mädchen und Buben. Die Musikanten sind aus anderen Dörfern gekommen, aus Arad, aus Glogowatz, es gab ein Streichorchester. Die haben gespielt und gesungen.

Gab es hier früher andere Feste im Jahreslauf?

E.P.: *„Die Prozession, wenn wir auf Radna sind gegangen, am 8. September. Sind wir immer gewallfahrtet auf Radna, den Wallfahrtsort dort. Waren die Leute, die Jungen, die Alte, alles und die Kinder, alles mit Kreuz, mit den Fahnen, – haben wir Fahnen gehabt, und alles war sehr schön. Und die Musik war früher, jetzt schon seit das Ceaucescu-Zeit war keine Musik mehr – war schon alles nix mehr.“*

Schutzpatron von Neudorf? – (Unklar) – E.P.: *„Florian war für das Feuer bei uns, gefeiert, er war doch rückwärts in der Kirche. – Ja, Antonius und Florian (in der Kirche).“* – W.P.: *„Florian ist der Feuerwehrpatron, ja. – Wir wallfahrten in der Kirche (Maria Radna), dann haben wir Mittag gegessen neben der Kirche, haben wir schöne Dinge gekauft, da waren so kleine Häuschen, wo die Leute gekauft, Geschenke, für die Kinder halten ... Maria Heimsuchen ist am 2. Juli (Kirweihzeit). Bei uns haben sie gesagt: ‚Das ist das Pfarrfest.‘ Waren immer drei bis vier Priester hier eingeladen, waren in der Kirche, wenn das Amt war, früher.*

Ja, und Fronleichnam war auch bei uns sehr schön, dann haben wir immer auf der Gasse, im mitten Weg, auf den Fahrweg waren Sträuße gesteckt, und in die Fenster haben wir Blumen gehabt.“ – B.F.: *„In der Mitte ist die Prozession gegangen...“* – E.P.: *„Ein jeder Bauer hat ein Gras gemäht und hat gestreut auf den ganzen Weg war’s Gras gestreut. Und dass die Prozession gegangen mit der Musik früher, war schön dann im Dorf. Ein jeder Kapelle, vier Kapelle (bei der Kirche), herumgegangen, die Prozession, das andere Jahr der andere. Und in der Mittulgasse, wo die Kirche ist, sind wir dann herunter, und so einmal (he)rum. In den vier Ecken war eine Kapelle, mit Blumen...“* – W.P.: *„Wo die Statuen darin, die Maria...“* – E.P.: *„Und das Kreuz, so alles eingeweiht, und drinnen war ein Korb für Blumen, ... immer haben wir uns Blumen genommen, und abends nach zu Hause in Stach gesteckt und in Stall, und für die Viehe(r), dass kein Blitz einschlagt. In jede Kapelle ein Paar Blumen genommen.“*

Nach Radna zu Fuß gegangen? – *„Ja, zu Fuß bis Radna und zu Fuß nach Hause, acht Kilometer ist das. Am Morgen, zum sieben Uhr sind wir da weggegangen, und mittags, so um ein Uhr, sind wir schon zu Hause, – ein Uhr sind wir weggegangen, und zwei Uhr waren wir schon zu Hause. Dann waren noch bisschen in die Kirche, sind in die Kirche gegangen und dann war’s aus. Anzug war Sonntagskleider. Und waren dann die Marienkinder, die kleine Kinder, was in der Schule waren, in der ersten, zweite Klasse, die haben weiße Kleider gehabt, einen kleinen weißen Fahnen, weil das waren die Mariakinder. Und war die größere Jugend, die so 18 waren, die haben die Maria (Statue) getragen, die, was dort in der Kirche steht. Und dann haben sie dann getragen bis Radna, die Maria, und nach Hause haben sie sich dann gefihrt mit Wagen, weil sie schon müde waren, die Mädchen. Wenn sie nach Hause kommen sind, dann haben sie die Mädchen getragen.“* – B.F.: *„Die Mädchen waren im weiß angezogen, und (ge)stärkt (die Anzüge).“* – E.P.: *„Weiß angezogen, auch bei der Kirchweih, die größere Mädchen, es war so im 1940–1945, weil um 1945 sind die alle Leute auf Russland, die Junge, verschleppt...“*

Die Verschleppung (1945)

„Viele von diesem Dorf, gestorben sind so, glaube ich 15 Männer von hier im Russland, die haben viel Zigaretten geraucht und nichts gegessen, waren

gestorben. War auch nichts zu essen, schwere Lager war es, sind viel gearbeitet, und kein zu essen. – Mit die Männer schon sind, dann haben sie Zigaretten geraucht anstatt essen, und so sind sie gestorben dort. Und dann junges Mädchen mit 18 Jahre sind auch so im Zug gestorben, wenn sie niedergefahren sind, hat gepackenes Fleisch gegessen. Das war von den Toden schon, von Hunger haben sie das gegessen und sind gestorben. Und noch glaube ich, zwei Frauen von hier, von Dorf sind gestorben. Und das andere waren nur Männer, so Buben, so Jungen mit 25 Jahre waren auch. Zwei oder drei sind Junge, Burschen gestorben, auch drüben. – Von diesem Haus nicht, nein, nur mein Vater ist in 1946 gestorben, mein Vater von diesem Haus. “

War das der Anfang von diesem Aussterben der deutschen Kultur? Kann man das so sagen? – E.P.: *„Ja, ja, da waren sie viele auf Russland, die Junge alle ziemlich, dann waren wir Kinder, Ich war 14 Jahre alt, mir haben sie nicht mehr genommen.“* – B.F.: *„Ja, sie haben schon wollen so.“*(!) – E.P.: *„Ich habe mich versteckt, ich war dann schon versteckt. Weil sie haben gesagt: Ich bin stark, ich war auch so viel kräftig, und die, was dann die kräftig war, die wollen sie auch nehmen. So haben sie mich versteckt, so im Boden, Heuboden, und so ... Ich war dann versteckt, mich haben sie dann nicht genommen.“* – B.F.: *„Ja, aber sie haben wollen, sie haben tun...“* – E.P.: *„Ich war einmal hier gestanden, sind sie hereingekommen, haben mich angeschaut, hat der Russ gesagt ich bin ja gut zu arbeiten dort in Russland, ich bin stark. Dann hat der Rumäne, zum Glick hat er gesagt, der rumänische Polizist: ‚Ah, die ist noch zu jung, dies ist erst 14 Jahre alt, ist noch zu jung.‘ Na, dann sind sie fortgegangen, und damals war ich dann nur versteckt, haben sie nicht mehr... In jede Woche herum (ge)gangen, wie die Leute schon fort waren, suchen noch, und waren auch versteckt auch, zwei, drei Frauen von Dorf, die waren versteckt im Wald herumgelaufen, und in der Hütten auf dem Feld, wo so eine Hütte war, waren sie in der Nacht, und wann Tag sind dann, in der Nacht sind sie dann nach Haus gekommen, und haben sich versteckt und bei den Tag auch, in Keller oder wo’s war.“*

Wie lange dauerte diese Unsicherheit? – *„Ich glaub, so ein Monat, zwei oder drei Wochen sind sie herumgelaufen und suchen, wollten sie noch mehr nehmen, nur Deutsche. Und die was Rumänen geheiratet, die haben sie nicht geholt. Manche schon, aber manche nicht.“* – Ihr Vater? – *„Mein Vater war damals, er hat noch gelebt in 1946. – Nein, er war nicht genommen.“*

Die Kriegsjahre – Die Russen kommen

„Sie haben unsere Pferde genommen, da war doch dann der Krieg schon kommen.“ – B.F.: *„Und er (ihr Mann) ist mit den Wagen und mit Pferd bis Guttenbrunn...“* – E.P.: *„Mit Munition, mein Vater bis Guttenbrunn gefahren, wir haben schöne Pferde gehabt, und dass die Pferde zurückgekommen von den Militär, mit der Munition von Lippa bis Guttenbrunn mitfahrt und von Guttenbrunn bis Lippa. Wenn das Militär gekommt, die rumänische, und haben*

sie gesagt: ‚Wenn er bei der Pferde bleibt, beim Wagen‘, dann bekommen wir die zurück. Dann ist er mit dem Militär gefahren, sie will angezogen, so dass wir zurückbekommen haben ja wieder. – In acht Tage ist es schon strenger geworden, müsste er schon über Nacht zu Hause kommen, ist alles in Stick gelassen, haben sie schon geschossen. Ist alles im Militär, die Front... Und dann waren wir, die Frauen, wie die Russen kommen, sind alle versteckt auf dem Boden, Stallboden...“ – B.F.: „Im Keller und in der Speicher und...“ E.P.: „Mein Vater hat immer im Stall geschlafen, und im Stall wir waren oben am Boden. Und dann sind sie herumgelaufen, die Russen, Frauen suchen, dann war das gerade, wenn sie einmarschieren sind. Und einmal ist auch eine der hereingekommen, der war betrunken. Mein Vater war gerade im Hof, und hat er nicht mehr kennen weglaufen. Dann hat der Russ gesagt, er soll kommen und soll ins Zimmer eingehen, war doch alles abgesperrt. Dann musste mein Vater am Fenster herein krabbeln, die Kästen aufmachen, der Kasten, wo die Kleider sind, es war’s nicht darin. Wir haben schon alles in Keller versteckt gehabt, dann haben wir eine großes Fass Bier im Keller getan und laut der Sockel so alte Kleider umgeschmissen, dann haben sie geglaubt, da war schon jemand, schauen, dass nicht an die Kleider kommen dort. Und Frucht, und Getreide haben wir versteckt und Mehl und Salz – alles in Keller. Dass die Russen es nicht nehmen. Wenn sie hätten genommen, haben wir nichts mehr zu essen. Die Schinken von Schwein geschlacht, und Mehl und alles, haben wir im Keller versteckt, eine großes Fass mit Bier oben darauf, und dann haben sie das nicht kennen holen dort. Na, dann hat mein Vater gesagt wenn er hin war, hat gesagt der Russ: ‚No, warum sind keine Kleider hier (im Zimmer)?‘ Er hat schon verstanden, aber hat gesagt: er weiß nicht. Er soll wieder hinaus. Wir haben so hinterhin gehoben (?). Der Vater sagte, er hat so eine Angst gehabt, na jetzt sind wir zusammen. Dann, wie er aus war, dann ist der Russ aus, und hat geflucht und ist fort. Hat mein Vater gesagt, er sperrt das Tür ab und nicht mehr aus, wenn sie kommen.

Wir waren immer versteckt am Boden, dann haben wir müssen im Garten ein Graben. Ein tiefen Graben machen, wenn’s Flugzeug kommt mit den Bomben, dass wir dort uns verstecken beim Tag, waren wir auch dort in der Erde versteckt. War allerhand (lacht)!“

Wie war der Vater dann gestorben? – Frau Petré erzählt, spontan, fragmentarisch, von der Krankheit des Vaters, von einem Unglück und schwerer Mühsal. Es war im Jahr 1946.

„Mein Vater, wir haben ein neuer Wagen gehabt zum Fahren mit der Pferde, und da war unser Nachbar, der war Kriegsinvalid, der hat nur einen Fuß gehabt. Und dann haben sie nicht genommen (nennt den Namen), die sind herumgegangen, er war so eine Kommission Rumänen, die haben das genommen von den Bauern, alles, was noch war, nach dem Krieg, Pflug und allerhand. Und dann hat mein Vater sie so schwer abgehoben mit ein schweren Wagen – dass sie nicht finden, wenn sie kommen holen, und auf ist mein Vater

so krank geworden, dass hat sie so viel gehoben, dann hat er Krebs in der Beine gehabt. Dann war er über ein Monat in Spital, dann wieder zu Hause von Krankenhaus, und so ist er dann eine Operation gehabt und ist so gestorben – von vielen Herumschleppen.“ Die Rede kommt noch auf die Mühe mit den Russen, als der Vater versuchte, Heu und Lebensmittel zu retten.

Die Kollektivierung

Hat man all Ihr Eigentum... – E.P.: *„Ja, genommen! Getreide... und...“* – Wo arbeiteten Sie dann, und wo wohnten Sie dann? – *„Da haben wir gewohnt, aber wir haben dann bei der Kosta, bei der Firma, was hier ist, der ist ja noch. Da haben wir dann Mais gehabt, mit der Hacke und den vierten Haufen von den Mais haben wir bekommen im Herbst.“* – War es eine Kolchose hier? – *„Kolchose war dann auch, und Firma war, zwei Firmas waren. Kolchose gearbeitet und Firma.“* – W.P.: *„Staatsgenossenschaft, Kollektivwirtschaft.“* – Kamen auch Kolonisten hierher? – *„Ja, hier sind viele, von Moldova, von Oltenien, von da oben.“* – E.P.: *„Sind alle daher gekommen jetzt und sind in der Kollektivarbeit gegangen, und bei der Kostat [Name der Staatsfirma] haben sie gearbeitet. Jetzt kaufen sie die Häuser von den Deutschen. Kaufen sie jetzt!“* – Wie lange dauerte diese Zeit? Haben Sie Eigentum zurückbekommen? – E.P.: *„Ja, jetzt, mein Mann hat drei Jahre Gericht gehabt jetzt – das Feld haben wir zurückbekommen, aber auch nicht alles, weil am Wasser, Marosch, da unten liegt das Feld, das gute Feld, das haben etliche von der Kollektiv, was große Herren war, und das haben sie das verteilt, und das ist jetzt geblieben, aber. Ich glaube, zehn Hektar, was bei der Firma oben ist, das haben wir jetzt bekommen, haben wir bekommen 400 Liter Schnaps für die drei Jahre, wo wir Gericht haben gehabt. Weil wir haben ja, wie es geheißen, hat bekommen Feld. Wir haben nicht genommen, weil es war die Rede, wir müssen das Feld bearbeiten selbst, und wir kennen doch, doch auch nicht mehr. Mein Mann ist 73, ich bin 67, und haben nicht gehabt, was mit arbeiten: Pferde keine, war es bezahlen, für ein Traktorist, wird das bezahlen, ein Traktor für Arbeit, das kostet ja viel Geld. Und so haben wir dann kein Feld genommen. Und jetzt hat mein Mann, weil sie gesagt haben alle, na, ihr holt's kein Feld, alle Leute, die Rumänen haben euer Feld, und ihr habt's kein Feld. Wir haben Rente, ich und mein Mann, haben Rente. Sie (die Mutter) hat keine Rente, weil sie war, mit der Kinder waren klein war, sie war zu Hause, da hat sie nur zwei, drei Jahre bei der Firma gearbeitet, und für das bekommt sie keine Rente, nur wenn sie fünf Jahre hätte gehabt, oder mehr wie fünf Jahre, hat sie jetzt keine Rente. Aber für rechts muss sie ja haben, altes Rente, aber sie bekommt nicht. Sie bekommt nicht! Hier bekommt man nicht!“* – Existiert nicht? – *„Nein, das ist kein.“* – Wohin bringt man dann Leute, die keine Familie haben? Kommen sie dort ins Kloster? – *„Ja, Altersheim sind, was niemand mehr haben, also alleinstehende Frauen oder Männer sind, die gehen dort ins Altenheim. Oder übergeben sie sich mit ihrem Haus einer rumänische Familie oder so, aber das ist auch nicht so gut.“*

Die junge Generation

Das Interview wird mit dem Sohn Walter Petré fortgesetzt: „*Ja, ich habe Professionalschule gemacht. In Craiova. Lehrschule, ich bin Elektriker.*“ – E.P.: „*Autoelektriker!*“ – W.P.: „*Wir arbeiten in Arad. Ich fahre jeden Tag nach Arad. Mit Bus, ja.*“ – E.P.: „*Der frih Fahrt, abends komm so... mit Bus ja, muss frih aufstehen.*“ – Sind Sie der jüngste Deutsche, hier mehr beinahe? – „*Sind noch jüngere, die so alt sind wie mein Bruder (nennt Namen).*“ – E.P.: „*Vierzig Jahre alt ist noch eine, eine hier. Und die andere (Namen) sind schon fort, Kameraden von mein ander Sohn... (nennt Namen), einer ist noch da... Ist auch rumänische Vater.*“

Walter Petré erzählt genau von seiner Ausbildung in Oltenien: „*Ja, also drei Jahre habe ich gemacht, von '65 bis '68. Dann, also das erste Jahr, war Internat, doch weit. Waren wir alle angezogen in Uniform, also das war Vorschrift, und das erste Jahr haben wir Spenglerei gemacht, also mit Umgehen mit Werkzeug, diesem Wesen. Und dann haben wir, drei Tage haben wir praktisch gemacht und drei Tage haben wir Schule gemacht. Und dann, im zweiten Jahr, dann haben wir praktisch gemacht. Also, wo die, in Werkstätten, in Autowerkstätten. Dort waren verschiedene Professionen, waren Schweißer, waren Spengler, Mechaniker und Elektriker. Und dann, am Schluss, die, wo dort waren gewesen, von dort, von der Nähe waren, die haben dann noch eine Ausbildung bekommen als ein Führerschein gemacht für LKW. Und das dritte Jahr haben wir nur praktisch gemacht. Haben so geschlafen dort im Internat. Essen war in der Kantine dort, und dann am Tag haben wir gearbeitet, von Morgen bis um drei Uhr, und dann haben wir Prüfung gegeben und so.*“ – Sie, vielleicht der einzige aus dieser Gegend? – „*Also von diesen Gegend, von hier von Neudorf, ich war der einzigste, meine Kollegen, die waren alle in Temeswar und...*“ – Deutsche? – „*Deutsche, ja, Deutsche. Ich bin dorthin gegangen.*“ – Arbeit in Arad? – „*Ja, ich habe gearbeitet, als Chauffeur habe ich gearbeitet, so dreizehn Jahre. In Glogowatz ist ein chemisches Kombinat, aber ist stillgelegt. Dort habe ich, sieben Jahre habe ich dort gearbeitet. Also ich war Chauffeur gewesen, Elektriker mit großen Lastverkehr, ein Auto, der war eingerichtet mit Schweiß, mit elektrisch gewesen. Ja, und jetzt arbeite ich auf mein Beruf, als Kart-Fahrzeug-Elektriker.*“

Sprachen, Dorfleben, Umgebung

Des Weiteren wird vom Dialekt im Dorf gesprochen. Der Forscher fragt, wie er klingt. Frau Petré und der Sohn sprechen, die alte Mutter kommentiert zwischendurch. Allmählich werden die Informanten müde, besonders Frau Petré, aber inhaltlich doch informativ. Die Antworten werden kürzer, die Pausen werden gegen Ende des Interviews länger.

E.P.: „*Ja, ... ist schwobisch. (Mit der Mutter): Mir solle schwobisch reten, sagt er. Wi rere so wi ta hom rede, so tu man rede halt. –No, was soll ich jetzt no*

sagen? – *War schein der Kerich sein.* “ – Der Forscher und Sohn Walter fordern Frau P. auf, zu erzählen, wie ihre Mutter anfangs hierher gekommen ist. – Das Gespräch wird weiter im Dialekt geführt, auch der Sohn spricht. Die alte Frau spricht hochdeutsch, es ist schwer für sie zu wechseln, die Tochter versucht zu aktivieren, stellt Fragen im Dialekt, wählt Themen von Arbeit und Bauernleben, aber die alte Frau Freistrober ist nicht bereit, Dialekt zu sprechen, die Situation erscheint ihr vielleicht als künstlich. Sie spricht doch zäh hochdeutsch, die Tochter übersetzt in den Dialekt. Der Sohn Walter findet es beschwerlich und schlägt neue Fragen vor. – Unterschied zwischen Neudorf und Guttenbrunn war es. E.P.: *„Die heve g’soot, nicht Saat...“* – B.F.: *„Wieder anders die Sproch, ich kann ja gar nicht mehr,... sau schein – Guttenbrunn.“* E.P.: *„Mir sagen ‚so schön‘, und sie sagen ‚sau schein‘, ‚sau schein ist des Darf – des Dorf‘. So sprechen die alte Guttenbrunner (lacht).“* – B.F.: *„Nicht nach der Schrift ist das.“* – E.P.: *„No jah, das ist schwowisch, ich sagt doch schwowisch, wie die Guttenbrunner rere. In ein jedem Dorf hat man anders geret.“*

Aber man verstand doch einander? – E.P.: *„Die Saderlacher hat man nicht verstanden, selten ein Wort, dass man die hat verstanden. Die Guttenbrunner hat man auch verstanden, aber auch nicht alles, die haben zum Beispiel mit der Milchstopf, sagen wir die Häng. Und die sagen ‚Heuvergeile‘ (Heugabel), was kann man gar nicht verstehen was es könne sein.“* – B.F.: *„Jo, Heuvergeile, die heben g’spielt ... E.P.: Und so ist allehand in Guttenbrunn.“*

Haben die Neudorfer untereinander geheiratet, oder nahm man eine Braut aus einem anderen Dorf? – E.P.: *„Ja, viele haben g(e)heirat von andere Dörfer, so wie meine Mutter, sind noch von Guttenbrunn da herein verheiratet gewesen. Und von Engelsbrunn und von Schendorf. Mein Sohn hat eine von Engelsbrunn, eine Frau, weil er war dort in der Arbeit. Und dann hat er von Engelsbrunn eine Frau geheiratet, ein Mädchen. (Sie ist auch deutsch).“* – Die alte Frau Freistrober spricht doch nicht schwobisch, trotz Ermunterung von der Tochter und dem Enkel, sie spricht nur hochdeutsch. Sie erzählt von einem Forscher, der Musik und den Dialekt dokumentiert hat und gefragt, wie man alles sagte.

Welche war die wichtigste Stadt hier? Wohin fuhren Sie mit ihren Produkten? – E.P.: *„An Lippa, jeden Samstag, wenn wir ein Küh haben gehabt. Milch, Butter und Käsen und das haben wir nach Lippa gefahren, min Wagen oder min Zug, ja mit Zug auch, des war weit der Station, viele hundert Meter kann man sagen, ist der Zug gefahren bis Lippa. Und mittag sind wir wieder mit ’n Zug nach Hause.“* – E.F.: *„Und manchmal ist eine von Neudorf mit Pferd gefahren, und er hat etliche Frauen mitgeholt, ist gezahlt wann. Da haben man so Käs verkauft, und Butter und ... das haben man alles verkauft, und es gut gezahlt worden. Und dann haben mir zurück gefahrt mit ihm, und am Samstag hat man gefahren. Aber schon die ganze Woche wird schon vorbereitet worden, mit dem Käs, und mit der Butter und mit der Milch, das alles geklappt hatten... Alles zu Hause gemacht, und nach Lippa auf der Markt, haben gefahren.“* – Was haben Sie in Lippa gekauft? – E.P.: *„Was man im Haus gebraucht, entweder ein Topf*

oder eine Schissel oder ein Kleid, etwas, was man gebraucht hat.“ – B.F.: „Frucht hat hinein g'fährt oder Kuckurus (Mais), des ist dort verkauft worden, und das man Geld hat gehabt.“ – E.P.: „Mais und Frucht, Getreide haben wir dann in Lippa verkauft, wenn wir viel gehabt, noch übrig gehabt, dann wir das Geld bekommen.“ – Und für das Geld kauften Sie auch Lebensmittel? – „Ja, ja, was man braucht, Zucker und solches.“ – Kaffee? – „Kaffee haben wir nicht so gegessen früher, Frangkaffee, er war die Hauptsache hier.“ – Die alte Frau erzählt von einem Geschäft in der Nähe von Schloss Schoimosch (Burgruine), wo man Ersatzkaffee bekommen hat: „Frang Kaffee... und weiter nirgends nixts mehr bekommen.“ – Im Jahr 1946 hat man mit den Roma Zucker getauscht, „die haben Zucker gebracht, und man hat Geld geben oder Schmalz von Schwein ... in '46 war das, nach der Krieg, und ... war schwer. Keine Kleider haben wir bekommen, für die Männer kein Material für die Hosen.“ Frau Petré erinnert sich noch fragmentarisch an andere Schwierigkeiten während der Kriegszeit und wie man zurechtkam.

Gab es früher auch Zigeuner hier im Dorf? – E.P.: „Nein, im Dorf waren keine, nur in Lippa, so auf der Seite, wo sie wohnen dort, in den alten Gassen dort. Sie sind dann gekommen, dann sie haben auch Material gehabt zum Verkaufen und...“ Die alte Gasse dort in der Nähe des Klosters, wo sie noch leben? – „Ja, ja.“ – Sesshafte Zigeuner? – „Ja, ja.“ – Aber waren es auch Zigeuner, die herumfahren? – „Ja, mit Wagen, ja... Federn und Flaschen kaufen, dann haben sie so Tiche, Nailontiche gegeben für die Flaschen oder Geld so, oder Geschirr so, wo man kochen tut und ..., allerhand war da.“

Hatten die Deutschen hier andere Häuser als die anderen Gruppen? Sind die deutschen Häuser von einem bestimmten Modell hier? (Die Frage des Forschers ist nicht verständlich.) – W.P.: „Diese haben ein eigenen Modell.“ – Beschreibung? – E.P.: „Ja, manche haben neue gebaut in '41 zum Beispiel, hat mein Großvater darüben bei der Kirche, wo der Borbath wohnt. Das ist meine Großvater sein Hauses, wo mein Vater geboren, das Haus. Und dort, die haben gebaut dann ein neues Haus ... und noch an der Gasse, in '41. Das waren die letzte, die noch gebaut waren. Sind keine mehr gebaut im Dorf, nur zwei Häuser. Früher, unser Haus war rückwärts gebaut, 1905, aber nicht wie andere Familien, wo wir es gekauft haben, und das ist 1800 vielleicht '90, so etwas, weiß nicht...“

Und ungarische Dörfer, wie sind die Häuser – ähnliche oder andere? (Die Frage des Forschers wird nicht verstanden.) – E.P.: „Auch schön, so wie unsere. ... Die Ungarn haben schöne Häuser, und rein und kennen gut kochen und alles, die Ungarn. – Nur die Rumänen so in den Dörfern, die kennen nicht, so die Sachsen – Die Sachsen kennen nicht so gut kochen. Da oben sind in Sibiu, in Herrmanstadt.“ – Hatte man dort früher Kontakte, oder war es eher unbekannt? – E.P.: „No, und waren die Leute dort so eine Familie dort verheirat und so ein jemand... War nicht so bekannt so, dass wir dorthin sind. Nur Lippa, Guttenbrunn, da ist noch ein rumänisches Dorf, Chesint, dort war unsere

Gemeindehaus auch eine Zeit, aber jetzt ist unsere Gemeindehaus in Guttenbrunn, wo wir alles unterschrieben, alles machen. – Chesint, rumänisch? – „*Ja, das ist ganz rumänisch, ein ganz rumänisches Dorf, sind keine Deutsche, nur Rumäne...*“ – Und war auch nicht früher deutsch? – Nein. – So, es ist so gemischt, verschiedene Völkergruppen? – E.P.: „*Nein, in Guttenbrunn, Neudorf, Engelsbrunn, Schendorf dort sind (jetzt) Rumäne, Deutsche. Hier war drei Viertel Deutsche, hier in Neudorf war nicht viel Rumäne. Ungarn waren auch, paar Familien und sind noch.*“

Alle haben einander gut verstanden? – E.P.: „*Jaa, die Rumänen mit den Deutschen, was hier war. Die haben die Sprache gekannt so wie wir. Und alles so, wie wir gemacht und... gut verstanden.* – B.F.: „*Und haben nichts gemacht.*“ – E.P.: „*Nichts gestohlen oder was Schlechtes gemacht.*“ – Kam das erst nach dem Krieg, dieser (Antagonismus)? – „*Ja, nach dem Krieg, der Ceausescu-Zeit, wenn alle Deutschen fort sind, sind die da von oben, von Moldova, Oltenien, sie sind all daher gewandert. Auf Neudorf, und auf Gutenbrunn, in alle Dörfer sind sie gewandert.*“ – Gibt es noch Deutsche in Guttenbrunn? – „*In Guttenbrunn, ich weiß nicht, der Herr Pfarrer hat gesagt einmal, es sind noch ... weißs nicht wieviel Deutsche, alte Leute, ein paar, hat er gesagt... manche haben gesagt ist, sind nunmehr acht, neun Frauen und zwei, drei Männer.* – Und wenn wir auf Guttenbrunn sind gefahren, da waren meine ganze Freunde (früher). Mein Großvater, mein Onkel, meine Cousine und alles, von der Mutter. Wenn wir aus Guttenbrunn sind gefahren, dann war alles voll, das Dorf, da ist dann seine gekommen auf der Gasse, die waren alle bei meiner Mann in der Arbeit, hier war die Plantage, wo die Bäume sind, die Obstbäume, und da war mein Mann immer, der war der Chef da, alles, was sie aufgeschrieben hat. Acht geben und alles gemacht. Und dann waren viele in der Arbeit von Guttenbrunn hier, und von Chesint kenne viele, von Guttenbrunn kennen ziemlich alle, die Leute. Sind auch alle fort. Alle sind sie fort.“

Sind Sie die einzige von Ihrer Familie hier? – E.P.: „*Ja, ja. Alle fort. Mein Bruder ist auch fort, er ist auch friher gestorben, Schwägerin ist noch...*“

Auf der Flucht in die Freiheit

Frau Petré erzählt sehr gefühlvoll, wie der jüngere Sohn aus Rumänien zu fliehen versucht hat. – „*Zweimal war eingesperrt, wollte eigentlich die Grenze schwarz. Und dann haben sie ihm gefangen an der Grenze, bei Hatzfeld (1977). Ist er in der Nacht über einen Graben, dort hinein, wollte er drüben und ist heruntergefallen, gerutscht in das Wasser. Da haben die Kontroll ihm gehört, und haben geleuchtet mit helles elektrisches Licht, und geschossen auf ihm. Und er wollte nicht stehenbleiben, und dann haben sich fallen gelassen. Dann sind sie gekommen – 13 (!) – haben sie auf ihn getreten und haben ihm verschlagen, und er hat gedacht – ‚na jetzt ist am Ende‘, hat er gesagt. Und dann haben sie ihm eingesperrt, haben wir eine Vorgab, Note, ausgenommen in Temeswar, und*

er war eingesperrt am zwei Monat. Dann ist eine Amnestie gekommen, und dann ist er hineingefallen in die Amnestie. Dann ist er herausgekommen, zwei Monat.

Und dann, glaub' ich, zweitens war es zwei Jahre oder drei Jahre. Ist er wieder durchgegangen! Er wollte gerade auf Deutschland (1981). Dann ist er wieder durchgegangen. Und dann haben sie in Ungarn gefangen, mit einem Bub von Bukarest, mit einen Jungen. Sie zwei waren, haben Rucksack, haben Buckel gehabt, wie sie gegangen sind, in Ungarn waren sie schon über der Grenze. Dann war der eine, was mit ihm war, hat Wasser eine alte Frau verlangt. Dann haben sie schon, die alte Frau das verrät' mit Telefon, sind sie nur paar Schritte gegangen auf der Gasse, schon ein Polizist mit Motorrad kommen und hat gefragt, wo sie hinwollen. Dann hat mein Sohn gesagt, sie sind von Esterreich kommen – Na wo ist sein Bulletin? – Hat das Bulletin gezeigt, dass er ist durchgegangen von hier, nieder wollte. Na, dann haben sie wieder eingesperrt, war er wieder sechs Wochen. Da war wieder Amnestie. “ – W.P.: „Das erste Mal war ein Jahr war eingesperrt, und zweite Mal war zwei Wochen. Und dann ist eine Amnestie gekommen.“ (Mutter und Sohn sind wegen der Amnestiezeit unterschiedlicher Auffassung; sie besprechen sich im Dialekt). – Der Sohn ist nach Hause gekommen. „Dann hat er gesagt, jetzt geht er nicht mehr. Dann habe er geheiratet in 1987. Und in 1989 ist er mit seine Frau, mit eine ganze Gruppe, zehn Personen. Sind sie zu Fuß gegangen, hat jemand geführt über die Grenze. Dann sind sie durchgekommen. Dann waren sie im Lager in Ungarn, ich glaube zehn Tage. Bis ihre Schritte alle ausgefolgt haben, dann sind sie auf Deutschland.“ – Das war nach der Revolution? – EP, W.P.: „Ja, ja – vor der Revolution, in September/Okttober, und in Dezember war die Revolution, in 1989. Dann hat man schon gewusst. – Haben sie ihm so verschlagen und getreten, er hat geglaubt er kommt nich davon nach Deutschland, werde zu Hause geblieben.“ – Der Sohn lebt in Augsburg, arbeitet im Verlag Weltbild.

„Es war ein deutsches Dorf“

Was glauben Sie über die deutsche Kultur hier, wird sie aussterben? – W.P.: „Ist ausgestorben, alles (traurig).“ – E.P.: „Schwer. Viel Feld liegt, wo gar nicht angebaut ist. Und die Rumäner wollen nicht so arbeiten, wie wir gearbeitet haben friher. Und wir kennen nicht mehr, wir sind alle über sechzig, über siebzig. Wir kennen nichts mehr, wir sind kaputt. Und lauter Norma hatten und an der Kostat dort, wo wir arbeiten, alles Norma, Norma, bis abends muss so und so viel machen oder kriegs kein Geld, und so. So sind die Leute alle kaputt gewesen, die was noch alt sind, die alte.“ – Ich danke vielmals für die Geschichte. – „Für Wünsch!“

Die Familie bietet etwas zu essen an, Kaffee. Der Forscher schlägt vor, Fotos zu machen. Die drei Informanten bejahen das gerne.

In den vier Jahren der Feldforschung besuchten wir mehrmals die Familie Petré in Neudorf. Das Dorf lag passend am Weg von und nach Lippa. Wir wurden jedes Mal sehr freundlich empfangen und mit Kaffee und Zwetschgenkuchen bewirtet. Man zeigte uns Fotoalben, die Zimmer im Haus, den Garten, die Haustiere. Auch eine Puppe in Neudorfer Tracht konnten wir fotografieren. Bei einem Besuch erklärte Elisabeth Petré jedoch, nicht alle im Dorf seien so freundlich gegenüber Fremden. An einem Sonntag machten wir mit Walter Petré einen Ausflug zu den Besiedlungen westlich von Arad, unter anderem zum serbisch-orthodoxen Kloster Munar, das am Weg zum ungarisch-deutschen Perjámos liegt.

Bei einem Interview im August 1999 machten wir einen Spaziergang in Neudorf, wo Walter Petré über das Dorf berichtete und uns auch die Kirche und den Friedhof zeigte. Bei dieser Gelegenheit berichtete Frau Petré spontan auch über die Arbeit des Sohnes als Elektriker in Arad, über die Nacharbeit, den langen und mühsamen Arbeitsweg, der dazu führte, dass er niemanden aus seiner Generation im Dorf kannte. Die ökonomische Lage der Firmen in Arad ist schlecht, z.B. die der Brotfabrik, in der er arbeitet; die Verschuldung ist hoch und der Abbau der Arbeitskräfte üblich. Sie berichtete ferner von den abgetakelten Autos, auch ausländische Marken, die ihr Sohn reparieren soll. Aber es gibt kein Geld, um Ersatzteile zu importieren, da die Schulden hoch sind. Der Sohn weiß nicht, was aus seinem Arbeitsplatz werden wird. *„Millionen sind zu zahlen, und dann von wo sollen sie dann noch ihre Leute zahlen, wenn sie kein Geld haben, nix!“* Frau Petré berichtet auch über Missernten, über eine Mühle in Arad und darüber, wie das Brotbacken mit schlechtem Getreide misslang. *„Allerhand Schweinerei hier, gefährlich!“*. In Neudorf betreiben zwar Rumänen Unternehmen, aber es gibt zu wenig Deutsche, drei, vier Familien, und alle sind zu alt und leben von der Rente. Sie hebt noch einmal hervor, dass ihre Mutter keine Rente bezieht, sondern Unterhalt von ihrer Tochter bekommt. Die Landwirtschaft der Familie umfasste früher 25 Joch Ackerland. Ihr Vater starb 1946, und da die Mutter in der Landwirtschaft tätig war, bekommt sie keine Rente. Man hat aber auch versucht, eine Altersrente für sie zu erwirken. Frau Petrés Mann war Weinbauchef und hatte beim Spritzen einen Augenschaden davongetragen, er ist jetzt pensioniert. *„Schlecht, – sind auch Leute auch hier, was nichts haben, was alles vertrinken.“*

*

Auf die Frage nach dem Herrenhof im Dorf erzählt Frau Petré, was sie von Älteren gehört hat. *„Ja, eine Kastell, die Kastell daneben, wo die Cemetée ist (cimetiére), ja eine große Kastell war hier. War ein, wie soll ich sagen, ein Grof und seine Frau (Zelenski). Und under der Strasse war so eine Tunnell, von darüben bis herin in Garten, bis an die Häuser da rückwärts. Dort war eine Gärtnerie, das war, hatte er sein, das war sein Garten, Gärtnerie bis eine Küche. Er hatte viel Angestellte gehabt, damals, und der Wald musste gekehrt werden. Wenn sauber macht, wenn in der Früh geht er immer spazieren mit seine*

Frau. Er ist immer fünf Schritte vor ihr gegangen und sie nach ihm gegangen. Ich habe eine Nachbarin hier gehabt, die schon auch jetzt sieben, acht Jahre gestorben ist, die war auch neunzig Jahre. Die war Gepin (unklar) dort oben, die war dort in der Arbeit. Und sie hat gesagt: In der Früh mussten sie alle, wenn Wald reinigen, die Wege, wenn er hinaufgegangen ist, dass Ordnung war. Er war immer so ein wenig böse, haben sie gesagt (lacht). Die Leute dort, was gearbeitet haben bei ihm. Da waren viele Wohnungen, ich glaube 30 oder 40 Zimmer waren, zwei Stock hat es gehabt War sehr schön, in 1940, wie das deutsche Militär gekommen ist, damals, wenn Krieg war, dann war alles sehr schön. Dann haben sie, wie soll ich sagen, Politik gehabt. So, die Jugend so was früher hat, aber nicht von hier von Dorf. Sind von Siebenbürgen und die waren so, Parteileit waren, die haben hier gewohnt dann, ... eine halb Jahre, ich kann mir nicht mehr erinnern. Da war alles sehr schön, sehr schön, sauber, alles voll Blumen rundherum. Und der Grof hat aber nicht mehr gelebt, er ist schon gestorben, in 1908, 1910, habe ich das gehört. Bin ich 1931 geboren. Als Kind, wie ich Kind war, ist jemand gestorben, und dort waren die ganze Schule, waren wir in der Kirche, wie er begraben ist, unten in die Kirche. Aber ich weiß nicht mehr, war es der Grof oder war es ein ander von dort. Die haben keine Kinder gehabt, so war immer die Rede. Er hat ein Reiter gehabt mit Pferd, ein von der Frau ein Sohn, und er war immer da bei ihn. Der ist dann auf Ungarn, dort ist er dann geblieben... Er wird ja auch schon gestorben. Es ist ja schon lange. Und der Grof, was hier war, ich kann nicht genau sagen, ich weiß das nicht, das wissen nur ältere Leute (so wie eine ältere Frau, die sie nennt).“ – Wurde das Kastell bewahrt? – „Nein das schon alles abgerissen! Alles ist abgerissen ... in der kommunistischen Zeit ist es alles abgerissen, die Leute haben die Ziegel von dort weggeführt und... ich weiß nicht, wo sie hin geführt haben, noch gebaut haben, da in der Nähe Lippa oder wo... Das ist alles damals abgerissen worden im Ceausescu-Zeit, wie der war.“ – Kein Park mehr? – „Nichts mehr, nichts mehr!“

Inzwischen ist der Sohn Walter nach Hause gekommen. Er hat die anderen Mitglieder der finnischen Forschergruppe bei einer ungarischen Familie im Dorf angetroffen. Er erzählt seiner Mutter davon im Dialekt. Sie sprechen auch von dem Vieh der Caritas, das jetzt im Dorf ist, und weiter von der schlechten ökonomischen Lage der Kolchosenfirma.

Walter Petré erzählt von dem Dorf heute folgendes: *„Sind also, viele sind am Feld, viele fahren in Lippa, Arbeit suchen. Die Konjunktur ist sehr schlecht, wissen sie ... Hier im Dorf, also Familien sind ungefähr 300. Und von diesen 300 Familien sind nur beigekommene, von der Moldau, von oben, von Siget, von Baja Mare, von Transsylvanien sind sie alle daher gekommen. Die Deutschen sind alle abgereist, sind fort, es ist ja nicht mehr gegangen. Schulen waren keine mehr, und sind... In Lippa glaube ich, sind noch vier Klassen Schulen. Und das Lyzeum und alles haben sie, wie soll ich ihnen sagen, alles aufgelöst.“ – Als sie Kind war, gab es noch eine Schule hier? – „Ja, es gab, es gab also in Neudorf*

vier Klassen, Klassen-Schule [Vierklassenschule], dann in Lippa, von der vierte bis zum achten, und war Lyzeum, deutsches Lyzeum auch gewesen. Und ungarische, ja die haben die deutsche Schule gemacht, in deutsche Sprache.“ – Walter Petré hat früher von seinem Schulbesuch erzählt, erst im Dorf, dann in Lippa und dann auf der Professionalschule in Craiova in Oltenien (siehe oben). Diese Ausbildung war in rumänischer Sprache. „Also, ich habe mich durchgeschlagen, wenn mein Vater ist eine Rumäne, verstehen sie. Wir haben beide Sprachen gesprochen, mit meine Mutter... das haben wir deutschen, mit ihm (der Vater) habe ich rumänisch gesprochen. War kein Problem.“ – Ungarisch? – „Ungarisch habe ich nicht, mit wem? Die Ungarn haben auch rumänische Schule gemacht, also die Kinder, wo damals waren, also in dem Jahrgang 1957. Ungarische Schule war hier absolut keine, war früher gewesen, wenn meine Großmutter in die Schule ist gegangen, aber ungarische Schule war keine. Die haben alle müssen rumänische Schule machen, so wie jetzt. Jetzt ist auch Streit, da oben in Klausenburg, in Cluj. Die Ungarn wollen eine Fakultät machen, also eine ungarische Fakultät, und die sind dagegen, verstehen Sie? Also das Parlament oder Senat, sind dagegen... das ist, ich weiß nicht, sowie zum Beispiel die Serben mit Kosovo. Solange Tito hat gelebt, war alles in Ordnung, wie ein Kommunist ist gekommen..., Tito war auch ein Kommunist gewesen, aber die Leute, hat ihnen Freiheit gegeben, Jugoslawien ist ein anderes Land. Und dann, seit zehn Jahre Zeit ist diese Milosevich, ist immer Streit, den Krieg, acht Wochen ist das schon beendet.“

Wieder Fragen nach der Schule im Dorf. Deutsche Kinder aus seinem Jahrgang waren in der Schule, in seiner Klasse 15: sechs Mädchen und neun Jungen (1957–61). – „Also das war, die erste Klasse, die zweite Klasse... waren so, immer waren, so die dreißig herum waren, man sieht auf den Bilder es, auf dem Kirwei, wieviel Paare waren gewesen. Sind alle fort.“

Deutschland, das Paradies – Heimat und Heimweh

„Also sie sind so, ungefähr vor der Revolution, vor '98, in der siebziger-achtziger Jahre hat der Aufschwung begonnen – die Auswanderung. Die sind alle, wissen's, mit Geld fort, gezahlt mit Mark, dass sie bekommen haben das Visum. Des war ja streng, nicht mal auf Besuch hast können fahren, wie das System damals war gewesen. Da, und dann nach der Revolution, dann waren sie alle schon fort gewesen. Sind noch ein paar, sind noch hinübergegangen, die letzten, wo waren gewesen.“ – In welche Richtungen fuhren sie? – „Also, meistens Bayern, in Bayern: Landshut, Augsburg, Nürnberg, in Ulm waren sie nicht, Regensburg... darum da, in diese Gegend.“ – Sie haben dort Arbeit bekommen? – „Ja, also qualifizierte Arbeit nicht, nur wenn sie um haben geschult, aber die meisten haben ja keine, die wollen ja Bauern, Landwirtschaft, haben sie betrieben (hier). In Fabriken unqualifizierte Arbeit, sie ist doch gegangen, damals haben man doch gut verdient in Deutschland. Aber jetzt ist

alles bleite, es ist auch sehr schwer. Findest keine Arbeit, ich höre alle Tage in der Deutschen Welle da. Nicht mal die Jungen finden Job, müssen zwei, drei Jahre warten. Auf Computer spezialisiert sind sie auf, also in diese Technik, in diese Branche, Energetik und Maschinenbau. Landwirtschaft ist in Deutschland auch, die Bauern sind ja auch arm. Die haben Vieh dort, haben kein Absatz, ist zu billig. So ist das.“ – Aber Sie sind nicht fortgegangen? – „Ich bin nicht, ich war auf Besuch gewesen in '92er, habe mich so angeschaut, wie es dort aussieht. Ich könnte dort nicht leben, zu viel – ich weiß nicht – zu viel ich weiß nicht, zu viel Stress dort, und die Luft ist nicht, alles ist verpestet dort, von diesen Autos! Man sieht, sieht sie ja in den Zeitungen, ich habe eine gehabt ... Und im Fernseh haben sie gezeigt. Alle die Krankenhäuser sind voll, alles ist verseucht dort. Viele chemische Kombinat sind, Luft ist nicht rein. Ist Industriebetrieb.“ – Die Leute, die dort fortgegangen sind von Neudorf, kommen sie zuweilen zurück? – „Also, zuweilen, momentan. Sie wollten schon zurückkommen, aber viele haben sich schon Häuser dort gebaut und haben ihre Rente, die wo früher sind gegangen. Aber jüngere, weiß nicht, ich habe ein Cousin, der hat gesagt, er will zurückkommen. Er war hier gewesen, hat gesagt, er will zurückkommen. Er hat gesagt, dort ist – er arbeitet bei der Siemens. Er hat gesagt: ‚Die Leute, wenn er, wenn ich in die Arbeit gehe, ich habe keine Namen mehr, ich bin nur mit Nummer – wie in Dachau, in Spandau, in Konzentrationslager, mit Nummer, du hast kein Name mehr. Und weiß nicht, bist du nicht sicher, auf morgen bekommst dein Zettel bist gekündigt, fertig, brauchen sie dich nicht mehr.‘ – Der die Rente darüber hat und sich ein Haus hat gebaut, also der schlägt sich noch durch, aber mit ihrem Lebensrhythmus, sie können, schwer ist zu anpassen. Mit ihrem Standard. Gut, die Jungen, die gewöhnt sich schneller. Aber die Alten, die können sich nicht anpassen dort. Sie sind dort auch gesehen als Flüchtlinge als ihr Land.“ – Häuser hier? – „Alles verkauft, mit einem Spottpreis, da sie damals gut waren. War das Geld, ist noch gegangen. Aber jetzt, alles haben sie dagelassen und verkaufen. Wer hereingezogen ist, haben alles kaputtgemacht. Alle Häuser, so sind sie.“ – Die Zurückgekommenen leben als Gäste hier? – „Ja, als Gäste, sind noch ein paar, die wo ihre Häuser nicht haben verkauft, die kommen, sind drüben, haben Rente, glaube ich, kommen als her. Zwei, drei Monaten bleiben sie hier, und fahren wieder zurück. Also die haben kein Problem, die kommen niemand auf Rücken.“ – Glauben Sie, dass die Neudorfer Heimweh haben? – „Also, Heimweh haben sie schon bestimmt! Bestimmt haben sie Heimweh, aber keine will das sagen, wissen Sie? Keine will das sagen! Wenn sie nicht Heimweh hätten, dann möchten sie nicht ein jedes Jahr herkommen, das ist. Also, wo Du geboren bist, dort sollst du bleiben, gehst in die Welt hinein ins Ungewisse.“ – Was finden sie gut hier im Neudorf? Heimat, und...? – „Das ist Heimat, ja ... Und wie sie fortgegangen sind, haben sie geweint und, ich sage: ‚Warum geht ihr fort, bleib doch hier!‘ Nein, Deutschland, Deutschland, alles nach Deutschland! Wenn darüber das Paradies wäre. Das Paradies ist nicht mehr. Das war Kriegsende gewesen, dann, Deutschland war doch bombardiert. Asche

und Schuld. Haben sie Hilfsarbeiter gebraucht, für das Aufbauen. Gearbeitet worden 24 und 24 Stunden. Mit dem Marshallplan, wenn kein Geld wäre in die Kasse hereingekommen, war nichts gewesen. Ja, das ist...“

Kultur im Aussterben?

Veränderungen im Dorf? – „Also, verändert nur im Sinne schlecht, schlecht. Im guten Sinne – nicht. Von Tag zu Tag gibt es noch schlecht. – Ist keine Arbeit, sind viele arbeitslos, und wenn keine Arbeit hast, von wo lebst? Alles, wenn Sie das Feld anschauen, ist gar nicht besetzt. Gras wächst so hoch. – Sie (die eingesiedelten neue Einwohner) haben die Felder zurückbekommen, sie haben sich gerauft um die Felder. Wenn sie zurückbekommen haben, dann haben sie erst eingesehen, wieviel Arbeit es kostet. Und die älteren Leute, die können ja gar nicht mehr arbeiten. Und die Jungen, die gehen gar nicht aufs Feld, die Jungen (gehen) in die Stadt, und es ist sehr schwer.“ – In Arad? – „Nein, fast alle sind sie nach Deutschland. Nur in Arad waren sie im Dienst gewesen, sind sie gefahren in der Dienst. Da war ja keine Möglichkeit, also ein Beruf kannst ausüben, waren viele Dreher, waren Tischler, also Schneiderei, die Mädchen, da haben, waren in Arad gearbeitet. Morgens gefahren mit Autobus und abends sind sie zurückgekommen. So war das. – Alles ist pleite.“

Die deutsche Kultur? – „Die deutsche Kultur... die deutsche Kultur wird so langsam aussterben. Wenn, sind ja keine Deutsche mehr. Und von Deutschland, also. Die kommen hier und investieren und. War Kultur-Zentrum, so wie in Temeswar, das Adam-Müller-Guttenbrunn-Zentrum ist. Aber sind wenig Deutsche und jetzt. Viele Rumäne, verstehen Sie, wollen jetzt, also gehen vom Kindern, die Kinder gehen schon in deutsche Schulen, dass sie eine Sprache lernen, außer der Muttersprache, also Rumänisch, also eine Sprache lernen als Investierung und denn nach, wer Kapazität hat, der kann sich gut ausbilden, aber kann Fortschritte machen. So weiß ich nicht, wie das kann gehen. Die Deutschen, die investieren das Geld darüben...“

Haben die Neudorfer in Deutschland einen eigenen Verein? – „In Deutschland ist Schwaben-Treffen, das ist in Ulm. Das ist so wie, das ist immer im September/Oktober, da treffen sie sich alle von Dorf. In Ulm ist das Schwaben-Treffen, dann kommen sie alle zusammen und sehen sich aus, und reden und so. Als Kultur ist die süddeutsche, die Banater Schwaben, ist eine Zeitung. Eine Zeitung haben herausgegeben für die Banater Schwaben. Die Sachsen, die sind ja nicht, die sind na oben in Norddeutschland, die meisten. Aber Sachsen sind noch hier, sind noch viele.“

Warum hatten sich die Siebenbürger Sachsen besser behauptet als die Schwaben, kann man das erklären? „Man kann das so ungefähr erklären: Dort in Siebenbürgen, also die Sachsen, die haben ... wie soll ich sagen? Hier im Banat also war nur Landwirtschaft, und dort war Industrie. Und die meisten haben gearbeitet, also in Sibiu (Hermannstadt), dort sind Fabriken. In Industrie

haben sie... Waren auch, nicht dass sie nicht besser waren ausgebildet wie die Schwaben, aber sie haben ein Vorsitzender gehabt in Parlament oben, am Ceaucescu seine Zeit. Und er hat Politik gemacht dort, und die haben sich dort gut durchgeschlagen. Aber, manche, also die Mehrheit, so wie man sagt, aber sind doch alle... viele fort, mit Kultur haben gearbeitet.“ – Ist die Landwirtschaft vor allem wegen des Kommunismus schwach und dann auch die Kultur? – „Also, man kann das nicht sagen (lacht). Hier ist gute Boden, sind gute Erträge, verstehen Sie, aber es ist nicht gezahlt... Und es war ja kein Eigentum, es war alles hier Landwirtschaft hier nur Produktionsgenossenschaft, kollektiviert war das, und der Staat hat profitiert, von dort ... So ist das.“

Welche Stadt war früher wichtiger, Temeswar oder Arad? – „Für Neudorf war, wie soll ich Ihnen das sagen, für Neudorf war Temeswar. In Temeswar, dort waren Schulen, Lyzeum, viele haben Lyzeum gemacht und Fakultät, aber in rumänische. Das deutsche Lenau-Lyzeum, das, was noch existiert... Mit dem Adam Müller-Guttenbrunn ist, dort haben sie ein Zentrum gemacht, und ist auch ein Konsulat...“ – WP hat vorige Woche gehört, dass die Angestellten einen Streik gemacht haben, weil sie nicht mehr finanziert werden. Ist ein Problem, wenn man auf Besuch nach Deutschland fahren möchte, muss man nach Bukarest fahren, um das Visum zu beantragen. „Ich weiß nicht, was sie noch erledigen, ob was wird oder was nichts wird. – Arad war auch, in Neuarad sind auch viele Deutsche. Die haben sich mit der Gärtnerei beschäftigt, die haben den ganzen Markt besorgt. Aber jetzt kommen sie von überall. Auch in Arad, in Arad war zum Ceaucescu seiner Zeit, die sind sie Morgen zum drei und vier Uhr mit kleine Wagen gefahren mit Knoblauch, mit Gemüse, sind noch gefahren bis oben dort in die Berge, bis nach Oradea, Klausenburg. Dort habe ich eine Frau getroffen, die war so schwäbisch angezogen, ich war im Auto dort gewesen, bin ich gerade gekommen, bin dort stehen geblieben. Habe ich gefragt von wo sie ist. Hat sie gesagt: ‚Von Neuarad. Sind sie auch von Arad?‘ Ich habe sie rumänisch gefragt. Ich habe gesagt: ‚Sicher bin ich von Arad, von deutsch!‘ – ‚Aah, du bist auch von Arad!‘ Dann habe ich sie mitgenommen. Sie hat ein paar Körbe dort gehabt, habe sie ins Auto mitgenommen, habe sie hergebracht. Sie hat [auf] ihren Sohn gewartet, der hat sie geführt mit dem Auto bis dorthin, und über drei Tage kommen sie ab von Arad, sie hat schon Verkauf gehabt, am Straßenrand. Also inich in der Stadt, vor einem Camping dort.

Ihre Verwandten kommen auch aus Deutschland zu Besuch hierher? – „Ja, mein Bruder möchte jetzt kommen, ich weiß nicht was, hat sich sein Programm geändert oder...?. Das kommen. Viele Verwandten, meine Tante, die war voriges Jahr hier, meine Mutter ihre Schwägerin. Es kommen schon, im Ferien kommt, die sind ja schon im Rente, wissen Sie? Von diesen Jungen, ich hatte einen Freund, der ist im Spanien jetzt, mein beste Kollege, ist mit Elektrotechnik, mit Computer so beschäftigt. Fahren in den ganzen Welt ... Lebt in Deutschland seit 1980.“ – WP erzählt von der Beschäftigung des Freundes, der in Deutschland eine Ingenieursausbildung gemacht hat.

*

Dem Informanten Walter Petré schlage ich einen Spaziergang im Dorf vor, u.a. um die Kirche zu sehen, und er stimmt gern zu. Er berichtet während des Spaziergangs, dass die Rumänen, die von alters her hier leben, viel von den Deutschen gelernt haben, aber diejenigen, die später kamen, von der Moldau, „*waren unzivilisiertes Volk*“. Es gab früher auch ansässige Rumänen im Dorf, und man findet sie auch jetzt noch, „*die haben alles kopiert von den Deutschen*“. „*Die waren Knechte gewesen, von den Deutschen, die waren arme gewesen. Die Knechte haben gegessen mit seinem Herr am Tisch, es war keine Differenzierung gewesen. Und die haben viel gelernt.*“ Das Verhältnis zwischen den Gruppen war sehr gut, es gab „*keinen Chauvinismus oder Rassismus, das hat sich nicht gegeben hier!*“ Die Ungarn hatten auch zu Ceauscescu Zeit ein gutes Verhältnis, „*war kein Verstoß*“. Aber nach der Revolution 1989 kam Hass gegen die Ungarn auf, es geht um Klausenburg (Kolozsvar, Cluj-Napoca), wo die Ungarn eigene Schulen und Rechte haben wollen. – In Neudorf waren die Deutschen in der Mehrheit, ca. 200 Familien, dann die Rumänen, Eingewanderte, ca. 80 bis 100 Familien, ansässige Ungarn gab es 20 bis 30 Familien. Er berichtet ferner darüber, wie das Dorf im 18. Jahrhundert gebaut wurde, einschließlich der Kirche im Jahr 1771. Das Dorf lag früher unten am Fluss Marosch, zwei Kilometer von hier, wurde aber wegen einer Überschwemmung weiter nach oben verlegt. Das geschah 1858. Ein typisches Dorf mit Initialen an den Hausgiebeln, er zeigt auf ein Beispiel: A F „*Anna Finse*“. „*War schön zu dieser Zeit...*“, *mit Kirweih, mit Unterhaltung und... aber jetzt ist nichts mehr*“.

Während des Spaziergangs zeigt Walter Petré die Feuerwehr, früher nur deutsche Feuerwehrleute, jetzt nur Rumänen, „*und nachlässigt alles, changiert...*“. Die Feuerwehr funktioniert, aber das Haus brennt doch ab, bevor man zusammenkommt (lacht), es ist eine zivile Feuerwehr. – Die Straßen im Dorf sind alle parallel angeordnet, die Straßen waren nur „*die Middelgass*“, also Mittelgasse, und dann ging es nach der Hausnummer. Wir sehen ferner das Dreifaltigkeitsmonument; es ist baufällig, da der Priester nicht auf alles achten kann, weil er so viel Arbeit mit der Renovierung dieser Kirche und Kirchen in mehreren Gemeinden hat. Jetzt wurde ein Viertel des Kirchendachs renoviert, weil es hereinregnete. Das Äußere ist renoviert, aber auch innen soll noch renoviert werden, angestrichen. Hier wird auch ein Stall für die Kühe der Caritas in Lipova gebaut. Er zeigt weiter auf den Berg Zaránd, zwei Kilometer dahinter der Fluss Marosch, der in Richtung Lipova fließt. – In Neudorf gab es einen Bahnhof, der jedoch nicht mehr existiert, „*demoliert*“. Die Mittelgasse ist die Hauptstraße. Hier gab es auch ein Kulturhaus, wo die Feste, Bälle und die Kirweih gefeiert wurden; „*alles verfallen*“. Die Schule stand oben, gegenüber der Kirche, dort arbeiteten zwei Lehrer, früher vier Lehrer, aber 1974 wurde die Schule geschlossen, „*hat sie die Schule ausgelöst, dann waren keine deutsche Kinder mehr*“. Die Kinder müssen zur deutschen Schule nach Lipova fahren, jetzt

gibt es nur eine rumänische Schule, keine ungarische Schule. Die ungarischen Kinder müssen alle in die rumänische Schule gehen, „*sind schon fast alle romanisiert, aber gut, ihre Sprache haben sie doch, die Ungarn. Ja so ist es.*“ – „*Es ist traurig, wenn man sieht, wie hier Ordnung war gewesen, schauen Sie hierher: Keine interessiert sich nicht mehr für das Grasabschneiden. Wir waren mit meine Mutter am Friedhof gewesen, sie hat so vierzig Gräber von Verwandten, die wo, wenn sie herkommen, wo ihre Angehörigen hier sind. Und auf diese passen wir auf. Vierzig!*“ – „*Ja, aber dort ist Arbeit, und nebenherum, das ist Gras, alles unterhalten.*“ Er nennt ferner die Letzte Gasse, hier ist die Post. Hier endet die Bahnstrecke von Radna nach Temeswar. Er klagt wieder darüber, dass niemand mehr interessiert ist. Wir sehen ein Haus mit der Jahreszahl 1955 am Giebel und den Versalien F E K, Franz und Eva Käfer, „*Franz – Eva – Käfer, die sind auch in Deutschland, sind aber gestorben, ihre Töchter leben noch. Der Staat hat die Besitzer ausbezahlt, das Haus zu „einem Spottpreis“ gekauft, als die Bewohner weggezogen. Das Haus blieb im Besitz des Staates und wurde vermietet, und jetzt steht es zum Verkauf. Es wäre besser gewesen, wenn das Haus sofort verkauft worden wäre, weil es in Schuss war, aber jetzt ist alles so teuer, das Material und alles, und so tut niemand mehr etwas, weil man das Haus nicht besitzt. Die Menschen sind faul, sie haben kein Interesse.*“

Der Friedhof

Wir kommen zum katholischen Friedhof. Walter Petré hat mit seiner Mutter viele der Gräber gepflegt. – Ich frage, was es bedeutet, dass die Oberfläche der Gräber zementiert ist. – „*Wenn sie zementiert sind, also das ist so eine Gräber – die (Leute) sind alle ausgewandert schon fort, hier kommt nicht mehr, niemand wird begraben auf diesem Platz.*“ – Ein Merkmal? – „*Ja, das ist beendet dass ist nur Andenken.*“ – WP weiß keine Antwort auf die Frage, ob dieser Brauch alt oder neu ist, aber es ist eine Folge dessen, dass die Menschen nicht mehr da sind. Noch vor vierzig Jahren wurde eines der Gräber genutzt. Er zeigt auf das Familiengrab des 1948 verstorbenen Großvaters mütterlicherseits und der Großmutter mütterlicherseits, die noch lebt. Wir treffen einen Bekannten, W.P.: „*Grüß Gott! Schauen Sie, hier ist noch jemand, ein Deutscher, mit dem man reden kann. – Herr Professor! Ein Deutscher!*“ – Wir sagen „*Grüß Gott*“ zu Herrn Franz Schuld, geboren 1920. Er wohnt weiterhin im Dorf. Er war fünfzehn Jahre in Deutschland, „*mit Krieg und alles*“. Jetzt lebt er allein, seine Frau ist tot, ebenso seine Eltern. „*Ich habe mich einem Rumänen übergeben, er war dort in der Nachbarschaft.*“ Der Grund war auch, dass er das Haus nicht mehr unterhalten konnte. Der Rumäne hat alles instandgesetzt und das Haus schön renoviert. – Herr Schuld berichtet, auf Bitte von Walter Petré, vom großen Kastell und von Graf Robert Zelenski und seinem Vorgänger Graf Lovász, beide sind in der Kirche bestattet. Wir sehen eine Grabkapelle, unter der Kirche, und andere Grabkapellen, ein Grab der Familie Reiz. Auch die Bauern hatten

stattliche Gräber, sie wirkten auch im Bankwesen. W.P.: *„Also, Herr Professor, hier war nur Landwirtschaft!“* – Herr Schuld: *„Von Neudorf hat eine Pfarrer gelernt, eine Lehrer und eine Doktor, wo ich mich erinnern kann. Weiter nichts, die anderen waren alle Bauern, so Professioniste nicht... früher haben da wenigstens sechs oder acht Friseur gelebt, und Wagnermeister, und Schmidtmeister. Alles mit Pferd gearbeitet worden, und jetzt geht mit Traktor – und geht nicht die Wirtschaft“*(lacht). – Wir sehen die ältesten Gräber, die Eisenkreuze haben. – *„Auf Wiedersehen – Alles Gute!“* – *„Danke!“* – Wir betrachten während des Spaziergangs noch mehrere Gräber mit deutschen Namen, mehrere sind verkommen. Auch Kreuze wurden gestohlen, von Zigeunern, wie es im Dorf heißt. Noch immer ziehen neue Einwohner in das Dorf, meist Rumänen, aber da es keine Arbeit gibt, ziehen sie wieder fort. Zigeuner gab es im Dorf früher nicht, heute ein paar Familien. In Lippa gab es Zigeuner und Juden. *„Zigeuner waren hier keine. Es war ein deutsches Dorf!“*
(Tonaufnahme 1998:7. 23.8, 1998; 1999:2. 4.8., 1999 Bo Lönnqvist)

2. Die Urahn – Das Ende

Eine lauter deutsche Gemeinde – Die Bauernfamilie, Männer und Frauen – Die Auswanderung. Heimat ist Heimat! – Die Verschleppungen.

Eine lauter deutsche Gemeinde

Im August 1997 haben wir den ehemaligen Bauern Peter Bickel (P.B.) besucht. Er ist 1930 in Neudorf geboren, lebt aber heute mit seiner Frau Margareta (M.B.) in einem Einfamilienhaus, zwei Straßen vom Caritas-Zentrum entfernt. Von dort holt Herr Bickel täglich Essensrationen, denn seine Frau ist schwerkrank, und sie brauchen praktische Hilfe. Margareta Bickel ist 1929 in Blumenthal geboren. Herr Bickel erinnert sich gut und erzählt gern vom Dorfleben, den Traditionen und dem Schicksal den Deutschen. Er kennt die Dörfer in südwestlicher Richtung und beschreibt den sprachlichen Charakter: das Nachbardorf zu Neudorf, Chesint, ist rumänisch, das nächste, Alios, rumänisch (war jedoch deutsch), Blumenthal ist deutsch und rumänisch, Fibisch war ungarisch und rumänisch, Bruckenau und Giarmata waren deutsche Dörfer in der Nähe von Temeswar, Dumbravita ist rumänisch. Es waren schwäbische Gemeinden bis Temeswar.

Er berichtet in lokaler Sprache (die typische Delabialisierung y>i, u >i). Die Rede ist nicht so leicht zu verstehen, umsonst unklar, wegen des schnellen Tempos und der verkürzten Form. Das Gespräch wurde infolgedessen meistens mit Fragen und Antworten geführt; es wird hier als ein Beispiel für die Erinnerungsmuster präsentiert.

Von seinem Geburtsdorf weiß er: *„Also, das Dorf war eine rein deutsche Gemeinde, ist im 1770, sind die Urahn hereingewandert, von Elsass-Lothringen, und das war ein rein deutsche Gemeinde, lauter Schwaben waren da, Schwabendörfer. Ihre Hauptbeschäftigung war Landwirtschaft. Die Anfang weiß ich nicht genau ... Noch unter Erfahren [=Erfahrung] von den Ureltern her, das war ein Sumpfsgebiet hier, Wald, und die haben das alles urbar gemacht. Viele sind gestorben, dann war Krankheit aufgetaucht, Missjahre und wieder schon gangen, viele sind zurückgegangen.“*

„Doch wie es urbar war , mit der Zeit, dann ist „die Wnde gekommen, die Jahre 1939 und 1940. Es waren doch guter Boden und reiche Leute, die Banater Heide, fruchtbarer Boden. 1941/42 sind die Männer nach Deutschland gegangen in die deutsche Armee, und sind nicht mehr zurückgekommen, sondern in Gefangenschaft geraten.“ So auch sein 1920 geborener Bruder. Er ist in Deutschland geblieben, nie wieder zurückgekommen. Er war 1990 auf Besuch gekommen, *„da war ja nicht mehr was von was“*. Er hat Familie, Haus, *„eine lenzige Existenz“*. – *„Weil wir waren die ersten, 1944, wir waren die Schuldige (am Krieg), wir haben aufbauen unter Stützung das Deutsche Reich, so war das*

da.“ Und dann ist angegangen, die Verfolgung, und wurde alles weggeholt, „die letzte Kuh, das Feld, wir haben 25 Hektar Feld. Die Pferde, die Geräte – alles weggenommen. Immer waren die Deutsche die Schuldige. Nach Baragan verschleppt, nach Russland verschleppt. Wir waren rechtlos.“

„In Neudorf waren 350 Einwohner, alles war deutsch, die ganze Gemeinde, die mitwohnende Nation Rumänen waren ganz wenig.“ – Was meint man mit Schwaben? – „Also diese, was damals hereingewandert sind von Deutschland, die haben sich da umsiedelt. Und dieses Gebiet, bis Temeswar und Arad, das waren lauter schwäbische Gemeinde.“ Herr Bickel betont häufig die Landwirtschaft als dominierenden Berufszweig, es waren aber auch Schmiede, Schuster und Schneider im Dorf. Die größten Höfe umfassten 30–50 Hektar, Höfe mit ungefähr 20–30 Hektar waren die größeren, mit fünf bis zehn Hektar die kleineren, Bauernwirtschaften. – Freie Bauern? – „Ja, natürlich! Keine Verpflichtung, waren nicht unterstellt nirgend...“ – Die Frau bemerkt noch, dass früher auch nicht alle Freie waren.

In Neudorf existierte eine siebenklassige Schule, überdies gab es Lyzeen in Arad und Temeswar. In der Volksschule waren 30 bis 50 Kinder, „waren nicht so kinderreiche Familien, zwei, drei, ein“. Meist hat man Leute vom Dorf geheiratet, mit denen man bekannt war. Immer sollte man sehen, was auch der Beruf war: Landwirtschaft. „Die, die aufgezeugnet [ausgebildet] waren, fahren in der Stadt.“ – Waren alle miteinander bekannt? – „Ja natürlich, da waren die Volksfeste: Kirwei, Gesangverein – großartig! Feuerwehrverein. Das war auch, war friher in Neudorf, ein Grof, hat ein Kastell, Graf Zelenski.“ Er war reich, besaß 99 Puszta [d.h. Flächen von sehr großem Ausmaß] Feld in verschiedenen Gegenden, zum größten Teil aber in Neudorf. „Die Viehzucht des Grafen, was da war in Neudorf war, an den Fluss, es war reine Luft. Jetzt ist schlecht.“ Das Kastell existierte noch bis zum Zweiten Weltkrieg, doch unter der kommunistischen Regierung hieß es: „Wir brauchen keine Eltern von Kapitalismus.“ Und dann endstanden eine Maschinenfabrik und eine Werkstatt zur Reparatur von Landmaschinen. Der Graf lebte zu dieser Zeit schon seit langem nicht mehr. Er wurde in der Neudorfer Kirche bestattet, ebenso die Prinzessin, die mit ihm verwandt war. So war das Kastell eine Zeitlang, bis zur NS-Zeit, ein „totes Gebäude“. „Danach war dort eine Mädchenschule unter der Volksgruppe, die „hitleristische“ Gruppe. Die haben es wieder instandgesetzt. Die Russen sind dann eingezogen, und so ist alles ..., die Kollektivierung ist gekommen. Das Kastell ist verschwunden, vernichtet und abgetragen.“ – Herr Bickel nennt auch die schöne Kirche, die mit Unterstützung aus der Schweiz renoviert worden ist, „gewesene Neudorfer, was in die Schweiz verheiratet sind, kommen ständig jedes Jahr“, und erwähnt über dies von Leute aus Deutschland.

Auf die Frage der Forscher nach dem Marienfest in Radna berichtet er, unterbrochen durch Ergänzungen seiner Frau, von dem Pilgerfest und den Prozessionen, mit Blechblasmusik, Tanzverein und der Wegstrecke, etwa acht Kilometer. Eine Frage nach den Gnadengaben in der Kirche in Radna inspiriert

den Informanten, die Geschichte des Marienbildes zu erzählen. Es war das Wunder, als es vor dem Feuer bewahrt wurde. Des Weiteren erzählt er die Geschichte der großen Gnadenkirche in Maria Radna. Auch der Kreuzweg hinter der Kirche mit den 14 Pilgerstationen ist bekannt. Davon weiß das Ehepaar Bickel folgendes: *„Jede Gemeinde hatte einen Wallfahrtstag und die Prozession nach Radna, und dann ist der Gottesdienst gefeiert worden, Messe mit Predigt, und Nachmittag war der Kreuzweg mit Gebete an jede Station, das war ja üblich ... Von jede Gemeinde, was gekommen ist nach Radna. Und dann waren auch die große Spenden, am Wallfahrt... besonders die Neuarader, die haben große Spenden für die Kirche.“* – Frage an den Forscher: *„Haben Sie die Bilder an die Bildergang gesehen?“* (im Kloster). – *Es sind „lauter Dankbilder“ [d.h. Votivgaben], die werden von Pilgern gespendet, die von Krankheit und Unglück erinnern, die geheilt sind, ein Unglück überlebt. Das ganze Jahr hindurch pflegt man diese Sitte, alle Sonntage.* Er nennt das Franziskanerkloster, jetzt ein Altenheim. *Das Nonnenkloster war in Lippa. Das kommunistische Regime hat die Klöster aufgelöst. Meist waren es Deutsche aus den Dörfern, die Gnadenbilder geschenkt haben: aus Neudorf, Schendorf, Engelsbrunn, meistens gespendet von Arad, Neuarad.* – In der Neudorfer Kirche feierte man die Kirwei, im Oktober, das waren die Hauptfeste, ein Erntedankfest. – *Jetzt sind nur zwei, drei deutsche Familien in Neudorf, alle sind ausgewandert. Rumänen von Gebirge sind zugewandert...* (hier wurde die Aufnahme wegen schlechter Tonqualität abgebrochen).

Die Bauernfamilie, Männer und Frauen

War es so, dass die Eltern über Hochzeiten entschieden haben? – Beide Informanten: *„Ja, ganz friher, ein Vermögen. Beispielerweise, wer dort hat dreißig bis vierzig Hektar, sie müssen auch getracht (Acht geben) hat, dass die, was ihm soll heiratet, dass die andere Seite so viel Grund hat, ja“* (lachen). – *Die Jungen könnten nicht dazu, obwohl sie manchmal wollten.* – MB: *„Und das war so eine gezwungene Heirat. War kein gutes Leben, doch nicht, nicht lange gedauert, auseinander...“* – Auch die Frauen arbeiten in der Landwirtschaft. Frau Bickel hat schwer gearbeitet, ist kaputt und leidet jetzt an Rheuma. Auch im Kollektiv hat sie gearbeitet; davon bezieht sie jetzt eine kleine Rente. Die Rente ist mit 75 000 Lei pro Monat sehr gering: ein Kilo Fleisch kostet 20 000, ein Brot 3500. Die Lebensmittel sind sehr teuer. Überhaupt sind die Landwirtschaftsrenten sehr dürftig. – *„Und dann haben sie etwas Feld (zurück)geben, ja, und das nützt alles nixt, es nützt uns gar nixt.“* Die Familie Bickel hat 25 Hektar besessen, und nach dem kommunistischen Gesetz sollten zehn Hektar Feld an die Familie zurückgegeben werden. *„Und was ist passiert? Die, was Feld berechtigt werden, haben zwei, drei Hektar gegeben, und die, was freie Felder besitzt, die hat man zehn Hektar gegeben.“* Peter Bickel hat ebenfalls zehn Hektar verlangt, aber er bekam dreieinhalb Hektar, in Neudorf.

Sie haben 60 Joch gehabt. Sie können es nicht bearbeiten, daher haben sie es an eine Genossenschaft abgeben, von der sie einen Anteil von Ernte bekommen.

Der Forscher will mehr über das Alltagsleben und den Tageslauf mehr wissen. Die Informanten werden jedoch augenscheinlich müde; vielleicht finden sie derartige Sachen auch nicht bemerkenswert genug, um darüber zu sprechen. Sie vergleichen jedoch die heutige mit den früheren Lage. Dabei antwortet der Mann gewöhnlich zuerst, dann ergänzt oder berichtigt bisweilen die Frau.

Auf die Frage, was sich an einem Tag abspielte, antworten beide, MB und PB: *„Arbeit war, war so ziemlich viel, in der Frih, Bauerarbeit.“* Am Morgen bereitete die Frau das Essen zu. Dann waren die Milchkühen (zu melken), zwei, drei, vier, und wieder Landwirtschaft. Heute ist alles modern, elektrische Melkerei, das war alles von Hand gemacht. Dann die Schweine füttern, dann Vorbereitung für das Feld. Kukuruz hacken (Mais). Sie nennen dann die Ernte, mit Sensen geschnitten, gebunden und die große Dreschmaschine, das lange Stroh. Auch mit dem Vieh gab es viel Arbeit. – *„Und wenn es ganz gut ist gegangen mit der Wirtschaft, dann ist der Kommunismus gekommen, hat alles enteignet, das ganze war Schluss. – Alles geht jetzt zugrund(e), ist kein Pferd, kein Gerät mehr für Arbeit.“* Die Leute sind alt und erschöpft.

Gab es bestimmte Speisen in Neudorf, die in anderen Dörfern nicht vorkamen? – *„Also, die Speisen waren bei den Schwaben ziemlich eins. Hauptsächlich war die Schweineschlacht. Das war in die Winderzeit, November/Dezember jener, kalte Jahreszeit. Zwei, drei, vier, wie groß die Familie war, die Wirtschaft. Und das ist dann gereicht worden für Aufbewahr, schon gespeckt und so fertig ausgebreit... Das Brot hat man selber gebackt, waren die Backöfen...“* – Auf die Frage, wie ein Neudorfer Haus aussieht, bemerkt Peter Bickel, dass es ähnlich wie die Häuser in Lippa beschaffen war. Er verweist auf die großen Bauernhäuser, mit Hof, Stallung und Schweineställen, und eine *„große Scheine war für das Hei aufbewahren“*. Die Wohnzimmer lagen zur Gasse hin. In einem großen Haus mit Wirtschaft wie bei den Bickels gab es zwei Sommerküchen und zwei Winterküchen sowie zwei Keller. Eine Familie konnte sieben oder mehr Kinder haben. Im Haus Peter Bickels lebten sowohl die Eltern als auch die Großeltern. Die Großeltern behielten ein Zimmer, eine Küche und Feld sowie fünf bis sechs Meter Holz pro Jahr, Weizen für Brot sowie ein halbes Schwein zum Unterhalt. *„So ist das von Generation zu Generation.“*

Auf die Frage, ob es Tagelöhner gab, nennt der Informant die Rumänen, die von einem Nachbardorf gekommen sind, drei bis vier Kilometer an der Straße nach Temeswar. Wahrscheinlich war es das Dorf Cesint (ein Bergdorf, erwähnt im vorigen Interview). Es waren arme Leute, und sie sind immer in der Frühe gekommen. Sie bekamen Essen und Geld. Es gab auch Knechte; sie kamen jährlich, Großknechte und Kleinknechte. Die Wirtschaft umfasste sechs, sieben, acht Pferde, drei bis vier Stück Vieh sowie Schweine; es war viel Arbeit. Der Hauptverdienst der Landwirtschaft war in letzterer Zeit die Schweinezucht und

das Schnapsbrennen aus Pflaumen. Man hatte drei, vier, fünf Joch Pflaumen, die zu Schnaps gebrannt wurden. Die Juden aus verschiedenen Orten hatten den Schnaps für ihre Gaststätten gekauft. Sie sind mit Lastwagen gekommen.

Auf die Frage, in welchen Sprachen sich die Deutschen mit den Rumänen verständigten, antwortet er, dass es früher Deutsch war, welches die Rumänen gelernt haben. Es gab auch Ungarn, viele Tagelöhner und ärmere Leute. Der Informant bemerkt noch, dass für eine Familie zusätzliche Arbeitskräfte in der Landwirtschaft nötig waren.

Die Auswanderung. Heimat ist Heimat!

In den 1980er- Jahren waren noch viele Deutsche in Neudorf, die meisten sind jedoch fort, 1989/90, noch vor der Revolution, und nach der Revolution ist die Mehrheit fort. – Die Ursache: „Hat die deutsche Nationalität, die war ganz deskuraschiert. Versprochen alles, aber gebt man nichts! Die Schwaben, die Deutschen, die Hauptberuf war Landwirtschaft. Kein Boden, gar nicht mehr. In der Kollektivwirtschaft es war ja auch gut“, für jene, die arbeiteten. Am Jahresende bekommt man seinen Teil von Getreide, Weizen, Kukuruz [Mais] und Geld. Es war jedoch schlecht, und die Leute fuhren weg, so entwickelte sich die Massenauswanderung nach Deutschland. In der kommunistischen Zeit war die Emigration ein Geschäft: Sie ging nur mit Geldzahlungen; man bekam die Ausreisepapiere für 10 000 Mark. Damals lebte noch über die Hälfte der Deutschen in Neudorf; heute gibt es nur noch zwei, drei Familien, „*rein deutsche*“. In Mischehen gibt es noch mehr, sie sind mit Rumänen und Ungarn verheiratet. Die Ausgewanderten leben ganz verstreut – „*das ist der Fehler*“ – zum Beispiel in Stuttgart, Ulm und an der Grenze zur Schweiz. „*Auf Besuch kommen sie jedes Jahr, meistens jedoch, die Friedhöfe (zu besuchen). Die Ältern, Großeltern sind dort begraben. Es gibt noch Bekannte, eine, zwei, die zurückgeblieben sind, die sie aufsuchen. Es sieht sich doch dat jemand wo sie geboren sind – es ist alles besser darüber – aber es ist keine Heimat! Er hat nicht mehr diese Bekanntschaft, was do war, war diese Frieden. Sie sind nicht gesinnt für unsere Nation. Auch der Schwob ist so, was er Auskunft, was für Arbeit war, der hat nichts gescheit, er hat viele Stunden gemacht und hat dann von den freien Tage. Und das hat er nicht gebracht drüben.... Sie kommen zurück – und die Häuser, das kann nimmer werden sein. Weil die junge Generation wird von Landwirtschaft nichts mehr wissen. Es rentiert sich auch gar nicht. Und die, was noch sind, sind lauter ältere Leute, siebzig, achtzig Jahre. Unsere Leute draußen leben alle doch meistens in Wohnung in Zins, sind nicht gewohnt, wollen eigene Häuser.*“ – Er erzählt noch vom Wirtschaften der Ausgewanderten in Deutschland, die Häuser gekauft haben und verschuldet sind und nicht mehr zurückkommen können. – Herr Bickel hatte seinen inzwischen verstorbenen Bruder dort. Er ist 1941/42 mit dem deutschen Armee ausgezogen, kam nach dem Krieg in amerikanische Gefangenschaft und blieb draußen. Dann

wurden die, die in der deutschen Armee waren, verfolgt. – Er lebte in Dachau. Dort hat er geheiratet, eine Familie gegründet. Er war noch nach der Wende, nach der Revolution, zweimal auf Besuch. – MB: *„Als junger Bub wird er fort, als alter Mann kam er zurück.“* Er hat Peter Bickel den Rat gegeben, nie auszuwandern. PB: *„Ich soll bleiben wie ich bin, Heimat ist Heimat – eine zweite Heimat gibt's nicht.“* Obwohl man sich mit den Rumänen und Ungarn gut verständigen kann – *„jeder hat seine Bräuche, seine Sitten, wir waren des gewohnt, unsere Gebräuche, unsere Sitten, die Rumänen sind wieder anders, die Ungarn wieder anders.“* Aber diejenigen, die ausgewandert sind, sind wieder weitergezogen, die junge Generation, die Kinder des Bruders sind nach Australien ausgewandert und dort ansässig geworden und kommen nicht auf Besuch. – Wenn seine Angehörigen aus Deutschland zu Besuch waren, hat der Informant immer gesagt: *„Do ist doch so schön, warum wollt ihr fort nach Deutschland?“* – *„Warum? Weil alles weg sind, die Mehrheit.“*

Die Verschleppungen

Der Informant bestätigt auf die Frage des Forschers, dass die erste Umwälzung, die die deutsche Kultur im Banat zugrunderichtete, der Krieg war. – Der erste große Einschnitt war die Deportation nach Russland, 1945. In der Nacht kamen die Gendarmerie und Militäreinheiten ins Dorf; sie hatten die Daten vom Bürgermeisteramt bekommen. Alle jungen Leute, zwischen 18 und 30- 35 Jahren, sollten weg. Nur die Deutschen hat man zusammentrieben, dann ging man in der Nacht von Haus zu Haus um sie abzuholen und in der Schule einzugesperrt. Dort waren sie zwei bis drei Tage, bis der Transport formiert war, dann kam der Güterzug mit Viehwaggons. Es war Winter, und zu Fuß sollten die Gefangenen nach Blumenthal gehen; *„es war eine gräusliche Zeit“*. Die Gendarmerie, mit Pferd, mit Karbatsch.

Es war ein Abschied, die Älteren sind zurückgeblieben. In der Familie von Margareta Bickel gab es noch den Vater und vier Geschwister. Der Vater und die älteste Tochter mussten gehen, die Informantin berichtet – noch weinend – von dem Geschehnis und den brutalen Gendarmen. – Einige sind später zurückgekommen, viele sind jedoch gestorben. Der Informant gibt an, dass noch vier, fünf überlebenden in Lippa wohnen. Als die Leute nach fünf Jahren aus der Verschleppung zurückgekommen sind, sollen sie in die Kollektivwirtschaft, in die Staatsfirma eingegliedert werden. Dann kam noch die Verschleppung nach Baragan; sie betraf besonders die Großgrundbesitzer, die vermögenden Leute. Die Gegend war urbar, eine Steppe, viel Wind und Sturm, sie haben Häuser gebaut. Und ihre Häuser hier hat man ihnen weggenommen. Sie konnten nach drei, vier, fünf Jahren zurückkommen, aber da waren ihre Häuser hier schon von anderen besetzt. Und als alles wieder soweit in Ordnung war – setzte die Aussiedlung ein.

Auf die Frage, welche Leute die Häuser der Aussiedler heute besitzen, macht der Informant eine chronologische Unterscheidung. *„Es war drei Wellen in der Zeit. Die erste Zeit haben sie irgendwie in Deutschland gut gemacht. Dann war wieder eine Periode unter rumänisch Staat, wenn man für die zurückgebliebene Häuser bezahlt, aber ganz wenig, 30 000 Lei, ob groß oder klein (bezahlte), und an andere verkaufte. So dass jetzt alles von fremde Leute besetzt sind, die Häuser.“* – Eine Frage nach dem Baustil in Neudorf. – *„Neudorf hat einen anderen Stil als in Guttenbrunn, Traunau..., mehr die Spitzgäble [=Spitzgiebel]. Und andere Gemeinde, Traunau, Schöndorf, die haben die Spitz abgetragen von Hausgäbel. Und Blumenthal – Masloch – war auch wie in Neudorf, der Baustil ziemlich so gleich. Das ist die ‚Temeswarer Straße‘, bei der folgende Dörfer liegen: Alios, Blumenthal, Fibisch (Masloch), Bruckenau (Pischia) und Jahrmarkt (Giarmata), eine große deutsche Gemeinde, bis Temeswar.“*

Was meinen Sie über die deutsche Kultur hier in Banat, wird sie aussterben? – *„Ist keine Zukunftsaussicht... Die junge Generation ist nixt mehr da, so wie in Lippa auch wird nichts mehr von Kirweifesten, kein Jugend, sind ausgezogen“, oder sie arbeiten in Temeswar, Arad, als Industriearbeiter und als Fachleute. – Die Bedeutung der Religion? – Früher, Einführung in die Schule, war streng. In der kommunistischen Zeit wurde der christliche Glaube verfolgt. In der Hitlerzeit war es ähnlich wie in der kommunistischen; sie haben den Glauben verachtet. Es gab große Glaubensverfolgungen. Im Kastell in Neudorf war eine Mädchenschule für jugendliche Propaganda. „Viele Kinder sollen die deutsche Nation erzeugen, dass das Volk stark wäre, die Nation.“*

(Tonaufnahme 1997:8. 12.8.1997 Bo Lönnqvist, Pirkko Järvelä)

3. „Unser Dorf war sehr schön, rein, und fleißige Leute waren da“ – Blumenthal

Die Sprachen – Nach Deutschland – und zurück – Vereinswesen und Feste – Nachdenken über das Selbstbild und das Fremde – Sprachkenntnisse und Sprachgefühl – Bäckerei als Handwerk – Verwandtschaft – Der Friedhof, das Altertum, die Unsicherheit in der Zukunft – Die Kultur ist ausgestorben – die Heimat bleibt.

Das architektonisch sehr einheitliche Dorf Blumenthal (rumän. Masloc) liegt südwestlich von Neudorf, an der Landstraße nach Temeswar. Vor der Auswanderung war das Dorf fast völlig deutsch; es hatte etwa 400 Einwohner. Wir besuchten das Dorf zum ersten Mal im August 1999. Zur gleichen Zeit kam eine Gruppe der nach Deutschland emigrierten Dorfbewohner im Bus zum Pilgerbesuch. Wir wurden Zeugen ihrer Prozession bei der Klosterbasilika Maria Radna. Die Gruppe wurde von einem eigenen Pfarrer begleitet. Als der Gemeindepfarrer von Lippa, der die Messe leitete, den Eingangspsal� vorschlug, entschieden sich die Blumenthaler jedoch dafür, ihren „eigenen“ Psalm zu singen, also den Psalm, den sie vor der Emigration, der Tradition gemäß, beim Besuch der Basilika gesungen hatten. Der Pfarrer von Lippa äußerte im Nachhinein sein Bedauern und schämte sich, weil er das Psalmritual nicht kannte. – Nach der Messe in Maria Radna fuhr man nach Blumenthal, wo eine Zusammenkunft in einem öffentlichen Lokal organisiert wurde. Ein im Dorf ansässiger Rumäne zeigte auf die Leute und sagte zum Fotografen aus der Forschergruppe: „museol, museol“.

Auf Vorschlag des Gemeindepfarrers von Lippa, László Wonerth, besuchten wir in Blumenthal Frau Susanne Fackelmann, geboren 1934. Sie war eine der wenigen verbliebenen Deutschen und schätzte Pfarrer Wonerth sehr. Sie war die Witwe von Peter Fackelmann (1929–1997), ihre beiden Söhne waren nach Deutschland emigriert. Wir besuchten ihr gastfreundliches Haus mehrmals, und sie zeigte uns stolz ihren Garten. Dort wurde auch das Interview geführt. – Eines Nachts war sie von Räufern überfallen worden, die ihr Geld, eine alte Bibel und wertvolle Kleider stahlen. Sie war auf die Dorfstraße gelaufen, aber nur die Roma hatten ihr geholfen und ihr ein Nachtquartier gegeben. Der Vorfall hatte sie sehr aufgeregt, wie sollte sie nun den Strom bezahlen. – Später lasen wir in einer Lokalzeitung, dass kriminelle Räuberbanden aus Norditalien sich im Banat herumtrieben und u.a. wertvolle Gegenstände aus den Kirchen stahlen.

*

Die Sprachen

Von ihrem Leben erzählte Frau Fackelmann: *„Ich bin geboren in Matscha (Macsa), aber mein Vater stammt aus Blumenthal, ja. Wir haben hier gewohnt*

in Blumenthal, meine Eltern. Mein Vater war Bäcker von Profession, er hat da Brot gebackt für die Leute. Meine Mutter war zu Hause, und ich wie ich dann größer war und die Schule fertig war, arbeitete in Temeswar.“ – War es ein großes Dorf? – „Nein, Blumenthal ist nicht groß, 397 Häuser waren, mehr war nicht. Aber so an lauter sehr fleißige Leute, haben sich befasst mit Feldarbeit. Dann waren viele Maurer. Mei’ ganze Familie, wo ich abstammt, die waren meistens Maurer, die haben Häuse gebaut und renoviert. Mei(n) Grossvater, mei(n) Onkel, die waren alle Maurer, mei(n) Vater alleine war Bäcker. Aber die andere, das waren lauter Professionisten. Ja, und die andere Leute da, die haben sich beschäftigt mit Feldarbeit, die haben Kühe gk’habt, die haben Schweine gk’habt und, mit den haben sie sich befasst. Sonst, früher waren keine Traktoren oder Autos so wie heutzutage, es war alles ... die haben die Arbeit, ... vor Arbeit draußen, alles nur mit Wagen und Pferde.“ – Welche Sprachen waren damals üblich? – „Damals, also, mei Großmutter hat gesagt, also, ...war ungarische Sprache hier. Die einkommen, die hierherkommen, unsere Vorfaren, des war ungarische Schule. Auch in der Schule hat meine Großmutter missen sprechen ungarisch, aber sie haben nicht kennen. Es hat sich verlaufen, des ganze. Aber wir haben gehört früher an Ungarn. Aber wir, wenn ich in der Schule da gang, war rumänisch, ungarisch war nicht. Nur in Temeswar oder Großwardein, dort, als (in der Zeit) mein Großvater, wird heute noch meistens ungarisch gesprochen, nicht rumänisch, ungarisch. Auch in Temeswar sind sehr viele... Wenn man so geht auf der Straßen, und ich kenne auch so etliche, sie sprechen noch immer ungarisch. Aber ich habe gern die ungarische Sprache, ich hab’ gern, ist eine sehr schöne feine...“ – Und als Kind, haben Sie beide Sprachen gesprochen? – „Nein, ich nicht! Ich habe ungarisch gelernt, ich habe bereits perfekt kennen, jetzt kann ich niemehr. Weil, wenn man nicht hat mit jemand sprechen, schauen sie niemal... deutsch bemerke ich, weil ich nicht immer deutsch mit jemand spreche, mit dem kann ich deutsche sprechen, verliert man – wissen’s – weil alles rumänisch ist. Und mit diese Leute, wo hier sein – (mit schwacher Stimme) ist unmöglich, was jetzt ist, ist voll Zigeuner.“ – Gab es viele deutsche Familien hier? – „Ja, nur deutsche. Nur rein deutsch! Blumenthal war ein, ein deutsche Gemeinde... alles deutsch, da war nix anders. Nur in Fibisch sind über die Hälfte waren Rumänen, dann waren Ungarn und ein paar Deutsche, aber ganz wenige, in Fibisch. Aber hier waren nur Deutsche, bei uns waren keine Rumänen, nur deutsch. Da war wunderschön, da waren solche schöne Feste: Kirwei – schau! das so etwas, so etwas. Und in Guttenbrunn... Waren schon in Guttenbrunn? – Nach, also das war! – Guttenbrunn war ein reiches Dorf, Bauern, viele deutsche, wie in Blumenthal. Sehr schön, es kommt nie mehr.“

„Aber unser Blumenthaler machen es weiter. In Deutschland, die haben es jetzt auch gk’habt Kirwei, auch mit breite Röcke, als ganz Deutschland schaut, es war wunderschön, ja, aber jetzt ist ja nixt mehr. Jetzt ist g’sorben. Wieder eine deutsche Frau, sie ist nicht mehr. Na, wieviel seien me noch – Deutsche? – Ich,

mein Bruder und die Noni P. Vier oder fünf – deutsch, was deutsch ist! Mehr nicht, alles. – Hatten Sie eine eigene deutsche Schule hier? – „*Ja, war. War! Jetzt ist nicht mehr, jetzt sind lauter Rumänen. Aber friher war nur deutsch. War deutsche Schule bis – mein Sohn. Waren schon Rumäne, er war neun Klassen. Aber wenn ich in die Schule, war nur siebene.*“ – Die Schule wurde geschlossen, als die Emigration nach Deutschland eingesetzt hatte, 14 bis 15 Jahre vor unserem Besuch. Der Sohn des Informanten war weitergegangen in Temeswar, wo er Gymnasium besucht hat. Er ist seit zwanzig Jahren in Deutschland, wo er ein Jahr an der Hochschule war und dann in Arbeit gefunden hat. In Blumenthal war auch ein ganztägiger Kindergarten, heute ist er rumänisch und geht nur bis Mittag. – „*Ist nixt mehr. Unser Dorf war sehr schön, rein und fleißige Leute waren da.*“

Nach Deutschland – und zurück

Warum sind die Leute weggegangen, und wann war das? – „*Warum sind die Leute weggangen! Weil die Jugend, also die war nicht zufrieden. Manche Leute haben wollen irgendwo hinfahren. Jetzt kann er, jetzt haben sie die Möglichkeiten. Ich kann nicht nach Deutschland fahren. Wenn ich so eine kleine Pension habe.*“ – Eine Nachbarfrau, die ihren Sohn in Amerika hat und sich sehr gut steht, bezahlt Frau Fackelmann für Hilfe beim Milchholen. – „*Ich habe nie erleit von ein Stück Brot haben, ich hab Pension, 400 000 (Lei). Gasflasche kost 125 000. Und der Strumpf (Strom), weiß nicht, ob ich geben kann.* – Ja, ja, die Leute waren unzufrieden. Die waren nicht frei. Kaffee haben sie nicht habt, sie haben nie mehr gk'habt für arbeiten. Und, dann sind sie weg. – Aber müssen sich glauben, dass sie dort zufrieden sind! Sind auch nicht zufrieden. Sie sind nicht zu Hause.“ – Sie haben Heimweh? – „*Ja, ja, sie haben Heimweh. Es ist auch in Deutschland auch nicht alles Gold, was glänzt. Sie haben Heimweh. Wenn mann a' Baum rausg'holt und den Wurzeln dort versetzt, geht nicht mehr. Warum, ich freue mich. Ich habe mit kein Mensch etwas, ich habe mich frei, des ist mein Haus, es ist nicht groß, aber ich war zufrieden. Sie sagen mir Deutsche: ‚Susi, Du weiß gar nicht, was ist mit ein schönen Hof!‘ – Wieso? Wenn ich dort bin im Block, zwei Zimmer. Schauen Sie, ich habe eine Cousine dort, er ist auch da, von Deutschland, der hat nicht verkauft sein Haus, alles ist so schön, und er kommt. Er ist doch mehr da in Deutschland. Er sagt: ‚Ich fihle mich dort ganz anders.‘ Hat dort zwei kleine Zimmer, keine Aussicht, kann man nicht hin, kann man nicht her. In eine halbe Stunde hat er alles erledigt. Aber ... er sagt: ‚Wenn ich in Pension gehe, komme ich zurück.‘“ – Leben die Blumenthaler in Deutschland verstreut? – „*Sehr streut, dort sind ja manche von sechs- bis siebenhundert Kilometer auseinander sein.*“ – An welchen Plätzen leben sie? – „*Ingolstadt, Nürnberg, mein Bruder – Ich hab ein Bruder da, – in Karlsruhe, in Osthofen, – weiß Herrgott – Stuttgart. Sehr viele Blumenthaler sind in Stuttgart, weiß nicht, wieviel die Differenz ist, ist weit weg ist. Stuttgart bis Nürnberg ist es weit weg.*“ – Wo haben sie dann diese Kirwei dort? – „*Ja, diese, jetzt war in**

Ulm. Dort kommen Blumenthaler treffen, a' jedes Jahr ist in andere, jetzt war in Ulm – no nicht so weit.“ – Frau Fackelmann hat vor einigen Tagen die auf Besuch gekommenen Pilger-Gäste getroffen, und diese haben erzählt, wie schön Kirwei war, sehr viele waren dabei. – „*Wenn so ein Begräbnis ist, fahren sie so weit. Jah, so ist es!*“ – Der Forscher fragt, wie viele im Sommer zurückkommen. – „*Kommen viel, jetzt missen kommen, ich sage ihnen. A' paar kommen...*“ – Die Informantin ist Kassenwartin der Kirche, und man soll ausrechnen, was es kostet, wer es finanziert, weiß sie doch nicht. Die, die noch kommen, gehören der Generation der Informantin an. „*Ihre Kinder kümmern sich nicht mehr, die kommen nie da mehr, die Jugend. Nein, die Jungen kommen nicht mehr. Die junge Kinder, die so weg, wie mein Neffe, hat fünfzehn Jahr, er ist jetzt seit achtzehn, neunzehn Jahr in Deutschland.*“ Frau Fackelmann erzählt von einem Herrn, der großes Interesse hat und gesagt hat, „*er ist doch ein Stück von uns*“. Die kommen jedes zweites Jahr. Die Informantin erzählt von dem Besuch, vom Gang auf den Friedhof am Abend, vom schönen Fest oben im Saal. – Was haben sie denn gefeiert hier? – „*Gefeiert, na Kaffee und Kuchen, und haben sie die Heimatlieder haben sie gesungen. Na, waren alle zusammen und g'freit. Etwas so heimliches, ganz was anderes, aber es kommt nie mehr.*“ – Frau F. war jedoch nicht mit den anderen in der Basilika. Sie erzählt, dass der Herr Pfarrer jetzt gestorben ist (Pater Ernö, Ernst Harnisch, s. Kap. 3), aber der Bruder, „*der unser Pfarrer war, er lebt da noch dort*“ (Pater Plazidus, s. Kap. 3). – „*Nein, ich war nicht mit (bei dem Pilgerbesuch), weil ich bin allein, ich habe viel Arbeit gehabt, aber tatsächlich war ich ja einmal in der Kirche, bis damat war... Ich habe nicht kennen mit, aber sie haben mir erzählt wie's war, es war sehr schön, war viele waren da, großes Auto voll, und sind noch mit Autos separat sein (ge)kommen. – Ja, des ist vorüber, des kommt nie mehr, was sein. Solche Häuser (jetzt), so schmutzige, alles ist kaputt.*“

Vereinswesen und Feste

Frau Fackelmann hat in Fibisch 21 Jahre lang gearbeitet. – „*In der Milchhalle war ich, habe ich Käse gemacht, die Milch abgereint [d.h. abgerahmt], 21 Jahr war ich dort. In Alios war auch mein Vater Bäcker, 19 Jahr, und in Neudorf, mein Vater auch. Sind in Neudorf noch deutsche Leute?*“ – Ja, einige. – „*Sind – ich war in Neudorf nicht seit Jahre... Was sind dort, Rumänen, Zigeuner?*“ – Frau Zimmermann ist immer zu Fuß nach Fibisch gegangen, sie hat kein Fahrrad, kein Auto gehabt. „*Immer zu Fuß, also Fibisch ist nicht so weit, drei Kilometer.*“ In Königshof gibt es einen Bahnhof, aber wenn sie in Temeswar (war) ging sie auch zu Fuß, es sind vier Kilometer. Der Forscher fragt, ob die vielen Handwerker in Blumenthal auch zum Arbeiten gependelt sind. – „*Da, ja, in Charlottenburg, in Neudorf und, sind darum fahren. In Temeswar waren wenig... sie haben dann meisten in Alios, in Fibisch, Königshof, und unten war es auch zu tun, in Charlottenburg. Waren Sie schon dort? Dort, mein Großvater hat dort die ganzen Häuser gebaut, mein Onkel und mein Cousin, er ist auch*

Maurer. Er ist jetzt in Deutschland, er ist jetzt mit Theater Portal, er arbeitet immer aus seiner Profession. Da war Arbeit genug.“ – Der Forscher fragt noch nach anderen Feste als Kirweih. – „*Ja, da war Feuerwehrball, da war Traubenball, da war Geschlossenes Ball, also die Geschlossenes Ball war paarweis, da dos Herzeln, die haben Herzeln gehabt, so rotes Herzeln... Ach, das war ja wunderschön! Waren viele Feste! Aber wenn so Arbeit war: Schnitt, wenn die Frucht ab war, dann war kein. Aber wenn es so Rübar (Rüben) war, und in November, die Trauben, dann war Traubenball, dann war Feuerwehrball, so das war ja einmal schön.*“ Die Informantin beschreibt den Platz, an dem die Feuerwehr war, in der Nähe der Post. Es war ein großer Saal. Dort fanden früher auch Hochzeiten statt, falls man nicht zu Hause auf dem Hof feierte. Später wurden alles im Saal gefeiert, wo man gekocht hat, gebacken wurde zu Hause. Die Mehlspeisen und anderen Dinge, die getragen wurden. – Der Interviewer fragt nach kirchlichen Festen. – „*Also, kirchlich war, wie soll ich Ihnen sagen? Jeden Sonntag war das Chor, bei uns wir haben ein wunderschönes Kirchenchor gehabt. Und Musik, wir haben unsere eigene Musikanten gehabt. Also, das war einmalig! Es war einmalig prächtig, schön, die Musikanden und das Kirchenchor, da haben es kennen weit und breit gehen, so was haben Sie gar nicht gefunden, so ein Kirchenchor! Und unser Leite gehen, wenn so Begräbnis oder wenn so festliche, gehen sie sogar dort zusammen und singen heute noch. Wie meine Älte. Also, da die Junge, es gibt nixt mehr. Niemehr Sang sind Mode in Deutschland, die Kirche in Deutschland ist ganz anders wie bei uns, es war, ja.*“ – Die Instrumente? – Die Informantin nennt Klarinette, Saxofon und Tuba; es werden praktisch alle Arten von Blasinstrumenten gespielt. Später haben sich die Jungen zusammengeschlossen und Streichmusik gehabt. Moderne Musik wie heute gab es nicht; die Musikanten haben nur Polka, Walzer, Landler gespielt. Die Informantin erzählt noch, dass im Dorf auf dem Jahrmarkt zwei Musikanten waren, die noch in Deutschland spielen; „*es geht weiter dort*“. Sie hat das im Fernsehen gesehen, sehr schön ist die heutige Tradition, wie früher die Musik. „*Heute gefällt es nicht, ist andere Mode.* – *Der Schutzpatron von Blumenthal ist Valentin, es ist im Juli, dann ist unsere Kirchenmesse im 9. oder 11. Juli. Meistens fahren die Leute jedoch in September nach Maria Radna, am 15. September. Aber Kirweih fällt jedes Jahr anders. Es war ein Donnerstag, war eine Messe, waren alle sechs, sieben Pfarrer hier.*“ Sie erzählt von der Musik und dem Kirweimädel, das Festliche war am Sonntag. Die Tage wechseln, es war Messe in die Kirche, ein Hochamt. Die Pfarrer haben Kirwei gehalten im Pfarrhof, aber das Feierliche mit Kirweimädel wurde am Sonntag abgehalten, „*so war da bei uns*“. – Eigene Tracht? – „*Ja, unser Tracht früher war dunkel da, aber wenn die Jungen, wenn ich größer bin (ge)worden, dann war rosa und gelb und in blumiche (geblümt). An Kirwei in der Früh, im Hochamt, war es ganz festlich, das Schönste angezogen. Am Nachmittag, bei Fass in Park, war Tanz. Wann schönes Wetter war, war vor die Kirche, das festliche abgehalten war, und am Abend haben sie einmarschiert im Saal. War es wieder anders angezogen. In der Nacht um zwölf*

Uhr ist alles nach Haus gegangen, essen die Junge, und die haben sich ausgezogen die Kirweimädel und die Buben auch, andere Hemden, und dann war meist blumich, blumiche Röcke, einmal schöne wie andere. Wunderschön!“ – Das Schönste und Helle in der Kirche? – „*Ja, ja des war alles hell, hellgelb und hellblau und rosa und alles so gepress, schwere Stoff. Wunder-, wunderschön! Die Tücher so, die Halstücher, die seidene – schön. Was soll ich Ihnen sagen? Sehr schön!“* – Die letzte Kirwei? „*Warten’s mal, ei Moment...“*. Ihr Sohn war 19 Jahre alt, als er nach Deutschland weggefahren ist. Er ist 1960 geboren. Er hat damals die Prüfung für das Lyzeum abgelegt, und damals war, vermutet die Informantin, die letzte Kirwei in Blumenthal. „*Er hat wollen gehen zu der Kirwei, und ich habe es nicht gelassen. Ich habe gesagt: ‚Du lernst, Du hast Prüfung. So der Kirwei kann man gehen an jedes Jahr, aber zu eine Prüfung was ein Leben ist, dass du heite Morgen auf deine Füße stehst.‘ Ich war sehr korrekt. Es war genug, ich habe selbst nicht geleisten kennen, weil mein Eltern haben mir nicht weiter kennen in die Schule schicken. Aber er, habe ich gesagt, und hat die Prüfung bestanden, und sein Schulkollege war fort im Saal, er ist durchgefallen, hat nicht gelernt. Wenn es wieder Kirwei, kann man bitte zu der Kirwei gehen. Aber Pprüfung kann man nur dann geben, wann die Zeit ist.“* – Das war im Jahr zuvor, er ist seit zwanzig Jahren in Deutschland, also 1979. – „*Es ist verlaufen. Es war noch so Musik, aber so Festlichkeiten, so großartig. Dann hat es auch so, mit Deutschland geht die Leute.“* – Sie erzählt noch von der Auswanderung, für die viel Geld pro Person gezahlt werden musste, und ebenso berichtet sie von der schrecklichen Flucht über das Wasser.

Nachdenken über das Selbstbild und das Fremde

Auf die Frage, warum die Informantin nicht emigrierte antwortet sie, dass sie nicht wollte. – „*Ich frag immer, ich war in Deutschland mit meine Eltern sechs Jahr, mein (Groß-)Vater war auch nie, meine Eltern haben die Schützen gehabt, und sie sagen, sie gehen und sie gehen mit. – Wie soll ich Ihnen sagen, überhaupt jetzt in Deutschland. Ich frage aus manche, und viele sagen zu sich, sein froh! Das ist nixt, was sich da abspielt, aber des in Wirklichkeit so ist, wie es da im Fernseh ist. Ich sehe gern die Deutschen, (aber) sind nicht mein Land, sind Rumänen nicht, sind nur die Deutsche. Wenn des in Wirklichkeit so aussieht wirklich so ist, will ich nicht Deutschland sehen. Also die heutige Jugend, ha, die kommen ja daher mit ... schau, wie die Feld ist, ich kann nicht immer die eigene schauen. Ich habe immer gern gehabt alles, was schön ist, schön Gekleid, schönes Benehmen, und es ist heutzutage nicht bemerkt, auch da nicht. Die Jugend respektieren nicht niemand, ein älterer Mensch. Also ich habe...“*

Die Informantin erzählt, dass sie auch nicht zu den Rumänen gehe. „*Aber in ganzen sagen, wenn man do herein schaut, wie mein Sohn gesehen habe, wenn er voriges Jahr da war, aber schon genug hat. So geht in Deutschland, es ist*

modig. Ich sehe Leute, wohnen bei mir, wo schön gekleidet sind, ... ich hat an meinem Sohn gesagt: Ich war einmal stolz auf dich, aber ich bin nie mehr. Dein ganzes Benehmen sei, alles was du da gelernt hast, hast du in Deutschland alles verloren. Du kannst auch in Deutschland sein, du kannst Geld haben, nicht, des hängt die Seele an dem ganzen.“ – Der Sohn wohnt in Achberg (Baden-Württemberg), wo er als Elektroniker arbeitet. Die Informantin hat zwei Söhne in Deutschland, aber der eine schreibt, er kommt „*absolut nix*“. Die Informantin bestätigt noch, dass sie nicht nach Deutschland will: „*Ich bleibe da, hat kein Problem gehabt.*“ Sie hat mit niemand „*nixt gehabt*“. Sie beklagt noch ihre ständigen Krankheiten, an denen sie besonders in der Nacht leidet.

Spachkenntnisse und Sprachgefühl

Frau Fackelmann bestätigt, dass die Leute einen eigenen Dialekt haben: „*Ja, das haben wir, wir haben unser Blumenthal, die Leute haben nicht hochdeutsch kennen sprochen. Und jedes Dorf, Fibisch hat anders gesprochen, Guttenbrunn... Wenn die Guttenbrunner gesprochen haben ihre Sprache, haben wir es nicht verstanden, aber die anderen (hat man) verstanden. Aber wenn sie, ist interessant, wenn sie sprechen, auch Fibisch, geht auch so, wenn die Guttenbrunner... Aber unser hat man doch verstanden, aber sie nicht (lacht).*“ – Speziell mit Blumenthaler Sprache? (Die Informantin versteht die Frage nicht, könnte es aber nicht sagen. Der Forscher erklärt: Verschieden gegenüber Hochdeutsch?) – „*Ah, große Unterschied! Sehr große Unterschied! Wie soll ich sagen, wenn ich jetzt möcht, so wie wenn man jetzt oder ich möcht fass (fassbar) gehen, ich weiß nicht, ob das verstehen. Also sie kann noch so bisschenweis, sie hat ja Laute gelernt, die ihre Kinder gelernt, lauter der Professor sind in der Hochschule hier, also die versteht doch ei(n) paar Wörter so, aber ich weiß nicht ob, das verstehen, in den Dialekt von Blumenthal.*“ – Ist das noch lebendig? – „*Ja, wir unter uns sprechen nicht hochdeutsch! So wie ich mit Ihnen jetzt hochdeutsch, so spricht nicht. Wir sprechen recht Blumenthal, was machst und wo gehst kin (hin)...na!*“ – Und auch in Deutschland, die Leute, die dort sind, oder haben sie es verloren? – „*Unser Leute, ja des kann ich Ihnen nicht sagen, sprechen sie Blumenthaler – also, ich denk so, unter sich. Na aber wissen's, wenn man dessmal Jahre lang gewöhnt ist, so zu sprechen. Ich siehe da, mir kommt mehr – jetzt des rumänische vor, wie es deutsche, weil ich sprech sehr selten mit jemand, no, und so die Leute, die arbeiten doch alle. Höchstens also, wo in Pension sind, wo nimmer da, also sie sprechen so schwobisch. Also mei' Cousin, sei' Sohn, sei' Frau war do – die Carina, die hat gesagt: ‚Susi Tante, Ich gret, so wie Du geredt hat. ‚ Die ist von Engelsbrunn, hat gesagt, sie reden unter sich, ‚so, wie Du geredt‘. Na, also, jetzt die Junge und die Kinder, wo in der Schule herausgehen, also die sprechen schon jetzt nach dere Sprache, weil ich habe gesehen, wie wo da war mit ihre Engelskinder, voriges Jahr bei mir. Die haben mit ihre Großmutter, die reden also nach der Schrift von Deutschland gesprochen, habe ich bemerkt, jetzt es kam ja gar nicht vorüber...*

das Kind hat ja nicht anderes g'lernt. Des hat es so Auffang, es weiß ja des gar nicht Blumenthal, da aber viele wissen es ja gar nicht mehr. Ihre jungen Kinder, wo da weg war sein mit drei, vier Jahren, die kennen sich gar nicht mehr erinnern. Eine Mädchen hat noch sagt, sie weiß von den es werden, die war viel da, wenn sie so ganz klein war: ‚Tante, ich hat erinnern kennen noch, wenn es geworden‘, aber die andere, also, die sprechen hochdeutsch. Also wenn ich 24 Stunden in Deutschland bin, sagen's nicht, ich bin nicht von Deutschland, spreche nicht so. Sind Wörter, wo es ja jetzt nie mehr weiß.“

Frau Fackelmann erzählt, wenn sie in einer Kirche in Temeswar war und mit Leuten aus Deutschland geredet hatte, dass diese glaubten, dass sie auch aus Deutschland war. *„Na, der Lehrer g'sagt: ‚Sind Sie von Deutschland?‘ – Habe ich gesagt: ‚Nein, bin nicht von Deutschland, bin da von, da von Rumänien, ich wohne hier in Blumenthal.‘ Da, er hat es nicht glauben wollen, weil er sagte, ich spreche regelrecht wie in Deutschland. Sage ich: ‚Ich war in der Stadt, habe die deutsche Sprache perfekt gesprochen, schön nach der Schrift.‘ Wenn ich in der Stadt war, habe ich nur hochdeutsch gesprochen.“*

Bäckerei als Handwerk

Die Informantin hat einige Jahren in Temeswar gearbeitet und dort nur deutsch gesprochen. In Temes(war) arbeitete sie als Köchin, *„Ich habe dort Hochzeiten gebackt und gekocht früher“*. Sie war in verschiedenen Dörfern, z.B. in Rekas, in Fibisch, in Sachen gegen Arad, Senta. Sie geht nicht mehr, *„erstens, ich kann jetzt nicht mehr machen, zweitens, die Leute wollen viel Mehlspeis, gute, und es kostet sehr, sehr viel. Und mit nixt kann man nixt machen.“* Bei einer Hochzeit in Königshof hatte sie für 672 Personen gekocht. In Temeswar hat sie in einem Schlachthaus (sie nennt den Namen) gearbeitet. Sie erzählt noch von den Schwierigkeiten, die Zutaten für die Mehlspeisen zu beschaffen. *„Es geht nicht, lieber mache ich.“* Brot und Kipfel hat sie von ihrem Vater zu backen gelernt; er hat keine Mehlspeisen gemacht, nur Kipfel, Kranzkuchen, Brot und Brioche, auch in Deutschland hat er das gemacht, die Stollen zu Weihnachten, aber *„bei Weihnacht bei uns war nicht so Mehlspeisen. Mehr machte man, wir sagen Strudel, mit Nüssen und Mohn und mit so etwas.“* Wenn sie diese für Gäste aus Deutschland gemacht hat, hat der junge Mann gesagt: *„Da ist doch nicht Weihnachten.“* Ihr Sohn hat gesagt, dass in Deutschland in der Familie Torten gebacken werden. *„Aber so (wie hier) ist in Deutschland nicht modig, das sind die Obsttorten, und hier nicht.“* – Der Vater hat in Neuarad Bäckerei gelernt, dort war er Lehrling. Ist doch in Blumenthal geboren 1915, die *„Mutti“* war 1914 in Matscha (Macsa) geboren, von Arad nach Kurtitsch. – Auch deutsch? – *„Auch, jah, deutsch, deutsch, deutsch!“*

Verwandtschaft

Der Forscher fragt, ob man viele Verwandte hier in den Dörfern hatte. – „*Mei Verwandte waren meistens hier, na der Mutter ihre Verwandte waren dort n'aus, von Arad, dort nach die Matscha (Macsa) war ihre Verwandte. Auch von Vater aus, die Verwandte waren meistens alle hier in Blumenthal. Also früher hat me ... ja, wie soll ich sagen, so wie ein Heirat von – ich bin da, der andere von Bukarest – es war früher nicht. Früher hat man alles, hat der Bub des Mädchen geholt (aus demselben Dorf). Selten war eine von Königshof oder, Fibisch, kann ich gar nicht sagen. Jetzt, in die letzte Zeit, ist so alles so verkehrt, hin und her und überall. Jetzt waren die letzten Jahren ... sind die Leute sich so vermischt, aber früher – dass eine deutsche Mädchen habe eine Rumäne geheiratet, es hat sich gar nicht gehen...*“

Auch mit Ungarn kamen Mischehen nicht vor. Die Informantin weiß nicht, woher ihre Familie stammt. „*Meine Urgroßmutter kann ich mir sehr gut erinnern, sie hat auch abgestammt, war eine geborene Seiler, Urgroßmutter, auch da von Blumenthal. Aber von wo die Urahnen, also des weiß ich nicht, das kann ich nicht Ihnen sagen. Von mein Vater waren alle deutsch.*“ Der Name des Vaters war Schuh. Die Mutter hatte den Namen Kaisersöhner, aber der Vater hat Familie Schuh. „*Mein Vater hat eine große Familie gehabt, er hat noch zwei Brüder gehabt. Die Schwester ist gestorben in Deutschland, eine Onkel ist da begraben worden, und der Cousine da ist, und der andere Bruder ist in Deutschland. Auf Besuch kommen nimmer zurück, ... der Ort, ich glaube Nürnberg.*“

Der Friedhof, das Altertum, die Unsicherheit in der Zukunft

Die Informantin nennt den „*wunderschönen*“ Friedhof, und wir gehen mit ihr dorthin, besuchen Grabdenkmäler ihres Mannes und anderer Verwandten. Eine Rumänin pflegt die Gräber, wenn die Angehörigen weggefahren sind. Auch die Informantin hat einige Gräber zu machen. Die Rumänin ist über fünfzig Jahre alt. „*Schön sauber, die macht die Gräber, hat gekriegt, gezahlt von unser der Deutschen, von unser Leute in Deutschland. Ich weiß nicht, zwanzig Mark aufs Grab.*“ Die Frau bekommt auch Geschenke. Die Informantin kommt auf die Kirche zu sprechen. „*Unser Pfarrer (der katholische) hat gesagt, dass in Blumenthal und Königshof halt heraus, haltet keine Messe mehr, sind keine Leute. Ich weiß nicht, was man machen soll.*“ Sie bezahlt aus der Kirchenkasse das Benzin für den Besuch des Pfarrers. Sie bedauert die Situation; sie hat auch kein Geld, um zur Messe nach Maria Radna zu fahren. Sie erzählt noch von den Kosten für Strom und Brot und ihren Mangel an Geld. Das hat sie auch dem Pfarrer erklärt; die geringe Pension reicht nicht. Auch aus Krankheitsgründen fällt es der Informantin schwer, an kirchlichen Veranstaltungen teilzunehmen. Der Pfarrer kam jedoch zu Besuch und versprach ihr, dass sie zur Caritas nach Lippa übersiedeln könne, aber sie zweifelt daran: „*Wohnen, und er gibt mir Wohnung, und ich soll dort zur Caritas kommen, ja aber über des muss ich auch*

besprochen, wenn es nicht so. Also ich verkauf da alles und gehe in die Welt herein.“ Sie findet den Vorschlag schwierig und denkt über die Folgen nach, wie es mit ihrem Haus weiter geht, wenn sie in Lippa ist. „*Er (der Pfarrer) sagt: ‚Tante Susi komm doch nach Lippa. ‚Ja, aber über des muss man reden, muss man ernst... es ist ja ernste Sache.‘ Verkaufen gehe rasch. ‚Ich muss ja auch wissen, was mit mir morgen wird, wer bedient mich, wenn ich alt bin und niemehr kann... Eine ernste Angelegenheit da. Ich weiß selber nicht, ich weiß nicht, was mit mir wird, so lang wie ich bin, mache ich mein Sach, mach’s langsam aber ich mach’s, aber es kommt doch die Zeit, wo man niemehr kann. Und in des Altenheim da in Lippa, Ah’ Lippa häng ich mich auf, dort wird ich nicht hin, dort möcht ich in drei Tag, möcht ich weg sein!‘*“ Als ein Beispiel nennt sie die zweite Frau ihres Onkels, die von den Kindern in Deutschland nicht gepflegt wurde; sie ist aus Lippa weggegangen und gestorben. Frau Fackelmann erwähnt noch das Altenheim in Temeswar: „*Für wen ist es gemacht geworden! Ich habe mich gekennt für die deutsche Leute gemacht geworden? Aber sie sagen, dort sind lauter Rumänen darin, ist wahr, ich war doch nie dort, daroben war doch nicht. Nur ich habe gezahlt in Forum, mei Agesizia [wohl ein Ausdruck für Gebühr], voriges Jahr habe ich 20 000 gezahlt. Unten war ich in den Beruf, oben dort im Altenheim war ich nicht. Aber sie sagen, ja immer für die Deutsche gemacht worden. Ich habe gesagt an die Frau: ‚Wie ist es, kenne ich auch mal daher kommen?‘ Schön ist es d’rein. Dann hat sie gesagt: ‚Habt ihr Kinder gehabt?‘ – ‚Ja, ich habe und ich hab keine.‘ – ‚Na‘, sagt sie, weiss sie nicht. ‚Dann haben Sie Haus‘, haben sie gesagt. Ja. Dann müss ich mit Herr W. sprechen. Ich habe gesagt: ‚Ich komme noch nach Temeswar, ich will nicht in Altenheim. Aber dass ich weiß, ob ich mal kann dorthin.‘ Die brauch ich gar nicht mir bedienen.*“ Der Forscher fragt, was das Forum ist. „*Forum, also so heißt es.*“ – Bekommen Sie Zeitungen? – „*Nichts kriege ich, ich habe gekriegt, zweimal habe ich gekriegt. Von Forum fünfzig Mark. Ja! Warte, nein, einmal dreißig und einmal fünfzig Mark. Wenn ich nach Deutschland will mal auf Besuch, dann brauch ich nicht bezahlen, was weiß ich was. Also privat ist 20 000, aber mir sei eingetragen wieviel Deutsche dort sein (im Altenheim). Aber das mei eine Hilfe kriegt.*“ Sie erzählt noch, dass man in Temeswar Feste arrangiert und Leute abholt, auch Pakete, Alimentierung, für den „*uns paar Deutsche doch a große Hilfe*“. Aber die Informantin hat keine Nahrungsmittel bekommen. Die Informantin hat keine Zeitungen, aber im Fernsehen schaut sie „*nur deutsche*“ Programme; sie sieht, was in Deutschland vorgeht und wundert sich, was dort vorgeht, zum Beispiel, dass die Geschäfte am Sonntag offen sind. „*Was ist des! Also nimmer Sonntag haben die Leute nicht frei, aber gehen in Geschäft, viele hunderttausend!*“ Sie wundert sich über das große Geschäft am Sonntag. Auch über Überschwemmungen, ständiges Hochwasser, was auch in Rumänien vorkommt, „*bei uns*“ mit Armut zu Folge, die Felder, alles ist zerstört.

Der Forscher fragt noch, ob die Handwerker auch Felder besessen haben. *„Ja, die Großeltern, mein Vater nicht, ... no mei Großmutter, die haben Feld gk'habt, sage ihnen doch, den großen Wagen, es war arbeitet. Und die reiche Bauern haben Knechte gehabt, Mächte (Mägde) gehabt, Kolfe (? Kalfaktor) gehabt, schon reiche.“* Die Knechte waren nur Deutsche, nicht Rumänen.

Frau Fackelmann hat nicht ungarisch gelernt, spricht deutsch und rumänisch. Ihren Mann war ebenfalls *„rein deutsch, aber der hat perfekt ungarisch gesprochen. Weil dort in Matscha, da waren auch Ungarn, der hat auch ungarisch. Perfekt! Meine Schwiegereltern die dort, die waren reine, rein Deutsche, nix kombiniert. Mit Rumänen und Ungarn, ich sage Ihnen doch, bei uns war do alles frei. Aber dass ein deutsches Mädchen mit ein Rumäne heiratet, das hat sich nicht gehen“*, wiederholt die Informantin mit leiser Stimme.

Die Kultur ist ausgestorben – die Heimat bleibt

Der Forscher beendet das lange Interview, das draußen im Garten verläuft, mit einer fast obligatorischen Frage: Was meinen Sie über die deutsche Kultur, wird sie aussterben? – *„Nichts mehr. Aussterben, ja.“* – Obwohl Leute im Sommer zurückkommen? – *„Nein, da kommt niemand mehr zurück.“* – Pensionisten? – *„Nimm Blumenthal, ist in ei Paar Jahren Schrotthaufen, Blumenthal verliert sich, wir sind noch zu vier, und das sind lauter ältere Leute. Aus ist, ist kein Blumenthal, ist ein Dreckhaufen, Blumenthal nixt mehr.“* – Traurig? – *„Sehr traurig, sehr traurig! Wenn der Ceaucescu gelassen hätte die Jugend nach Deutschland gehen für arbeiten, die hätten gearbeitet, zurückkommen, hätten da gebaut. Es wäre eine Pracht von Blumenthal, jeden stockhohe Häuser gebaut und hätten gebaut Villas, und alles. Ceaucescu hat es nicht, nirgends hingelassen, alles hat er weggenommen. Die Leute waren verzweifelt und sind in die Welt herein. Die haben sich ja ganz was anderes da vorgestellt, wissen's nicht glauben [d.h. können es nicht glauben]. Sie haben gesagt: ‚Susi, Du hast recht!‘ Jemand muss nicht glauben, dass in Deutschland alles Gold ist, ‚dort sein ihr Rumänen wie Zigeuner‘, und so sagen sie. Wenn Sie aber mich sagen... ‚Ich bin ein Deutsche‘, ja, aber ich bin in meinem Land, ich bin in meinem Land. Aber du bist immer dort fremd, du wirst fremd sein, und wärst (wirst) dich nie viel mit deine Heimat. Dort, wo der Mensch geboren ist, dort, wo du aufgewachst bist, das ist deine Heimat.“* Die Tochter ihrer Cousine hat gesagt, dass, wenn sie für drei Tage nach Rumänien kommt, *„bin ich gesund“*. Die Informantin weiß nicht, ob sie in Deutschland leben könnte, eingesperrt in einem Zimmer, alle Türen sind zu; sie fühlt sich wie in einem Gefängnis, im Blockhaus. Man geht hinein und geht heraus, kann nicht in einen Garten gehen, nicht in einen Hof, wo sie am Abend mit einem Buch sitzen kann. *„Das sind Deutschland, anderes, müss ich sagen, Reinlichkeiten, es ist schon große Unterschied. Ja, aber mit allem kann man nicht sein. Und ihr lebt doch sehr*

anderes bei euch... “ Mit dem Gehalt und der Pension könnte sie nicht dort leben. „Und sah, – die Leute haben keine Arbeit. Und das Feld, tausend und tausend Hektare Feld, alles liegt bei Loch. Nichts wird gearbeitet. “ – Die Männer sitzen im Krug? – „Exakt! Und wir kriegen Frucht von Amerika, und ich zahle das Brot doppelt, und haben doch Feld. “ Die Informantin hat ihren Garten selbst bearbeitet; an der Straße bekam sie auch mehr Platz; sie hatte das Auto ihres Mannes verkauft und alles in Haus und Garten gemacht. Gemüse und Kartoffeln kann sie gegen Mehl von der Bäckerei eintauschen und backt ihr Brot. Sie kocht Marmelade von eigenen Pflaumen. Aber ob sie in die Stadt gehe, was soll sie dort machen? Es geht nicht zu tauschen, in einer Blockwohnung mit zwei Zimmern zu leben. „Und ich will auch nicht weg von da, sage ich Ihnen ehrlich und aufrichtig, ich will nicht weg!“

(Tonaufnahme 1999:3. 5/8 1999 Bo Lönnqvist)

4. Ein Volksdeutscher aus dem Banat

Lebenslauf – Das Dorf Königshof – Die Verschleppung – Die Auswanderung nach Deutschland – Kindheit in Königshof – Kontakte

Vom Dorf Neudorf führt eine Straße durch die ehemals deutschen Dörfer nach Nordwesten, nach Temeswar. Eine zweite, kleinere Straße führt nach Süden durch das rumänische Dorf Chesint in eine Gegend namens Bergsau. Die Straße verläuft in östlicher Richtung nach Bogda, an ihr liegen die Dörfer Altringen, Charlottenburg und Königshof. Diese kleinen Dörfer waren rein deutsche Siedlungen; sie sind heute ganz ausgestorben. Das Dorf Königshof (Remetea Mica) wurde 1995 von der Lehrerin Anna Pfeifauf im Heimatbuch „Königshof – Geschichte einer deutschen Banater Kleingemeinde in der Bergsau“ dokumentiert, herausgegeben von der Heimatortsgemeinschaft des Dorfes in Karlsruhe. Ein Interview mit ihr steht im letzten Kapitel dieses Buches (Kapitel 7).

Auf Vorschlag des Vizevorsitzenden der Caritas in Lippa, Dr. Imogen Thietze, bekamen wir Kontakt zu einem der letzten verbliebenen Einwohner aus Königshof, Franz Rez. Er wohnte nun in einem Mehrfamilienhaus in Lippa. Er war gern bereit, über sein Heimatdorf zu berichten. Dies geschah im August 1998, zum Teil im Büro der Caritas, zum Teil während eines Besuchs im Dorf, den wir gemeinsam unternahmen. Franz Rez (Reiss), geboren 1928, erwies sich als sehr interessierter Informant mit gutem Gedächtnis. Sein Bericht ist logisch strukturiert wie eine Lebensgeschichte und enthält auch eine Analyse.

Herr Rez hatte zuerst eine Handelslehre bei Jacob Schutz in Arad gemacht, doch dieser wurde als Jude verfolgt und floh nach Wien. Rez hatte die Verschleppung 1945–1949 miterlebt. Nach dem Krieg hatte er kurze Zeit als „Tischlermeister“ gearbeitet, dann als „Eisendreher“ in Temeswar. Beim Militär hatte er mit Konstruktionen gearbeitet, das Schwierigste, was er getan hatte. Nach Lippa kam er 1952 durch die Ehe mit „einer Lippaerin“. Sein Bericht ist logisch aufgebaut und konzis. Die Sprache ist lokal, mit dialektalen Zügen, aber sehr deutlich. Eine Besonderheit in seinem Sprechen ist die Verwendung von „daher“ am Ende eines Satzes, offenbar als Apostroph, um das Gesagte zu unterstreichen; mitunter wird das Wort sogar wiederholt. Das Wort wurde hier nur im ersten Zitat wiedergegeben. Er hat einen Bruder, der „Schlosser“ war, eine Schwester war „Schneiderin“, die andere „Fabrikarbeiterin“ in einer Schuhfabrik in Temeswar.

Lebenslauf

„Ich bin da geboren, ich bin ein Volksdeutscher aus Banat her, davon an daher gekommen sein in 1700–1800, 250 Jahre seien sie dort... bin ich hier in diesen Banater geboren daher, in Königshof geboren, es heißt auf rumänisch Remetea

Mica. Die Volksschule habe ich dort machen, die Kindergarten, ich habe sieben Klassen daher, und nach der Schule daher bin ich in die Lehr gängen daher, als Kaufmann habe ich gelernt daher in Arad. Dann ist der Krieg kommen in 1938/39, ist doch der Krieg gekommen daher. Mit Deutschland und Russland daher, wo sind vor alles besetzt, und dann in Ungarn seien, die Truppen haben nur durchgegangen, die deutschen, und dann in Rumänien auch. Und dann seien sie nach Russland marschiert daher. In '43 haben sie diese Jugend für die Front hat man sie genommen und hat sie auch mobilisiert (die Rumäniendeutschen). Und sind dann an die Front zu der Wehrmacht daher, und es hat gedauert dann, bis der Krieg am Ende war. Und in 1945 haben sie uns verfolgt daher, die Deutsche daher, wo ich auch verfolgt war, ich war auch in Russland gewesen, fünf Jahre lang. Es war sehr schwer gewesen, ich war jung, ich war von die jüngsten, 16 Jahre hatte ich. Und musst ein den Kohlgruben arbeiten dort. Kurz, will ich das ganze sagen, habe in die Kohlgruben gearbeitet, wir hatten sehr schwer: viel Arbeit und wenig Essen, im Lager, wo wir waren da gewesen, es war sehr schwer gewesen für uns Jung daher. Und die Normen war groß gewesen, wir mussten sie machen dort, ob man will oder nicht, wenn wir sie nicht gemachen dann müssen wir zwei Schichten machen daher. Und, na, so ist es gegangen daher.

Und in 1949 seien wir nach Hause gekommen, wo wir nicht dachten, dass wir noch einmal nach Hause können kommen. Es war sehr schwer gewesen dort, viele, was dort geblieben sein, von Hunger sein, umgekommen sein in den Kohlgruben. Dann ein neues Leben anfang, Kaufmann nicht mehr, dann bin ich in die Lehrgang gegangen als Eisendreher, dann war ich Eisendreher gewesen und hab dann gearbeitet bis in 1988, danach in die Rente gängen. Es geht noch, da die Ordnung ist ja nicht daher so. Wir hatten noch immer schwer, weil die Verschleppung war meistens gewesen nur die Deutsche. Und weil wir Deutsche waren, wegen dem hat man uns genommen und die Sache nach Russland. Die (Russen) haben doch nicht verlangt daher. Frauen auch, waren viele Frauen, was Kinder gehabt haben, eins, zwei Kinder, ob jemand war oder nicht zu Hause, haben missen gehen. Die Kinder sind entweder dem Nachbarn oder wenn vielleicht Großeltern waren, und denen übergeben daher. Und so mussten alle, die Männer haben sie genommen von 16 bis zu 45 Jahre, und die Frauen von 17 bis 30 Jahre. Und so waren wir dort gewesen. Die waren ja unschuldig, die Frauen, wir haben auch die Probleme gestellt bei dem Russen dort: Warum die Frauen daher? Die haben doch Kinder, wurde Mann vielleicht an den Front war gewesen und seien dann umgekommen. Wer weiß, was passiert ist daher. Die Kinder haben die Nachbarleute genommen, haben sie aufgezogen. Die haben nicht verlangt da (die Russen), dass es Deutsche sein müssten, für Aufbau haben sie verlangt, aber nicht die Volksdeutsche daher. Wir sind ja unschuldig, so wie mein Vater, der war nicht an der Front, er ist Invalid von Kind aus an. Und dann habe, war ich versteckt gewesen im Wald, zehn Tage lang, und dann hat man die Mutter genommen, und die möchte nicht müssen

gehen, also als Pfand, und dann habe ich mich selber präsentiert und sagt, (aber) mein Vater auch, der Vater werde nicht freikommen, weil er Invalid ist. Ja, der Vater ist zurück, mir hat man genommen. Waren viele gewesen, die was versteckt waren gewesen und denn ihre Platz geben daher. – Das wäre kurz daher, meine Lebenslauf daher.“

Das Dorf Königshof

„Also Königshof ist ein rein deutsches Gemeinde, dort waren nur deutsche und drei ungarische Familien, was auch deutsche Schulen gehabt haben und am auf deutsch kennen daher. War meistens der Schweinhalter oder der Kuhhalter oder Pferdhalter was war damals, und des war eine Bauernwirtschaft, was dort war. Die Leute waren sehr reich gewesen, nicht alle, waren auch arme, reiche, und so weiter waren gewesen. Und die waren sehr fleißige Volk ist dort, sehr fleißig, sehr fleißig, die Menschen dort, die Schwaben – Schwowen, mir sagen mit ‚Schwowe‘, nicht nach der Schrift sprechen.“ – Dialekt? – „Ja, wir haben, die Nachbargemeinde Blumenthal oder Guttenbrunn sprechen ganz anderes Dialekte, auch etwas verändert.“ – Typisch für Königshofer Sprache? – „Ja, wir haben unseres Mundart gehabt, und die haben andere Mundart gehabt. Was soll ich sagen? Also ich han, mei’ Eltern auch Deutsche, der Vater und die Mutter sein Deutsche und haben drei Geschwistern, also G’schwister, so. Ist ein im Teutschland, dort seins, aber mein Bruder und zwei Schwester dort. Die Älteren sind lange schon gestorben, aber in Deutschland. – War zwahundert, das ist schwäbisch, Hausnummer in Königshof.“ Er weist auf das Buch von Frau Anna Pfeifauf hin. „Waren bei 2000 Einwohner, aber Königshof war kinderreich, jedes Haus hat zwei, drei Kinder, eins war schon selten so, jetzt in letzte Zeit war sehr reich, also waren sehr viele Reiche, waren auch Arme gewesen. Mein Name ist Rez, Franz. Mein Großvater, der hat sich magyarisiert müssen lassen, da war Österreich-Ungarn gewesen, bis 1918. Er hat sich missen magyarisieren, weil er hat bei der Bundesbahn gearbeitet. Und war kinderreich gewesen, hatte zehn Kinder gehabt. Und wenn er sich nicht magyarisieren hätt gelassen, dann hätte er sein Servitsch, also sein Arbeit verloren, und so hat er sich magayarisiert lassen, er hat gebraucht das Geld, Kinder waren gewesen. Er war am Bahnhof im Königshof gewesen, und hat er sich mit müssen magyarisieren lassen daher. Er hat Reiß geheisen, es war der deutsche Name, was er gehabt hat. Die Großmutter war auch ein Deutsche, geborene Marianne Schiff. Ja, ja beide Deutschsprechende. Vater ist schon gestorben, er war 92 Jahre, ist in 1900 geboren und ist in Deutschland gestorben. Er war Kirchendiener und Schuldiener. Die Bauernwirtschaft konnte er nicht wegen seine Hand arbeiten. Mutter war Hausfrau gewesen. Der Vater war in Fibisch neben daran geboren, und die Mutter war in Bogda, die Bergsaw geboren. (Er beschreibt den Weg von Köningshof über Altringen, danach kommt Bogda). In der Familie waren vier Kinder, zwei Schwestern und zwei Buben, ich und mein Bruder. Alle wohnen jetzt in Deutschland.“ – Gibt es noch Deutsche in

Königshof? – *„Ein alleinich und eine halb Ungarin und halb Deutsche. Die Mutter war ein Deutsche und Vater war ein Ungar gewesen, die ist Messnerin dort.“* – Andere bekannte Sprachen? – *„Ja, ja, Rumänisch, die alte Leute, weil sie damals müssten, also mein Vater, der konnte auch Ungarisch, die Mutter auch Ungarisch, also sie magyarisiert werden in den Schulen, war nur Ungarisch gewesen (bis 1918). Die Leute meistens Ungarisch, Deutsch und Rumänisch. Ich kann nicht Ungarisch, nur Deutsch und Rumänisch – und Russisch, aber des habe ich schon vergessen, weil ich war fünf Jahre dort, aber es ist so vergessen, so langsam. – Und bisschen noch etwas, eine Frage vielleicht?“*

Wie war das Dorf gebaut? Baustil? – Der Informant sagt, dass die Häuser früher schön gewesen, aber später verfallen seien; es sind Zigeuner, Ukrainer, Rumänen gekommen *„weiß nicht, was für Nationen, die haben alles demoliert, alles umgefallen sein, verfallen, vernichtet“*. Er erzählt weiter, dass Königshof eine eigene neue Kirche hatte, 1935 gebaut. Der Pfarrer von Lippa betreut sie heute. Gottesdienst gibt es leider nicht mehr, obwohl es Deutsche gibt, aber die gehen nicht in die Kirche. Der Informant kennt *„die Kovacs Rozsi“*, die Ungarin, die Messnerin ist. Von ihnen wird später gesprochen. Er kennt auch den *„Schutz Michel“*, ein Witwer. Die Kinder sind in Deutschland, wo Herr Schutz auch war, aber es hat ihm nicht gefallen, er ist zurückgekommen, *„in die Heimat“*. Er ist 85 Jahre und war auch mit dem Informanten in Russland.

Die Verschleppung

Wann war diese Auswanderung, und wie passierte das? Der Informant fasst diese Frage nicht als Frage nach der Emigration nach der Revolution auf, sondern als Frage nach der Verschleppung.– *„Diese Auswanderung, das war 1945. Und seien sie gekommen, in der Nacht, in der Früh, alles waren sie in Bogda, und sie kommen in Alios, Altringen, und dann seien sie kommen nach Charlottenburg und dann ins Königshof. Und die haben dann uns ausgehoben aus dem Bett, es war die Polizei, und Militär, und haben uns ausgehoben aus dem Schlaf und haben in die Schule (gesammelt). In Charlottenburg hat ein alte Batschi gefragt: ‚Kommt etwas vor?‘ Da werden Sach kommen: Wir wird verschleppt, wahrscheinlich nach Russland, man weiß nichts, wir haben nichts gewusst von dem ganzen Teil. Und wir haben uns dann zusammengefasst, mein Vater und Nachbarn, waren überrascht, sie waren in der Schule genommen. Mir seien in den Wald und waren im Wald liegen. Dann ist der Winter gekommen, das war am 16. Jänner, dann ist der Winter gekommen, Schnee gekommen, dann seien sie uns nachkommen, nach den Spuren. Haben sie uns nachgangen und fast genommen, aber mich nicht fast. Ich bin nach Hause gegangen und habe mir versteckt zu Hause, in Stroh, in ein Loch in Stroh, dort habe ich mich gelegt. Zwei Tage war ich dort gewesen, habe mich freiwillig gemeldet. Weil es war nicht anders, sie haben meine Mutter – diese Banditen – haben sie genommen*

meine Mutter, und dass sie nicht holen sollen, bin ich als freiwillig gegangen. “ Der Informant vermutet, dass er für andere gehen musste. „Auch jüngere, von 15 Jahre, waren auch mit mir in Russland. “ Der Informant war meistens mit den Sachsen dort gewesen, also Leuten aus Herrmanstadt, Braschow (Kronstadt), Mediasch. In drei Waggons hat man die Gefangenen aus Braschow transportiert. Im Lager waren die Deutschen 2000 Leute, Frauen, Alte, Junge. Von Königshof hatte man alle genommen, nur einige waren versteckt gewesen, fünf, sechs Leute. Alle, das ganze Dorf war leer gewesen! Die Geschwister des Informanten waren alle jünger. Zurückgekommen seien die, die nicht in Russland gestorben sind. Die Kranken sind mit dem Transport nach Hause gekommen. „Nach Deutschland sein gekommen, weil Rumänen hat es nicht mehr angenommen, uns Deutsche daher. Und unter diese Zeit, als wir in Russland waren, haben sie diese Leute daher aus Moldau gekommen, haben sie (die Rumänen) gesagt: ‚Kommst daher, sind die Häuser frei, die Häuser alle frei, die Leute kommen nicht mehr, sie können nicht wohnen.‘ Da haben sie Kolonisten gebracht von der Moldolva, Moldau. Und haben sie dort in die Häuser einquartiert, Leute waren Zigeuner. Als wir nach Haus kamen, in 1949 im Oktober, seien wir nach Hause gekommen, und dann seien sie alle fort. Nur die Ukrainer sein dageblieben, was in der Moldau gewohnt haben, was von Bessarabien war gewesen. “

Die Auswanderung nach Deutschland

Der Informant ist dann als Eisendreher in die Lehre gegangen, er wollte nicht im Dorf bleiben. Er hat 1952 geheiratet und ist nach Lippa gekommen.

„Königshof war lebendig gewesen bis ist letzt daher, war noch, bis der Demokratie daher gekommen ist (1989). Waren schon viele nach Deutschland gegangen sind, weil der Ceaucescu, der hat die Leute verkauft, der hat sie verkauft daher. Wieviel Leute, was wollen gehen. Wer Geld gehabt hatte, kennen gehen. Die Leute werden nicht weggefahren, also ausgewandert daher, aber die sind ausgewandert von hier, weil sie (die Rumänen) soviel mitgemachten daher, sind ... nach Baragan haben sie verschleppt viele Deutsche daher, und dann haben sie verschleppt nach Russland, daher waren wir verschleppt gewesen. Vermögen haben sie alles weggenommen, Feld, die ganze Wirtschaft – alles haben sie weggenommen. Das war es gewesen, darum seien die Leute alle weggefahren, ausgewandert von her. Darum seien sie gegangen. Und waren viele von Deutschland, wenn sie daher (zurück) kommen werden, werden sie verfolgt gewesen und werden vielleicht eingesperrt werden, sie sind lieber draußen geblieben in Deutschland. Und dann seien, wann Verwandten die sein, die Kette war groß gewesen, und alle sind hingegangen, sind ausgewandert. “ – „Nach Baragan hat man nicht Leute aus Königshof verschleppt. Es war nur die reiche Leute, auch Rumänen, aber nur reiche Leute, was großes Vermögen gehabt haben. “ – Der Informant nennt Lowring, Triebswetter, die reichen

Gemeinden. Er hat eine Cousine aus Triebswetter, die während der Verschleppung gestorben ist, im Viehwaggon. „*Mein Bruder ist in 1976 hinaus nach Deutschland gefahren und eine Schwester in 1990, ist auf Besuch nicht mehr gekommen. Eine andere Schwester ist erst nach Israel, weil ihr Mann ist ein Jude. Sie lebt jetzt in Deutschland, in Tischeldorf (Düsseldorf).*“

Kindheit in Königshof

„*Ja, Schule war deutsch, bis sieben Klassen, bis vierte Klasse war eine und die andere von vier bis siebene, zwei Klassen (zusammen). Ziemlich viel waren, wir waren sehr kinderreich dort alle. Die Lehrer waren deutsch, der eine ist verheiratet dort, die andere war vielleicht von Lowring.*“ – Er nennt noch das Buch von Königshof, die die Lehrerin geschrieben hat. – Eigene Vereine? – „*Ja, war Männergesangverein, war sehr groß, sie haben Vorstellungen, Namenstagfeiern, Blasmusikanten gehabt. Sehr gute, berühmte Blasmusik, von Vater übernommen, es war so ganze Kette.*“ – Tradition? – „*Ja.*“ – Welche Feste? – „*Kirchweihfest. Die Mädchen und die Buben, die haben es meistens gefeiert; sehr schöne Trachten haben sie gehabt von Königshof, breite Röcke. Die Buben hatten die Hüte geschmickt mit Rosemerein, Goldbronz muss es immer sein.*“ Der Informant beschreibt kurz spezielle Züge während der Kirchweih, der Vortänzer, besonders unter den Jungen und Kinder. Verwandte und Bekannte sind von überall für zwei, drei Tage gekommen; „*es war im Haus so wie eine kleine Hochzeit*“; es waren immer 25, 30 Leute da, bei seinen Eltern, Cousinen, Verwandten, Großmutter, Großvater. „*Das war schön, sehr schön, am Mittagessen ist Gebratenes gegessen worden, Gänsebraten, Wein. Der Weinbau war sehr groß gewesen (früher).*“

Die Kostat (sozialistische Kollektivfirma) hat alles ausgemacht, ausgerottet, die Weingärten. Auch Obst und schöne Kirschen, Pfirschen, Schnaps und Unterhaltung. War sehr gute Anlage (in Königshof) für Weinbauen. Alles schön vorüber, nicht so wie jetzt, wird geraucht [d.h. geraubt, verwüstet]. Oder wenn Sach war gewesen früher, so hatte nicht gegen, du bist ein Ungar, du bist ein Deutsche, du bist ein Rumäne, du bist ein Sachse. – Nein! das war nicht, diese Ratten (Rassen) daher, nein, nein, nicht gegeneinander daher, oder du bist ein Zigeuner, du bist so und so, das hat sich nicht gehen. Aber jetzt – darum seien sie auch fortgegangen. Wir waren auch sehr verfolgt gewesen, von Kommunismus. Ist alles schön verlaufen, ohne des geht ja nicht.“ – Der Kirchentag von Königshof ist im Juni, man ist zum Fuß die dreißig Kilometer zur Basilika in Radna gegangen. Der heilige Josef war der Schutzpatron. Die Reicherer hatten schöne Wagen, mit Kindern. „*Jetzt ist nicht mehr, seien kein Deutsche mehr.*“ Er erinnert sich noch an die deutsche Siedlung, an reiche Leute und die schönen Gassen in Lippa; die reichen Leute waren meistens Deutsche. - Die deutsche Kultur ist in Königshof „*ganz ausgestorben, ja, kann man sagen*“.

Waren die Leute in Königshof auch mit anderen Leuten verheiratet? – „Ja, ja, hat man schon, aber nur Deutsche mit Deutsche, so war es früher gewesen. Damals war doch auch, als wir nach Russland gegangen sein, dann hat man die Frauen, was Rumänen geheirate, die hätten nicht mit nach Russland gehen, und wenn (die Verschleppten) herausgekommen sind, haben sie doch geheiratet mit Rumäner... So die Welt hat sich umgedreht.“

Kontakte

Die wichtigste Stadt für Königshof? „Temeswar, es war meistens Beschäftigung oder war in Lippa daher. Die Mädchen, die sind am meistens dienen gegangen... Also für Ordnung machen, und Saubermachen, Kochen oder irgend etwas, bei reiche Leute. Früher waren doch viele, was Professionisten waren, was reich waren, was gehabt waren, für Zahlen, meine Mutter, die war ja auch, in der Stadt gedient, sie hat dort gedient.“ – Die Bauern sind auch im Herbst mit ihren Produkten in die Stadt gefahren, „und da haben sie eingekauft auf einmal daher“. Der Informant war auch in Arad, er hat dort eine kaufmännische Ausbildung absolviert. Im Sommer hatten sie nicht viel Arbeit, aber im Winter war viel zu tun. Der Mann, bei dem Herr Rez in der Lehre war, war sehr reich; er hat zwei große Geschäfte mit Damen- und Herrenabteilung, mit Kleidern, und Stoffen. Es war in Arad, der Informant beschreibt noch die Lage. Der Kaufmann hieß Jacob Schutz, „auch deutsch, deutsch! Man hat ihm verfolgt, weil er reich war gewesen, eine Nacht hat man ihm alles gestohlen, alles ausgeraubt aus den Magazin, alles war weggewesen. Und dann, ihm hat man verfolgt und dann eingesperrt gewesen und und im Lager war gewesen [weil er Jude war], und jetzt ist in Wien.“ Er ist in den 1980er Jahren gestorben, der Informant steht mit der noch lebenden Tochter in Verbindung.

Die ausgesiedelten Leute von Königshof leben, wie gesagt, in Deutschland und auch in anderen Ländern. Viele sind in den Vereinigten Staaten, „waren schon ... nach dem Ersten Weltkrieg hinausgegangen, um Geld verdienen dort, und dann seien sie dort geblieben. Zwei Tanten hatte ich dort und ein Onkel auch hatte ich dort, die waren doch zehn Geschwister (von) mein Vater.“ Die Verwandten dort lebten in Buffalo und San Francisco. – In Deutschland sind die Deutschen überall zerstreut, „nicht mehr so zusammen, so wie sie da waren, alles, alles ist zerstreut. Da draußen können sie versammeln daher, kommen vielleicht zusammen daher und, also auf wiedersehen und besprechen daher. Viele kommen noch zurück daher, so, Heimweh oder wer weiß, was ist... auf Besuch.“ Der Informant erinnert sich, dass im vorangegangenen Jahr (1997) eine Gruppe von Königshof zu Besuch gekommen ist und eine Messe feierte.

Der Informant fordert zu weiteren Fragen auf. – Reise nach Temeswar? – „Die Bauern sind zwei, drei zusammen gefahren, dass sie eine Stütze voneinander, nicht, dass sie übergefallen werden auf dem Weg, das auch vorkommen, ein Abenteuer. Der Großvater hat erzählt, dass die Räuber ‚Teidelschneider‘

[mundartl. für Beutelschneider] *genannt waren.* “ Die Bauern haben ihre Produkte meistens an Wein- und andere Händler verkauft. Hierdurch bekam man Geld, auch für seine Eltern war dies wichtig. Man fuhr auch nach Arad; der Informant sagt, dass er sich an viele Einzelheiten aus der Zeit vor 1944 erinnert. Arad war jedoch größtenteils ungarisch, in Temeswar lebten größtenteils Deutsche, aber sie beherrschten auch die ungarische Sprache. *„Meine Tante oder die, was die ältere Generation war, die konnten alle Ungarisch, Vater und Mutter konnten auch. Der Informant kann nicht Ungarisch, Rumänisch hat er gelernt. „Weil damals, wir Kinder, wir konnten nicht nach Temeswar, war des Geld nicht daher (zu fahren).“ Jetzt fährt er überallhin. „War kein Geld, kein Geld! Die Leute waren von früh daher. Ist gearbeitet vorn, die Leute haben sich sehr schön verstanden, war kein Problem.“ – Gibt es noch lebendige deutsche Dörfer hier, oder sind alle verstorben? – „Seien noch, was lebendig sein, in Charlottenburg ist noch eine kleine Gemeinde, viele Hausnummer dort, und dort sein doch mehr Deutsche, sein noch fünf, sechs Familien.“* In Altringen lebt, wie er vermutet, noch eine Person. Der Informant hat an Ausflügen der Caritas in die Nachbardörfer teilgenommen, sehr schöne Dörfer. – Königshof auf rumänisch: *„Remetia mica, in ungarisch: Nemete Remete war früher, oder Remetia Germana.“* Als er klein war, hieß es nur Nemete Remete.

Der Informant akzeptiert den Vorschlag, sich an einer Exkursion nach Königshof zu beteiligen und dort auch die halb deutsche, halb ungarische Frau Rozalia Murarin zu treffen.

Am 26. August 1998 machen wir einen Rundgang in Königshof mit Herrn Rez und Dr. theol. Imogen Tietze von der Caritas. Wir sehen die Häuser an der Straße, und der Informant erzählt, wie es früher aussah: die Kirche, die Schule, ein schöner Rosengarten, in dem ein Gärtner arbeitete. Nun ist *„alles ruiniert, alles vernichtet. Schade, dass es so weit gekommen ist.“* Wir treffen die *„halbdeutsche Rosi“* Rosalia Murarin... Hier gab es früher 200 Hausnummern ringsherum. Es war eine große Wirtschaft mit großen, reichen Bauern. Alle Häuser trugen an den Giebeln die Namen der Besitzer, wir sehen noch: Johann und Brigitte Pfaff. Sie waren reich, hatten über hundert Joch Feld. In einem Schuppen steht noch der alte Leichenwagen. Wir sehen die zementierten Gräber, auch das verfallene Grab des ungarischen Gutsherrn Jenö Gergely.

(Tonaufnahme 1998:6 Seite B in Königshof)

(Tonaufnahme 1998:3. 22.8.1998 Bo Lönnqvist am Caritas Haus Hildegardis in Lippa)

5. Auswanderung – Zurück

Der Zusammenbruch – Die Kultur im Altersheim – Königshof früher – Die Auswanderung 1990 – eine menschliche Katastrophe – Kein Chauvinismus, kein Nationalismus – Der Ort Lippa: Ethnische Siedlung und Sprachen – „In Deutschland war das gelobte Land“ – Heimweh in Deutschland? – Geschichten von Königshof – Schwowisch – Ursprung – Die Königshofer früher und später – Dorf und Ethnos – Temeswar und Königshof – Stadt und Kirchliches Leben

Ein wichtiges Ziel der Arbeit im Banat und der Feldforschung war, auch verbliebene Deutsche zu befragen, die in anderen Gesellschaftsbereichen als in der Landwirtschaft, im Handwerk und in der Fabrik tätig waren. Das erwies sich als schwierig, da Menschen mit höherer Bildung und Spezialisten in hohem Grad emigriert waren. Durch die lokalen Informanten, die wir trafen, bekamen wir jedoch Hinweise vor allem auf Lehrer, Pfarrer, Kommunalbeamte und Pensionäre, die gern zu einem Interview bereit waren. Diese Gruppe wurde gegen Ende der Feldforschung sichtbar, und zwar vor allem in den Dörfern westlich von Lippa, in Richtung Arad.

Diese Informanten hatten auch eine umfassendere Perspektive auf das Schicksal der Banater Schwaben und auf ihren eigenen Lebensweg in diesem Kontext. Ihre Erzählhaltung war spontan, aber auch analytisch, eher gegenwartsorientiert als nostalgisch. Eine wichtige Gruppe für das Thema der Untersuchung bildeten die wenigen Lehrerinnen und Lehrer, die noch befragt werden konnten.

Eine von ihnen war Eva Rosina Gheorghiu (E.R.G.), geb. Mayer, 1937 geboren in Königshof, nun wohnhaft in Lippa. Als junge Frau erhielt sie nach dem Krieg eine pädagogische Ausbildung in Temeswar und begann 1955 als Lehrerin in der wiedereröffneten deutschen Schule in Lippa mit fast hundert Kindern. Die Schule war 1944 geschlossen worden. Frau Gheorghiu unterrichtete 16 Jahre lang, bis 1971, die Klassen 1–4, aber weil die Anzahl der Kinder sich ständig verringerte, wurde eine Schule nach der anderen geschlossen. Danach war sie in Guttenbrunn tätig, die dortige Schule besuchten 36 Kinder; zum Schluss arbeitete sie bis zu ihrer Pensionierung 1990 in einem Kindergarten. Sie war also 37 Jahre Lehrerin gewesen. Da beschlossen sie und ihr rumänischer Mann auszuwandern, auch auf Wunsch eines Sohnes, der bereits nach Nürnberg ausgeist war. Die meisten ihrer Verwandten wohnten bereits in Pforzheim. Die Emigration nahm jedoch ein tragisches Ende, über das später berichtet wird.

Frau Gheorghius Schilderung ist lang und detailreich. Sie erzählt sehr spontan und impulsiv, daher ist es leicht, ihrem deutlich artikulierten Hochdeutsch zu folgen. Im Folgenden wird ein Teil der Faktenpartien paraphrasiert, während die Teile, die für die Fragestellung wesentlich sind, in extenso wiedergegeben werden. Einzelne Partien im Bericht wurden in den Zusammenhang verschoben,

in den sie thematisch gehören. – Die Informantin verstarb einige Jahre nach dem Interview.

Der Zusammenbruch – Die Kultur im Altersheim

Nach der Revolution 1990 sind viele ausgewandert, und die meisten Dörfer sind leer; *„oft sind, bei uns zum Beispiel in Königshof, sind noch zwei Familien, aus Mischehen, ja. Die eine Dame ist deutsch und ihr Mann ist Rumäne, die ist noch geblieben.“* Ferner ist noch ein alter Mann da, der in Deutschland war, aber da seine Kinder dort eine sehr kleine Wohnung hatten, zog er ins Dorf zurück.

„Und in Temeswar haben dann die Deutschen von Ausland, ja von Deutschland, ein Seniorenhaus gebaut, wo zum Großteil alte Deutsche sind, die nicht ausgewandert sind. Weil die Jugendliche sind na fort, die Jungen, und dann sind andere, die sind hiergeblieben. Und dort hat man oben auf der Mansarde ja, – ein sehr schönes Gebäude, in der Fabriksstadt, vis-à-vis von Bahnhof, ist ja ein Palais. Und dort haben diese alten Leute – oben ein Museum mit den Trachten, die jetzt früher war – Puppenausstellung gemacht. – Altersheim ist das... Denn die alten Frauen und die Herren haben diese Puppenkleider hergestellt.“ Die früher Eingewanderten von Deutschland *„haben diese Trachten mitgebracht und getragen – bis ausgewandert sind: breite Röcke, mit Schürze, Hemd und Kopftuch.“* Die Mutter der Informantin hatte stets ein Kopftuch getragen. Auch in Jahrmarkt soll es ein Museum mit Volkstrachten geben. Jahrmarkt ist das zweitletzte Dorf vor Temeswar. Alle Dörfer von Lipova liegen in Richtung Temeswar: Neudorf, Guttenbrunn, Alios – eine gemischte Gemeinde. Die Informantin erzählt, dass der Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn in seinen Büchern berichtet, dass die deutschen in Alios von Guttenbrunn ausgewiesen waren. Etwas Übles war passiert, und daraufhin hat man die Leute mit Blechmusik bis zur Dorfgrenze geleitet, und sie haben sich in Alios niederlassen. Es waren zumeist Handwerker, Zimmerleute, Wagner usw. Wenn die Jugendlichen früher auf Wanderschaft gegangen sind und wenn sie nicht eine Frau aus dem Dorf, sondern von weiterher genommen haben, die anders gekleidet war, wurden diese dann *„ausgeblasen“*. – *„Dann kommt Blumenthal, nach links ist Königshof, Charlottenburg, Altringen, Buchberg (Bogda). Von Blumenthal nach forne folgt Jahrmarkt, Fibisch – ist auch eine gemischte rumänische, deutsch und ungarische Gemeinde, die halbe Dorf sind ungarische Leute. Dann kommt Bruckenau, Jahrmarkt und Temeswar. Temeswar war früher, zur Zeit Maria Teresia, wenn Österreich-Ungarn war, die Hauptstadt von Banat.“*

Königshof früher

„Königshof war eine kleine Gemeinde, aber – auf einen Hügel, die Kirche ist in der Mitte, und ringsum ist dann das Ackerland, ja. Und es war, soweit mein

Großvater mir erklärt hat, man hat es auf dem Hügel gebaut wegen den Überschwemmungen. Die Häuser waren ja früher gestampfte Häuser, nicht aus Brecksteine (Backsteine), und dann sind die Häuser zusammengefallen, und dann hat man das Dorf dort oben angesiedelt. Das Dorf hatte 120 Hausnummer, aber es waren viele A und B, auf eine Nummer zwei Häuser. Bis zum Krieg haben sich alle mit Landwirtschaft beschäftigt, das Dorf war eine rein deutsche Gemeinde. Nur, so weit ich mich erinnern kann, ein Zigeuner, der die toten Tiere und das abgelieferte aufgenommen hat, und eine ungarische Familie – der war der Hirte bei den Kühen. Alles andere waren nur Deutsche. Gesprochen hat man schwäbisch. Ich habe auch, bis meine Eltern gelebt haben, mit ihnen nur schwäbisch gesprochen. Denn Hochdeutsch habe ich in der Schule gelernt, und das habe ich dann weiter gebraucht, wo ich wie eben angestellt war.“

Eigene Dorfschule? – „Ich war erste bis vierte Klasse, war ich dort in Königshof in der Schule. Die erste Klasse war vor '44, und 1944 ein Jahr haben wir unterbroch. Nämlich wie die Deutschen nach Russland zum Wiederaufbau geführt wurden, war dort das Lager, und die Lehrerein hat man dann mitgenommen, ist auch weggezogen nach Russland deportiert, und dann hatten wir ein Jahr keine Lehrerin. Und dann die zweite, dritte, vierte Klasse habe ich dort gemacht und dann nacher – das war nach der Schulreform, ja hat man, nach dem Krieg die Schulreform durchgeführt –, und dann hat man die kleineren Dörfer, nur erste bis vierte Klasse wurde diese bestehen geblieben, und in den Großgemeinden dort war dann erste bis siebte Klasse, aber in rumänischer Sprache. Ich bin damals zu Fuß gegangen von Königshof nach Blumenthal, es war sechs Kilometer hin, sechs Kilometer zurück, und das habe ich durchgehalten, denn ich bin ja jetzt doch nicht froh, ich war immer nur klein, und dann habe ich es immer durchgemacht, bin ich zu Hause geblieben. Und ich hatte noch einen Bruder, der ist in 1930 geboren, und war um sechseinhalb Jahr älter als ich, und er war in Temeswar in Seminar in der Schule und dann, nach 1944, hat sich diese Schule aufgelöst. Und dann hat er mit mir die fünfte Klasse privat studiert zu Hause, und ich habe hier, in Lipova habe ich dann Prüfung gegeben, Fernstudium. Und in die sechste bis siebte Klasse bin ich dann hergekommen und habe dann Stipendium gekriegt, denn ich habe mich auch angestrengt im Lernen, und die Noten habe ich bekommen, und so habe ich hier die siebte Klasse in Lippa absolviert. Denn meine Mutter hatte es sehr schwer, wenn der Vater war an der Front. Sie sind in 1941 die Mehrheit eingerückt, die mussten gehen. Dann in 1944 nach dem Zusammenbruch hat man doch die Leute nach Russland, was noch jung war, von 15 Jahre aufwärts, und dann waren nur noch die Frauen. Und dann hat man zum Schluss diese Agrarreform durchgeführt. Dann hat man meine Großeltern alles weggenommen: das Feld, die Pferde, die Landwirtschaft mit den Maschinen. Dann waren wir sehr arm. Und die Mutter hat dann unsere Weingärten hat sie dann verarbeitet für die Staatsfarm. Denn man hat damals zu den, wer die arbeitet wollte, bekam bestimmte Hektare von Boden, musste arbeiten,

bekommen irgend etwas Geld. Und so hat meine Mutter uns dann irgendwie doch durchgeschlagen, dass wir nicht hungern sind.“ – Nach dem Schulbesuch in Lippa war Frau Gheorghe einen Sommer zu Hause und verdiente sich auf der Staatsfarm bei der Obsternte etwas Geld. Im Herbst begann sie in der deutschen pädagogischen Schule in Temeswar. Nach dem mit guten Noten bestandenen Abschluss bewarb sie sich auf einen Posten in Lippa weil ihr Lippa gefallen hat; es war, wie sie sagt, in dieser Zeit noch schöner, denn der Fluss Marosch war nicht eingedämmt, er war frei, auch die Natur in der Umgebung. 1955 wurde sie in Lippa als Lehrerin angestellt. Zuerst arbeitete sie in der deutschen Schule, die sich neben der katholischen Kirche befand. Und weil es immer weniger Kinder waren und die rumänische Schule zu wenig Klassen hatte, übernahm man die Schule. Es waren viele Lehrkräfte erste bis vierte Klasse, dann hat man immer abgebaut, wenn immer weniger Kinder waren. Im ersten Jahr hatte sie 36 Kinder. Als die jüngste musste sie am Ende, nach 16 Jahre, die Schule verlassen und wurde dann in Guttenbrunn Direktorin des deutschen Kindergartens; diese Stelle hat sie lieber angenommen, da sie einen kleinen Sohn hatte. Diese Stellung bekleidete sie bis zu ihrer Verrentung 1990. Von 1991 bis 1993 arbeitete sie noch als Rentnerin in Radna; in der rumänischen Schule unterrichtete sie Deutsch. Wegen ihres alten, kranken Vaters war sie zu Hause aber sie wirkte ausserdem als Vorsitzende des SOS-Kinderdorfes. Die Sektion von Tübingen hatte viele Kinderhäuser in Lippa, ein Seniorenhaus und ein Gästehaus.

Die Auswanderung 1990 – eine menschliche Katastrophe

„Die Leute sind jetzt nach der Revolution sind sie alle ausgewandert, wie Euch sagt, sind zerstreut in ganz Deutschland, der größte Teil ist jedoch in Pforzheim aus unserer Gemeinde. Und so weit ich weiß, jedes Jahr, trotzdem sie ausgezogen sind, feiern sie einmal Kirchweih dort, und dann sind sie in dieser Tracht die sie hatten – denn jeder Ort hatte seine eigene Art das Kopftuch zu binden. Wenn man die Frauen gesehen hat, wusste man, woher sie ist, die Art, wie das Tuch gebunden war. Und sie feiern dort noch weiter jetzt in Deutschland.

Ich wollte ausziehen, aber man hat mir nicht angenommen! Denn mein Mann war Offizier, und dann hat man gesagt, wir hätten an Ceausescu-Regime profitiert. Was ja falsch ist, denn jeder Mensch musste ja arbeiten, um sein Brot zu verdienen, anders werden wir ja verhungern.“ – Ihr Mann ist Rumäne. Aber er kann deutsch sprechen? – *„Meine Familie kann alle, mein Sohn spricht perfekt. Enkelkinder sprechen, ein Enkel der ist jetzt elf, die Enkelin die ist sechs, alle sprechen deutsch, denn ich spreche deutsch, – verstehen sie mich! Ich habe gesagt: Wie mehr Sprachen man kann, desto mehr ist man beehrt... Uns sprechen alle deutsch.*“ – Der Mann bringt Kaffee, und die Informantin spricht deutsch, der Mann sowohl rumänisch als auch deutsch; man fühlt die Situation humoristisch. Der Mann fühlt sich komisch, und darum spricht er

rumänisch, und sie übersetzt – „*Wir sprechen sowohl deutsch, wenn die Kinder da sind; er übersetzt aus dem Rumänischen, und dann klingt es komischer... er hat Angst, dann spricht er jetzt lieber rumänisch. Im unserem Haus spricht alles zwei Sprachen. Die Kinder haben noch Französisch gelernt, und der kleine spricht jetzt englisch, der macht Englisch in der Schule.*“

1990 ist auch die Informantin ausgewandert. Die Geschichte ist sehr tragisch; die Informantin erzählt sehr spontan, aber zuweilen unzusammenhängend.

„*Nur mein Sohn ist daraus auf Besuch, ist nach Nürnberg und von dort nach Gießen in Lager, ja, und ich habe nur einen, und wir verstehen sehr gut. – Und dann hat er immer telefoniert: ‚Mama, komm!‘*“ Die Mutter hatte noch seinen kleinen Sohn, er war elf Monate alt, zu Hause. „*Und dann bin ich so unüberlegt, alles stehenlassen auf runterfahren. Und dann kamen wir in Lager, nach Daaden (Altenkirchen), das ist irgendwo in Gebirge, eine englische Kaserne.*“ Der Sohn hatte die Dokumente nicht fertig, weil er wartete, bis auch die Mutter, Vater und die anderen Verwandten kommen sollten. Wegen eines Missverständnisses beim Lagerleiter und eines Personenwechsels in der Kommission wurde die Sache jedoch kompliziert. „*Und wir sind auf eigene Kosten bis nach Osnabrück gekommen, wo er war. Und der Lagerleiter ist in Urlaub gegangen und eine andere Kommission dorthin gekommen. Und die haben, glaube ich, nicht gewusst, warum dieses Dossier oben liegt. Man hat nicht verstanden, dass wir zusammen repatriiert werden. Und dann hat man uns zurückgeschickt. Dann, wenn wir zurückgekommen, haben wir nichts mehr gehabt, nix in Garten, nix da.*“ Die Informantin hatte einem Nachbarn die Aufsicht über das Haus anvertraut, aber alles war leer. Man hatte alles auf dem Schwarzmarkt in Serbien verkauft. Auch die 1200 Mark für die Rückreise aus Deutschland musste man von Bekannten leihen, von einer Freundin, die ebenfalls Lehrerin und vorher ausgewandert war. Die Familie von Frau Gheorghe bestand außer ihr selbst aus fünf Personen: ihrem Mann, dem alten Vater, der Schwester, dem Sohn und der Schwiegertochter. Der Reiseleiter, Herr Plettel im Nachbardorf Engelsbrunn, der diese Ausreisen organisierte, hatte ein Auto zur Verfügung gestellt. Er war Schüler von Frau Gheorghe gewesen. – „*Ich möchte nicht mehr auswandern, ich habe gesagt: Nicht einmal wieder von vorne anfangen!*“ – Der Sohn wollte bleiben, die Informantin hatte von ihren Verwandten niemand hier, alle sind in Pforzheim. Die Schwägerin, dann der Sohn ihres Bruders, alle Verwandten sind draußen. „*Nur wir sind allein dageblieben. Man hat mich in Pforzheim gewollt, man hat gesagt, ich darf bleiben, wenn ich habe, die Großeltern und alle waren doch deutsch, ja. Und dann hat man gesagt: Wenn ich unterschreibe, dass ich mich scheiden lasse von meinem Mann und dass ich meinen Sohn niemals hinausbringe, dann darf ich bleiben.*“ Der Vater konnte auch bleiben, denn er war an der Front und in englischer Gefangenschaft gewesen. Er hatte einen Registrarschein aus der Zeit davor gehabt, doch ist er zurück nach Königshof gekommen. „*Aber wenn ich*

meinen Sohn nicht zu mir holen darf, meine Familie – was hat es dann einen Sinn, auszuwandern! Wo meine Familie ist, dort bin ich zu Hause.“

Kein Chauvinismus, kein Nationalismus

Der Forscher fragt nach den Sprachkenntnissen der Leute in den Dörfern, auch in Königshof, das „*rein deutsch*“ war.

„Wir haben schwäbisch gesprochen, der Großteil der Gemeinde konnte nicht nach die Schrift, beherrschte nicht die Schriftsprache. Und weil es war viel Boden, zum Beispiel mein Großvater hatte 38 Hektar Ackerland, vier Hektar Weingarten und Obstgarten und zwei Hektar Wald. Und das konnte er allein nicht verarbeiten, und dann von Königshof in der Nähe dort, sieben oder acht Kilometer, meistens sind auch mehr, dort sind rumänische Gemeinden: Buzad, Nadas, Comeai. Und diese die sind dann in Tagelohn gegangen. Wenn zum Beispiel die Ernte war oder wenn im Weingarten gearbeitet werden musste, hatte man Tagelöhner von dort gebracht, und immer hatte man auch einen oder zwei Knechte, und das waren rumänische Leute, und dann musste man mit ihnen sprechen. Die haben etwas Deutsch gelernt und die anderen haben etwas Rumänisch. Denn man hat sich sehr gut mit diesen Leuten verstanden.“ – Sesshafte Rumänen seit altersher? – *„Die waren andere Gemeinden, weiter weg in Wald ansässige gewesen, und die Leute waren ärmer, denn die sind auch nicht von da gewesen, die sind von Rumänien, weiß ich nicht, von wo dorthin gezogen.“* – Ungarisch? – *„Meine Oma, die war aus Fibisch, und dort sind immer in Fibisch auch viele Ungarn. Und zur Zeit Maria Teresia, Österreich-Ungarn, hat (man) in der Schule Ungarisch gelernt. So dass meine Oma, mein Opa und mein Vater, die Mutter nicht, mein Vater – die konnten perfekt Ungarisch, weil es haben in der Schule gemacht. Zum Beispiel wenn Geschichte war, geschichtliche Daten, ich kann mich jetzt nicht mehr bemerken. Die Oma die war schon siebzig Jahre alt und konnte die geschichtlichen Daten nur ungarisch sagen, was war zum Beispiel. Sie erzählte aus dem Gedächtnis... aber die hat Ungarisch. Und in diesen Teil, da war nicht dieser Chauvinismus, so Nationalismus; die Leute haben sich gut verstanden.“* – Wechselte man die Sprache beim Reden? – *„Ja, sie haben miteinander, jeder der konnte, wer konnte nicht gut Deutsch, wer konnte nicht gut Rumänisch, man hatte mit jeder gesprochen, und sie haben verstanden.“* – Wie wusste man, zu welcher Nationalität die Leute gehörten; konnte man es sehen? – *„Nach den Kleidern, und ich kann mich noch gut (erinnern), ich war ja damals klein: Diese rumänischen Damen, wenn zum Hacken oder Arbeit gekommen sind, die waren immer sehr stolz. Die hatten da eine Schnur, da waren allerlei Perlen daran, und das war die Zierde von den Mädchen. Und die Männer hatten diese weißen Trachten, die genäht waren, und... Nach der Tracht hat man die Leute gekannt. Und außerdem – jede Nation war, trotzdem sie sich gut verstanden haben, doch*

für sich. Hatte verschiedene Sitten, Gebräuche, jeder war anders. Nur in Königshof waren, hat nur Deutsche.“

Der Ort Lippa: Ethnische Siedlung und Sprachen

Nach dem Krieg, 1945/46, kam die Informantin nach Lippa. Lippa war zweigeteilt. Lippa befand sich auf der einen Seite. Die andere Seite – Radna – war ungarisch, der Fluss Marosch war die Grenze.

„Und dieser Teil war Vielvölkerstadt, da war alles verschieden. Da waren Rumänen, waren Juden, waren Ungarn, waren Deutsche – das waren die meisten hier, und die Zigeuner. Wenn sie darauf am Berg geht, diese ganze Kolonie, nur Zigeuner. Und in Radna, drüben, dort sind auch schwarze Leute, aber das sind nicht Zigeuner, man sagt es, von der Römerzeit haben die Neger da gelassen. Das waren diese Sklaven, diese bei der mit geführt haben, die Armee. Und sind auch fleißige, die arbeiten und ... sind wieder andere Leute, und die sind wieder andere ... verschiedene Nationalitäten, man merkt es.“

Es handelt sich um eine Straße in der Nähe des Klosters. Die Informantin hat in Radna gearbeitet; dort hatte sie viele Schüler und Schülerinnen aus dieser schwarzen ethnischen Gruppe. Die Eltern, die keine höhere Schulbildung genossen hatten, waren der Meinung, dass es nicht nötig sei, sich für die Schule besonders anzustrengen. So gingen diese Kinder nur gezwungenenermaßen zur Schule. Nach der Revolution konnte man sie jedoch nicht mehr zwingen, sie wurden wieder Analphabeten. Jede Familie hat fünf, sechs, sieben und oder mehr Kinder. Die sprechen rumänisch und die andere Gruppe hier (in Lippa) zigeunerisch. Man sagt diese hier, die sind aus Indien eingewandert. Diese Siedlung ist auch alt, aber *„trotzdem sind sie als Nation beständig geblieben“*. Die Gruppe aus der Römerzeit nennen sich Rumänen. Beide Gruppen sind Orthodoxe. Die an der anderen Seite (in Maria Radna) haben auch eigene Sitten und Gebräuche. Einmal im Herbst, nach dem 15. September, brennen dort oben auf dem Berg solche Lagerfeuer abends und haben getanzt und gesungen um das Feuer; die Informantin weiß jedoch nicht, ob es wie eine Kirchweih ist.

„Die Ungarn und die Deutschen (in Lippa), die waren gemischt, aber trotzdem, die Hauptgasse, das war die Bauernstraße, weil Lippa waren meistens Bauern hier. Die Parallelgasse, von dieser Hauptstraße, wo die katholische Kirche ist, oben das waren die rumänischen Bauern, die wohlhabenden. Die, was mehr ärmer waren und Handwerker, die waren noch mehr zerstreut. Und die ungarische Leute waren mehr gegen die Marosch auf der Seite. – Aber die Ungarn und hier die Deutschen haben sich immer gut verstanden. Wenn sie schauen, diese ungarische (kalvinistische) Kirche, die ist parallel mit katholischen Kirche, ist der Feuerwehrturm, diese Straße unter, und dort ist auch die ungarische Kirche, und dort waren viele ungarische Leute. Aber sie haben alle verstanden. – Hier an der orthodoxen Kirche war ungarische Schule, diese Schule dort neben der katholischen Kirche war die deutsche Schule. Neben

dem Markt dort war rumänische Schule.“ Die Informantin beschreibt des Weiteren die verschiedenen Gebäude und ihre Funktionen; es waren viele Schulen, Mittelschule und kaufmännische Schule.

Sprachkenntnis im vielsprachigen Lippa? – „Ja, jeder, auch selbst in Kommunismus, ... durfte seine eigene Sprache gebrauchen. Nur dass man die Schulen abgebaut hat, die ungarische Schule ist rumänische Schule geworden, und die deutsche Schule hörte auf.“ Die eine der beiden deutschen Lehrerinnen ist mit ihrer Familie ausgewandert. Danach waren vier Klassen in einen Raum mit einer Lehrerin, etwa 17 Kinder (1999). Die deutschen Kinder gehen bis zur vierten Klasse dorthin und danach in die rumänische Schule, weil es Lippa keine andere Schule gibt. In Temeswar gibt es eine deutsche Schule, das Lenau-Lyzeum. Der Sohn der Informantin hat dort die erste bis vierte Klasse auf deutsch gemacht und danach die rumänische Schule und die Mittelschule besucht, auch die rumänische, weil die Informantin ihn nicht zur Hochschule gehen lassen wollte. Und so begann er eine Maschinenbau-Ausbildung. Und jetzt ist er Händler, die Fabriken sind ausgebaut, man braucht keine Ingenieure mehr; er hat nun ein Geschäft. Dort spricht er alles, deutsch, rumänisch, französisch... Sie haben immer Gäste aus Deutschland; wegen der Sprache kommen sie alle bei der Informantin zusammen. Sie erzählt, dass sie immer Gäste haben, zum Beispiel am 15. August zur Pilgerfahrt nach Maria Radna.

„Deutschland war das gelobte Land“

Die Auswanderung setzte schon vor der Revolution ein: Wer jemanden im Ausland hatte, konnte im Rahmen der Familienzusammenführung ausreisen. Zur Zeit der Regierung Kohl fing es an. Aber man musste bezahlen: Absolventen einer Hochschule mussten 5000 Mark bezahlen, andere mussten, glaubt die Informantin, 2000 bis 3000 Mark bezahlen. Der Neffen der Informantin ist noch zur Ceausescu-Zeit ausgewandert, denn seine Mutter war draußen, und dann hat sie Geld von der Bank abgehoben und für den Neffe und seine Frau bezahlt, 5000 Mark, von Deutschland aus, aber von hier wäre es schwerer gewesen. „*Und außerdem – denn wir haben ja immer geträumt, auszugehen, aber wenn ich angefragt hätte, um zu gehen, hätte ich meinen Arbeitsplatz verloren und mein Mann auch. Und von was dann leben? Und das hätte vier, fünf Jahre vielleicht gedauert, oder hätte man vielleicht gar nicht gehen dürfen. Und dann sind wir geblieben. Und dann nach der Revolution hat man mich nicht immer haben wollen.*“

Der Grund der Emigration? – „*Die Deutschen sind weg, soll ich Ihnen ehrlich sagen. Erstens, mit dem Krieg waren sie schon gedrückt, dann mit dem Wiederaufbau nach Russland ist der große Teil (die Verschleppung), und dann sind viele gestorben von Hunger dort und von Kälte. Dann war diese Agrarreform, das war dann wieder nichts mehr, und die Leute haben das nicht verkraften können. Man hat ihnen den Boden weggenommen und ins Dorf sind*

andere gewandert, von Oltenien, von Moldau, und überall, und die haben ja jeder fünf Hektar Ackerboden gekriegt, und was noch übrig geblieben, hat man dann die Staatsfarmen gemacht, mit diesen Feld. Und zum Schluss hat man erst diese genommen in die Kollektivwirtschaft, die Boden hatten, aber die Deutschen hatten keine Boden, denen hat man alles weggenommen. Dann sind ein Teil der Jugendlichen nach Temeswar gependelt in die Arbeit, dann früh gefahren und dann am Nacht zurückgekommen. Und diese alten Leute, die sind in die Kollektivwirtschaft gegangen, und wer in der Kollektiv in Rente gegangen ist, mein Vater hatte 45 000 Lei Rente, es war, nur 12 000 konnte er sich Milch kaufen, ein Liter Milch und nicht einmal das Brot. Wenn er uns nicht hatte, hat er verhungert. Und hat gearbeitet auch, weil er ist zurückgekommen in 1957 von Deutschland, und ist gestorben in 1987. Er hätte nicht leben können, denn die Renten sind klein. Ich habe zum Beispiel 37 Dienstjahre, habe ich sämtliche Grade gemacht für die Schule, und ich hab' 930 000, habe ich Rente. Und 930 000 – gestern war der Strom ist 318 000 gewesen, dann das Wasser ist auch 100 000, zum Glück mein Mann hat auch Rente, er hat größere. Man könnte nicht leben, und in Deutschland war damals das gelobte Land, jeder hat gesagt, man kann mit 100 Mark ein ganzes Monat leben, das war damals vor die Vereinigung, vor die Mauer gefallen ist, und dann ist jeder gegangen.“ – Die Informantin erzählt auch, dass ihrem Sohn, der Ingenieur ist, die Qualitätskontrolle in Deutschland nicht gelungen war. Der Mann der Informantin hatte auch keine Chance gehabt, weil er nicht in der Partei war; er war in der Wehrmacht. Einige sind gefahren, und die haben andere mitgezogen.

Das Gespräch geht weiter über die Forschungen zu Königshof, das Buch von Anna Pfeifauf, eine bekannte Kollegin aus der Pädagogischen Hochschule, mit der die Informantin noch in Kontakt steht und die Archivmaterial vermittelt. Die Auswanderung hat zur Folge, dass sich die Einwohnerzahl in Königshof schnell verringerte. *„Und die Leute hatten auch keine Kinder mehr, die wollen keine Kinder mehr haben.“* Die Informantin hat auf dem Friedhof aufgeschrieben, dort sind die Grabsteine, und die Daten der Gestorbenen. Es ist noch die Rede von frühere Dokumentationen über Königshof. Die Königshofer kommen fast jedes Jahr während der Sommerzeit zum Friedhof, sie haben es organisiert. Frau Pfeifauf ist wahrscheinlich die letzte, die das macht, vor ihr war als Geschichtsschreiber ein Lehrer, Herr König; er ist in Deutschland geblieben.

Heimweh in Deutschland?

„Die Alten schon, nämlich die Alten sind herausgegangen nach der Revolution, und man hat das Feld ihnen gut gemacht, das was man weggenommen hat in 1947, bei dieser Agrarreform, und die Leute bekamen dann die Ernten bezahlt und den Boden, dann haben manche 35 000 Mark und noch mehr bekommen, von der rumänische Staat, und dann haben sie ihre Verwandtschaft abgekauft von drauß genommen.“ Die jüngeren Generationen in Deutschland kommen

nicht mehr. Der Neffe der Informantin zum Beispiel ist Elektroniker, Ingenieur, hat anfangs in der Schweiz gearbeitet, jetzt hat er sich schon in Stuttgart ein Haus am Stadtrand gekauft. Er hat seine eigene Firma und kommt nicht mehr zurück. Und der größte Teil derjenigen, die für die Felder Entschädigungen bekommen haben, haben sich mit dem Geld Bauplätze gekauft, haben dann Staatskontrakte gemacht und sich Häuser gebaut. Die Kinder sind alle in der Schule, und die Leute stehen sich gut. *„Denn man sieht das, wenn sie herkommen, dass es ihnen nicht schlechtgeht. In Lippa sind nur noch ein paar, sind wenige. In der letzte Schule waren drei deutsche Kinder, aus Mischehen, alles andere waren rumänische Kinder, sind keine mehr.“* Die Informantin wollte nun, dass auch ihr Sohn auswandert, denn mit der Zeit verschwinden doch jeder. Nachdem die Informantin 1955, nach der pädagogischen Ausbildung, nach Lippa gekommen war, hatte sie in 1960 ihren Mann kennengelernt. *„Wo man ist, dort findet man sich wahrscheinlich, das Kaar (Karl), und dann bleibt man doch.“* Die Informantin nennt noch eine weitere im Land Gebliebene, die zwei Söhne in Deutschland hat und hier allein sitzt. Der Sohn der Informantin hilft ihnen täglich. *„Wenn er in Deutschland geblieben, werde ich untergegangen. Wenn mein Sohn geht, gehe ich auch.“*

Geschichten über Königshof

Die Forscher und die Informantin sprechen noch über die Feldarbeit und über durch Hinweise gefundene Informanten. Frau Mayer-Gheorghe nennt das Dorf Nitzkydorf (in dem die Schriftstellerin Herta Müller geboren wurde). Der Forscher erzählt von einem Besuch in Königshof. Von der Geschichte Königshofs hat die Informantin ähnliche Fakten zu erzählen wie der Informant Franz Rez. Der Gutshof war nicht im „Mittendorf“, sondern links vom Bahnhof. Der Gutsherr hat Gergelyi geheißen, er war ein Ungar. Die Häuser auf der linken Seite waren für die Arbeiter des Gutshofs. Der Urgroßmutter von Großvaters Seite, *„meine Mutter ihre Seite“*, hatten ihren Haus früher als zum Gutshof gehört. *„Wie mein Vater mich erzählt hat, hat diese Gutsherr für jemand bei der Bank gut gestanden mit seinem Vermögen. Und der hat bei dem Kartenspielen das ganze verloren dann – und auf das hin hat er sich erschossen. Und sein Sohn, der war in Ungarn, der hat dann das Feld und alles versteigern lassen, damit er den Vater die Schulden bezahlen kann. Er, dieser Gergelyi, ist begraben im Königshof im Friedhof; haben Sie das Grab gesehen? Weiter hat man das schon zugemacht, immer so wie ein Loch.“* Als Kind hat die Informantin das immer begafft. *„Mein Großvater, der war in Amerika mit ganze Familie, und das Geld, was sie dort verdient haben, als sie zurückgekommen denn ist, denn er ist geboren in Bruckenuau. Und dann, wie das Feld hier versteigert wurde, dann haben sie ihr Geld dort abgegeben und noch Geld von der Bank genommen und haben dann von dort sich Feld gesteigert, diese 38 Hektar waren von diesem Gut. Denn das ganze Feld um das Dorf war alles den Graf Gergelyi.“* – Waren die Deutschen damals nur Landarbeiter? – *„Ja,*

nämlich, wie Maria Teresia sie gebracht hat, hat sie sie gebracht hier, damit Hilfe ist wahrscheinlich, denn in Deutschland war überbevölkert, und dann hat man gesagt: Der her kommt, bekommt etwas Feld. Dann Feld haben sie etwas gekriegt und muss zehn Jahre kein Steuer bezahlen. Und dann sind die Leute daher gekommen. Denn es war ein Maler, der Stefan Jäger, er hat den Schwabenzug gemalt, und unten daran hat gestanden: ‚Die ersten fanden den Tod, die zweiten die Not, und die dritten – erst die dritte Generation erst – das Brot.‘ Denn der Boden war sumpfig, viele Plätze und nicht verarbeitet, und wahrscheinlich schwer, denn als sie gekommen, sie hatten ja keine Tiere, hatten ja nicht das ganze zu verarbeiten, keine Pferde.“ – Auf die Frage wo das Gemälde ist, sagt die Informantin, dass es in einem Kalender von Stefan Jäger, in Temeswar erschienen, wiedergegeben ist; die Informantin hat zwölf Monatsbilder von diesem Maler gesehen.

Schwowisch

Was ist schwäbisch? – „Ich kann schwowisch! So hat man dort in Deutschland geredt, und so haben unsere Eltern und alle danach her auch geredt.“ – Typisch? – „Jedes Dorf hat anders gesprochen, die Königshofer zum Beispiel haben mehr mit o gesprochen: mei Motter, mei Großmutter, ja – die Blumenthaler haben mehr mit a, zum Beispiel anstatt ‚Tor‘ haben sie ‚Tar‘ gesagt; anstatt die Züchtling und sie haben sagt die Loos, die Mutter, und die Blumenthaler haben gesagt: ‚die Mar‘; die haben mehr mit a. Jedes Dorf hat anders gesprochen.“ – Verstanden? – „Oh ja, sehr gut.“ – Und die Guttenbrunner? – „Die hat man schwer verstanden, die hat ihre eigene Mundart. Die sind aus Elsass-Lothringen gekommen, und haben von dort das mitgebracht, zu der Gurke haben sie zum Beispiel gesagt ‚Kakuma‘, und wir sagen ‚Umorka‘. Und so hat, war auch so manches, die Guttenbrunner haben sich am meisten unterschieden in ihre Sprache. Haben mal eigene Sprache lange bis zum Schluss beibehalten. Denn die haben ja, die meisten nur unter sich geheiratet, in Guttenbrunn. Als die hatten sehr viel Ackerboden und gute Ackerboden, und sehr viel Obstgärten, Pflaumengärten, und die haben dann mit dem Schnapsbrennen und Schnapsverkaufen sich bereichert, war eine der reichste Gemeinde von der ganzen Umgebung, und dann hat meistens, wenn ein Großbauer, sowie die Lukhaup... Der älteste Lukhaup, was dort ansässig war, hat den meisten Boden gehabt. Und die Erstgeborenen, die haben dann das ganze Feld gekriegt und mussten dann den andern, wenn noch drei, vier Geschwister war, herausbezahlen, ja etwas Geld. Und wenn die sich dann wieder eine reiche Bauerstochter gefunden haben, haben sie sich irgendwie doch zurechtgefunden. Aber immer der Erstgeborene hatte das Recht, alles zu erben, den Boden, damit das zusammenbleibt. Das war in Guttenbrunn, das must Herr Lukhaup gut gestehen.“

Ursprung

Woher sind die Königshofer einst gekommen? – „*Von Königshof, von Deutschland, von Westdeutschland, dort ist eine Gemeinde. Wie ich in Osnabrück war, hat, wenn mein Vater schon gegen achtzig war, hat man uns mit einem Mikrobüs geführt bis nach Tübingen. Und auf der Straße, auf der Landstraße, habe ich immer geschaut, wie die Dörfer heißen, und dann war irgendwie Einfahrt und Ausfahrt Königshof. Darum weiß ich daß es in Westdeutschland ist. Denn wenn ich irgend bisschen recht verhaftete, sozusagen: bitte stehenbleiben, ich will doch schauen, hätte ich es bestimmt gemacht, denn das hat mich interessiert, woher meine Großeltern und die Urahren kamen.*“ – Wussten alte Leute noch in Königshof, als sie ein Kind war, woher man einst gekommen ist? – „*Ja, man hat, auf der Donau sind sie gekommen, das weiß ich, auf der Donau per Schiff, und dort hat ein jeder dann Recht gehabt, eine Kuh, sogar Hund und Katze, und Pferde und Wagen haben sie so gehabt mit Überdeckung, Kuh war unters angebunden. Und so sind sie von oben gekommen. Ich habe noch zwei Bilder, von meine Urururgroßmutter, vom Schwabenzug, sie sind aus Deutschland mitgebracht worden, auf dem Rücken (lacht, möchte zeigen). „Sie sind, die Rahmen nicht mehr schön, aber für mich sind sie sehr wertvoll, weil sie von meine Urururgroßmutter sind (lacht). Sie sind über Erdwagen von einem zum andern.“*

Die Königshofer früher und später

Die Königshofer haben sich nicht in ähnlicher Weise wie die Guttenbrunner verheiratet. Es ging nur aus Liebe. „*Zum Beispiel: Meine Mutter hat zum Beispiel Vieh gekriegt. Und mein Vater, waren Geschwister, zwei, er und seine Schwester, und die Schwester hat mehr gekriegt, die war die ältere, und er hat weniger gekriegt. Meine Mutter war der Ansicht, sie hatte genug viel auch. Und die haben sich gut verstanden.*“ Man hatte viele Kontakte mit den Nachbardörfern, „*ja, denn sie haben sich so verheiratet, die ganzen Gemeinden. Die Buben sind daher aufs Ball gekommen zum Tanz, und dann mit den Kirchweih sieht man, was mehr war, sind die Pferde eingespannt worden und Federsitz daraufgekommen, auf dem Wagen, und dann sind sie nach Blumenthal auf die Kirchweih. Mein Bruder hat sich dort Mädchen aus Blumenthal gefunden. Und so, durch diese Unterhaltungen und durch die Festlichkeiten, haben die Kinder sich kennengelernt und geheiratet, sind nicht aus demselben Dorf.“*

Warum sind von den Königshofern so viele nach Pforzheim gegangen? – „*Schwaben! – Man wusste sich verlangen. Denn wie ich in Deutschland war, hat man mich auch ausgefragt, wenn ich hörte, dass ich nicht bleiben darf, musste diesen Zettel dort ausstellen. Und dann hat man mich gefragt: Wohin?, und ich habe auch Pforzheim verlangt, weil dort meine Schwägerin und Verwandten sind, und so hatte jeder seine Verwandten mit sich gezogen, und*

weil die von da war, alles dorthin, aus Schwaben. Und sie sprechen alle dort auch diesen schwäbischen Akzent, die sprechen so wie bei uns zu Hause.“ – Die Organisation der Umsiedlung? – *„Der Herr Kohl. Er hat das damals eingeleitet, und durch die Polizei das kam sich gegangen.“* – Zusammenkommen in Deutschland? – *„Ja, ja, einmal im Jahr kommt ganz Königshof zusammen. Ort und wo, Und die sind alle mit diese Sonntagstracht, die breiten Röcke mit dem gestärkten... Tuch und“* (erwähnt das Königshofer Heimatbuch und dessen Verfasserin). Der Vater der Informantin hatte den Königshofer in Deutschland geholfen, mit Papieren zu beweisen, dass man ein Anrecht auf den Boden hatte, wie es vor der Enteignung war. Die Informantin nennt noch die Landsmannschaft. – Lebt die deutsche Kultur weiter in Deutschland? – *„Ja, einmal im Jahr, und dann treffen sie sich alle – denn ist so wie eine Kirchweih, tanzen eine Nacht durch, und kommen von weit und breit an dorthin, denn so war es hier an der Kirchwei. Ist von dem ganzen Land ist die Verwandtschaft gekommen. Wird schon eine Woche vorher gekocht und gebacken worden und dann unterhalten. Da haben sie sich begegnet, die Leute, einmal im Jahr.“*

Wo ist Ihre Heimat? – *„Meine Heimat, wenn ich sie ehrlich sage, ist Königshof, denn dort bin ich geboren. Aber meine Mutter, mein Vater, und alle Verwandten, was ich noch so, meine Großeltern sind dort in Friedhof beerdigt. Und weil ich jetzt nicht mehr dort bin und daher gekommen bin, habe ich alle Gräber zumachen lassen, ja, mit Betondeckel und Marmorstelen, und dort diese „Ross-Bas“ (eine ungarisch-deutscher Dorfbewohnerin), der bezahle ich aufs Jahr, und weil ich nicht so oft hinkomme, sie räumt dann die Gräber ringsum auf, damit Ordnung ist. Ja, und auch die anderen Gräber werden aufgeräumt, denn die von Deutschland bezahlen, jeder gibt doch in die Bank wieviel Geld, und das Geld kommt doch sicher her. Darum ist das Friedhof aufgeräumt. Es war immer ein schönes Friedhof in Königshof. – Wenn man nicht dort ist, und wenn man es nicht immer pflegen kann, nicht jede zweite Woche hacken kann, und dann ist es am besten, wenn es zu ist, und dann ist auch Ordnung.“* – Sie fühlen sich als eine rein Deutsche, kann man so sagen? – *„Ja, ich bin!“* – Und der Sohn? – *„Er ist auch deutsch, hier in Lippa geboren, weil ich war da Lehrerin. Wissen Sie, das ist also, am Anfang – mein Mann war nicht immer einverstanden mit mir, aber ich hab mich im meinem Leben immer durchgesetzt, was ich gefühlt hat.“* – Die Informantin erzählt weiter über ihre Arbeit in der Schule und dem Kindergarten, um diese zu erhalten. – Unterdessen kommt ihr Mann und erklärt auf rumänisch etwas von Lotto, die Frau antwortet auf deutsch und erklärt für den Interwiever. *„Er will gewinnen! Er wurde reich werden ohne Arbeit. Von Millionen gewinnen Seele!“* (Lachen).

Dorf und Ethnos

„Mein Vater, nachdem die Mutter gestorben ist, habe ich ihn hierher gebracht, 1995. Ich habe ihn hergebracht, damit er nicht allein dort ist, hat das

Elternhaus verkauft, unser Haus war dreimal so groß wie das... (spricht über die Preise). Weil die Deutschen waren ausgezogen, hat die Häuser keinen Wert mehr gehabt.“ Die Informantin erzählt weiter vom heutigen Haus. Der Vater ist hier gestorben und ist in Königshof beerdigt. Sie erzählt, wie das Elternhaus in Königshof heute aussieht, mit dem neuen Besitzer, „so bunt wie ein Papagei“ (lacht). Sie erzählt noch, wie der Platz heute aussieht.

Die Abstammung von den Ureltern. – „*Meine Urgroßmutter, die Wegel, die war in Bruckenau geboren, der Großvater, der war auch dort geboren, von der Mutterseite. Und dann meine Mutter, die ist in Königshof geboren, 1912, mein Vater, der ist in Szilaz (Busiasch) geboren. Das ist von Temeswar, von der Marosch, wenn man mit Boot fährt irgendwo, eine Gemeinde, er ist dort geboren, seine Eltern sind alle zwei von dort. Die waren auch in Amerika, und sind auch hier gekommen und haben sich auch Feld gepachtet oder gekauft. Denn in Königshof, gegen Fibisch war noch ein Dorf, das hat Greifenthal geheißen, und das war mehr weg, ja. Die (Einwohner) sind in der Nacht immer überfallen geworden und bestohlen, und dann sind die Leute von Greifenthal, hat sich das Dorf ausgelöst und ist auch daher gewandert, es war ungefähr in 1915 so, mein Vater hat mich das erzählt. Denn es konnte mich nicht zu glauben, dass es noch eine Gemeinde war, als er Kind war, das war Greifenthal. Fibisch war nicht weit, und die Fibischer, die waren sehr angreiflich (lacht). Des waren Bauern und... Jetzt ist Fibisch schon ausgebaut, und die Leute haben sich kennengelernt mit der Zeit, durch Erziehung. Die sind aber damals eingewandert aus dem Altreich (Alt-Rumänien), aus der anderen Seite alle, aber die größte Teil (von Fibisch) war nicht siedelt, sind die Leute dann angesiedelt worden. Die Rumäner waren doch auf der anderen Seite des Landes. Und die waren Knechte, und dann haben sie auch angesiedelt. In Gutenbrunn ist Gutenbrunn – und ist Zabran sagen sie, das waren die Knechte von den Guttenbrunner Bauern, und Chesint, das noch eine Gemeinde, es waren auch die Knechte von da. Nur die Chesinter waren sehr berühmt im Stehlen. Es waren die damaligen Heiducken (ungarische Grenzsoldaten), die haben die Pferde in der Nacht gestohlen und die Füße so gebunden mit Tücher und dann sind sie mit nach Ungarn gegangen, und dort sind die Pferde dann geschlachtet worden, durchgemacht. Und die haben sich dann auch niederlassen. Wenn sie durch diese Dörfer kommen, durch Zabran, also durch das rumänisch Guttenbrunn, durch Chesint, durch Fibisch, die haben die Häuser so gebaut wie die Deutschen. Das ist wie die deutschen Gemeinden, das hat es übernommen, auch diese Leute, die Deutschen, die dort gewohnt haben, haben sehr viel von Wortschatz von dort genommen, manche Wörter aber auch die Rumänen von ihnen. Zum Beispiel anstatt ‚Sacher‘ haben sie ‚Zukunft‘ sagt, anstatt ‚Strümpfe‘ haben sie gesagt ‚Strimpf‘. Die haben nur die Wörter geändert, aber in rumänisch, aber es war so übernommen Wörter, weil die Leute mit einander gelebt und gewohnt hat.“* – Die Informantin beschreibt noch die Siedlung in Guttenbrunn, das Zentrum am Berg, wo die Kirche ist, in der Mitte die großen

Bauernhäuser, die viel Feld hatten, und die Seitengasse, wo die Handwerker lebten. *„Die Handwerker waren die Söhne, der dritte, der vierte, den Kinder von den reichen. Die hatten keinen Boden mehr bekommen, und die mussten ein Handwerk lernen.“*

Temeswar und Königshof – Stadt und kirchliches Leben

Die wichtigste Stadt für Königshof? – *„Temeswar.“* – Nicht Arad? – *„Nein, Arad war ein ungarische Stadt, und Temeswar ist deutsch gewesen, denn die hat Maria Theresia angesiedelt. Wenn sie nach Temeswar kommen, dort ist die Domkirche, also die Kirche von Bischof, ja, und rings um die Domkirche, diese Häuser, das war Hof von Maria Theresia, wenn sie gekommen ist und die Kasernen, das ganze war dort. Und in der Mitte ist der Prinz Vergebungen (Eugen) von der Türkenzeit, – die Pest in Temeswar.“* – Die Informantin beschreibt das ganze Zentrum von Temeswar, die Geschichte und Funktion der Gebäude, die grellen Farben der Häuser mit Kontrast zu den Verzierungen in Weiß. Sie berichtet auch, wie sumpfig die Stadt war, der Brunnen mit heilskräftigem Wasser, die Pestsäule vor dem alten Bürgermeisteramt, dem Gemeindehaus, und die Peststatue. Sie betont noch, dass diese Häuser im Zentrum alte Gebäude aus der Zeit Maria Theresias sind, auch das Hotel und die Gastwirtschaft oder Wirtshaus, das die Offiziere besuchten, dort ist jetzt ein Militärspital, ferner die Bank, die Hochschule, das Tribunal bzw. der Gerichtshof.

Des Weiteren ist die Rede von der Gemeinde Königshof, von Priester Gregor Siegmet, den die Informantin sehr hoch schätzt. Er wurde 1943, in der Hitlerzeit, schwer misshandelt und ist später daran gestorben. *„Die Hitler-Parteileute haben das gemacht, er hat verweigert, gesagt: Kirche ist Kirche, und er macht keine Politik.“* Man hat ihn nicht direkt totgeschlagen, aber zu Tode gepeinigt. Der nachfolgende Pfarrer wohnt jetzt in Deutschland, Schwarzwald, Demerle. Der nach ihm gekommene lebt jetzt in Temeswar, im Seniorenhaus, er war Priester in Bruckenu. Die Informantin berichtet noch von der schweren wirtschaftlichen Lage der Priester; der letzte hatte seine Eltern gehabt und eine Nonne als Köchin, er musste seinen Weingarten an die Staatsfarm Weingarten abtreten. Die Priester bezogen keine Gehälter; sie bekamen nur Gebühren für Begräbnisse und Taufen und andere kirchliche Verrichtungen. Das hat zum Leben nicht gereicht. Er hat Körbe geflochten und Besen gebunden. Und war vorher Professor für Theologie an der Universität in Temeswar.

Kontakte mit dem Kloster in Maria Radna? – *„Ja einmal im Jahr, das war im August, nachdem die Getreideernte fertig war, und dann ist man nach Radna zu Fuß gewandert, von Königshof bis nach Radna. In das Früh um vier sind sie weggegangen, und es waren noch Wägen so mit überzogen, fein geschmückt. Dort waren Essen und Kleid, was man so gebraucht hat. Dann die erste Rast war in Alios, ist gegessen worden, dann ist weiter gegangen, und Nachmittag*

um vier, fünf waren wir da nach Radna. Dann hat man die vierzehn Stationen gebetet, und die Leute sind dann in die Stadt, wo sie gewohnt haben. (Sie nennt die Familie, wo sie untergekommen ist.) „Dort hat man immer geschlafen, man hat bezahlt, und so durfte man übernachten. Und dann in der Früh sind die Leute zum Beicht und zum Kommunion gegangen, und dann nach der Messe wieder. Manche sind zum Fuß, manche mit dem Wagen, manche mit dem Zug wieder her, und dann hat man sich zum Schluss wieder in Königshof um sieben Uhr Abend zum Beispiel, alle dort um das Kreuz bei Dorfeingang getroffen, und dann ist die Prozession weiter bis in die Kirche. Das war jedes Jahr nach Radna.“ Der Schutzpatron von Königshof ist Johannes von Nepomuk, sein Festtag war im August. Die Kirche in Königshof wurde um 1933/34 gebaut. Ein Priester, so hatte die Mutter der Informantin erzählt, hat alle seine Ersparnisse dazu gegeben, ein Leben lang hat er gespart für den Kirchenbau, Leute haben auch dazugegeben. Der Bruder der Informantin wurde 1930 geboren, und er war dabei mit anderen Kindern; sie mussten mit dem Hammer Glocken (läuten) aus dem Fundament (Grund), wenn der erste Stein in der Erde war. – Die Informantin hat alte Bilder von Maria und Josef, auf Brettern befestigt, die sie gern zeigen möchte.

Die letzte Frage: ob sich der Sohn der Informantin als Deutscher oder Rumäne fühlt? – *„Er ist international. So ist am besten, verstehen Sie mich, dann hat man mit niemand keine Probleme. Meine Schwiegertochter ist auch eine Rumänin, verstehen Sie, und M. hat auch Deutsch gelernt, sie spricht auch nur deutsch mit den Kindern, wenn man rumänisch spricht, gibt es deutsche Antwort. Wenn ich meinem Mann deutsch spricht, gibt er auf Rumänisch Antwort. Sie war auch orthodoxe, und auch von der Traum, sie war sehr verliebt in meinen Sohn, sie ist auch zum Katholizismus übergangen...“* Die Enkelkinder sprechen mit allen deutsch, auch zu Hause spricht man deutsch. Der Junge geht in die deutsche Schule, er spricht perfekt, weil er in medium [d.h. in den Medien] mehr Deutsch spricht. Ein Enkelkind geht in den rumänischen Kindergarten, weil es keinen deutschen mehr gibt, und dann mit anderen Kindern, auf den Straßen, überall, sie spricht lieber Rumänisch. Sie kann Deutsch, aber das Rumänische geht schneller. *„Ich habe mich bemüht, habe meine Pflicht getan, mit den Kindern.“* Lehrer zu werden, *„das war mein Traum schon als kleines Kind“*. Erst in der Schule hat die Informantin Rumänisch gelernt.

Zuletzt ist die Rede noch von der Schule und der Sprache. Als die Informantin 1955 als Lehrerin nach Lippa kam, gab es in Lippa noch fast hundert deutsche Kinder, von der ersten bis zur vierten Klasse, und vier Lehrkräfte. Der Bürgermeister und die Professoren hatten ihre Kinder in der deutschen Schule. Jetzt sind auch rumänische Kinder in der deutschen Schule. In der deutschen Schule lernt man deutsch billig. Die Informantin glaubt indes, dass, wenn die letzte Lehrerin in Rente geht, keine deutsche Schule mehr bestehen wird. Es gibt keine Lehrkräfte mehr, die das unterrichten können, denn es sind keine

Deutschen mehr da (Tonaufnahme 2000:1. Lipka 2.8. 2000. Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen),

Beim Besuch in Königshof (Németremete) hat der Forscher Hannonen ein Interview auf ungarisch mit der ungarisch-deutsch-rumänischen Frau Rozalia Murarin, „Rózi Néni“, geb. 1922, geführt, früher genannt (Tonband 1998:18. 21.8.1998).

6. Zusammenfassung: Das Mosaik des Heimatgefühls

Das „rein“ Deutsche – Die Natur als Metapher des Ethnischen – Bäume und Wurzeln – Die zerbrochene Illusion – Das kompensierende Selbstbild – „Heimat“

„Heimat nennt man das Land, wo man geboren ist. Jeder Mensch fühlt in seiner Brust ein mächtiges Gefühl, welches ihn zu dem Lande hinzieht, in welchem er seine Kindheit und Jugendzeit verlebte.“ (Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk, 1838).

In diesem Kapitel wurden Interviews mit sieben Informanten in den Dörfern Neudorf und Blumenthal präsentiert. Sie können als Autobiographien interpretiert werden, sie enthalten Rückerinnerungen und Reflexionen über die aktuelle Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews 1997–2000. Die Erinnerungen sind reich an Perspektiven und wechseln zwischen dem Alltagsleben und dramatischen Ereignissen. Ein Thema, das in allen Berichten aktualisiert und artikuliert wird, ist „Heimat“. Das Wort und der Begriff, die ursprünglich zur Rechtssprache gehörten, enthält bei den Informanten einen Kern aus: Geburtsort, Ehe, Eigentum und religiöser Gemeinde, die alle als „Wurzeln“ betrachtet werden. Als Kontrast zur Heimat werden Industrialisierung, Stadtleben, „fremde Volksmischung“ und Abwanderung – vor allem nach Deutschland – hervorgehoben. Es ist nicht verwunderlich, dass die Auffassung der Banater Schwaben von „Heimat“ die ausgeprägt deutsche, beinahe „klassische“ Metapher ist, die das Nationalgefühl geschaffen hat. Heimat ist ein Gegensatz zu der Wurzellosigkeit, die die industrielle Massenbewegung im Lauf der Zeit mit sich brachte. Es handelt sich um eine nostalgische, zurückblickende Einstellung, eine affektgeladene Reaktion auf das Moderne. Mehrere Beispiele werden angeführt, wenn man einst und heute, das Zuhause und die Fremde vergleicht (vgl. Deutsche Erinnerungsorte III, Kap. Heimat).

Das Recht auf die Heimat war für die Informanten nach dem Zweiten Weltkrieg ein ständig aktualisiertes Thema. Dies war zunächst eine Folge der Deportation (Verschleppung), dann des Kommunismus, der Umsiedlungen und des Verlustes des Eigentums. Auch unabhängig von den Fragen des Forschers hob man beim Interview spontan die „Heimat“ hervor. Eine Rückkehr zu einer regionalen Kultur ist in den Dörfern und Höfen, die wir besuchten, schon aufgrund der dramatischen historischen Umwälzungen nicht möglich. Noch weniger eine Revitalisierung von Routinen und Ritualen. Auch das religiöse Leben befindet sich in Auflösung, da die Kirchen, die die wichtigsten physischen und mentalen Räume waren, aufgegeben werden. Wie im vorhergehenden Kapitel festgestellt wurde, bringen die Gewährleute ein starkes Gefühl des Verlustes zum Ausdruck, „es war einmal“, „ist nichts mehr“ (vgl. Kasten/Fendl 2017).

Das Bild, das die Informanten von der Heimat haben, kann jedoch auch ambivalent und relativ unbestimmt sein. Es drückt das individuelle Gefühl aus, das von der Erinnerung, von persönlichen Erlebnissen und kollektiven Erfahrungen geprägt ist. Auch generell verbindet sich mit dem Wort Heimat eine ganze Kette von Assoziationen: von Tradition, Heimweh, Heimatlosigkeit, Exil und Migration bis zu Reise, Grenzen und Territorium, Geschichte und Architektur. Sprache, Bräuche und Sitten, „geistige Heimaten“ wie Religion und Gemeinde finden im Assoziationsmuster ebenfalls Platz. Heimat als räumliche und zeitliche Dimension beinhaltet also sowohl ein illusorisches Idealbild als auch eine feste Verknüpfung mit der Lokalität: Heimatstadt und Heimatort werden in der Heimatkunde definiert und systematisiert.

Die wechselhafte Bedeutung des Wortes, das Pendeln zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten, hat Anlass zu verschiedenen Fragen gegeben: Was ist Heimat? Wie viel Heimat braucht der Mensch? Betrachtet man den Begriff im Kontext historischer Prozesse, wie Modernisierung und Fortschrittsglaube auf der einen, Nationalgefühl und Heimatbewegung auf der anderen Seite, wird das Paradox zwischen dem ständig Veränderlichen und dem Beständigen offenbar. Auch in den Berichten der Informanten und in ihren Antworten auf die Frage nach der Heimat wird ein Pendeln zwischen Heimat als physischem Raum und Heimat als kulturellem Erleben sichtbar. Heimat wird mit Fremd- und Selbstbildern assoziiert, die auch in Zeichen und Symbolen konkretisiert werden.

In einer Untersuchung über Heimat als Begriff in heutiger Analyse will die Ethnologin Beate Binder den Blick auf den Kontext und den Prozess richten, durch die Heimat sich auf das Selbstverständnis innerhalb einer Gesellschaft auswirkt. In den Berichten aus dem Banat ist der Kontext beweglich, ein Kaleidoskop farbiger Teile, das von den Akteuren gedreht wird, durch Strategien und Ordnung im Alltag. Binder stellt „die Praxen der Beheimatung ins Zentrum ethnografischer Forschung – und dabei insbesondere die Emotionalität des Beheimatet-Seins“. Gefühlsmäßig bedeutet dies Imagination, Illusion und auch Indignation. Der Ethnologe Kaspar Maase zitiert Konrad Köstlin: „Die ‚Tröstungen des kleinen Raumes‘, sind EIN Grund, warum ‚die Schwaben‘, ‚die Saarländer‘ und ‚die Mecklenburger‘ noch eine Weile leben werden und warum man sich nicht vermessen sollte, herkunftsorientierte und kompensatorische Muster regionaler Identifizierung mit Verachtung strafen zu wollen.“ Es ist eine solche „Emotionalität des Beheimatet-Seins“, die auch die Informanten im Banat zum Ausdruck bringen. Während des Berichtens gibt der Forscher den sprach- und situationsgebundenen Kontext an. Der Informant wählt das Wort Heimat und füllt es mit Inhalt (vgl. Binder 2008, passim; Maase 1998, S. 69 und passim).

Wir entscheiden uns hier dafür, vier Erzählmuster im Inhalt zu analysieren. Sie können als Beschreibungen der physischen und mentalen Raumidentifikation sowie des sozialen Kontextes angesehen werden. Es handelt sich um: Das „rein“

Deutsche, die Naturmetapher Baum – Wurzeln, die von der Illusion geprägte Vergangenheit und Gegenwart sowie ein Selbstbild, das als kompensatorisch definiert werden kann. Hermann Bausinger prägt den Terminus „Selbststilisierung“ im Zusammenhang mit nationalen Kulturen und Symbolen, doch hier kann das Wort auch die Erzählkultur des Einzelnen charakterisieren.

Das Erzählmuster wird vor dem Hintergrund von Hermann Bausingers konziser und mit zahlreichen Beispielen versehener Studie „Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?“ (2000) zusammengefasst, die zur selben Zeit entstand, als das Feldmaterial für die vorliegende Studie im Banat gesammelt wurde.

Das „rein“ Deutsche

Bausinger gibt Beispiele für die kulturellen Mechanismen, die bei der Schaffung von Selbst- und Fremdbild wirksam werden. Es handelt sich um Typisierung, Kontrast und Regionen, zusammengesetzt aus Charakteren, Klischees und Stereotypen. Sie drücken sich aus in: Handlung, Haltung, Eigenschaft, Eigenheiten, Besonderheiten und Beschwörung. Konkrete Bestandteile sind dabei: Gegenstände, Speisen, Orte wie das Zuhause, die Kirche und das Grab. Epitheta wie Sicherheit, gewohnt, Fleiß, Ordnung, schön, bürgerlich gehören zum Bild des „typisch Deutschen“. Die Dimensionen haben sowohl negative als auch positive Konnotationen, z.B. Bürokratie, aber auch Sesshaftigkeit, Familienleben, Feste, Vereine, Gemeinschaft, Dorfkultur, Kontinuität, kurz gesagt: Das typisch Deutsche ist „gemütlich“. Besonders „das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Geschichte bleibt zwiespältig – und in gewisser Weise zweigeteilt“ (Bausinger 2000, S. 17, 19, 55f., 66 und 72; Ordnung S. 80–82, 112, 125, 134, 149–152 und 158; Definition von Hetero- und Autostereotypen S. 32; der Begriff „Volkstum“, geschaffen von F.L. Jahn 1813 im Geist des Patriotismus S. 121).

Ausdrücke, die in der Beschreibung des Milieus und der Menschen durch die Informanten wiederholt begegnen, sind „rein“, „lauter“ (überwiegend), „nur deutsch“. Sie knüpfen an Ursprung und Geschichte an, drücken ein sehr bewusstes Selbstbild aus, eine Ethnizität, die aus Sprache und Volksgruppe besteht. Sie werden verstärkt durch Epitheta wie „Urahnen“, „Schwabens von Generation zu Generation“, „Schwabendörfer“. Die Eigenbenennung ist inkludierend: „Volksdeutsche“. Auch das Wort „Nation“ ist klar definierend: Deutsche. Der Terminus „Volksdeutsche Minderheiten“, verwendet seit den 1920er Jahren, auch in der Zeit des Nationalsozialismus, paritätisch mit „Auslandsdeutsche Minderheiten“, bezieht sich vor allem auf die Bewahrung von Kultur und Sprache. „Volkstum“ ist eine Bezeichnung, die auch einige der Informanten verwenden. Der Anspruch auf Echtheit bezieht sich auf politisch-territoriale Fragen, also auf den Raum Banat. Es existiert eine klare Trennung zwischen „inländischen“ und „ausländischen“ Deutschen. (Münz/Ohliger 2001,

S. 371 etc.). Das Verhältnis zum „Mutterland“ Deutschland als „Ausland“ ist sehr ambivalent. Man kennt ein Deutschland, das es „immer“ in der Sprache, der Geographie und der Symbolwelt gab, und ein anderes modernes, aber fremdes Deutschland. Im ersteren fühlte man sich „zu Hause“, im letzteren „frei“ – jedoch unbestimmbar entfremdet. Der Begriff „rein Deutsche“ hat also viele Dimensionen und meint im Fall Banat in erster Linie sprachliche und historische Ortsgebundenheit.

Das Selbstbild konkretisiert sich in Elementen aus der materiellen Kultur, die in fast jedem Interview betont werden: Landwirtschaft, Bauer, Häuser, Tracht, Sitten wie Kirchweih und Speisetraditionen (vgl. Bausinger). Das Heiratsmuster zeigt die Dorfgemeinschaft als enge soziale Einheit, geformt durch Verwandtschaft und Nachbarschaft, aber auch durch die Ökonomie. Die Vermehrung und Erhaltung des Bodens war eine unbedingte Pflicht innerhalb der Familie. Innerhalb der eigenen Gruppe, innerhalb des Dorfes, war man sich der Unterschiede zwischen reichen und armen Deutschen bewusst, wie die Bezeichnung „Herrenschwaben“ zeigt. „Unsere Leute, ein Stück von uns“ bekräftigt das rein Deutsche.

Vor dem Hintergrund des Selbstbildes, das „rein deutsch“ umrahmt, bedeutet Heimat eine unteilbare Einheit; „eine zweite Heimat gibt’s nicht“. Die auf einen bestimmten Ort bezogenen Worte „geboren“ und „aufgewachsen“ identifizieren und markieren die Grenzen der Heimat, die auch als die „Seele“ bezeichnet wird.

Einen Kontrast zu der „rein deutschen“ Bevölkerung, zu „unseren Leuten“, bilden die anderen ethnischen Gruppen im „schwäbischen“ Banat: Ungarn, Rumänen, Roma. Hier wird das Heimatrecht aktualisiert; man unterscheidet z.B. zwischen Rumänen, die es „seit langem“ in der Gegend gab, und Ansiedlern aus Transsylvanien und Moldau nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch unter den Roma gibt es, wie aus den früheren Kapiteln hervorgeht, ansässige Gruppen in den Dörfern, vermutlich alter Herkunft, und nomadisierende, in letzter Zeit (nach 1989) Zugewanderte. Die Stereotype umfassen eine soziale Stufenleiter, Ethnozentrismus und Diskriminierung. Die Informanten verwenden u.a. die folgenden Ausdrücke: „die Minderheit war die Elite“, „stolz“, „fleißig“, „perfekt deutsch ist deutsch“. Am anderen äußeren Rand kann man „Der Hundchen und die Kuhhalter“, sagen als Epithet für die Rumänen. Gleichzeitig wird (heute) auch der Wert eines harmonischen Zusammenlebens betont. Die Beispiele der Informanten für die Unterschiede zwischen den Bevölkerungsgruppen lassen sich als Werturteile über Charakter, Mentalität, Lebensweise und Klasse zusammenfassen. Das Muster beinhaltet sowohl ästhetische, „natürliche“, religiöse, politische und sozioökonomische Kulturmerkmale als auch psychologisch-moralische Urteile (vgl. Brückner 1988, S. 121–131).

Eine weitere Dimension von „rein deutsch“ tritt in den Interviews deutlich hervor. Sie basiert auf der Dichotomie zwischen der eigenen Heimat im Banat

und der Bundesrepublik Deutschland. Das Thema ist problematisch und wirft die Frage auf, was das „rein Deutsche“ heute ist und wo man es findet. Die Kriegsereignisse und die Verschleppung in der Vergangenheit, die Flüchtlingsbewegung und die Emigration in der Gegenwart leben in der Erinnerung und im alltäglichen Sprechen parallel nebeneinander. Hier eröffnet sich ein Studienfeld symbolischer Repräsentationen. Die Problematik wird kollektiv und individuell als „verlorene Heimat“ und als „Recht auf Heimat“ artikuliert. Man reflektiert über Ursachen, Schuld und Verantwortung, und dies hat moralische und politische Implikationen. Im Unterschied zu den Millionen „aus dem Osten“ vertriebenen Deutschen wurden die Banater Schwaben ja nicht geographisch vertrieben; sie waren jedoch passive Opfer zuerst des Krieges und politischer Konflikte, später der wirtschaftlichen Krisen. „Der Unterschied lässt sich auch an der Erinnerungshaltung ablesen: Die einen erinnern sich als passive Opfer und lassen sich einen Erinnerungsort oktroyieren; sie kommen damit aus ihrer Objekthaltung nicht heraus, sind aber mit ihren Erinnerungen alleingelassen. Die anderen reflektieren als Subjekte ihre persönliche Erinnerungen; für sie sind die Vertriebenen nicht nur leidende Objekte, sondern verantwortliche moralische und politische Akteure.“ (Hahn & Hahn 2001, S. 351; vgl. Fendl 2010, passim; Bausinger 2000, S. 134 und 141). Ähnliche Denkmuster formen die Erinnerungslandschaft der Banater Schwaben. Sie ist gespalten, aber keineswegs aufgegeben. Sie trägt auch die Erzählstruktur.

Die Natur als Metapher des Ethnischen – Bäume und Wurzeln

Das starke Ortsgefühl wird durch Metaphern aus der Natur ausgedrückt. Auch das Bewusstsein der Herkunft knüpft an die Natur an. Sowohl Lehmann als auch Bausinger haben auf die große Bedeutung des Symbols „Wald“ im deutschen Selbstbild hingewiesen. Das deutsche Schwaben, das z.B. den Schwarzwald umfasst, ist der Ort, wo sich die Familienwurzeln befinden. Es ist ganz „natürlich“, dass man einen Menschen nicht umpflanzen kann, wenn seine Wurzeln ausgerissen wurden, sagt ein Informant symbolisch. Die Geographie liefert die Himmelsrichtung – Banat „unten“ – Deutschland „oben“, „drüben“ oder „draußen“. „Rein deutsch“ hat eine Entsprechung in der reinen Natur der Bauerndörfer – früher. Das Wort „schön“ ist sehr frequent, die Naturästhetik manifestiert sich in den Dorfnamen – wie Guttenbrunn, Schöndorf, Blumenthal, Engelsbrunn –, die bereits bei der Kolonisation während des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden; zum Teil sind es Ortsnamen, wie sie auch in der hochmittelalterlichen Kolonisation Brandenburgs und Pommerns entstanden sind. Auch die Architektur, vor allem die Kirche, aber auch die Volkstrachten bei dem ursprünglich religiösen Fest Kirchweih, das im Detail beschrieben wird, vervollständigen das Bild des Heimatdorfes. Der Geburtsort und die „Kindheit“ sind das Fundament der Seele, „im Herzen“, „genealogisch ist man sentimental“, „es war ein kleines Deutschland“. Der Wert all dessen komprimiert sich darin, dass man immer noch seinen eigenen Garten hat. Das

Schwabentreffen in Ulm symbolisiert für kurze Zeit „die Wurzeln“. „Volkstümlich ist man zu Hause“.

Die zerbrochene Illusion

Das durchgängige Hauptthema „früher – heute“, das Verschwundene und das, was an seine Stelle getreten ist, umfasst den Bruch, den die „Wende“ bedeutete, und damit das Verhältnis zum „Mutterland“ Deutschland. Eine andere Dimension von „echt deutsch“ eröffnet sich. Hier reflektieren die Informanten den Fluch der Geschichte, die kollektive Strafe, „die Schuldigen“ und „wir Unschuldigen“. Der Krieg und seine politischen Folgen führten nicht nur zu materiellem Verlust, zu schwierigen Lebensbedingungen, sondern auch – wenn man heute zurückblickt – zu einem mentalen Verlust. Durch die Möglichkeit der Emigration entstand in den 1970er- und 1980er- Jahren allmählich die Hoffnung auf ein besseres Leben in Deutschland. Das alte „echt deutsch“ besaß zwar noch seine materielle und soziale Dimension – man war ja doch selbst „deutsch“? Mehrere Befragte bezeugen, dass die Vorstellungen, die man hatte, der Wirklichkeit nicht entsprachen. Man fühlte sich „gefangen, weinend im Blockwerk“. Die Schwierigkeiten betrafen die gesamte Existenzbasis, das materielle Leben und infolgedessen auch das mentale Klima. Man wurde unsichtbar, „niemand schaut, begrüßt“. Man erwartete ein neues Leben, das jedoch nicht so war, wie man geglaubt hatte. Was geschah mit dem „echt“? Für wen galt es? Die Informanten, die – aus verschiedenen, etwa aus ökonomischen oder familiären Gründen – am Ort blieben, die über die Möglichkeit der Umsiedlung nachdachten oder das Leben kurzzeitig oder auf dem Wege des Besuches ausprobierten, berichten über negative Erfahrungen und Enttäuschungen. Hier werden Ausdrücke wie „nicht frei“, „minderwertig“, „Menschen zweiter Kategorie“, „Einsamkeit“, „nicht zufrieden“ verwendet. Man fühlt sich „inzwischen, weiß nicht wo“. Man ist davon überzeugt, dass auch die Emigranten, die enttäuscht wurden, Verwandte und Freunde in Deutschland, den Heimatort vermissen, auch wenn sie dieses Gefühl nicht zeigen oder äußern wollen. Man bezeichnet das als „verstecktes Heimweh“. Die Illusion zerbrach, als man den Status des „Flüchtlings“ erhielt. Die Umsiedlung bedeutete Bürokratie, Infragestellung und Isolierung. Das Milieu, vor allem das soziale (Dorfleben, Gemeinde), von dem man sich Geborgenheit und damit ein neues Heimatgefühl erhoffte, gab es nicht.

Stellt man die Frage „Wo ist Heimat?“, lautet die übereinstimmende Antwort der Informanten: der Ort, wo man aufgewachsen ist. Dies bedeutete auch ein Freiheitsgefühl, das man im Exil in Deutschland nicht wiedererschaffen kann. Dies ist der Unterschied zwischen „Deutschländern“ und „Schwaben“. Es ist ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit zum lokalen und sozialen Leben an einem Ort. Man kann es nicht wiederfinden oder von neuem schaffen: „Schön – kommt nie mehr!“

Das kompensierende Selbstbild – „Heimat“

„Heimat“ erweist sich bei tieferer Analyse als ambivalenter und kaleidoskopischer Begriff. Das hat möglicherweise dazu geführt, dass die Forschung, nicht zuletzt die ethnologische, ihn sehr stark zu einem anderen reich nuancierten Begriff in Beziehung gesetzt hat: „Identität“. Ina-Maria Greverus wurde durch ihre nahezu klassischen Arbeiten in den 1970er und 1980er Jahren modellbildend. Die Identität bildet ein zentrales Element in der geographischen „Territorialität“. Ausgehend von einem biologisch bedingten Bedürfnis sind Themen wie „Revier“ und „Grenze“ sehr zentral. Das Repertoire von Greverus umfasst Begriffe wie: Identitätssuche, Satisfaktionsraum, „heile Welt“. Das Bedürfnis nach Identität enthält das Streben nach Sicherheit, Aktivität, Stimulation und Zufriedenheit. In diesem Kontext kann man auch z.B. die Heimatorganisationen der Banater Schwaben als eine Form der „ritualisierten Sonderterritorialität“ ansehen (Ort, Herkunft). In den Monographien werden Erinnerungen bearbeitet, ein Destillationsprozess findet statt, in dem das Idealbild der deutschen Volkskultur den Kern ausmacht. Nostalgie ist ein durchgängiges Thema in diesem Prozess, verstärkt durch Verlust und Heimweh (Greverus 1972, 1979; Volksgruppenidentität, z.B. Weifert 2013).

Als der in den 1950er und 1960er Jahren in der Sozialpsychologie definierte Begriff Identität, als Bezeichnung für das Selbstbild des Individuums, in den 1970er-Jahren zunehmend auf Gruppen angewandt wurde, u.a. auf verschiedene Minoritäten, wurde Identität mit Ethnizität zu einem zentralen Element der Charakterisierung sozialer Gruppen kombiniert. Eine genauere Darstellung des ausgedehnten Begriffspaars Identität und Ethnos in einer längeren Forschungsperspektive soll hier nicht gegeben werden, wir verweisen vor allem auf Weber-Kellermann (Weber-Kellermann 1978, Kap. V: Ideologiekritik und Relativierung, VI C: Muster interethnischer Forschungen: Die Donauschwaben mit ihren ungarischen, rumänischen und serbischen Nachbarn; Röder 1998, mit umfassender Bibliographie; Seewann 2007, Haslinger 2007, in historisch-geographischer Perspektive).

Einige finnische Folkloristen haben in den 1970er- und 1980er-Jahren durch Feldforschung ethnische Minoritäten dokumentiert und ethnische Identität analysiert, mit Aspekten, die hier in einer vergleichenden Perspektive relevant sind. Es ging dabei um Gruppen gleicher Größe, mit ähnlichen historischen Schicksalen und kulturellen Strukturen (u.a. Religion) wie bei den Banater Schwaben. Lassi Saressalo diskutiert in einer umfassenden Untersuchung über die sogenannten Quänen in Nordnorwegen (eine finnischsprachige Sprachgruppe, die im 17. Jahrhundert entstand) eine Vielzahl von Begriffen, u.a.: Minoritätsgestaltung bei Schlüsselinformanten, ethnische Marker oder „Ethnotypen und Ethnonyme“, Ethnozentrismus und die ethnographische Symbolik in der musealisierten materiellen Kultur (Saressalo 1996, mit Verweisen u.a. auf Bausinger und Honko, passim und Einleitung S. 35, 44, 60–61, 185–187, Karten S. 94–95).

Kaija Heikkinen befasst sich in einer methodologisch anregenden Arbeit mit den ca. 400 000 Kareliern, die im Zweiten Weltkrieg aus dem finnischen, später an die Sowjetunion gefallenen Karelien umgesiedelt wurden, und mit ihrer Anpassung im Exil in neuen Orten in Finnland. Die zentrale Thematik kreist um: ethnisches Selbstbewusstsein in einem alten historischen Grenzgebiet zwischen Finnen und Russen, dessen Manifestation in Sprache, Religion (orthodox) und materieller Kultur (Bauweise, Kleidung). Heikkinen führt geographische Begriffe wie „Ethno-Differentialität“ (Grenzwelt) und „Ethnisierung von Dingen“ ein. Der letztgenannte Prozess wird durch die Erzählungen der Informanten zu Bildern beleuchtet. Diese werden als ethnische Dimensionen der Alltagskultur interpretiert, auch in semiotischer Perspektive. Sie betont die methodologische Problematik, da die Begriffe der Forscher und ihre historisch bedingte Auffassung von nationaler Identität auf die eigene Verarbeitung von Besonderheiten der Rituale, Symbole, Stereotypen und Folklorismen seitens der Informanten trifft. „Ethnisierung“ impliziert ein Bewusstsein der Ethnizität, verbal ausgedrückt, durch Kriegserlebnisse und Umsiedlung geschaffen. Die reale Erfahrungswelt betrachtet Heikkinen als unbewusste Ethnizität, die in den Alltagsroutinen, den Festritualen und der materiellen Kultur existiert, mit denen man sich identifiziert. Aber in einem neuen Kontext, an einem neuen Ort verwandelt sich das Bewusstsein in eine rekonstruierte Welt. Auch dieser Prozess ist von Konflikten und Generationsunterschieden geprägt. Es gibt mehrere Berührungspunkte zwischen den Schlussfolgerungen, die Heikkinen präsentiert, und den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit über die Banater Schwaben (Heikkinen 1989, Einleitung S. 11–68, S. 69–90, 198–212, 337–369 und passim).

Die Folkloristin Annikki Kaivola-Bregenhøj analysiert in einer Untersuchung die Feldforschungen 1992/93 unter 28 Informanten aus der ingermanländischen Volksgruppe (Ingrian-Finns), die bereits seit dem 17. Jahrhundert in der Umgebung des heutigen St. Petersburg ansässig war, aber durch Umsiedlungen zu verschiedenen Kriegszeiten dezimiert wurde. Der Schwerpunkt liegt hier auf Lebensberichten, auf persönlichen Erfahrungen als Ausdruck einer lange unterdrückten Identität. Die Struktur weist den Charakter eines Dramas auf, die Fakten sind überwiegend wahrheitsgemäß und der Erzähler ist die Hauptperson. Das Schlüsselthema ist das Leiden unter häufig schnellen Umsiedlungen und Deportationen, einige Jahre in Finnland, dann in Sibirien und Sowjet-Karelien. Die Erzählungen weisen insofern eine Gemeinsamkeit auf, als die normalen Ereignisse des menschlichen Lebens (Geburt, Heirat, Arbeit) eine zweitrangige Rolle spielen, während die Erlebnisse und Enttäuschungen während des Zweiten Weltkrieges, infolge der Unterdrückung und der Umsiedlungen im Vordergrund stehen. Auch diese Untersuchung betont die Rolle des Forschers als Initiator der Diskussion und der Problematik rund um „Identity Criteria, Affinity (Native, Newcomers) and Difference (Language, Church, Locality, Festivities)“ sowie „A Sense of Continuity“. „The strongest areas of memorized culture seem to

centre on the old village culture, locality and childhood, and the family's history of suffering.“ Mit einem von dem Ethnologen Péter Niedermüller geschaffenen Begriff, „the symbolic community“, fasst Kaivola-Bregenhøj die heutige Identitätsproblematik in einem Memento zusammen: „...*that does not necessarily demand social interaction but that has shared cultural meanings and symbols. 'This symbolic community' does not necessarily form a real – regional, occupational, or any other – social group. The shared cultural symbols in Ingria today are few in number, and they are not clearly manifest or always even recognized. But people are searching for them, and if the Ingrian-Finn group is to survive, then they must be discovered and recognized.*“ (Kaivola-Bregenhøj 1997; Niedermüller 1992 und 1994).

Unter Leitung des Philosophen Jörn Rüsen wurde 1994/95 an der Universität Bielefeld das Projekt „Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich“ durchgeführt. Als Ergebnis des Projekts erschien der von Aleida Assmann und Heidrun Friese herausgegebene Sammelband „Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität“. In mehreren Abschnitten wurde hier der Begriff Identität problematisiert durch breit angelegte Aspekte wie: Fremdheit – Repräsentation, Vielfalt der Formen und Praxis der Konstruktion kollektiver Identitäten (Grenze, Differenz), ethnische und nationale Identitäten im Wandel. Die Zielsetzung wurde präzisiert: Es ging um die Analyse von Konstruktionen der kollektiven Dimensionen von Identität in der wissenschaftlichen Rede. Des Weiteren ging es um die Analyse der Konstituierung und Repräsentation der Wirklichkeit, der Mechanismen für die situations- und interaktionsgebundene Abgrenzung des Wir-Bewusstseins (Sprache, Herkunft, Kultur) sowie der Metamorphosen bei der Kontextualisierung des Begriffs. Friese schreibt:

„Die Kontinuität des Subjekts, das sich in seiner eigenen Vergangenheit sucht und sich in seinen Erinnerungen und den Erzählungen anderer erkennt, das entspricht der Kontinuität des Handelnden, der heute für das verantwortlich ist, was er gestern tat, und dessen Bewusstsein von der eigenen Existenz und ihrer Kohärenz noch dadurch gestärkt wird, dass die Sequenz seiner Akte eine Handlungskette bildet, die seine einzigartige und kontinuierliche Karriere ausmacht. Und dieser kontinuierliche Lebenslauf wird dem Namen, diesem einen Namen eingeschrieben. Woher kommst du? Wer bist du und wie ist dein Name? Was hast du in deinem Namen getan? Dann legt der Name die Herkunft, die Gegenwart und die Zukunft eines Menschen fest, bezeichnet ihn in seinen Handlungen und im Laufe der Ereignisse und der Geschichte.“ (Friese 1999, S. 28).

Aus anthropologischer Sicht untersucht Karl-Heinz Kohl, auf der Basis der Feldforschung, Ethnizität und Tradition. Kohl kritisiert die frühere essentialistische Auffassung von Ethnien als konstante genealogische Einheiten mit objektivierbaren Kennzeichen und pointiert den relationalen und situativen Charakter bei ethnischen Gruppen. Die Abgrenzung ist fließend und

situationsgebunden. Ethnizität wird als ideologische Konstruktion betrachtet, weshalb eine Relativierung des Begriffs (im Sinne Clifford Geertz') angebracht ist. Der Schwerpunkt wird auf die „primordiale Bindung“ gelegt, eine ursprüngliche Relation von Loyalitäten auf der Grundlage der sozialen Existenz:

„Es sind dies die von frühester Kindheit an vermittelten Gefühle der Zugehörigkeit zu den nächsten Verwandten, zu einer bestimmten Religion, zu einer besonderen Sprache, zu spezifischen Normen und Bräuchen oder auch zu jener umgrenzten und überschaubaren Örtlichkeit, die wir im Deutschen als Heimat bezeichnen.“ (Kohl 1999, S. 285)

Die Diskussion über Heimat als kulturelle Konstruktion und Praxis für das Alltagsleben wird kontinuierlich aktualisiert. Die Zeitschrift „Der Spiegel Wissen“ interviewte 2016 den Berliner Ethnologen Wolfgang Kaschuba, dessen Eltern Vertriebene aus dem Sudetenland waren. Kaschuba betont als subjektive Erfahrung die emotionale Dimension, die soziale Zugehörigkeit und den kulturellen Zusammenhang. Räume und Grenzen spielen eine zentrale Rolle, „Linien wie drinnen oder draußen, vertraut oder unvertraut, eigen und fremd“. Die Frage, inwieweit Heimat individuell oder kollektiv entwickelt wird, beleuchtet Kaschuba folgendermaßen: „Identität bildet sich heute verstärkt durch gemeinsamen Lebensstil. – Das Thema Heimat bleibt immer in höchster Ambivalenz. – Heimat ist heute eine Suchbewegung“. (Der Spiegel Wissen, Dezember 2016, S. 16–20). Die Wochenzeitung „Die Zeit“ widmete ihr Magazin vom 20.7.2021 dem Thema Herkunft und Identität, mit Migrant*innen aus der Türkei seit Anfang der 1960er Jahre als Beispiel. Der Philosoph Wilhelm Schmid hat in seinem vielbeachteten Buch „Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt“ die zentralen Fragen erörtert, die in den oben referierten Untersuchungen aufgeworfen werden. Für die Gesamtperspektive wählt Schmid den existentialistischen Aspekt. Auch für Schmid ist der Begriff Beziehung das Rahmenwerk, aber auch Natur, Kunst und Kultur, Raum und Zeit, Phantasie, Utopie und Transzendenz sind tragende Dimensionen (Schmid 2021, Vorwort und passim).

Kehren wir zu den aktuellen ethnologischen Untersuchungen zurück, in denen das Thema heute behandelt wurde, so können abschließend die folgenden Aspekte genannt werden, die für die Banat-Interviews relevant sind.

Der Kulturanthropologe Uwe Meiners hat in einer Untersuchung über Heimat „zwischen ‚Ausgrenzung‘ und ‚Entgrenzung‘“ den vielschichtigen Begriff wie folgt definiert:

„Heimat ist – so meine These generell – ein diachrones Gebilde, immer Ergebnis eines Prozesses, eines historischen Vorgangs, der aus Geschichte und den Geschichten, aus den Gefühlen und den Erinnerungen von Menschen gespeist wird. Und weil Menschen nicht ewig leben, wird dieser Vorgang nicht konserviert, sondern von den Geschichten, Gefühlen und Erinnerungen neu hinzutretender Menschen modifiziert, erweitert und fortgeführt.“

Heimat zwischen „eigenem und fremdem Erbe“ bedeutet also keinen beständigen Gegensatz zwischen Menschen. Heimat wird in einem ständig fortlaufenden, dynamischen Prozess mit unterschiedlichen kulturellen Regeln und Werten geschaffen und geformt (Meiners 2018, S. 86).

Meiners' These vertieft auch das ambivalente Bild, das die Informanten im Banat von ihrer Situation zeichnen. Als der Leiter der Gemeinde in Lippa, der deutsch-ungarische Pfarrer László Wonerth, nach der Messe in Neudorf die deutschen Besucher versammelt, damit die Forscher sie fotografieren können, sagt er scherzhaft „die letzten Mohikaner“. Diese letzten Deutschen haben vielleicht versucht, in Worten und Gedanken jenes „echt Deutsche“ auszudrücken, das Bausinger exemplifiziert. In jedem Lebensbericht, den wir zu hören bekommen, wird das Selbstbild symbolisch kompensiert. In einer modernen, breiteren Perspektive nennt der Historiker Jürgen Osterhammel den Kontext in einer Definition des zeitlichen und räumlichen Horizonts. Die Alternative zum Lokalen im Globalen findet sich – meint er – in der Alltagspraxis der Akteure, wo eine sich ständig verändernde Grenzziehung zwischen dem Inneren und dem Äußeren, dem Eigenen und dem Fremden stattfindet. Osterhammel fragt: *„Wie werden lokale Lebenswelten durch Kräfte des Globalen durchdrungen? Wann und warum hören primäre Lebenswelten auf, ausschließlich oder sogar überwiegend lokal zu sein? Unter welchen Umständen entstehen Gruppen oder größere Kollektive, die sich aus supranationalen oder globalen Identitäten definieren?“* (Osterhammel 2017, S. 22f.).

So verstehen die verbliebenen Deutschen im Banat, die „letzten Mohikaner“, sich nicht nur als Relikt, sondern auch als Kultur- und Volksgruppe des Widerstands. Es ist ein nicht abgeschlossener Prozess, mit einem abgegriffenen Ausdruck: ein „Identitätsaufbau“.

Aus der Perspektive der Erzählforschung illustrieren die Texte in diesem wie auch in dem vorangehenden und folgenden Kapitel treffend Albrecht Lehmanns Definition der Bewusstseinsanalyse:

„Die Praxis der Erzählforschung besteht darin, die Regeln und Gattungen des Erzählens im Alltag zu entdecken, sie genau zu beschreiben, in ihrem Kontext zu analysieren, ihnen einen Namen zu geben und sie in ihrer funktionalen Bedeutung für den Einzelnen und die Kultur der Gruppe zu analysieren. Für die konkrete Situation in der wissenschaftlichen Erhebung heißt das: Wir sollen entweder Situationen des Alltags für unsere Forschung auswählen und aus den dabei beobachteten Geschichten unsere Schlüsse ziehen oder wenigstens den Informantinnen und Informanten durch 'Offenheit' in der von uns inszenierten Erhebungssituation so weit wie möglich die Chance zur eigenen Auswahl der Formen überlassen, in denen sie uns ihre Geschichten erzählen wollen.“ (Lehmann 2001, S. 246).

Anmerkungen

Das historische Schicksal der Banater Schwaben, ihre Herkunft, Ansiedlung, das gesellschaftliche Leben, die Kriegsjahre und deren Folgen, auf die die Informanten hinweisen, sind nicht Thema dieser Untersuchung.

Hier sei auf den umfangreichen Ausstellungskatalog „Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa“ 1987, verwiesen; darin Abschnitt 4: Deutsche Siedlungsgebiete... 14. Das Banat, S. 89–92; Pläne 47 Schöndorf S. 111, 49 Charlottenburg, S. 112, Plan 54 Guttenbrunn S. 113; Abschnitt 5: Quellen zur Impopulation Südosteuropas; Abschnitt 6: Statistik, S. 142–150; Evakuierung, Flucht und Vertreibung S. 150–151; Abschnitt 7. Verfassung und Politik... Rumänien 1918–1945 S. 162, die Minderheitsproblematik ... S. 170–188; Abschnitt 8: Kulturelle und wirtschaftliche Situation... Beispiele zur Volkskunde. Hausformen, Trachten und Volkstheater, S. 222–246; Abschnitt 9: Einwanderung und Rückwanderung, S. 247–...; Abschnitt 10: Rückwanderung und Integration S. 255–..., Deportation S. 260–..., Integration und Fortbestand S. 270–278. Karten.

Neuere aktuelle Literatur, siehe Gerhard Seewann, Michael Portmann 2020: DONAUSCHWABEN Deutsche Siedler in Südosteuropa. – S. 218-234 Die Periode des politischen Mobilisierung 1914-1945: Rumänien. – S.287-302 Leidenswäge und Minderheitsexistenzen unter kommunistischen Regimen: Rumänien

HEIMAT

Das Thema „Heimat“ als Forschungsbereich begegnet immer wieder u.a. in der Volkskunde und der Ethnologie. Als ein Beispiel sei der 2016 von der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Saarbrücken veranstaltete Kongress „Heimat zwischen Kitsch und Utopie: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein brisantes Forschungsfeld“ genannt; siehe dgv-informationen 1/2016. – Es ist auch sehr häufig Ausstellungsthema, z.B. „Heimaten. Eine Ausstellung und Umfrage. Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg 2021–2022; s. dgv-informationen 2/2021; sowie die Ausstellung „Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag“, im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm 2012–2013. Johler/ Wolf/Glass.

Ungedruckte Quellen

Hofkammerarchiv, Wien

Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V. – Heimatortgemeinschaften (HOG)



Neudorf Nach der Messe
1998. Deutsche und
ungarische Besucher mit
dem Pfarrer László Wonerth



Neudorf. Drei Generationen



Neudorf Kirchweih 1968





Blumenthal

Banat Kap. 5

Guttenbrunn und Schöndorf – zwei „echt deutsche“ Dörfer

In diesem Kapitel lernt der Leser zwei Dörfer kennen, die von Informanten aus anderen Dörfern als „echt“ charakterisiert werden. Diese Einschätzung betraf die Lage, die Größe und die Bräuche der beiden Dörfer und wurde vor allem geäußert, wenn das Gespräch auf Dialekte und kulturelle Besonderheiten kam: eine Vorstellung vom „echt Deutschen“, die auch aus Kapitel 4 in der Form „rein deutsch“ hervorging. Die Dörfer, Guttenbrunn (rumän. Zabrani, ung. Temeshídegkút) und Schöndorf (rumän. Frumuseni, ung. Szépfalu), liegen zentral im nördlichen Teil des Banats, an der Landstraße zwischen Lippa und Arad, an der Strecke südlich des Flusses Maros. Sie sind weithin zu sehen, besonders die große, einer Basilika ähnelnde Kirche in Guttenbrunn, die sich über die Ebene erhebt; sie wurde 1872 errichtet.

Die Geschichte der Dörfer ist durch Bücher seit den 1920er-Jahren bekannt und wird innerhalb der Heimatortgemeinschaft im heutigen Deutschland, die von Emigranten aus dem Banat betrieben wird, dokumentiert. Die Emigranten sind zum Teil in die Orte gezogen, aus denen ihre Vorfahren im 18. Jahrhundert ausgewandert waren. Sie pflegten die Erinnerung durch Publikationen und Treffen, hier sei auf die „Banater Post“ und die Organisationen verwiesen. Die Kolonisationsgeschichte der Dörfer liefert ein detailliertes Bild von den verschiedenen Emigrationswellen, die dazu führten, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts eine deutsche Dorfkultur im Banat entstand. Auch die durchgreifende Auswanderung in den 1990er Jahren hat, ebenso wie wiederholte Besuche und Feste, die Revitalisierung von Traditionen und die Veröffentlichung von Erinnerungen aktiviert. Die physischen Denkmale wie Kirchen, Friedhöfe und Schulhäuser werden mit Mitteln aus Deutschland gepflegt und restauriert.

Die Dörfer werden hier so präsentiert, wie die wenigen verbliebenen Informanten sie 1998/99 in ihren Berichten schilderten. Der Schwerpunkt liegt wieder auf der Erinnerungskultur. Im Mittelpunkt stehen das Erzählmuster und die Erzählstruktur. Die subjektiven Reflexionen und Thematisierungen werden für die Analyse der Erzähllandschaft erschlossen. Dieses Kapitel soll den Schilderungen in den früheren Kapiteln neue Dimensionen verleihen. Zur Einführung dient ein historisch-geographischer Überblick, zum Beispiel darüber, wie die Dörfer dokumentiert wurden, wie die Traditionen gepflegt werden und was „Heimat nahe und fern“ für das Bewusstsein vom „echt Deutschen“ implizieren kann.

1. Guttenbrunn – „Kleines Berlin“

Adam Müller-Guttenbrunn – das ethnische Symbol. Von Fürth, Odenwald, nach Guttenbrunn, Banat – und zurück

Das Dorf Guttenbrunn wurde infolge des ersten Kolonisationsprojekts 1724 gegründet, als nach der Überlieferung (von 1765) 16 Familien dorthin zogen. Sie waren Bauern und römisch-katholisch. Der Ortsname spielt auf eine gute Quelle an, welche die Einwanderer vorfanden; dasselbe deutet auch der ungarische Name Hídegkút an. Die Quelle wird weiterhin als indentitätsstiftendes Denkmal bewahrt. In den folgenden Jahrzehnten wanderten weitere Familien vor allem aus dem Odenwald ein. Zuerst gehörte man als Gemeinde zu Lippa, 1736 wurden eine eigene Kirche und eine Schule errichtet. Zu dieser Zeit hatte das Dorf 46 Hausnummern und 209 Einwohner. Die Bevölkerung wuchs, als 1745 aus dem Odenwald 17 Familien zuzogen, nun hatte das Dorf 57 Hausnummern und 380 Einwohner. In den 1750er Jahren kamen Einwanderer aus dem Schwarzwald und Lothringen. In den 1760er Jahren wurde das Dorf um „Neu-Guttenbrunn“ erweitert, wobei auch die Filiale Neudorf gegründet wurde. Die Besiedlung wuchs in der gleichen Zeit, und die Dörfer Schöndorf und Blumenthal entstanden, als letztes kam auch das Dorf Traunau hinzu (siehe Kapitel 4).

In den 1770er Jahren gab es in Alt-Guttenbrunn 125 Höfe mit 594 Einwohnern und in Neu-Guttenbrunn 153 Häuser mit 531 Personen. Ein Dorfplan von 1766 zeugt von der anhaltenden Zuwanderung und der Gründung von „Filialen“. Die Ansiedlung verlief jedoch nicht ohne Konflikte mit den Behörden in Temeschburg, da es in der Gegend auch ältere Siedlungen gab.

Der Dorfplan Guttenbrunns ist symmetrisch, mit einer Hauptstraße und zwei rechtwinklig verlaufenden Querstraßen; die Hofgrundstücke sind rechteckig mit dem Wohngebäude zur Straße angeordnet, während Stall und Fuhrwerkschuppen in der Mitte die Grenze zum Hinterhof mit Garten bilden. Zur Zeit unserer Feldforschung waren sowohl die Dorf- als auch die Hofform erhalten. Das Dorf bestand aus zwei Hälften, von denen die ältere bereits vor der deutschen Einwanderung vorhanden war, offenbar eine ungarische Siedlung, im 16. Jahrhundert als Hídegkúth bezeichnet. Diese Ansiedlung wurde in der osmanischen Zeit verwüstet. Als die kaiserlichen österreichischen Truppen 1716 das Banat eroberten, eröffnete sich die Möglichkeit zur Kolonisation. Das gesamte Banat wurde 1716 zum kaiserlichen kameralistischen Kronland erklärt; dieser Status galt bis 1778. Das Temescher Banat unterstand der Wiener Hofkammer, in deren Archiv auch Urkunden und Pläne zu finden sind. Der Anbau von Getreide, Obst und Wein sowie das Kalkbrennen sind bereits in den 1720er Jahren dokumentiert. Eine Besonderheit waren auch die Wassermühlen und die großen Dämme.

Die Gegend war also hauptsächlich von Deutschen kolonisiert, als sie 1779 unter ungarische Verwaltung gestellt wurde. 1816 hatte das Dorf ca. 2100 Einwohner. Die Einwohnerzahl stieg weiter an, 1834 wohnten hier 2700 römisch-katholische Deutsche, 156 griechisch-katholische Rumänen, neun Juden und 49 Rumänen, die der unitarischen Kirche angehörten. Die Magyarisierung hatte noch nicht begonnen. Nach dem ungarischen Befreiungskampf in den 1840er Jahren wurde das Ungarische als Schulsprache eingeführt. Der Kampf zwischen Deutsch und Ungarisch wurde in den 1860er-Jahren heftig fortgesetzt, ab 1890 dominierte das Ungarische, das bis zur Staatsgründung Rumäniens 1919 vorherrschte.

Sowohl das administrative Erbe der habsburgischen Kolonisation als auch die politischen Konflikte haben also diese Gegend des Banats, seine Bevölkerung, das sprachliche Mosaik, die Erinnerung und das Selbstbild etwa 250 Jahre lang geprägt. Vor diesem Hintergrund werden auch die Erzählungen in diesem Kapitel präsentiert.

Obwohl die Dörfer von Bränden, Überschwemmungen und Missernten betroffen waren, wuchs die Bevölkerung, so dass Guttenbrunn auf dem Höhepunkt seines Wachstums 1880 ca. 3100 Einwohner hatte. Das soziale Leben umfasste Feuerwehr, Schützenverein und Sparkasse. Um diese Zeit begann jedoch auch eine Auswanderung nach Amerika. In den 1890er-Jahren wurde das Dorf durch die Bahnstrecke zwischen Lippa-Radna und Temeswar an zentrale Orte angebunden.

Bei der ersten offiziellen Volkszählung in Ungarn 1910 hatte Guttenbrunn ca. 3000 Einwohner, darunter 2600 Deutsche und 250 Rumänen. Mit den Nachbardörfern belief sich die Bevölkerung auf 3700 Deutsche, 2600 Rumänen und 235 Ungarn. 1930 hatte das Dorf ca. 2500 deutsche Einwohner. Bei der Volkszählung zehn Jahre später, als die deutsche Volksgruppe in Rumänien volkrechtlichen Status und Schulautonomie erhielt, belief sich die Bevölkerung auf 2400 Einwohner.

Im autonomen Rumänien wuchs die Notwendigkeit, die Minoritätsposition zu stärken, und Guttenbrunn war mit einer Ortsgruppe als Mitglied im Deutsch-Schwäbischen Kulturbund vertreten. 1934 besuchte eine Gruppe von Dorfbewohnern den Odenwald, „die Herkunftsorte der Vorfahren“. Die Verbindungen zu Deutschland blieben bestehen, wobei Fürth der zentrale Ort war. Sie wurden durch den Zweiten Weltkrieg abgebrochen, die sowjetischen Truppen besetzten das Dorf im Herbst 1944, und im Januar 1945 wurden 270 Einwohner zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion gebracht. Eine Agrarreform, mit Beschlagnahmung des Bodens und der Höfe der Deutschen, markierte den Anfang des letzten deutschen Zeitabschnitts in Guttenbrunn. Rumänische Kolonisten zogen im Frühjahr 1945 zu, und das Dorf erhielt offiziell den Namen Zabrani. 1949 wurde das Landwirtschaftskollektiv gegründet. Nachdem die „Russlandsverschleppten“ 1950 zurückgekehrt waren und der enteignete Besitz

zu einem gewissen Grad kompensiert wurde, nahm man die Kontakte nach Fürth wieder auf. Diese wurden fortgesetzt, ab 1963 durch regelmäßige Treffen im Rahmen der Heimatortgemeinschaft (HOG) Guttenbrunn.

Noch 1977 hatte das Dorf 2600 Einwohner, darunter jedoch nur noch 1160 Deutsche, während die Zahl der Rumänen bei 1400 lag. Im folgenden Jahr wurde das Abkommen zwischen Staatschef Ceaucescu und Bundeskanzler Helmut Schmidt geschlossen, das die Umsiedlung nach Deutschland ermöglichte. Der Prozess führte in den 1980er-Jahren schnell zur Massenemigration und zum endgültigen Exodus nach der Revolution 1989. Bei der Volkszählung 1992 lebten noch 72 Deutsche in Guttenbrunn, eine verschwindend kleine Minderheit unter 2100 Einwohnern. 2011 zählte die Gemeinde 24 Deutsche, die Einwohnerzahl lag bei 4200 Personen. Das Dorf hatte in zwanzig Jahren praktisch seine ganze deutsche Bevölkerung verloren (Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., Heimatortgemeinschaft Guttenbrunn, HOG, Zeittafel).

Adam Müller-Guttenbrunn – das ethnische Symbol

Ein starkes Symbol für das Dorf und eine Inkarnation des Selbstbildes ist der Kultur- und Sprachkämpfer Adam Müller-Guttenbrunn, geboren 1852, gestorben in Wien 1923. Als Schriftsteller, Journalist, Theaterdirektor, Kritiker und „Nationalrat“ ist er für mehrere Werke bekannt, vor allem für den Roman „Der große Schwabenzug“, 1913, der ihm den Titel „Schwabendichter“ einbrachte, sowie für „Der Roman meines Lebens“, 1927. Im Posthaus in Guttenbrunn wurde frühzeitig ein Museum für diesen Kulturstreiter eingerichtet, „eine Heimatstube“, und auch das deutsche Lyzeum in Arad wurde nach ihm benannt. Müller-Guttenbrunn wurde während seiner Schulzeit in Temesburg in den 1860er Jahren ein Opfer der Magyarisierung und emigrierte nach Wien, wo er in verschiedenen Bereichen des Kulturlebens Erfolg hatte und sich 1879 endgültig etablierte.

Von Fürth, Odenwald, nach Guttenbrunn, Banat – und zurück

Als 1953 das erste Heimattreffen nach dem Krieg in der hessischen Gemeinde Fürth (Odenwald) stattfand, wurde auf Initiative von Professor Emil Maenner eine Patenschaft gegründet. Als Sprachwissenschaftler hatte Maenner festgestellt, dass der Guttenbrunner Dialekt, ebenso wie Adam Müller-Guttenbrunns Vorfahren, aus Fürth im Odenwald stammte. Fürth wurde somit zum Zentrum für die Verbindungen zwischen den Orten. Bereits 1934 hatte, wie oben erwähnt, eine Gruppe aus Guttenbrunn Fürth besucht, und danach fand jedes zweite Jahr ein Heimattreffen statt. 2003 wurde eine förmliche Partnerschaft zwischen den Gemeinden Fürth und Guttenbrunn geschlossen.

Es wurden acht Heimatbücher herausgegeben. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg erschien Georg Schmalzer-Szentirmai, „Geschichte der Gemeinde

Guttenbrunn“ (Temeschburg 1924); spätere Veröffentlichungen reichten von Emil Maenner, „Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat“ (München 1958) bis zu Uwe Morres, „Guttenbrunn – Die Ureinwohner und ihre Vorfahren“ (Heidelberg 1994), hinzu kamen sogenannte Familienbücher über die Gemeinde (1996–2009). In den Jahren 1995 bis 2006 erschien zweimal jährlich das Guttenbrunner Nachrichtenblatt (Heimatortgemeinschaft Guttenbrunn, www.guttenbrunn.de).

Die Titel der Heimatbücher sind Beispiele dafür, wie Geschichte und Ethnos im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart gestaltet wurden. Sie sind auch das Ergebnis des Revitalisierungsprozesses, der in den 1920er Jahren eingeleitet und durch den Zweiten Weltkrieg abgebrochen wurde, aber in den 1950er Jahren allmählich erneut in Gang kam und in den 1990er und 2000er Jahren intensiviert wurde.

Im Rahmen der Heimatortgemeinschaft Guttenbrunn hat man sich im 21. Jahrhundert zu Treffen in Fürth versammelt, aber auch an den großen Versammlungsfesten in Ulm teilgenommen. 2011 wurde ein Chor gegründet, der beim Treffen in Fürth 2013 das neue „Guttenbrunner-Lied“ aufführte. Im folgenden Jahr veranstalteten die Nachkommen der Kolonisten in Guttenbrunn eine Gedächtnisfeier vor Adam Müller-Guttenbrunns Geburtshaus und einen Empfang im Rathaus. Damals wurde auch eine Kirchweih-Prozession organisiert; das 290-jährige Jubiläum der Auswanderung und die Gründung des Dorfes wurden gefeiert. Ein neuer Chor, der Guttenbrunner-Fürther Chor, bildete sich 2015. Im Februar 2020 wurde der Vorstand der Heimatortgemeinschaft in Ulm erneuert. Die Mitglieder wohnen u.a. in Ludwigshafen, Augsburg und Stuttgart. Das nächste „Treffen“ war für Pfingsten 2021 in Fürth geplant; allerdings finden aufgrund der Corona-Pandemie derzeit keine Veranstaltungen im Bundesverband statt (Landsmannschaft der Banater Schwaben, Heimatortgemeinschaft Guttenbrunn, Februar 2022). Auf der Website sind Bilder des Vorstandes bei der Zusammenkunft in Fürth, von dem Fest in Guttenbrunn 2014, vom Dorf, der Kirche, dem Friedhof und dem Brunnen zu sehen.

Das Heimatortgedicht hat sechs Strophen. Die Einleitung beschreibt die hügelige Landschaft und die Kirche, dann den Brunnen mit dem guten Wasser, des Weiteren die fleißige Arbeit der Bauern, den „Ahnenfleiß“, der „Reichtum“ brachte. „Brauchtum, Lieder, schöne Tracht, Kirchweihstrauß“ ist das zweite Thema, ihm folgt die schicksalsschwere Zerstörung des Bestehenden, das fremde Land und das langsame Aussterben des Dorfes. Der Kehrreim jeder Strophe lautet: „Wer heute sucht die Heimat, findet sie nicht mehr.“ Die letzte Strophe lautet: „Jetzt wir leben in der Ahnen freiem Land/ wo man helfend reicht uns fest die Bruderhand,/ ob im Süden – Norden steht jetzt unser Haus,/ hier ist neue Heimat, hier sind wir zu Haus.“

(www.guttenbrunn.de, www.banat.de HOG Guttenbrunn, <http://www.banater-schwaben.de>, 14.10.2020)

2. Das einmalige, schöne Dorfleben – Die Erzählung einer alten Guttenbrunner Bauersfrau

Die schönen Feste – es war einmal. - Das Dorfleben. - Die Arbeiten im Jahreslauf. - Der Krieg und das tragische Ende. - Nach der Verschleppung?

Bei unserem Besuch in Guttenbrunn im August 1998 gab es nur noch einige wenige Ureinwohner. Die Bauersfrau Katharina Waitmann, geboren 1920 (geb. Bausevain, Vater Peter B.), wohnte auf dem Hof der Familie, in einem großen Haus an der Mitte der Hauptstraße im oberen Teil des Dorfes, nahe der Kirche. Sie war sich des Wertes des Dorfes deutlich bewusst. Sie zeigte uns eine Puppe in Volkstracht, die in den 1980er-Jahren von einer Frau angefertigt wurde, die später auswanderte. Frau Waitmann hatte auch Teile der weißen Tracht, die man beim Kirchweih-Fest trug, und die ganze „schwarze Kirchtracht“ aufbewahrt. Bis in die 1990er Jahre war man „schwäbisch angezogen“. „Wir haben schwäbisch gesprochen.“ Nun wohnten nur noch 16 Deutsche im Dorf. - „Ich habe Ihnen so gern alles erzählt“, war ihr letzter Satz beim Abschied. Ihre Kinder wohnten im nahegelegenen Arad, weshalb sie keinen Grund sah, Guttenbrunn zu verlassen.

Frau Waitmann erzählt mit starker Einfühlung, inspiriert von den Fragen, spontan und in schnellem Tempo auf Hochdeutsch das Folgende (zwischen durch teilweise undeutlich). Ihre Erzählung folgt einer klaren Logik, zu der sie, auch wenn Abweichungen vorkommen, konsequent zurückkehrt. Sie bekräftigt ihre Aussagen oft durch Wiederholung und mit einem „Ja, ja“ (das hier teilweise ausgelassen wird):

„Wie die Leute noch alle hier waren, dann war es sehr schön. Das kann man gar nicht sagen, was jetzt ist und was da war, wie schön das Dorf war ... sauber geholt [saubergehalten], das war sehr schön... dann verlusten [verlustierten] alle sich, das war sehr schön, wurde Feste gefeiert... Und dann war Zeit, dann wurde ... gefeiert ... Und dann zum Weihnachten in der Kirche ... sehr schön ... hier war immer ein Kantor in der Kirche, ein Kirchenchor, sehr schön. Die Kirche war immer voll dann, die Leute haben in den Bänken nicht alle Platz gehabt, mussten noch stehen – jetzt ist unsere Kirche leer. Zwei, drei Personen sind ... in der Kirche. So ist es jetzt.“

Wie groß war das Dorf? – „Über zweitausend Nummer waren hier, Hausnummer... Ja, es war ein großes Dorf. Und rein deutsch war das Dorf. Hier waren keine andere, nur Deutsche, nur Deutsche waren hier gewohnt! Unten eine Gasse, ganz unten am Dorf, dort waren einige Rumäner gewohnt. Ja, so war es hier.“

Die schönen Feste – es war einmal

„Dann wurden sehr schöne Feste gefeiert, dann war das Osterfest und alle Feste in der Kirche derein nach, und im Herbst am 14. September war der Kirchweihfest. Das war immer schön, dann waren Kirchweihpaare... es war sehr schön immer.“

Kirchweihfest? – *„Na, da war ein Vortänzer und ein Nachtänzer, und ja, die Buben die haben solche Hüte abgehabt, die waren geschmückt mit Bänder, und die Mädchen, die haben diese schwäbische Tracht noch angehabt, so schwäbisch angezogen, sehr schön. Wir haben eine eigene Musikkapelle im Dorf gehabt, und dann waren schon solche Männer, die das immer in der Hand haben, sie hatten diese organisiert. Weil bei den Jungen, die Buben haben doch das nicht alles so gewusst, dann haben schon müssen die Älteren, die Männer, alles immer sagen, wann zu welche Sach gemacht.“ – Der Tag? – „Das ist unser Kirchweihfest, das ist Kreuzherr Jon (Johannis, Georg?) und unser Kirche ist ab diesen Tag geweiht, das ist unser Kirchweihfest... Ja, an diesem Tag war das, es war den nächsten Sonntag. Auf diesem Tag durfte das nicht gehalten werden, weil der Tag war zu heilig. Immer der ersten Sonntag nach diesem 14. war das Kirweihfest. So war es, ja, ja!“*

Wallfahrt? – *„Ja, am 15. August ging die Prozession um vier Uhr in der Früh von der Kirche weg nach Maria Radna. Zu Fuß, und zurück sind die Leute gefahren. Hat ein jedes wie... Da waren noch die Wagen, mit Pferden, die sind hineingefahren, die Männer mit dem Wägen, und dann sind alle heimgekommen am Nachmittag, und dann wurde Abend – Hier unten ist eine Kapelle, (zeigt); Sie sehen ja dort unten eine weiße Kapelle. Und dort wurde die Prozession abgeholt dann, aber nicht von Radna. Zum Radna ist bei den Dorf gegangen [auf dem Hinweg nach Radna ging man zu Fuß], dann mit dem Wägen bis nach Hause. Um vier Uhr ist wieder alles an bis an die Kapelle, und von dort ist in die Kirche gegangen. So war es, der Wallfahrtstag, der 15. August, das war unser Wallfahrtstag.“*

Wie lange hat man Kirchweih gefeiert hier? – *„Na, da war die Kirweih, das war dieses Sonntag und noch Montag, zwei Tage, und am nächsten Sonntag war Nachkirweih, wurde auch einmal gefeiert. Dann war eine Vortänzerin war, also das war, die haben die Kirweih am diesen Sonntag, und die Nachtänzerin war die Nachkirweih, den anderen Sonntag, ja, aber immer war Kirweih und Nachkirweih, – Ich zeige Ihnen eine Puppe von unserer Tracht, wollen Sie...“ (wir gehen in ein anderes Zimmer). – Der Forscher: Später, sprechen wir zuerst. – (Lachen) „Ja, was soll ich Ihnen noch erzählen?“*

Andere Feste im Jahr? – *„Weihnachten und Ostern und alle Feste waren. Dann war das Fronleichnamfest, das war auch ein großes Fest bei uns hier im Dorf, wenn die Leute noch alle hier waren. Dann ging die Prozession jedes Jahr einmal oben herum, von der Kirche oben bis daher, und dann herab, einmal unten herum ums Dorf, und da wurden Kapellen aufgestellt, viele ums Dorf, vier*

Kapellen waren aufgestellt, an vier Altäre ging die Prozession. Und dann haben die Männer im Wald solche Äste geholt, vom Wald, das wurde grün und dann schön mit Blumen. Sehr schön waren die Altäre gemacht. Es war schön, das war ein großes Fest. Dann kamen der Feuerwehr mit die Musik voraus, eine große Prozession, und Äste hat ein jeder vor seinem Haus, wurden so Äste gesteckt und Gras gestreucht, ja, ein Teppich war die ganze Straße. So ging die Prozession – das war das Fronleichnamsfest. “ – Wann? – „Ja, das ist nicht leicht. Das ist immer ein Donnerstag, kann nicht sagen. Nach Dreifaltigkeitssonntag – Fronleichnam, dann ging die Prozession. (Müssten in nächsten Kalender schauen. Ich kann nicht genau sagen wann, ... ich glaub’ Donnerstag nach Dreifaltigkeitssonntag. “

Weihnachten? – „Das war auch schön. Dann waren zwei Mädchen angezogen, kleine Mädchen, was im Kindergarten gehen. Ein jede hat ihren Spruch gekannt, und die gingen von der Kirche, und größere Mädchen sind mit diesen gegangen... Eine ging in Alt-, das ist Alt-Guttenbrunn, und drüben ist Neu-Guttenbrunn, das wurde erst angesiedelt diese hier. Nur das Tal in der Mitte teilt es auf. – Und diese Mädchen, größere waren, siebste oder achtste, sie gingen mit diesem kleinen Mädäl Haus von Haus [von Haus zu Haus], wo Kinder waren. Die haben dann ihre Gedichte gesagt, die haben die Großmädchen haben etwas gesagt, wenn sie hineingekommen sind. Und dann hat das Christkind gesprochen, und naher sind noch Buben gekommen, mit einem Esel hat man das gesagt. War so gemacht, so als ein Leintuch und so, irgendwie ein Kopf gemacht. Die Kinder haben sie gefürchtet: ‚Schatab, Gehalt! der Esel kommt!‘ Das haben die Buben, mit dem sind die Buben fort war, dann ist das Esel gekommen. Ja, so war das (lacht). Das war das Weihnachten. “ – Zu Hause? – „Ja, zu Hause, na ja, dann gingen die Baden (Paten), waren die Taufbaden, vier Baden hat ja jedes Kind gehabt. Und die gingen dann zu diesen Kindern und brachten Geschenke und so. Ja, ja. “ – Weihnachtsbaum? – „Wir haben, ein jeder hatte, wir haben auch einen Weihnachtsbaum im Haus gehabt. – Ja, das war schön. “

„Sehr schöne Feste waren hier! Und alles wurde gefeiert. Für alles war Zeit. – Jetzt hat man keine Zeit, für nichts mehr! So ist es gekommen. – (Nach Weihnachten:) Dann kommt die Fasching, die drei Tage: Faschingssonntag, Faschingmontag und Faschingdienstag. Ja, dann wurde auch getanzt. Die kleinen haben Nachmittag, haben die kleinen Musik, kleine Kinder von Kindergarten, sind größere, die haben nachmittags ihre Fasching gehabt. Und Faschingmontag wurde auch abends getanzt. Und dann am Faschingdienstag, dann war ein Narrenumzug im Dorf. Wägen waren geschmückt und allerhand, dann gab es allerhand. Narren haben sich angezogen, fahren ums Dorf herum. Und nach dem Umzug dann war wieder Musik in und wieder getanzt bis nach Mitternacht. “ – Wie hatten die Narren sich angezogen? – „Ja, da waren verschiedene, ein jede, wie er hat etwas gefunden, wie er hat wollen, da war allerhand, dann haben sie am Wägen gehabt, dann waren Spinnräder getragen,

dann war eine Spinnstube darauf gemacht, ... haben sie einen Pflug gehabt, das war allerhand haben sie zusammengestellt. Junge Männer und junge Frauen auch.“ – Wie sprachen diese Narren, waren es Scherze? – „Ja, sie haben, wie sie können, allerhand Narrheiten wurde da gemacht (Lachen). (Nach Fasching:). Na, dann kam die Fastenzeit, dann war der Fastenzeit, und die wurde damals noch gehalten, Fastenzeit. Bis vor Ostern war nichts dann. Nein, dann waren keine Feste. Vorher war der Palmsonntag, dann ging die Prozession mit Palmenzweige um die Kirche, wie das schon immer war –und dann die Auferstehungsprozession am Karsamstag, das war auch etwas Schöne. Ging sie auch mit der Prozession um das Dorf hier um diese Gasse hinunter und dann, hinter mir hinter der Garten die schmale Gasse. Ein Jahr da, ein Jahr oben herum. So ging das immer. Jedes Jahr. Das war der Umzug also, die Auferstehungsprozession.“

Und dann war Ostern, ja. Dann, am Ostersonntag war noch keine Musik, Osternmontag war schon wieder Musik – das war zu Ostern zuständig nicht getanzt, das war zu heilig, diese Tage damals. Dann wurde erst Ostermontag, Nachmittag, dann war Musik schon Nachmittag, die Jungen hat dort getanzt, sich unterhalten. So war es.“

Mai? Was wurde dann unternommen? – „Na, dann haben die Buben Tannenbäume geholt im Wald, große, – nein das war nicht Tannen, bei uns sind nicht so viele Tannen. Andere Bäume, so junge Bäume, und wurde gesteckt, am jeder Ecke wurde einer aufgestellt um Dorf. Der Richter, der ganze Gemeinde der Richter war, Sie wissen ja, was es ist, der Richter? – Na, er hat einen bekommen und welche dann böse an über diesem Richter – das ist auch passiert –, dass ihm den Baum abgeschnitten haben, das wurde passiert... Bei uns war ein Richter. Der Baum war so Meter hoch, aber der Erde abgeschnietet, da haben sie abgemacht (lachen). Eine wurde vor dem Gasthause abgestellt. Einem schönen Kranz haben die Mädchen gemacht, nachher. Der wurde am Abend aufgestellt dort, nacher wurde es getanzt, das war dann Mai. Das war am ersten Mai. – Dann kamen die Pfingsten. Dann wurde ein Pfingstenlümmel gemacht. Da haben die Buben Pferde gestohlen, meistens bei ihr Mädels, haben sie ein Pferd geholt, und die Buben sind geritten. Die Musik war, um das Dorf gefahren, und die Buben auf Pferde geritten, und einer hat... er hat, das war doch Pfingstmann, er hat geschlafen – er hat einen großen Hut aufbekommen und hat auf dem Pferd gesitzt und hat also geschlafen. Das war der Pfingstenlümmel, der hat ein, den Spruch gesagt. Dann mittags war da Musik im Wirtshaus, und er hat Antwort, einen Schönen Spruch gesagt. Und war so wieder Vortänzer dann. So war das. Das war am Pfingsten. War auch schön. Alles.

Das kann man gar nicht erzählen, wie schön. Da war der Sangverein, da war alles, da war Feuerwehr im Dorf, Musikkapell, alles, alles haben wir gehabt da (traurig).“ – Feste im Juli? – „Dann war Erntedankfest, das war im Juli gewesen, nach dem Schnitt. Dann hat wieder eine von den Jungen einen Spruch

gesagt, dort im Wirtshaus, über die Ernte. Und nach hat gutes getanzt, es war so. Nicht so ein großes Fest, aber es wurde auch gefeiert.“

Das wichtigste Fest hier im Dorf? – „Ein großes Fest war die Kirwei, Fasching war auch, aber nicht so groß. Kirchweih war, da war ein großes Fest, das wurde alle Jahr, das war schon viel Arbeit, die vielen Röcke für die Mädchen, die waren nicht so angezogen wie jetzt. Die haben alle diese Röcke angehabt, das war ein großes Fest.“ – Keine solche Feste mehr? – „Nein, nicht mehr (betrauert). Wir sind noch 16 Personen, alte Leute, gar nicht mehr, na, kranke, alte Leute.“ – Wann war die letzte Kirwei? – „Ich kann Ihnen nicht sagen, aber das ist schon lange ... fast zwanzig Jahre, schon lange ist nichts mehr.“ – Wallfahrt auch nicht? – „Nein – ein jeder, wer will alleine gehen, mit Zug oder Fuß oder irgendwie nach Radna, aber das ist keine Wallfahrt, ist nicht mehr. Das war alles einmal, das ist alles vorbei.“ – Wie lange hat man diese Tracht benutzt? – „Oh, sehr lange, bis die Leute weggegangen sind, bis zum neunziger Jahren war noch schwäbisch angezogen an. Ja, war noch immer – also die Älteren – die Jungen ja nicht mehr. Aber die Älteren haben noch immer ihre Tracht gehabt.“ – Unterschied zwischen Alltags- und Sonntagstracht? – „No, am Werktagen hat man solche Sachen mehr getragen so ernst, und an Sonntagen waren ja, dann waren ja andere Sachen, Stoff und schönere Sachen wurde da getragen.“

Noch bewahrte alte Trachten? – Die Informantin weiß nicht, aber sie nennt das Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar, wo man Trachten sehen kann. Sie fragt, warum wir nicht dort waren. Sie zeigt die Puppe: „Das ist unsere Tracht.“ Sie hat auch „noch ein bisschen – oben“ Trachtenstücke, einen Rock aufbewahrt.

Das Dorfleben

Waren alle Leute miteinander bekannt? – „Alles, an jedes ein Dorf hat man gekannt, der war niemand, den man nicht gekannt hat. Alle Leute hat man gekannt. Und die Kinder und alle hat man gekannt.“ – Verwandte? – „Na ja, sicher, ein jedes hat, ich habe viele Verwandte gehabt, alle sind sie ausgewandert, und gestorben. Ein jeder hat Verwandte hier gehabt im Dorf. Das war sehr schön. Und dann war noch, im Winter, dann gab es die Spinnerei, am Winter unter Abenden ist so die Kassengeld so wie so paar Häuser, ist immer jeden Abend in ein anderes Haus, jeden Abend war herein in ein anderes Haus. Dann haben wir schön gegangen, es war wie eine Unterhaltung. Bis um zehn Uhr, dann ging man heim, und das war jeden Abend so. Damals haben wir noch nicht elektrische Lampen gehabt, mit Petroleumlampen, wir haben gesehen. Ja, so war es.“ – Es handelt sich hier um die Spinnstubenabende, den Inbegriff der sich im Hause vollziehenden, von Erzählung, Lied, Musik, Spiel und Tanz begleiteten Gemeinschaftsarbeit (s. auch Beitzl, 3. Aufl. 1974, S. 761).

Heirat. Partnerwahl? – „*Sehr selten* (dass Leute aus anderen Dörfern geheiratet wurden). *Meistens von hier von Dorf wurde, meistens von hierher. Sehr selten, dass jemand auswärts geheiratet hat, oder jemand hergebracht, es war selten. Meistens von hier von Dorf.*“

Über die Sprache. Hochdeutsch? – „*Na, ja, so wie ich Ihnen rechtlich gesprochen habe* (lacht), *so anders, wir haben schwäbisch gesprochen* (einige Beispiele): *„Kum her, ge mei Sack“ (?)... das war unsere Sprache, wie wir mit einander sprechen. Über die Lampe, das „Licht“ hat man gesagt. Der „Stuhl“ sagt man ja auch so, „Stuhl“ sagt man ja so. – Aber doch, es waren Wörter, die man anders gebraucht hat, ein Rad – sagt man das „Rod“, Wagen – der „Wager“, ... über eine Gabel die „Hacke“. Sind schon Wörter, die wir ganz anders gesprochen haben. Der Pflug – der „Pluck“ hat man gesagt, die Egge, mit der wo man geeggt hat das Feld – die „Aig“, das hat so geheißten. So waren schon Wörter. Die Kuh war auch dasselbe, das Kalb – „Kolb“, Schwein – die „Sau“ hat man gesagt. Das Pferd – Kaasch (?). So waren Wörter, die wir anders gesprochen haben.“ – Und in den Nachbardörfer hier, Neudorf... – „*Tranau... Ja, ja, wir haben* (verstanden), *aber jedes Dorf hat anders gesprochen, ja, am jeden Dorf hat eine andere Sprache, also die schwäbische Sprache, im jeden Dorf anders. Man hat sich doch verstanden. Dort neben Arad war eine Gemeinde, Saderlach, die haben sehr, sehr anders gesprochen, die haben so anders so. Viele Wörter gehabt, die man, schon nicht gekannt, die waren anders, die haben ganz anders gesprochen, ja, schwäbisch. So waren vielleicht noch mehrere Dörfer, wo das Schwäbische ganz anders war.“ – Wie lange gesprochen? – „*Solang die Leute hier waren. Wenn wir unter uns kommen, sprechen wir auch noch so. Immer noch die schwäbische gesprochen, so wie wir immer gesprochen haben. Das ist noch immer.*“ – Andere Sprachen? – „*Die ältere Leute, die haben ungarische Schule gemacht, die haben dann Ungarisch gekannt. Und wir, wir haben nur Rumänisch, aber ich kann nicht gut Rumänisch. Wir haben in der Schule gelernt, aber unser Lehrer hat nicht Rumänisch gekannt, so ward man dann von den Rumäner hier gelernt.“ – Ungarisch? – „Die ältere Leute haben gekannt. – Zigeuner waren hier im Dorf bei uns keine. Auch jetzt haben wir keine Zigeuner jetzt, nein, war noch keine hier. Rumäner waren so, meistens solche dann auch sind da von anderen Dörfer gekommen, Buben, die Knechte waren bei dem Bauern, die mehr Feld hatten, die haben einen Knecht gehabt. Und dann ein Dienstbot, die Magd hat man über das gesagt, der „Kneeicht“ hat man über Knechte gesagt – und die „Mood“, das war die Magd. Waren sie die reicheren Bauern, haben die Dienstboden und einen (Knecht) gehabt.“***

Wie groß waren die Familien meistens? – „*Ja, das war auch unterschiedlich, da waren also mehr wie vier, die letzten Zeiten, wie er waren, mehr wie vier Kinder waren nicht in der Familie, und often eins oder zwei im letzten Zeit, eins, zwei, das war meistens. Dann diese Partei (Leute) da waren, dann waren schon, haben manchmal drei Kinder. War nicht früher, meine Mutter, die waren fünf*

Geschwister, früher waren mehr Kinder, waren mehr, aber dann später waren nicht mehr so viel Kinder, war das nicht mehr so.“ – Eigene Schule? – „Ja, das ist doch die Schule neben der Kirche, ein großes Gebäude. Das haben unsere Alten hier gebaut: die große Kirche und die große Schule.“ – Sie bedauert, dass man jetzt zwar die renovierte Kirche hat, aber keine Kirchgänger. – „Und die von draußen. Wir haben jetzt einen rumänischen Priester in der Kirche, die griechisch-katholische, wir sind doch römisch-katholisch. Und die Griechisch-Katholischen, die haben ja keine, ihnen wurde alles weggenommen, und schon keine Kirche nicht mehr gehabt. Na, es ist ja aber eine Familie, die haben Familien, die Griechisch-Katholischen, nicht so wie uns, die haben Familien, und ein sehr ständige, anständige Priester mit seine Frau wohnen hier.“ Die Informantin berichtet noch von dem begabten Sohn dieser Familie, der in Italien zur Schule geht, studieren und Priester werden will. „Er lernt gut, ein junger Mann.“ – „Wir haben nicht gewollt, dass die Griechisch-Katholischen in unsere Kirche hereinkommen; wir waren sehr dagegen, aber es war gut so. Wir, die Alten, konnten nicht halten weiter.“ – Störung. Die Informantin erwähnt, wie die Griechisch-Katholischen alles in der katholischen Kirche nett und sauber machen. Sie nennt noch die Messzeiten der zwei Kirchengemeinden. – Warum hat man den Griechisch-Katholischen ihre Kirche weggenommen? (Bei unseren Besuch im Dorf war das Gebäude in schlechtem Zustand, eine Ruine, die man als Hühnerstall verwendet hatte.) – „Weil wenig Leute mehr da war... und dann haben sie diese hereingetan. Aber es ist gut so. Denn was wäre geworden, wenn die wirklich nicht gekommen? Einen Sommer hat ich dreihundert... die Arbeit in der Kirche. Man hat doch müssen saubermachen. Aber es kommen Leute, was die Kirche anschauen wollen, es war doch jeden Samstag, und habe immer Blumen in der Kirche getan, aber länger habe ich es auch nicht mehr machen können, und es ist doch niemand, wer es noch machen könnte... So ist es so gekommen. Aber wir verstehen uns sehr gut. Es sind Leute hier von Dorf, Rumäner, die zugewandert sind, weil das Dorf ist jetzt lauter Rumäner, wenn die Deutschen alle fort sind. Wenn mehrere dageblieben wäre... Aber so ist die Sache gekommen.“ – Alte Rumänen? – „Die Rumäner, sind ganz wenige, die hier geboren sind, es sind meistens Zugewanderte. Nach dem Krieg. Sie sind von der Moldowa, von Alba (Julia), und von überall von da oben gekommen.“ – Eigene Kirche? – „Die haben drüben, in Zabran, heißt das. Diesem Dorf ist auch Zabrani, aber das war ein kleines Dorf. Zuerst waren die Deutschen, die eingewandert sind, von unseren waren dort darüben geholt. Das war Zabrani, die andere Seite von Dorf. Und von dort sind die (Deutschen) alle ja so langsam alle übergewandert. Und dort sind Rumäner. Das war dann dort Zabran, und das war Rumäner. Aber es war noch klein, das war nicht groß. Und dort sind jetzt zwei kleine Kirchen, die eine ist die griechisch-katholische, ihre Kirche, die andere ist die orthodoxe Kirche.“ – Unterschied zwischen Zabran und Guttenbrunn, die Gruppen? – „Na ja, das war nicht gemeinsam gefeiert (Messe), das war nur die Deutschen unter sich. Und die waren alle auch mehr

ärmer, diese Rumäner... das waren Arbeiter, die waren hier bei den Bauern gearbeitet und so. – Ja, so war es. Ich habe Ihnen schon genau alles erzählt!“

Die Arbeiten im Jahreslauf

Die Informantin erinnert sich spontan an die verschiedenen Arbeiten im bäuerlichen Haushalt. Ihre Erzählung ist nach den Jahreszeiten strukturiert. Wegen der detaillierten, aber teilweise schwerverständlichen Sprache sind im Folgenden Bruchstücke aus den Themen partiell zitiert. Als kennzeichnend für die Informantin mit ihren Kommentaren sind Vergleiche von „früher“ und „heute“. Sie vergleicht auch die Handarbeit in Bezug auf die Veränderung, als Maschinen an Verbreitung gewannen. Sie betont die gute Qualität und Schönheit des Handwerks.

„Ja, da war viel Arbeit im Bauernhaus. Morgen früh aufgestanden, da wurde schon um vier Uhr, fünf Uhr aufgestanden, bis da wurde sind dem Wägen auf den Feld gefahren, hatte viel Arbeit. Und dann war noch nicht so viele Maschinen und alles wie jetzt. Dann wurde den Acker mit den Pferden Arbeit gemacht. So, ja, so war das. Und wenn der Schnitt war, waren ja schon einige, die solche Maschinen haben für die Frucht abnehmen, aber die meisten wurde mit der Sense abgemäht, und mit der Sichel. ... So war viel der Schnitt, das war eine schwere Arbeit.“ (Dreschen des Getreides, Technik) – „Ja, und da waren Leute, waren auch ärmeren Leute, die dort gearbeitet hat. Das war viel Staub, war eine schwere Arbeit, der Schnitt, und nachher das Dreschen, die Frucht dreschen hat man gesagt, – das war eine schwere Arbeit. – Na, und dann, da war immer Arbeit in der Bauerei. Im Winter, den ganzen Winter, dann haben sie meistens, wenn Wetter war und man hat können mit den Schlitten fahren, dann haben sie den Mist zum Vieh hinaus auf das Feld geführt, das wurde im Winter gearbeitet. Und im Frühjahr, wie man hat können, dann wurde schon die Acker, dann musste schon geackert auf dem Feld, und Anbauen auf den Feld.“ Sie nennt die Arbeit mit dem Hafer, den Guckurus (Mais), den Zuckerrüben und dem Hanf, die Bereitung und die Geräte. Das Spinnen und Weben von Hanf. – *„Da waren zwei oder drei Weber im Dorf. Da wurde ein Tuch gewebt. Dann haben sie die Schuhe, die Patschen, auf die Patschen genäht, so war es früher, war nicht so allerhand wie jetzt. Und sogar, Hosen haben Männer gehabt, das wurde gefärbt so dunkelblau, und dann habe man diese, die Handtücher; das waren sehr gute Sachen; (ich) habe einige solche für Geschirr, und das ist sehr gut, und mit der Zeit ist es auch weiß, schön geworden. Allerhand hat man von diesem feinen Hanf, sogar Leintücher hat man gewebt, und ganz dünn, fein. Das war sehr starke Sachen. Und Säcke, das haben auch die Weber gemacht. Dann wurden die Säcke genäht für die Frucht. Jetzt haben wir ja nur diese allerhand so Plastiksachen und solche Sachen, aber damals wurde so dicke Säcke gemacht, starke Säcke für die Frucht und für diese Sachen alles. Schön nach Hause bringen und auf Boden sehen, da wurde es hinaufgezogen auf den Boden.“*

Ja, so war es früher.“ – (Ein Nachbar kommt; die Informantin spricht mit ihm im Dialekt und kommentiert lachend für den Forscher, was ihm nicht verständlich ist). – „Adieu!“

Arbeiteten sowohl Männer als auch Frauen auf den Feldern? – „Ja, Männer und Frauen, alles hat hier gearbeitet. Und wenn es so war, dass man darf Männer noch gebraucht hat, das waren solche, die eine nicht hat können machen, dann waren solche Leute, die ärmer waren, und müssen gekommen und die arbeiteten und geholfen haben. War doch viel Arbeit den ganzen Sommer.“

– „Wir waren, am Schnitt waren wir!“ – Die Informantin kehrt zu dem Jahreszyklus zurück und nennt noch den Schnitt, das Dreschen und danach die Pflaumenlese. – „Das war im Sommer, ein jedes Haus hat Bäume draußen auf dem Boden gehabt, ein Stück Feld wurden die Pflaumenbäume gepflanzt. Dann wurde der Schnaps gebrannt von diesen Pflaumen. Dann die müssen ja aufgelesen werden. Das war die Pflaumenlese, immer da musste man öfters fahren. ... Und da unten, neben dem Dorf waren solche Brennereien, das waren die Schnapsbrennereien, hat man über diese gesagt. Die meisten Leute haben gehabt solche, mit diese hat viel Geld gegeben, dann wurde immer verkauft, und das hat viel Geld gebracht. Wer mehr Bäume so gehabt hat, hat viel Geld gebracht. Das war die Pflaumenlese. Und dann kam später das Guckurussprechen (brechen), na, dann wurde schon im September wurde der Guckurussreih, meistens um die Kirweihzeit, wurde der Guckuruss gebrochen. Da war, alles müssen auf das Feld. Diese Kolben wurden abgebrochen. Und ein jeder hat einen getaart [geteerten] Guckurusskorb in Haus gehabt, ein großer. Es war auch große mit Latten gemacht, das getrocknet, dort ist doch hineingekommen, um zu aufbewahren über Winter. Das war Futter für das Vieh. So hat man gebraten für die Schweine gemästet und ein jeder, im jeden Haus war eine Kuh oder zwei und Pferde... für das, was man etwas Futter gehabt hat, für das Vieh, ja. (Guckuruss brechen und sammeln). Das war auch wieder eine Arbeit! Heimgebracht für das Vieh. Und dann, wenn schon alles abgeerntet war, dann wurde schon die Acker wieder. In Oktober wurde schon die Frucht wieder angebaut, in Oktober wurde die Frucht gesät. So war das. – Ja, die Weinlese war da noch. Ein jedes Haus hat einen Weingarten gehabt, wenn es nur ein kleiner war, aber ein Jeder hat einen Weingarten gehabt. Dass man den Wein, das musste man nicht kaufen, so viel Wein das ganze Jahr, was im Haus gebraucht war.“

Die Informantin beschreibt die vielen Arbeiten in der Weinpflege. – „Guten Weingarten haben wir gehabt... an das hohe Gebirge. Im Herbst war dann die Weinlese. Das war meistens im Oktober.“ Sie erzählt noch über das Keltern, die Methoden und Qualitäten, die Zeit, die Gärung im Keller. „Bis im Dezember, bis das guter Wein war, na, dann war er hell und klar, und dann war das ganze Jahr hat man den Wein gehabt. Ja, das war die Weinlese.“

„Was ist noch etwas, was zum Erzählen (lacht)?“ – Sie setzt spontan die Beschreibung fort: „Und dann kam die Schweineschlacht noch im Herbst, ein Jeder hat Schweine geschlachtet, auch jetzt schlachten wir noch, ob wir haben, keine mehr, aber die kann man kaufen, und geschlachtet wird jedes Jahr. Im jeden Haus wurde geschlachtet. Früher abends war die ‚Metzelsuppe‘, so hat man das geheißten. Von diese Suppe wurde Wurst gekocht.“ Die Informantin beschreibt noch die Speisen und Methoden, wie man Schweinefleisch zubereitet. – Alltagspeisen? – „Dreimal hat man gekocht. Ein jeder hat Hühner gehabt im Haus, und die schlachtet war [d.h. wenn die geschlachtet wurden], dann gab es immer was zum Essen, irgendeine Suppe, dann hat man etwas von Mehl gekocht. Die Pfannekuchen haben man immer, dann wurde Strudel gemacht, und allerhand Mehlsachen hat man können kochen, na, dann wurde Bohnen und Kraut wurde gekocht, Sauerkraut, gefülltes Kraut, so an Süßkraut, Erbsen, grüne Bohnen, selbst angebaut, und gefüllte Paprika und allerhand gab es zum Kochen, hat man schon gehabt, ja.“ – Festspeisen? – „Nein, also wenn es Gäste gekommen, dann ist immer eine bessere Suppe gemacht. Dann gibt es gekochtes Fleisch, gebratenes Fleisch oder Ausgebackenes mit Kartoffel. Das war, wenn Gäste kommen. Das war am mir auch jetzt noch so, ich habe wieder Gäste gehabt. Und dann wird es so gemacht.“ – Wo waren die Felder? – „Rings ums Dorf herum, bis nach Neudorf, fingen ihre Felder, bis an die Grenze, bis Traunau an die Grenze, bis Cesint – ringsherum ums Dorf waren die Felder. Und der Zweig hinunter bis hinter Marosch haben wir Felder, was Gutenbrunner war. Das war zerstreut, das war nicht gut, die waren ganz zerstreut, die Felder – es war nicht gut. Es waren hier nicht viele Bauern, die Felder auf einen Platz haben, es waren schon die ganz reichen Bauern. Um die Puszta hat man gesagt, die haben auch drüben im Angyalsdorf (Angyalkut, Engelsbrunn) – war eine Gemeinde, aber die haben dort mehr Feld. Die waren fast bis zum hundert Joch Feld gehabt haben, oder vierzig Joch so, das, was dann mehr auf einen Platz war. (Der Nachbar besaß hundert Joch, das war groß.) Ja, aber anders, es war zerstreut, das Feld.“ – Der Flächenumfang des Besitzes variierte sehr, meist lag er zwischen ein bis zwei und fünf bis sechs Joch. „zehn bis zwanzig Joch Feld – das war schon mehr. zwanzig Joch Feld – das war schon etwas! Dreißig bis vierzig Joch – das waren schon reiche Bauern.“

Wer trug Verantwortung im Dorf? Hatte man eine leitende Person? – „Ein Richter, die Gemeinde hatte einen Richter. Ja, da waren – der erste Richter und dann noch der zweite Richter. Das waren schon übers Dorf waren, sicher. Ja, ja. Jede Gemeinde hatte, das war ja angestellt.“ – Haushalt? – „Jedes Haus arbeitete für sich. Und da waren allerhand Handwerker. Wir haben Schuster gehabt, gehabt, Schneider, war der Tischler, Geschäfte waren hier – alles haben wir gehabt. Und jetzt haben wir gar nicht mehr. Alle, sehr viele, ging in Professionen gelernen haben, viele Meister waren hier im Dorf, mein Vater war Drechler gewesen, Holzdrechler, nicht Eisendreher – er hat so schöne Sachen

allerhand gemacht. Und einen Feld haben wir auch gehabt, ein Pferd haben wir gehabt, eine Kuh oder zwei waren immer und Schweine auch. So haben wir Handwerker, als noch nebenbei Feld gehabt. So war hier das Leben. Alle Handwerker hat es im Dorf gegeben, alles, alles. Der Wagner, war ein Schmied, der Schmied, war Schlosser, Kranzler, Spengler, alle Arbeiten wurden hier, haben wir hier im Dorf gehabt! Alle Handwerker, waren hier im Dorf. Ja, ja.“

Der Forscher fragt noch nach dem Haus. – *„Also, das ist schon sehr alt. Mein Urgroßvater hat dieses Haus gebaut. Und das war früher ein Haus. Der Urgroßvater hat es gebaut, und mein Großvater und der Großvater von dort, das waren Brüder, dann wurde es geteilt.“* – Haben alte Leute etwas über diese Urzeit und über die Einwanderung erzählt? – Die Informantin erzählt mit großer Einfühlung: *„Also das hat man immer gehört, wie die Einwanderer früher gekommen sind, und die vielen Leute, sie haben sich unten an der Marosch haben sie sich erst angesiedelt. Und dort mit den hohen Wasser, dann sind die herauf, hier, das haben sie gut gemacht, hier auf diesen Hügel, da sind wir, da kommt kein Wasser her. Das ist ja viel besser, na, und dann sind auch viele gestorben. Sehr arm waren sie, sehr, sie haben immer erzählt, wie die Kirche und die Schule gebaut wurde. Die Pferde, sie haben nicht so Futter gehabt, dann sind die gegangen, haben geholfen, die Pferde aufheben. Sehr schwer, sehr schwer haben diese alten Leute das alles gebaut und gemacht, und viele sind auch gestorben. Da war die Pest an, viel. Sie haben immer erzählt, die Alten, wie schwer es war, und die haben nicht so viele zum Anzüge gehabt, da war ein Hemd an, und eins am Zaum [d.h. vermutlich, dass die Männer nicht mehr als zwei Hemden besaßen, von denen sie eins trugen und eins zu Hause hing], mehr war da nicht, so haben sie gelebt, damals. Aber doch – sie haben doch das Ganze aufgebaut. Wenn man denkt, wie viel arm war und doch so viel gemacht haben. Und gestorben sind auch viele von den Einwanderer.“* – Weiß man, woher sie einst gekommen sind? – *„Ja, von Frankreich, das halb zum Deutschland hört: Elsass-Lothringen, von dort sind viele gekommen – von Deutschland, von Fürth/Odenwald sind auch hergekommen.“* – Auch die Familie der Informantin? – *„Ja, ja, von dort sind sehr viele daher gewandert. Ja, alle sind ja von dort gekommen. Das war ein Urwald hier, bis da gekommen sind, und die haben es ja so weit gebracht.“*

Der Krieg und das tragische Ende

Wie lange währte dieses Dorfleben? – *„Da war der Krieg im vierzehner Jahr, 1914 war doch der Weltkrieg, na, da sind viele Männer dort geblieben. Viele Männer sind nicht mehr zurückgekommen schon, es war sehr viele war da, ja, das hat ja doch getan bis im achtzehner. 1918, dann war ja zu Ende dieser Krieg. Ich bin in 1920 geboren, was von das erzählen gehört haben. Ja, und dann kam der andere Krieg, es war ja der zweite Krieg, na, da waren ja auch sehr viele und dann sind sie nach Deutschland aus. Von unseren Jungen sind ja*

sehr viele nach Deutschland mit denen dort in den Krieg gegangen. Auch bei den Rumänen waren viele, dann sind viele gefallen, und dort sind sehr viele junge Leute nicht mehr zurückgekommen von diesem Krieg, sehr viele. “

„Und dann kam die Verschleppung nach dem Krieg, haben Sie von dieser gehört? – Am 1944 war es doch zu Ende, der Krieg, 1945, im Jänner war die Verschleppung. Dann hat man angefangen. Ich war die erste auf der Liste, wegen meinem Fuß (Verletzung) bin ich jedoch losgekommen. Aber viele junge Frauen und Mädchen, sind nach Russland, und Männer und junge Buben, von sechzehn Jahr an, die sind fort nach Russland. Viele sind dort gestorben, viele nicht mehr sind gekommen. Viele sind dort geblieben, sie kommen nicht mehr zurück“, auch Bekannte der Informantin. – Die Informantin wird müde und berichtet nicht gern, sie hat von Zurückgekommenen gehört, von den schweren Zeiten, dem Transport in Viehwaggons, der Arbeit in den Kohlengruben. – „Noch wenige sind von diesen, was leben, die was älter sind und die, was noch leben und noch erzählen, wie schwer es war. Und nur die Deutschen, die haben aber nicht (Deutschen) verlangt, die Russen, und nur die Deutschen müssen gekommen, nur die Deutschen hat man verschleppt. – Das war auch etwas Großes. Noch jedes Jahr wird dieses Tag gefeiert, noch jedes Jahr feiern sie, die wenigen, was hier sind, von diesen zurückgekommen sind, aber das wird noch immer gefeiert der Tag, gehalten, meistens eine Messe in der Kirche und das wird noch immer gedacht, was das war. “

Die Bedeutung der Kirche? – *„Ja, für mich überhaupt! Ich gehe jeden Sonntag in die Kirche, wenn es auch jetzt, es ist nicht deutsch, aber das Glaube an Gott beden wir deutsch. Er kann nicht deutsche, der Priester. Es tut ihm so leid, aber er kann nicht deutsch, (aber) das Glaube an Gott und der Vater Unser, beden wir deutsch. Ja –ich lebe und sterbe für die Kirche!“ – Frau Waitmann berichtet noch, dass sie 120 Sorten Blumen hat und viele Blumen in Körben in die Kirche bringt. – „Alle Blumen, was ich habe. Jeden Samstag gehe ich und helfe der Priester und die Frauen, die machen die Kirche. Jeden Samstag die Blumen in der Kirche. “*

Nach der Verschleppung?

„Damals waren die Deutschen noch alle hier, alle Deutschen noch hier. Das kann ich nicht genau sagen, wieviel Deutschen verschleppt sind, aber viele.“ – Auswanderung? – „Nach der Verschleppung. Ja, dann war doch die Ceaucescu-Zeit, war es allerhand. Man hat doch aus den Leuten dann das Feld weggenommen, das Feld wurde weggenommen, wir haben kein Feld mehr die letzte Zeit, es wurde weggenommen. Ja, und dann die Leute, viele sind hinaus, sie haben dort draußen gut gemacht gekommen, dann sind ja viele hinaus. Schon deswegen. Damals es war ja schwer hier nach dem Krieg, eine Zeit, sehr schwer. Jetzt haben wir es wieder zurückbekommen.“ – Sie nennt die Genossenschaften, an die man das Feld gegeben hat, davon bekommt man

etwas. – Alle Verwandten der Informantin sind „draußen“, der Bruder und seine Familie auch, er ist jedoch 1991 gestorben. Sie hat neun Verwandte, alle sind draußen. – Die Informantin ist nicht gefahren. – *„Nein, unsere Kinder wollen nicht fortgehen, sie sind beide in Pension, die wohnen in Arad, der Sohn und die Schwiegertochter, und die sind schon in Rente. Sie brauchen nicht bei der Arbeit gehen, Kinder haben wir keine, Enkelkinder sind keine. Und sie haben ihre eigene Wohnung in Arad, wer arbeiten können und Pension hat, geht es gar nicht schlecht. Es hat auch schon viele bereut, weil sie gegangen sind. Aber für zurück ist es auch nicht mehr.“* – Heimweh? – *„Ja, und wie musste Heimweh haben und wie! So ein Guttenbrunn, wie sie hier gehabt haben, so ein Dorf und so ein – dort sind die verstreut, ein jedes in einem anderen Ecke, nicht so, wie es hier war. Das kommt nicht mehr!“* – Die deutsche Kultur. Ausgestorben? – *„Hier ist es ausgestorben, dort unten (Temeswar, Lugos) noch ein bisschen machen, ein bisschen Nachleben, dort machen sie noch ein bisschen, aber so wie es hier war, wird es nicht mehr. Das wird nicht mehr so, wie das einmal hier war!“* – Traurig? – *„Ja, das ist etwas Trauriges. So ist es gekommen.“* – Die Informantin: *„So viel erzählt, aber ich habe Ihnen doch können so viel sagen. Ich bin schon alt, 78 Jahre, aber ich weiß noch alles!“*

Die Eltern: *„Ich bin eine geborene Baussevain, das ist der Familienname. Der Vater hat Peter Baussevain geheißen, meine Mutter Elisabeta Baussevain, das war eine geborene Baumgart.“* Beide sind hier geboren. Großeltern der Mutter: Johann Baumgart und Elisabeta Baumgart, geb. Thitz. Großeltern des Vaters: Peter Baussevain und Barbara Baussevain, eine geborene Zengraf. Alle kamen aus Guttenbrunn.

(Tonaufnahme Guttenbrunn 26.8.1998. Signum 1998:9. Bo Lönnqvist)

3. Ein verschwundenes Dorf

Perspektiven auf ehemalige und spätere Zeiten. - Wirtschaft und Ethnos. - Sprache und Schule. - Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen. - Die Rucksackdeutschen

Unser zweiter Informant aus Guttenbrunn, Johann Lukhaup, wurde 1935 geboren. Er war seit 1959 Vizebürgermeister in Lippa, der letzte mit Deutsch als Muttersprache, und wohnt dort. Er war einer unserer wichtigsten Informanten, sowohl wegen seines Wissens über das Heimatdorf als auch wegen seiner führenden Stellung im zentralen Ort. Er besaß einen Überblick über die Geschichte der Deutschen und eine Perspektive auf die Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Seine Frau, Hans Rozalia Lukhaup, wurde 1945 in Lippa geboren. Sie war bei unserem Interview die letzte Lehrkraft an der

deutschen Schule im Dorf. Beide Informanten waren pensioniert. Frau Lukhaups Erzählung wird im abschließenden Kapitel dieses Buches wiedergegeben. Die Tochter des Ehepaars ist emigriert und wohnt in Regensburg.

Wir besuchten das Ehepaar Lukhaup 1999 und 2000 in ihrem Haus im zentralen Lippa. Beim zweiten Besuch machten wir auf ihren Vorschlag einen gemeinsamen Ausflug nach Guttenbrunn. Wir besichtigten dort den Friedhof mit den ältesten Gräbern aus den 1780er-Jahren. Ferner sahen wir Johann Lukhaups Elternhaus, erbaut 1904, das Haus seiner Großeltern väterlicherseits aus dem 19. Jahrhundert und ein Haus, in dem Adam Müller-Guttenbrunns Mutter gelebt hatte. Johann Lukhaup unterscheidet auch zwischen Alt-Guttenbrunn und Neu-Guttenbrunn. Er erinnert sich an die Straßennamen: Hauptgasse, Lange Gasse, Ober-, Untergasse, Schwarzwald, Arader Straße, Herrengasse. Hinter dem Tal als Trennlinie lag die andere Siedlung, Zabran, mit Straßen wie Nussbaumgasse, Bentjek-, Schokowitz- und Grundgasse. Er zählt die typischen Vornamen im Dorf auf: Johann, Peter, Adam, Filip, Nikolaus und Leonhart sowie Katarina, Eva, Elisabet, Anna, Gertrude und Maria.

Johann Lukhaup erzählt, manchmal mit Zustimmung von Frau Hans-Rosalia, von den Veränderungen in Guttenbrunn zu seinen Lebzeiten. Beide verwenden im Gespräch Hochdeutsch. Herr Lukhaup strukturiert seine fortlaufende Erzählung folgendermaßen, zwischendurch unterbrochen durch die Fragen des Forschers:

„Ja, ich bin in Guttenbrunn geboren, 1935, und das war eine sehr große Ortschaft, da waren – 98 Prozent waren nur Deutsche gewesen, und ungefähr 4000 Einwohner hatte Ort gehabt. Und waren auch ein paar Rumänen gewesen, paar Familien, eine ungarische Familie war gewesen, und eine serbische Familie. Das andere waren nur Deutsche gewesen. Ja, und jetzt, wenn man geht nach Gutt'nbrunn, glaube ich, sind noch elf oder zwölf deutsche Personen. Und das sind lauter Alte. Der jüngste Mann, was in Guttenbrunn, ein Deutscher, er ist so alt wie 63, die andere sind alle ab 63, 70, 75, so diese alte. Ist auch keine Schule mehr, keine Jugend nicht, alle sind ausgewandert. Die nicht ausgewandert sind, sind abgestorben, die ältere Personen. Und noch immerhin, ich kann mir erinnern, als ich so bei 14 Jahre alt war, nach dem Krieg, nach der 50er Jahren, nicht, da waren wir doch eine sehr starke Gemeinschaft gewesen. Aber in den 60er Jahren hat das dann begonnen, die Auswanderung. Und das ist so gegangen, wie soll ich Ihnen sagen, eine Kette, nicht, ein Glied von der Kette ist gegangen, und die hat die andere nachgezogen, und wieder eine andere (lacht) und so. Zum Beispiel ich – von Verwandten – wie soll ich sagen – die Großeltern sind hier gestorben, die Eltern sind auch hier gestorben, Bruder ist auch hier gestorben, wir waren zu zweite, Bruder ist auch hier gestorben. Aber mein Bruder, seine Frau, mit vier Kinder, die sind in Deutschland. Dann, wie soll ich sagen, die Tanten, was gewesen war von Mutters Seit's, Bruder und von Vaters Seit's Schwestern und so, die sind alle ausgewandert. Und sind schon bereits auch gestorben in Deutschland, denn dort kann man auch nicht

überleben, dort stirbt man auch (lacht). Und sind nunmehr die Kinder von diesen geblieben, die Cousinen, nicht, und so. Aber so, dass ich hier in Rumänien von meiner Seite keine Verwandten mehr habe. Alle sind sie in Deutschland. Nicht, und so.

Und sind auch viele, wie soll ich sagen, als die Verschleppung war, '45 bis '49, im Oktober, sind auch viele gestorben in Russland. Meine Eltern waren auch, alle beide, waren sie gewesen in Russland. Hatten das Glück, sind zurückgekommen, mein Schwiegervater ist dort geblieben, ist dort gestorben. Meine Eltern sind zurückgekommen, und dann mussten sie ein neues Leben anfangen. Das Feld hatten sie keines mehr, im Haus waren Rumäner gewohnt, die Rumäner hat man dort eingesetzt ins Haus, und dann mit der Zeit, das Haus war enteignet, war weggenommen. Und meine Mutter [hat] das Haus von Staat dann wieder zurückbekommen, 1954 hat sie das Haus zurückbekommen. Und viele, wie soll ich sagen, vom Zweiten Weltkrieg, Junge, sind in Deutschland geblieben, und so ist das den Anfang. Die haben dann angefangen, die Eltern nach Deutschland zu holen, oder waren solche, was verheiratet war, bevor sie zum Armee sind gegangen zum Soldaten, die haben dann die Frau geholt heraus nach Deutschland. Und so ist das immer, ist das immer mehr geworden. Ich habe immer gesagt: wie eine Kette, immer noch dazugekommen, und so. Bis zuletzt und so, wie meine Frau hat gesagt, nach der Revolution, dann sind viele gegangen.“

Wirtschaft und Ethnos

Wirtschaft in Guttenbrunn? – „Ho! Guttenbrunn war eine sehr starke Gemeinde, waren sehr reiche Bauern dort gewesen in Guttenbrunn. Das waren Leute, die hatten 50–60 Hektar Feld gehabt, und, sicher, für das zu arbeiten das Feld musste man auch viel arbeiten so. Ein sehr reicher Ort war das gewesen, Guttenbrunn. – Ja, es gab auch Rumänen, vielleicht 100 Personen von 4000 können Rumänen gewesen sein. – Es war ein Viertel, aber in diesem Viertel unter ihnen waren auch Deutsche gewesen. Des kann man nicht sagen, dass diese Viertel waren nur Rumäner. Es waren zwei Straßen gewesen, und die waren so: Wenn man kommt von Neudorf die Einfahrt, und dann war noch so, in einem Winkel waren die gewesen, und da waren, unter ihnen waren auch Deutsche gewesen auch hier und so. Diese zwei Straßen. – (Über die Lage des Dorfes und das Tal): Wenn man einfahren tut auf von Neudorf, dort oben, bevor man fährt man von weiter und dort die Orthodoxische Kirche. Und dort war das Viertel, wo die Rumäner wohnten, und deshalb war auch die orthodoxische Kirche dort. Und die römisch-katholische war im Zentrum, dort, wo die Mehrheit der Deutschen waren gewesen, gewohnt waren.“ – Der Name Lukhaup auf einer Tafel in der Kirche? – „Die Lukhaup in Guttenbrunn waren über sechzig Familien Lukhaup.“ – Das Heiratsmuster? – „Meistens vom Ort, das war überall war das so, selten ist das vorkommen, dass einer von auswärts

sich eine Frau hat gebracht und so, selten war das gewesen. Das ist dann mehr so weit gekommen, nach dem Zweiten Weltkrieg ist das gekommen, dass einer von Lippa einen heiratet von Blumenthal oder von Guttenbrunn, oder von..., vorher war das nicht so gewesen. Immerhin, weil der auch vielmehr Deutsche in Guttenbrunn gewesen war (als) hier in Lipova.

– Waren auch Kirchweihfeste, war das größte gewesen (in Guttenbrunn). Waren viele nicht und so. Auch hier in Lipowa, die Deutschen, das war das deutsche Viertel hier. Da war auch das Tanzsaal gewesen, da nebenan, wo jetzt die Penticostalen [d.h. Angehörige der Pfingstbewegung] ihre Kirche haben, das war früher der Deutschen ihre Tanzsaal gewesen. Und da hatten sie auch hier immer die Unterhaltung gehabt, und so.“ (Frau Lukhaup zeigt und beschreibt Fotografien von Lippa, von der Tracht, der Brauttracht, den Burschen, den Mädchen, vielen Paaren, dem alten Pfarrer. Das war die letzte Kirchweih). „Das ist wieder so, wie das gewesen war, in Lippa. Früher, wenn die Jugend noch große waren, hat man nicht kleine Kinder, aber später, wenn Kinder wenige waren, hat man auch kleine Kinder mitgenommen.“

Die Bedeutung der Städte Arad, Temeswar? – „Neuarad war, wo die Leute meistens, es sind nur zwanzig Kilometer bis zu, das hat auch immer viel zu sagen gehabt, wie weit entfernt liegt die Stadt. Und für die Jungen, nach dem Zweiten Weltkrieg, was Schulen anbelangt, war Temeswar gewesen. Ist doch Universitätszentrum und so. Wenn man kann sagen, nach dem Zweiten Weltkrieg, fünfzig Prozent von der Jugend hat in Temeswar gelernt und auch studiert.“ – Und fahren dann weg? – „Und sind dann alle nach Deutschland (lacht), als sie absolviert haben. Ärzte, Ingenieure, Professor und so, die sind alle in Deutschland. Und so, dass Deutschland, leicht kann ich sagen, sie haben Leute, was studierte Leute, hier haben sie studiert, die was von hier fort sind, haben alle hier studiert. Und damals, als die Deutsche die Minderheit der Deutschen haben abgekauft – von Rumänien. Dann war der Preis 7000 Mark für die Person, ob diese Person einen Tag alt war oder 90 Jahre alt war, ob die Person vier Klassen studiert, gelernt hat, oder ob diese Hochschule absolviert hat, das war dasselbe Preis, für alle. Aber das will ich sagen, so in wirtschaftlich haben die Guttenbrunner mehr zum Arad gezogen. Und was Schule anbelangt, war es in Temeswar. Denn auch jetzt, wenn man das so holt, in Arad, in Neuarad ist die deutsche Schule, aber man kann sie nicht vergleichen mit der deutsche Schule in Temeswar. Im Vergleich zur deutsche Schule in Temeswar ist Arad schwach.“

Sprache und Schule

Dialekt? – „Ja, ja ... hat schon eine eigene Dialekt.“ – Schwer? – „Schwer. (Der Forscher fragt nach Unterschieden zum Hochdeutschen). – „Wie soll ich Ihnen jetzt sagen (Lachen)?“ – Frau Lukhaup: „Ich kann's nicht, nicht gelernt.“ Die Tochter der Lukhaups war immer bei der Großmutter gewesen und hat das auch

nicht bekommen. Die Informanten schlagen einen Besuch in Guttenbrunn vor, zu einer Guttenbrunner Familie, und dann könnte der Forscher hören, wie sie dort miteinander sprechen, Mann und Frau. Unter sich sprechen Johann und Hans-Rosalie Lukhaup so, wie man in Lippa spricht. – Frau Lukhaup.: *„Aber wenn mein Mann mit jemand von Guttenbrunn zusammenkommt, momentan, dann dreht sich also 180 Grad. – Zum Beispiel ‚Ich komme‘ – ‚Ich kum‘, oder ein Töpfchen – ‚Heffel‘. ‚Kim mir ei Heffel Wasser!‘* – Frau Lukhaup.: *„Die Aussprache ist ganz verschieden, so die aus Lippa nicht verstehen kann.“* – Johann Lukhaup.: *„Meine Frau kann nicht sprechen. Ja, aber wenn ich mit jemand von Guttenbrunn zusammenkomm‘, dann sprechen wir den Dialekt von Guttenbrunn.“*

„In zweiundachtziger war ich in Deutschland gewesen, und dann hatte man mit geführt zu diesem Ort, von wo die Guttenbrunner abstammen, wie sie sind gekommen aus Deutschland, 270 bis 300 Jahre unter Maria Theresia-Zeit, nicht. Und dann sind wir in eine Gaststätte gegangen dort, und als wir in der Gaststätte dort waren gewesen, haben die dort gesprochen, genau, wie wir hier in Guttenbrunn, der Dialekt. Da haben wir gesagt: ‚Na, jetzt sind wir ja in Guttenbrunn!‘ – Der Ort war Fürth, näher von Ludwigshafen und Mannheim. (Lagebeschreibung). – Die Guttenbrunner hatten ja einen Dichter dort gehabt, er hat doch geschrieben. Adam Müller-Guttenbrunn, und der hat auch viel geschrieben, wie die Deutsche sind nach Rumänien gekommen, unter Maria Terezia-Zeit und so...“ (Der Vater des Dichters von Guttenbrunn war auch ein Lukhaup. Die Lebensgeschichte des Dichters. Die Gedenkstube in Guttenbrunn und Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar. Noch von der Idee nach Guttenbrunn zu fahren, die Kirche zu besuchen und Leute zu treffen.)

Johann Lukhaup.: *„Ja, in Guttenbrunn und dann ich so gewesen war, zu meiner Zeit, als ich in die Schule ging, nach dem Krieg, war nur deutsche Schule, vier Klassen. Ich habe nur vier Jahre gemacht deutsche Schule, dann habe ich rumänische Schule gemacht. Aber nachher, in den sechziger Jahren schon, dann gab es wieder deutsche Schule. Hier in Lippa war deutsche Schule bis zu elfte Klasse, nicht gewesen. Aber jetzt sind ja keine Kinder. Und in Neuarad. Auch in der Lenau-Schule in Temeswar, dort sind siebzig Prozent (Schüler), glaube ich, nur Rumänen.“* – Frau Lukhaup.: *„Alle Lehrkräfte sind ausgewandert. Und auch die Deutschen sind ausgewandert, und jetzt, was da noch ist..., ist nicht mehr, wissen Sie... Auch die Lehrkräfte, die können nicht mehr deutsch sprechen. Und dann kommen Lehrkräfte aus Deutschland, Hilfslehrkräfte, und das ist nicht mehr so... (Zweifel). – Johann Lukhaup.: „Und es sind auch hier so solche Fälle. Rumänische Kinder, was in der Lenau-Schule, in der deutsche Schule waren, die sind dann weiter auf die Hochschule gegangen und sind jetzt auch schon Professor in der deutsche Schule, also von den gewesenen Schüler, sind jetzt schon in der Lenau-Schule Professor, was dort dann Deutsch gelernt.“*

Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen

Die Ausgewanderten: Vereine? – „Ja, sie haben einen Verein, aber auch, sie sind alle verstreut in Deutschland. Die meisten Guttenbrunner sind in Rheinland-Pfalz, in Ludwigshafen, dort sind viele, dort kann man sagen, die Ausgewanderten sind das fünfzig Prozent dort. Und dort, die tun auch Kirchweihfeste organisieren und so manche Bräuche noch weiterführen. Aber dann sind noch Deutsche von Guttenbrunn in der Ulm Gegend, Augsburg, sind in Bayern viel mehr sein, gegen Österreich sehr wenig. Die meisten sind, so wie ich hab' gesagt in Rheinland-Pfalz, dann in Baden-Württemberg, bei Stuttgart sind auf von Guttenbrunn, so und – oben mehr so, in Norden, sind sehr wenig. Hier sind die meisten. Und wie sagt, in Ludwigshafen am Rhein, dort sind die meisten, weil sind von dort auch die Urahnen, von dort sind gekommen.“ – Frau Lukhaup nennt das Friedhof in Guttenbrunn um zu besuchen, „dann sehen sie auch die deutsche Namen, und ein Grabstein... Johann Lukhaup.: Da sind auch noch Grabsteine von Einwanderung, man kann sie nicht mehr lesen so, aber sind geblieben so.“ – Die zementierten Gräber. Bedeutung? – Frau Lukhaup.: „Das bedeutet, dass alles ausgewandert ist und dann mit das Grab nichts so wächst auf den Grab, haben sie noch einen Zementdecken darauf getan, bevor sie weg sind, wissen Sie? – Johann Lukhaup.: Auch in Guttenbrunn, auch bei meine Eltern ist alles zugemacht, bei meinem Bruder ist alles zugemacht. Bei den Großeltern nicht.“

Von den anderen Deutschen außer Banater Schwaben. – Frau Lukhaup: „Die Sachsen (in Siebenbürgen). Nicht so sehr hatten sie miteinander zu tun, ein jeder war so separat. Wissen Sie, hier die Banater Schwaben, die Bergleut' deutsch (Rechitza), auch Schwaben. Wie wir sagen, sie haben die Verbindungen nicht gehabt. Nur die Dörfer hier von Banat, die haben die Verbindung (miteinander) gehabt, waren immer Verwandte gewesen. Die haben sie dann gegenseitig besucht, bei den Kirchweihfesten. Waren ja damals nicht Autos und so, aber mit Pferd und Wagen sind sie dann auf die Kirchweihen gefahren. Oder zu Weihnachten hat man sich besucht, und so war die Verbindung. – Johann Lukhaup: „Dann waren noch Schwaben gewesen oben in Sathmar Gebiet, dort waren auch gewesen.“

Haben die Sachsen dort im Siebenbürgen besser die Kultur bewahrt? – Frau Lukhaup.: „Ja, die sind schon früher ins Land gekommen, vor 800 Jahre. Und die, sie haben mehr Gewicht auf das Studium gegeben. Hier, die Banater, die wollten nur mehr Feld haben und arbeiten, reich werden, und sie (Sachsen), haben ihre Söhne und Töchter auf Schulen geschickt, für studieren, und darum war die Kultur besser.“ – (Eine intellektuelle Klasse war entstanden.) – Johann Lukhaup: „Und bei der Schwaben, die Intellektualität, die nach dem Zweiten Weltkrieg meistens, erst. Im Temeswar auch gewesen, waren Professoren und so Deutsche, aber nicht so, wie unter den Sachsen. Die Sachsen die waren Gebildete, wissen Sie! Und wenn man so eine Karikatur sieht: Der Sachse er ist

immer als dünner Mann hergestellt, und die Banater Schwaben als dicke Leute (lacht).“

Die Rucksackdeutschen

Womit haben die nach Deutschland Gefahrenen gearbeitet? – Frau Lukhaup: *„Die haben zum meisten in den Fabriken gearbeitet.“* – Johann Lukhaup: *„Die, was Hochschulen haben gehabt, die haben drüben dort weiter gearbeitet, Ärzte, Ingenieure, Professor und so.“* – Kinder aus Bauernfamilien? – Frau Lukhaup: *„In den Fabriken, unsere Verwandte haben in Fabriken gearbeitet, oder Verkäuferinnen, Friseure oder das... unsere Bekannten und Verwandten.“* – Johann Lukhaup: *„Und dann ist noch so, nach dem Zweiten Weltkrieg waren ja keine in Banat, auch in Siebenbürgen nicht, waren ja keine deutsche Bauernfamilien mehr. Als das Feld weggenommen war, und dann hat man die Kinder in die Schule gegeben, hat man sie nicht mehr am Bauernhof zurückgehalten. Früher, bis zum '45 hat man sie am Bauernhof gehalten, die mussten dann weiterführen, wenn die Eltern alt waren, und mussten die Junge weiterführen den Bauernhof, wie es auch in Deutschland, wo noch Bauernhof ist, weil hat auch keine mehr in Deutschland, sehr wenig Bauernhöfe sind.“* – *Und hier sind die Alten in die Kollektivwirtschaft, das Feld wurde ja in einen „Kollektivwirtschaft, wird zusammengeschlossen, die Alten sind dann noch hier in die Arbeit gegangen, und haben so den Boden bearbeitet und, wie mein Mann sagt, die Jugend die haben dann angefangen zu studieren. Ja, der ein bisschen Köpfe gehabt, ist dann weitergegangen in die Schule, also das hat man als Zukunft angeschaut, wissen Sie, ja.“*

Der Forscher: So es gibt verschiedene Gründe dafür, dass die deutsche Kultur geschwächt wird? – Frau Lukhaup: *„Ja, ja.“* – Wird es vielleicht ganz aussterben? – *„Ja, ja. Keine Chance mehr, irgend etwas noch retten.“* – Johann Lukhaup: *„Aber wissen Sie, Herr Professor, auch in Deutschland. Ist nicht mehr, wie es war gewesen mit der Kultur, dort ist auch schon – wie soll ich sagen – viele Völker, was dort kommen, nicht, Asien, Afrika und von wo sie überall beikommen... Jetzt kommen die Russlanddeutsche, die was auf von Don gewesen war und nicht, die haben no doch unter den Stalin seiner Zeit nach Sibirien geschickt nicht, die waren dort geschickt und so, und die hatten keine Schulen mehr, in deutsche Sprache, die kommen jetzt auch nach Deutschland. Die können gar nicht sprechen.“* – Frau Lukhaup: *„Sie haben die deutsche Sprache gekannt, unsere Banater Schwaben, und auch die Sachsen. Rumänien war das einzige Land unter da kommunistischen Länder, wo die Minderheiten ihre Schulen haben gehabt! Und Rumänien war das einzige Land nach dem '45, die die Deutsche nicht aus dem Land herausgeworfen haben.“* – *„Ja, wir haben unser Zeitung gehabt, wir haben unser Theater gehabt. Wir konnten unser Kultur pflegen und so diese Feste, das hat den Ceaucescu gefallen, wenn die Bräuche geübt wurden.“* –

Wissen die Deutschen, dass es überhaupt Banater Schwaben gab, als die Emigration von hier begonnen hat? – Johann Lukhaup: „*Nicht, nicht besonders, die waren nicht so beliebt (lachen). Man hat, wissen Sie, die Banater Schwaben, die waren sehr fleißig gewesen, und wie die nach Deutschland dann gekommen, die haben dort wieder sich gestrebt und angefangen zu arbeiten. Samstag in die Arbeit gegangen, Sonntag in die Arbeit gegangen.*“ – Frau Lukhaup: „*Dann haben sie sich großes Haus gebaut, und die Deutschländer von dort, die haben die Häuser nicht gehabt, und dann haben sie sie angeschaut, dann haben sie das nicht so geliebt.*“ – Johann Lukhaup: „*In Deutschland sagt man so: ‚Die Rucksackdeutsche‘, über die Schwaben und Sachsen und so. Also, sie kommen mit Rucksack, verstehen Sie, und jetzt haben sie ein Haus... Es ist auch das die Wahrheit, dass die deutsche Regierung, mit verschiedene Methoden auch diesen geholfen hat. Sie konnten Geld holen von der Bank mit wenige Zinsen, und so manches. Man hat ihnen gutgemacht, was man heute nicht mehr machen tut. Das Feld, ihr Vermögen, was sie hier haben gemacht, und was man hat geholt nach '45, das zu eine Erklärung hat gegeben: ‚Du hast so viel Feld gehabt, du hast vier Pferde gehabt, du hast ein Haus gehabt‘, – du hast dein Vermögen. Und dann hast du von deutschen Staat, von der deutsche Regierung hast du Geld bekommen. Und da waren manche, die haben bis 50-, 60-, 70 000 Mark bekommen.*“

(Tonaufnahme Guttenbrunn 5.8.1999. Signum 1999:11 A; 2000:3 6.8.2003 Bo Lönnqvist. – Fortsetzung in Kapitel 7)

Anmerkung

Lastenausgleich

Der Informant bezieht sich hier auf den in den 1950er- und 1960er-Jahren gezahlten Lastenausgleich, ein interessantes historisches Detail, weil der Lastenausgleich vielen Heimatvertriebenen half, eine neue Existenz aufzubauen. Die Höhe der Zahlungen, die man im Zuge des Lastenausgleichs bekam, richteten sich nach dem Umfang des verlorenen Vermögens. Es war allerdings keine Entschädigung für die Güter selbst, sondern für die durch die Vertreibung entgangene Nutzung. Westdeutsche, die ihr Vermögen durch den Krieg nicht verloren hatten, mussten zu dem Lastenausgleich beitragen. (Kommentar Dr Thomas Schürmann)

(Tonaufnahme Guttenbrunn 5.8.1999. Signum 1999:11 A; 2000:3 6.8.2003 Bo Lönnqvist. – Fortsetzung in Kapitel 7)

4. Schöndorf

Am Sonntag, dem 21. August 1998, sind der Gemeindepfarrer in Lippa, László Wonerth, und die Vorsitzende der Caritas, Dr. Imogen Tietze, auf dem Weg zum Dorf Schöndorf, um die Messe zu feiern. Wir bekommen die Erlaubnis, sie zu begleiten und einige der letzten Deutschen im Dorf zu treffen. Als wir ein wenig verspätet ankommen, wartet bereits eine kleine Gruppe von Messebesuchern vor der Kirche. Es handelt sich um einen älteren Mann und vier ältere Frauen, einige jüngere Personen und einige Schuljungen, die dem Anschein nach zur ungarischen Minderheit gehören. Das ältere Paar sind Michael Mayer (M.M.) und seine Frau Anna, die Frauen Margareta Marisch und Anna-Maria Schwerthöffer, alle Deutsche, 1919 bis 1925 im Dorf geboren. Sie alle werden in den folgenden Tagen unsere Informanten. Sie sind sehr interessiert, erpicht darauf, zu erzählen, sie sind sich ihrer Kultur bewusst. Wir bekommen alte Fotografien zu sehen.

In der Kirche singen Herr und Frau Mayer und Frau Marisch zwei Lieder für uns: das „Banaterlied“ und „Maria, Du Liebe,... in Freude und Leiden... Maria, Du milde, Du süße Jungfrau...“ usw. – Sie singen zweistimmig; mit klaren und melodischen Stimmen erklingt „O Banat, du schöne Landschaft“ mit Worten wie „Freundschaft, in den stillen Heimatort, Krieg in fremdes Land, alles unbekannt, Heimweh, unsere Kirche einsam, alle Bänke stehen leer, Jahrhunderten, anstatt Blumen auf den Gräbern sind sie in Beton gehüllt, Schwabenhand, Abschiedslieder, Treue Hand. – O Banat, schönes Land...“ usw. (Tonaufnahme 1998:4)

Das Dorf Schöndorf (Szépfalu, Frumuseni) liegt auf der Hochebene Vinga, südlich des Flusses Marosch, 17 Kilometer von Arad an der Straße Richtung Osten nach Lippa. Im Norden grenzt das Dorf an Mandruloc, im Süden an Aliosch, im Osten an Traunau, das früher zu Schöndorf gehörte, sowie an Guttenbrunn. Im Westen bei Arad liegt Engelsbrunn (Angyalkút), ebenfalls ein deutsches Dorf. Wir werden auch in diesen Dörfern einige Personen interviewen, doch sie werden hier nur kurz erwähnt (siehe Epilog, S. 54).

Schöndorf wurde in den Jahren 1764–1766 angelegt, also in der Zeit Maria Theresias. Der Dorfplan ist erhalten; er zeigt Haustypen, die sich auf 24 Viertel verteilen; das 25. Viertel ist ein Park mit Kirche und Schulhaus. Die Kirche wurde 2007 renoviert, der Pfarrhof wurde abgerissen, aber die Ruine des Schulhauses steht noch. Im Park steht ein Monument für die Kriegsgefallenen und die während der Ausweisung nach Russland, der Verschleppung, verstorbenen. Wir besuchen auch den Friedhof in der Nähe des Dorfes.

Die aus dem Dorf nach Deutschland Emigrierten gründeten 1980 die Heimatortsgemeinschaft Schöndorf bei einem Treffen in Eislingen/Fils bei Göppingen. Der Verein, Mitglied der Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., hat jetzt seinen dritten Vorsitzenden. Alle zwei Jahre trifft man sich in

Königsbrunn bei Augsburg (Landsmannschaft der Banaterschwaben e.V./Heimatortsgemeinschaft Schöndorf/wikipedia 14.3.2020).

Herr Mayer ist auch Kirchenältester und Kassenwart der Gemeinde. Die totale Dorfbevölkerung beläuft sich auf 569 Personen. Unter den Katholiken gibt es 43 Deutsche, 37 Ungarn und 31 Rumänen. Vor dem Krieg hatte Schöndorf 1800 deutsche Einwohner. Neben der „deutschen Kirche“ hat das Dorf auch die „rumänische Kirche“. Mayer, „Vetter Michel“, führt das elektrische Glockenspiel vor und lädt uns dann auf seinen Hof ein, der an der Dorfstraße gegenüber dem Park liegt.

Wir besuchen jedoch zuerst einen anderen gut gepflegten Hof und interviewen Frau Margareta Marisch.

5. „Hier war eine gute, schöne Gemeinschaft“

Schule und Sprache – Ein Bauerndorf – Krieg und Flucht – Glückliche Zeiten – Geschichte und Kirche – „Das schöne Leben haben wir nie mehr...“ – Feiertage und schwäbische Kleidung – Gesang und Musik – Kirchweihfest und Bündelball - Epilog

Margareta Marisch wurde 1922 geboren. Sie wohnt mit ihrem Mann André Marisch geboren 1921, auf ihrem Elternhof. André Marisch ist Rumäne, er kam 1946 als Schneider ins Dorf und wurde in Temeswar ausgebildet. Er bezeichnet sich als „Kolonist“ und berichtet über die Schwierigkeit, Deutsch zu lernen; er spricht nur den Dialekt „schwäbisch“. 1942–1945 nahm er am Krieg teil. Es gab zwei Schneider im Dorf. Da er Privatunternehmer war, bekommt er nur eine kleine Rente. Er hört beim Interview zeitweise zu und nimmt nur am Ende aktiv teil.

Schule und Sprache

Margareta Marisch erzählt mit großem Interesse und mit Nachdruck. Sie interessiert sich besonders für Musik und kommt darauf zurück, wenn sie sich erinnert. Mitunter überkommt sie eine starke Rührung, und das Gespräch wird fragmentarisch; daher wird es im Folgenden stellenweise nur referiert.

„Wir mussten sieben Klassen (in der Schule) machen, rumänisch, späterhin war dann acht Klassen, aber dann war nicht mehr deutsch. Das war, weil der Kommunismus gekommen ist, und in der Schule lernten wir dann Rumänisch und auch deutsche Sprache, – dann mussten wir Rumänisch lernen. Sieben Schuljahre.“ Sie spricht noch über das alte und neue Schulhaus neben der Kirche. Frau Marisch widmet sich nunmehr der Hausarbeit; ihr Mann arbeitet im

Garten. – „Ja, es war mit der Schule. Die alte Schule, wir waren noch in der alte Schule, das Gebäude neben der Kirche, vier Räume, zwei Jahrgänge in einem Raum. In erste, zweite Klassen, und dritte, vierte haben wir eine Lehrerin gehabt, es war eine alte Lehrerin; sie war nicht echt ganz deutsch, aber was sie war, weiß ich nicht. Und in der fünfte, sechste und siebte haben wir ein junge Lehrer bekommen. Es war schade mit ihm. Er hat geheißt Peter Wagner. Von dem hat man viel gelernt, dann auch schon rumänisch. Der hat ja auch viel gekümmert um die Kultursachen, und Singen, und er hat auch ein Mädchenkreis und Jugendheim beteiligt, das ganze geleitet. In der Schule haben wir dann allerlei Lieder gelernt und dann so zur Zeit, so immer Sent (Sankt) oder zum Weihnachten war dann, immer hat er in der Schule irgendwas vorgetragen, an Weihnachtsfeier oder, und dann sind verschiedene Weihnachtslieder gesungen worden, oder wann es Vorführen war, am Sentszeiten, war ein Sentskreis gemacht, war in der Schule, und dann ist so kleine Feierlichkeiten gemacht, das war immer schön, ja.

Schade, wie dann der Krieg ist kommen, hat der junge Lehrer auch müssen einrücken, dann war nur noch so älterer, und der hat ja eine Zeit das alles gehalten, aber dann, wie der Krieg ist kommen, dann war – ist ja alles verstreut worden. Dann war fünf Jahre war gar keine Schule. Ich habe doch die sieben Klassen gemacht in der Schule.“

Welche Sprachen sprachen die Kinder damals? – „Die Kinder waren alles deutsch, die Kinder waren deutsch. Es war ja hier eine deutsche Gemeinde, ein deutsches Dorf. Nur, wer war Rumänen oder Ungar oder so, das hirtet beim Vieh oder bei dem Schweine, bei der Schafe, die waren meist andere Nation. Meist Rumänen, Ungarn war auch. Aber so war alles nur deutsch. Auch die kulturelle Sachen war alles deutsch. Dann später hier wird, dann war das alles schon anders wieder.

Die Sprachen in der Schule? – „Das war in der Schule so: Die Schule hat einen gewissen Plan gehabt: Diese Stunde ist es rumänisch, oder Grammatik, oder – was die Schule hat in Programm – und rumänisch und deutsch und das hat ein jedes Kind gewissen. Einen Plan gehabt – wie sagt man – die waren beide Sprachen, aber erst Rumänisch zu lernen in der dritte und vierte, in der erste und zweite Klasse war nur Deutsch. Weil diese Kinder, was da waren, ihre Eltern waren als Hirten, Hüter von der Vieh oder waren Knecht bei jemanden beim Bauer, die waren auch nur in der deutsche Schule. Was die Ungarn mitgenommen haben, die kein Deutsch, ist in der deutsche Schule gegangen ... Und einmal in der Woche haben wir auch, einmal in der Woche hat der Pfarrer christliche, Religionstunden gemacht, das war ein in der Woche. Und haben wir dann, was Beten hat man ja schon von der Mutter gelernt, aber sonst alles von was der Pfarrer von der Präferam (Präferenz?) hat gemacht, einmal in der Woche war das. Für Landschule, deutsche Schule war das immer so. Der Pfarrer vom Dorf, was im Dorf der Pfarrer war, der hat das auch müssen mitmachen, welche Umständen. Es wird immer geredet, dass man soll wieder

immer einführen, aber es kommt nicht zustande, aber weil es so wenig Pfarrer haben. Der heutige Pfarrer hat sieben Gemeinden zu betreuen; er kommt zurecht, aber außerdem noch Religionsstunden zu halten, ist sehr schwer.“

„Ja, da waren so verschiedene Spiele, da haben wir auch so [in] der Pause, haben wir draußen im Park, dann Volkstänze gelernt, so verschiedene Art, was wir auch heute in Fernseh sieht, da waren so manche von denen auch gelernt. Das war meisten Spiele, anderes war nicht so. Mit Baden (Paten) haben wir so auch gespielt oder gesungen und so im Kreis ... so gelaufen hin und her, die Burschen haben was anderes getan, und die Mädchen waren so an der andere Seite.“

Die Dorfbewohner? – „Es war nicht alle miteinander bekannt, das waren so mehrere Familien, wo nicht miteinander bekannt waren. Aber haben sich alle gut verstanden, haben ihre Kinder alle in der Schule geschickt, und weil die Schule war, ja, da haben doch die Eltern müssen auch das mitzahlen, bezahlen, was die Auslagen war der Schule, Kultus und was da war, müssen alles zahlen.“

Verwandschaft? – „Ja, aber nicht so ganz nahe. Das war schon so, in Fleisch war in der ganze Gemeinde, ein oder zwei Fall wo, sich Nächstverwandte geheiratet haben, aber so ganz Nächstverwandte haben sie nie geheiratet. Es war immer so, das wolle man nicht.“

Ein Bauerndorf

Wirtschaft? – „Hier war nur Landwirtschaft, meisten nur Landwirtschaft. Bauern, dann waren auch noch kleine Betriebe, sagt man doch, die Flechtere, die Korbflechtere. Dann waren so selbständige Meister, wo sich selbständig gehalten hat und hat mit der Familie daraus (Weide) geflochten, gearbeitet in diese Sache, gelt, Handwerker. Und dann sind sie, auf Arad ist Marktplatz, wo man können verkaufen dann vielleicht – und so können sie auch ihre Ware verkaufen. Dann sind auch später welche gekommen von Kronstadt (Brasov) und von Bukarest, wo waren Ware gekauft und auch die Weiden, die was zu verbrauchen sind gepflanzte worden. Da unten, dort ist das Maroschtal. Dort ist das Feld, das beste Feld für die Weidenkultur, die sind ja gepflanzte worden, so dort, und da waren auch Feld, was unter der Gemeinde gehört, so und in den Täler, was etwas tieflich war, hat man dann auch so Weide gepflanzte. Mit dem haben sie auch welche beschäftigt. – Und der Großteil war ja doch die Landwirtschaft. Sind auch welche Jungen in die Stadt gefahren. Haben sich an Berufe lernt; irgendein Fach, war Rasierer, Schneider. Und die Gewerbe, die hat man meisten in der Stadt müssen erlernen. Meine Eltern, die waren Bauern. Mein Vater war auch noch Musiker dabei, der war noch ein alter Mann, war schon über sechzig Jahr, wann er noch zu der Musikkapelle gang, das war seine Freude. Das war in der Familie: Mein Vater war Musiker, mein ander Bruder war auch, wir sind doch sechs Geschwister waren wir, und ein Bruder war auch Musiker, der andere jünger Bruder, der war Violine, Geigenspiel. Nunmehr die

Mädchen, die haben keine – der Vater hat gesagt, er hat nicht das Geld für euch noch das auszugeben, das reicht nicht‘ (lacht). Ich hätte gerne wollen Violine lernen und Geige lernen, kam nicht dazu. Es waren auch schwere Zeiten... Die Eltern waren nicht von den reichen Bauern, so mittlere, immer schwerer mit den Großvater, was das meiste Feld gehabt hat. Meine Eltern haben nur zehn Joch gehabt. Und mein Vater hat gesagt, er ist noch in der Musikkapelle, die Blaskapelle. Ich war nicht fort. Wie das war, wie der Front war, das kann ich nicht vergessen. Ich wohnte alleine bei den Eltern. Die anderen waren schon alle verheiratet. Mein Bruder war auch schon eingerückt in den Krieg.“

Krieg und Flucht

„Dann ist das Pflicht gekommen, Männer sollten an der Front. (Über Pläne zur Flucht). Es handelt auch um mich, ich sollte auch weggehen. Ja, aber meine Mutter stand da, da stand sie, da habe ich einen Koffer gehabt, eingepackt, ausgepackt. Meine Mutter sagte: ‚Jetzt habe ich sechs Kinder großgezogen, jetzt wurde alle uns verlassen!‘ Da habe ich nicht könne... (weint).“ – Wann war das, als sie wegfahren sollte? – „Ja, wenn wir wegfahren für Flicht (Flucht), achtzehn Jahre war ich (1940). Wenn die Russen kommen sind, dann bei uns war einmal die Ungarn, und dann die Russen sind gekommen, wir haben doch alles zurückgeschlagen wieder. Und vorher waren Deutsche waren hier doch, die haben ständig gesagt, die Leute sollen Flicht (Flucht) gehen. Die Front kommt. Die Leute sollen flichten. Und dann sind die Leute, die was dann haben, ein Wagen und Pferde gehabt, die haben alles, was nötigste war, auf den Wagen darauf, sie haben gesagt, dass sie nicht wusst, wohin, weil überall hat man gehört, dass geschossen, dann sind gegen Ungarn, gegen Österreich und Ungarn. Und wie meine Mutter das gesagt hat (oben), das habe ich nimmer können weiter... ist mich so gefasst, und so bin ich heute noch da (weint).

Meine älteste Schwester, die ist in Amerika, 1923, als ich ein Jahr alt war, nach Amerika. In diesen Jahren, 1923, sind viele von hier, um Arbeit zu suchen, weil es war doch hier sehr schlecht, das war nicht gut, man hat kein Fortkommen gehabt. Und so hat meine Schwester, sie war die älteste, was bleibt dennoch übrig für sechs, sie geht auch auf Amerika, Geld verdienen, irgendeine Zukunft, um sich eine Zukunft zu schaffen. Meine Schwester konnte damals nicht mehr wieder zurückkommen, man konnte nicht mehr. Bis dann, in den Siebziger, ist meine Schwester zu erste Mal (auf Besuch) gekommen. Ich hab sie [bis dahin] nie gesehen; ich war ein Jahr, habe sie nicht gekannt. Vielleicht könnte sie sich doch erinnern auf mich, aber ich war ein Jahr alt. Und wie gekommen ist, haben wir eine schöne Begrüßung gemacht, nach 73 Jahre (gerührt). In '23 ist sie fort, und in Siebziger war sie das erste Mal da. Und in diesen Jahren alle noch waren verheiratet, und die Kinder waren alle, die Geschwister waren alle noch da, nur eine Schwester war gestorben. Aber die Kindskinder waren alle da, wir machten

da alle da im Elternhaus zu ein Wiedersehen, das war ein schönes Wiedersehen!“

Die Schwester lebte in Buffalo. *„Meine Schwester, die andere Schwester, ein ist gestorben mit 33 Jahr mit den Lungen... war keine Hilfe für sie. Hat zwei Kinder nachlassen.“* (Sie berichtet detailliert von der Lungenkrankheit und den Heilungsmöglichkeiten.) Zwei ihrer Schwestern waren in Dorf verheiratet. Die andere ist an Krebs gestorben. – *„Und ihr Mann, der war jetzt vor drei Wochen da, ist mit der Kinder nach Deutschland und wohnt dort, und er kommt ja jedes Jahr, er ist schon 88. 88 Jahr ist er alt, und er hat gesagt beim Abschied: ‚Wenn wir gesundheitlich so geht, wie es mir heute noch geht, da komm nächstes Jahr wieder.‘ Er ist auch hier geboren. Er ist auch so ausgezogen, er war ja von deutschen Heer und dann ist herausgekommen, hat nochmal das Lücke [d.h. Glück] gehabt, herauszukommen, das nicht passiert ist, und war ja mit der Familie da. Die Söhne, hat alle zwei Söhne, sind verheiratet, meine Schwester ist gestorben, ist hier begraben im Friedhof, gleich der Mann kommt, und Licht (Kerzen an den Gräbern), meine Eltern auch (gerührt). Jetzt sieht es ihn... – Viele haben mir schon gefragt: ‚Was wird denn der alte Schwabe noch immer da?‘ Manche wagen nicht. Er ist doch ganz gebeugt, ja, das ist ja wahr, ist auch schon zweimal operiert, vergangenes Jahr. Zwei Wochen war er da (hier), 17 Tage, er wollte länger bleiben, aber der Mann, was ihn gebracht hat, der Auto, der Chauffeur, er hatte so sein Plan, er musste am diesen Zeit wegfahren.“* – Er lebt bei Pforzheim, der andere Sohn wohnt in Frankenthal. – *„Aber nicht in Pforzheim, er war in Pforzheim gewohnt lange Jahre. Er hat einen Sohn in einem Dorf, er hat ein Haus gebaut, und da wohnt er mit dem Sohn. Die haben sich ein teures Haus gebaut, großes Familienhaus; dort wohnt die ganze Familie jetzt. Der Sohn hat zwei Töchter und einen Jungen, und die Töchter wohnen alle mit und der alte Vater auch.“* – *Leben viele Leute aus diesem Dorf in Deutschland? – „Ja, viele, alle! Fast alle weg! Sind nur einige Alte so wie ich (sie nennt Frau Mayer), sind wenige mehr im Dorf. Und die, was sind, sind auch etwas gemischt, weil nach dem Weltkrieg, nach dem '44er sind doch von unser deutsche Jugend wenig zurückgekommen. Die sind doch meisten geblieben dort im Stalingrad...“* – *Verschleppt? – „Verschleppt worden auch, aber die Jungen war alle bei dem deutschen Heer und hat dort gekracht. Meistens die Junge, 16, 17 Jahr, die haben doch noch wenig Erfahrung gehabt von einem Krieg... (im Unterschied zu den Älteren), und die sind meisten nur zur Lein (Linie) gefallen. Ich habe auch, die Söhne von meinem Onkel, er hatte drei Söhne, die sind alle drei dort geblieben auch.“*

Glückliche Zeiten

„Die Deutsche machten viele Propaganda ... dass sie alle sollen kommen, nicht? Es war ja gut in deutsche Heer und alles, aber der Krieg da war ja zu hart. ... Können sie sich da von dem ganzen herausnehmen, wie das war hier. Hier war

eine gute, schöne Gemeinschaft. Alles hat gearbeitet, auch unterhalten. Da war keine Fasching in der Faschingszeit, wissen Sie? Da gab's Bäder, Unterhaltung. Da gab's verschiedene Vorstellungen, Spiele gespielt, auch ich war immer in dem drinnen, so wenn ein Theaterstück ist gespielt worden, da war ich auch dabei. Es ist auch unter der Familie, waren alle musikalisch, hat alle singen können, die ganze Geschwister. Mein Bruder, der hatte Violin gespielt und Geige gespielt, und meine andere Schwester, die was älter ist, was gestorben ist, die hat zweite Stimme gesungen, und ich habe erste Stimme gesungen. War oftmals abends da in der Ecke dann, mein Bruder meistens, und wir waren – hat gesungen – und da oben an der Ecke, der war der reichste Bauer im Dorf gewohnt. Und mir haben so gesungen. Er sagte mal einmal an meinem Vater: ‚Herr Nachbar, Sie wissen ja gar nicht, was Sie haben. Sie haben einen Reichtum mit ihre Kinder. Wenn ich das auch hätte, möchte ich mich sehr freuen.‘ Ich habe so schön gesungen, und da war ein Lied dabei, was dem Alten sehr gefallen, es war sein Lieblingslied: ‚Was fragen Sie nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin, schenkt Gott mir nur gesunden Blut, wie froh ich sind.‘“ – Der Mann hatte keine eigenen Kinder. Die Leute sind ausgezogen und haben das Haus an jemanden aus Arad verkauft. Ein altes Haus, war noch von der Ansiedlung, vom Vater zum Vater. Und auch ein anderes Haus von der Ansiedlung her...

Geschichte und Kirche

Die Eltern hatten um 1911 begonnen das Haus der Informantin zu bauen. Die Informantin weiß nicht, ob es noch Häuser aus der Ansiedlungszeit gibt. Sie weiß, dass es einen Plan für die Bebauung des ganzen Banats gegeben hat, auch für die Dörfer. Des Weiteren weiß sie, wie die Straßen verlaufen, „so gerade und dann so gerade, dann kann man sie nicht fehlgehen (lacht). Das ist den Plan auch, und Maria Theresia ihren Plan. Und auch der Baustil, man musste nicht gerade das Haus, nicht im Winkel. Das konnte jedes nach seinem Geschmack machen. Aber von der Ansiedlung war nur meist kleine gerade stehende Häuschen, Häusen kann man sagen, nicht strohbedeckt. Auch kann ich mich erinnern auch, wie das Haus bei dem Großmutter, zwei, drei Zimmer waren, aber so alt, mit Stroh bedeckt, das kann mich noch erinnern, da war ich vielleicht sieben, acht Jahre alt, erinner mich noch so gut auf da. Und das war dann, meinem Vater der Bruder (hat) bekommen, das halbe Teil bekommen, und der halbe hat mein Vater, halbe bekommen. So war das. Und dann hat mein Vater noch zwei Brüder gehabt. Der eine hat dann ein Grundstück bekommen. Und der andere war in Ungarn Rasierer lernen, ein Händrasierer. Ist schon voll! (lacht)“ (sie meint die Tonaufnahme).

Haben die alten Leute etwas von der Siedlungsgeschichte, von der Auswanderung hierher an Erinnerungen überliefert? – „Ich glaub nicht, dass man noch hier etwas finden kann von der Siedlung, dann ist schon alles, da war

da schon der Kommunismus, der hat doch verfolgt alles und überall, was möglich war ... Es kann ja sein, dass welche, aber ich glaub nicht. Die, was noch da sind, kann niemand doch etwas von der Ansiedlung.“ – Haben Sie keine alten Geschichten gehört? – „Es gibt schon welche, die haben, die was ausgewandert sind nach Deutschland. Die haben dort irgendeinen Ahnentafel geformt, so irgendwas, ein Buch angelegt, wo dann alles geschrieben ist, alles. Aber hier bei uns, so etwas nicht. Das ist doch schon lange Jahre, zweihundert Jahre.“ – Gibt es Monumente aus alter Zeit? – „Nein, ist auch schon vernichtet. – Dann unten, wo man gegen die Marosch geht, dort war ein Türkenbrunnen von der türkische Zeit, wo die Türken hier gehaust haben, aber ich kann das nicht so sagen, wie es war, ist etwas Geschichtliches. Und des war noch eine Ruine, wo man kann sagen, das noch etwas war von der Türkenzeit. Weil die Türken haben hier gehaust... man hat immer gesagt ‚Türkische Brunnen‘ (lacht). Aber andere Ruinen was war da nicht. Da ist ja mehr flach, ich kann nicht erinnern.“

„Das schöne Leben haben wir nie mehr...“

Hatte die Kirche hier eine große Bedeutung? – „Ja.“ – Erzählen Sie bitte über die Kirche. – „Schon. Ja, die Kirchen, haben wir da Kirchenchor gehabt. Jedes Jahr einen Ball gemacht, wie kann ich Ihnen sagen? Da war weltliche Lieder und wie was in der Kirche gesungen waren, die haben auch mitgemacht, in den weltlichen Sachen. Dann war meistens in der Winterszeit, Faschingszeit, haben der Gesangverein, war gemischte Gesangverein. Da war ja ein großer Verein gehabt mit über sechzig Personen. Da waren Mannsleute, Männer, und die Männer, die haben dann Männerchor gehabt, die sind dann oftmals ausgefahren, da war, dort eine Fest haben gefeiert oder eine Fahnenweihe. Da vorne war der Gesangverein und gab's dann dort Kundgebungen, in der Umgebung, dann, und dann ist dort eine Fahnenweih, und sind eingeladen die und die Gesangvereine. Dann hat man sich vorbereitet. Wir haben hier zwei Lehrer gehabt, deutsche, die waren Musiker, die waren sehr gute Musiker. Der eine, der hat Noten geschrieben, unmengliche, sehr viele. Das wollte ich noch erwähnen. Dort in der alte Schule, da war ein Raum, ein Klassenraum, die Bibliothek, war voll Noten waren und Gesänge. Die Männer, die haben dann viel Musikerchor gehabt, haben sich vorbereiten mit welche Lieder, wann so etwas war für eine Fahnenweih oder ein Jubiläum, ein fünfundzwanziger Jubiläum... gefeiert, und dann sind unsere Männer mit der Musik. Die Frauen wollen nicht mit bei solche Sachen, die Frauen wollen meist nur im Kirchenchor. Aber wann dann im Dorf war eine Veranstaltung, waren dann, war man da miteinander, dann Lieder gesungen, [ge]mischte Chor. Wenn außerhalb (des Dorfes), dann waren die Männer nur alleine.“ – Die Informantin hat auch in der Kirche gesungen, mit Begleitung, Violine, Flöte, Violoncello. – „Auch also Zeiten, Weihnachten, Ostern, wann so große Festtage waren, dann waren immer schön, und da waren alles in der Kirche, da war die Kirche zu

klein. Da war alles nicht so wie heute, sind noch einige nunmehr hier. Das ist ein traurige Sach, können Ihnen sagen, wenn man denkt: Wir haben so schöne Lieder gehabt, und haben so, mit Freude und alles so gemacht, und die Leute wo über alles, die waren froh, und wenn sie in der Kirche kommen und schönen Chor gesungen worden... (gerührt), nach Hause gehen..., das war ein Freude dann. Dann war für die Jugend, Sonntags Unterhalt, Tanz, dann war das Kulturhaus da oben. Dort haben die Jugend sich unterhalten Sonntagnachmittag, dann Sonntagabends, und dann wurde gesungen unter den Jugend, verschiedene Volkslieder, was (man) alles an Fernseh (heute) sehen, es war schön. Und da waren dann, war unser alter Pfarrer, der hat mich getauft... Der hat Nikolaus geheißten, das Pfarrhaus, das war dort, wo die Ruine steht. Auf Nikolaus, ist dann die Jugend, ein Mädchenkreis, die haben dann an Herr Pfarrer ein Ständchen gemacht, mit verschiedene Lieder. Dann gab's noch her Clou [d.h. Höhepunkt], so Süßigkeiten zum Trinken, und das war dann immer. So froh war alles und [ge]mütlich, soll man sagen (gerührt). Heute ist das nichts mehr! Es war die Alten, die älteren Leute, was sind ausgewandert in Deutschland, da sind viele, was sagen: „Das schöne Leben, was wir da hatten, haben wir nie mehr und finden wir auch nie mehr, die Gemeinschaft, alles!“

Feiertage und schwäbische Kleidung

Kirchliche Feiertage? – „Ja, die Feiertage, die waren alle gehalten, nicht so, wie heute nun mal wenige halten. Früher war: Weihnachten, dann waren drei Tage Weihnachten. Dann war Neujahr, auf Neujahr, da war auch immer etwas los, dann singen mir Singer -... auch noch jetzt, noch vor zwei Jahr bei mir noch singen, die Frau Zuck. Auch unser Herr Pfarrer. Wenn Neujahr ist gekommen, in der Frühjahr, wird Willkommen [Willkommen] gesungen. Willkommen ist für die Wetter halten, haben wir gewartet draußen an der Tür und haben ihm Neujahr Glück gesungen...(lacht). So war so in der Kirche. Auf Neujahr ist dann auch allerlei Lieder, was [in] der Jahreszeit gewohnt waren, nicht? Und dann, an der Nacht auf Silvester, ging dann im Dorf die Blaskapelle, in ein jedes Haus, der was erwünscht hat, und hat immer Neujahr geblasen, geblasen und gesungen. Und Jugendliche, die haben wieder unterhalten im Kulturheim, Kulturhaus. Und so waren dann waren die Drei Könige. Die ganze Feiertage, was schon die katholische Kirche (feierte). Und dann war ... am zweiten Juli hatten wir den Radnatag, unser Dorf. Schön Tag war den zweiten Juli, das war Maria Heimsuchung, früher her, der Radnatag. Da ist da alles nach Radna, was möglich, gefahren. Die Bauern haben die Wege gestrichen, mit Pfad frisch, denn Pferde, das alles neu gemacht, und geputzt und gewäscht paar Tage vorher. Dann ist die Prozession nach Radna gegangen. Das war, sind man in der Nacht um zwölf Uhr weggegangen mit der Musik und Gesang und Gebet. Ein Teil hat die Musik geblasen von einem Stück mit, dann haben die Singer gesungen. Und dann hat die Beten angefangen zu beten, der Rosenkranz oder was jeder konnte. Und so haben wir den ganzen Weg gemacht bis nach Radna zu Fuß.“ – Müde? –

„Ich war da noch jung! Jetzt konnte ich das nicht mehr können gehen (die Füße). Und dann in Radna war dann die schöne Messe. Dann haben wir auch mit Musik gesungen, der ganze Kirchenchor mit der Musik begleitet ... und dann, wie die Kirche aus war, dann sind wir zu der Maria (die Votivkapelle) gegangen, dort schöne Marielieder gesungen und gebetet. Und wie alles vorbei war, sind die Leute wieder, alles hat sich gesammelt und ging aus.“

Die Kleidung? – *„Das war eine schwäbische Tracht daher. Das war nicht in diese Kleidung. Da waren die breide Röcke, breite Röcke und ... das war so, fast ein jedes Dorf hatte irgendeine andere Kleidung gehabt. Das schwäbische war! das schwäbische Kleidung.“*

Wie lange? – *„Die hat man verwendet, sind noch welche heute noch, einige, wo noch die Tracht haben. Wurde noch immer tragen. Ich weiß im Dorf noch zwei, drei alte Leute, wo die Tracht noch immer nicht abgelegt haben. Aber das hat man noch, mit der Zeit hat man das abgelegt. Es ist nicht mehr Mode, schon das nimmt so vielen Anspruch, die solche Kleider ist der ganze Welt, und warum soll man dann geeignet sein, dass man etwas anderes ist, sagt man so (lacht). Und so hat man die Kleidung abgelegt. Ich hab' auch noch die breite Röcke getragen, auch noch breite Röcke, bis ich dann ... in der fünfziger Jahre hat ich mich umgekleidet.“* – Schwer, sich zu umzukleiden? – *„War schwer, na ja, nicht schwer, es ist schon, wann man an das gewöhnt ist, aber man muss noch zugeben, dass es hier in solche Tracht, solche Kleidung leichter ist, und man ist auch wie alle Menschen auf in der Welt. So war es hier, die Sachen.“* – Ihre Mutter? – *„Nein, meine Mutter nicht. Das war nur hierher zu noch der Kriegszeit ist das mit dem... Einige worden schon vorher, was so sind, weiter in die Schule gegangen, weil hier im Dorf waren nur sieben Jahre, Schuljahre nur, und die was wollten weiter, die mussten entweder auf Temeswar oder auf Arad weiter studieren. Die haben dann ihre Kinder umgekleidet, das nicht so gehen.“* – Eigene Farben? – *„Nein, das war verschiedene, es war nach Geschmacken.“*

Gesang und Musik

„Und mit dem Gesangverein, kommen wir noch zurück an die Gesangverein. Das war etwas Wunderschönes, kann ich sagen. Ich war, in der Schule haben sie mich herausgenommen, also – vierzehn Jahre war ich in der Schule (als ihre Schulzeit beendet war, wurde sie vierzehn Jahre alt). – Der Lehrer, der tüchtiger Musiker war, er hat dann Schullehrer, was unser Klassenlehrer war, gefragt, diese und diese Mädchen, die möchte er haben für zum Kirchenchor. Weil wurde der Kirchenchor von dem Lehrer und von Herr Mayer, waren auch schon mehrere Alte dabei, und da wollten die, dass Junge nachkommen. Und das war, in der Winterszeit machte das Chor, der Gesangverein eine Vorstellung, ein Theaterstück, und dann war inzwischen auch Lieder, und allerlei Lieder. Für gemischte, mit Frauen und Männer, so verschiedenes, und dann mussten wir helfen, und mit dass der Chor stärken (lacht). Und so sind wir weiterhin, dann

haben wir auch die Kirchenlieder gelernt. Wir hatten dann in der Woche zweimal Gesangsprobe haben. Dann war schon festgestellt: Die und dieser Tag ist Prob, wann man nicht verständigt war, hat der Lehrer jemand geschickt, an diesen und diesen Tag war irgendetwas zu lernen war, ist dann Prob. Der Lehrer hat der Fußharmonik gehabt... (zum Forscher:) Sie sind müde, ja! Schläfrig! (lacht).

Und dann sind immer neue Lieder gelernt worden, wann etwas irgendein Festlichkeit war. Bei Kirchen ein Fest war oder wann der Gesangverein etwas organisiert, für etwas machen für einen Ball oder für ein Theater, öfters, oftmals gab es auch Theaterstücke und...“ – Eine Frage nach dem Lied, das die Informanten in der Kirche gesungen haben. – „Maria zu lieben, das ist ein Kirchenlied, das singt man viel hier, und auch wenn man im Prozession zu Radna geht, dann singt man auch für Maria in die Kirche Maria Radna... Und sind ja viele Lieder, da sind allerlei, nach dem, wie die Kirche ihre Feiertage hat, so sind auch die Lieder dann dazugekommen. Wenn Maria Lied singt, am Maria-Feiertage sind dann Marielieder gesungen worden, denn wenn anders Feiertage war, sind andere Lieder gesungen worden. Muss immer etwas sein, da war immer etwas vorzubereiten und, na, und es gab nach Gesellschaft. Bis(t) komm(t) der Dirigeure (Dirigent), bis dann Lehrer war, dann ist es gesungen worden und geplaudert worden und waren immer Unterhaltungen. Aber wenn der Herr ist kommen, wir haben eine ander gehabt, der war sehr streng und tüchtig in der Schule, ein Musiker, wann der Meister kommen, denn war stille. Da darfst nicht. Und da hat man auch nicht dorfen reden (flüstern), Ruhe und Ruhe, eine Maus hat man hören können, wie gelaufen ist in Raum (lacht). So war so still, also war Disziplin, er hatte Disziplin gehalten, und Disziplin macht auch etwas!“

Kirchweihfest und Bündelball

Feste im Herbst? – „Im Herbst, ja, das ist Kirchweihfest. Der Kirchweihfest – es ist, wie sagt man das, Kirchweihfest... Eine jede Kirche hat doch eine Schutzpatron, und die hat, der ihr Geburtstag ist, dann und dann. Wir haben die Schutzpatrone Johanna, für unsere Kirche. Und die Johanna ist, der ihre Namenstag ist im Mai, am 24. Mai. [Johanna Chusa] Und das war des in den Ahnenhaus, wo das immer das Kirweihfest. Dann späterhin war es mal einige schlechte Jahre, war Armut, hat nichts gewachsen, und wie es schon geht der Landwirtschaft nicht wahr, wenn etwas komm, schlägt alles sammen, wie es so ist in der Natur. Und dann sagten die Alten: ‚Wir wollen den Kirchweihfest verschieben, wir verschieben das Kirweihfest im Oktober. Im Oktober ist es reichste Monat, da wird alles geerntet. Dann hat der Bauer zum Essen und hat zum Trinken, die Weintrauben sind schon reif, kann man Branntwein schmecken.‘ Und dann ist verfest, von Mai auf Oktober. Und jetzt war schon immer nur im Oktober das Kirchweihfest. So war das. Und der Kirchweihfest,

denn ist Erntedankfest sagt man, kann man sagen. So was Ähnliches. Dann gibt's die Jugend hat dann veranstaltet, Kirchweihpaaren und Kirchweih, die Jungen hat die Kirweih gemacht. Und mit der Kirche sind sie dann kommen mit dem Strauß, die Jugend paarweise so gekommen. Und dann sind wieder schöne Lieder gesungen worden. Und nach, das war vormittags, waren meist von zehn bis elf, halb zwölf. Denn noch wieder Gottesdienst. Und dann nachmittag gab's dann im Park Unterhaltung, dann hat die Jugend gefeiert. Und die Leute sind denn alle bei gekommen, die alte Großmuttern und alle sind gekommen mit der Stühle und haben sich dort zum Kirwei versammelt und geschaut, wie die junge Leute sich unterhalten. Das war immer Unterhaltung, und war auch mehr Freude, mehr Mut in der Menschen wie heute! Heute hat man nixt mit den Fernseh. Und der Mensch ist so, ich weiß nicht, müde, glaube ich, weiß nicht, wie ich sagen soll, nicht wie früher, nimmermehr lustig. " – Wie war man angezogen auf der Kirchweih? –, „Im Kirchwei waren so alle schwäbisch, in der Tracht. Schwäbischen Tracht war alles. Da waren die viele Röcke, so breite, große Röcke. Und die Burschen, die haben dann weiße Hemde und hat meist dunkle Hosen, und dann eine Weste und mit dem Rosmereinstrauß. So war das. Jetzt, die letzten Jahre auch schon, wie sie umgekleidet waren, die Jugend auch, gab's doch Kirweih, wo man dann, die Alten haben alles zugeholfen haben, und haben doch die Paare angezogen in Tracht, in schwäbische Tracht. " – Wann? – „Aber des war nicht mehr viele, war schon immer alles zu schwer, Beschwer. Aber ich habe so viel mit mehrere Menschen gesprochen können, meisten auch Männer, die was das mitgelebt haben in der Zeit: ‚Wie war das damals, wir haben wir uns schön unterhalten, und wie war das alles lustig!‘“

„Und denn war im Winterszeit, im Winterzeit gibt's dann das Bingelball. Das haben die Verheirateten gemacht, die jungverheirateten Leute. Da gab schon, heute hat eine Gruppe das veranstaltet, so in eine Gesang-, eine Gruppe, dann war man eingeladen: ‚Dort und dort ist Bingelball.‘ Dann wusste ein jeder von der Hause mit Bingel (Bündel) kommen, wie sagt man dann: ‚Ein Tuch dat war die Mahlzeit darin, das Essen und Stritten‘. Und das hat der Mann dann auf den Rücken genommen, und dann sie geschritten auf Bingelball. Das war früher sehr sehr streng, wie es das nicht so gehalten hat, dann wurde bestraft! Der musste dann mit paar Liter Wein zahlen, weil das war so sittlich von früher, dass dann jeder muss sein Bingel haben, dann letztere Zeiten ging ein jeder mit den Achtertasche, das war nicht das richtige. Bingel, das nennt man ein Tuch oder, wie soll ich Ihnen erklären, ein Tischtuch, nicht ganz groß. Das wurde dann, Essen herein, also gibt Wurst, wenn die Schweine geschlachtet wird, dann gab's denn Bratwurst und Brot und was man schon alles (hatte). Die Frau backte dann Kuchen etwas und was man sie schon alles mitnehmen will, was man eigentlich Appetit hat. Und den Wein, jedes Haus hatte doch den Wein, und Schnaps auch (eifrig, lacht). Das heißt Bingelball – und dann, dort war ein Akkordeon und ein Saxophon, zwei, drei Musikanten. Das war nett, so zwanzig Paare, Jungen, folger jungen Leute, auch ältere haben sich aufgemacht mit noch

die Junge, und dann ist unterhalten worden. Am 12 Uhr gab's dann Mahlzeit, ist gegessen worden. Und dann hat, eine zum andere gekostet, gibt Tisch mit den anderen, denn Wein und... Das war etwas Artiges! Aber ist jetzt nicht mehr, ist ja keine Jugend mehr da. Und es sind keine, noch paar alte Leute wie ich. Junge Leute sind ja keine da, sind ja alle ausgezogen.“

Epilog

Herr Marisch ist hereingekommen. Er spricht einen fragmentarischen Schöndorfer Dialekt. Er sagt, dass seine Frau erzählt hat, wie man früher gelebt hat, aber er will sagen, wie man heute lebt. Frau Marisch übersetzt, erklärt und ergänzt. Unter sich sprechen sie rumänisch.

„Der Boden ist das Beste, aber die Führung schlecht, arme Führung, von oben, nicht von der Minderheit.“ – Herr Marisch ist von *„den unten“* 1946 gekommen, als Kolonist. In den Jahren 1942–45 war er im Krieg. Seine Eltern waren arme Leute; sie lebten im Gebirge (Zaran, Transsylvanien). Der Vater war *„Guckurusbrecher“*, ist in das Banat gekommen. Herr Marisch hat in Temeswar 1935–38 drei Jahre den Beruf des Schneiders erlernt. Er ist kritisch gegenüber dem, was die Kommunisten gemacht haben, jetzt ist das Land arm. Die Gesetze sind schwach, Diebstahl wird nicht genug bestraft. Von der Landwirtschaft kommt nichts, der Bauer hat kein Geld, um Maschinen zu kaufen. Von der Frucht bekommt man nichts, es lohnt sich nicht. Auch die Kolchose ist kaputt, alles vernichtet. Er äußert sich kritisch gegenüber Politikern und Behörden.

Herr Marisch musste Deutsch lernen, *„Schwäbisch“*; seine Schwiegermutter verstand kein Rumänisch, nur wenig, weil sie Knechte gehabt haben. Herr Marisch musste also lernen, weil die Kunden die deutschen Dorfleute waren. Er erzählt von seiner Arbeit im Dorf, 57 Jahre. Er war *„partikular“* (privat), nicht in der kommunistischen Kooperative; deswegen bezieht er eine geringe Rente. Im Dorf gab es nur zwei Schneider. Die Mitglieder der Kooperative mussten sonntags ins Dorf gehen und zu ihrem Lebensunterhalt Eier, Kartoffeln, Hühner erbitten, und das wollte Herr Marisch nicht. Er hatte drei Jahre lang das Schneiderhandwerk gelernt und wollte nicht betteln. Im Dorf waren 35 Professionisten, 50 Prozent waren Korbflechter, ausserdem noch Schneider, Schmied, Schuster, allerlei Gewerbe.

Heute, so Herr Marisch, sind die Menschen schlecht. Früher war alles schöner. Der Kommunismus hat Kolonisten gebracht. Die Leute wollen nicht arbeiten, nur alles haben. Die Informanten fragen noch, wie es während des Krieges in Finnland war und wie es heute ist. Der Forscher erzählt vom Krieg. Diskussion über Rumänien und Russland. Frau Marisch: *„Seien Sie froh, dass sie nicht unter den Kommunismus geführt! Soll niemand den Kommunismus mehr wünschen!“* Stereotype über die Russen und den Krieg.

Noch Fragen zur Auswanderung und zu den nach dem Kriege in Deutschland gebliebenen Männern. Der Verkauf der Deutschen für 8000 DM, der Vertrag zwischen der deutschen Regierung und Ceaucescu. Nach dem Kommunismus, als Iliescu an die Regierung kam, war alles frei. Die Leute fuhren weg, weil propagiert wurde: In Deutschland ist alles besser. Die gute Lage in Deutschland, der gute Lohn. Mit dem Arbeitslohn kann man gut leben und überall Urlaub machen, lebt in Freiheit. Frau Marisch: *„Das deutsche Volk hier hat das so gesehen, die haben hier keine Zukunft mehr, und dann eben sind ja viele weggefahren. Die haben es so gesehen: Hier geht das nicht mehr, der Kommunismus hat alles zugrundgerichtet(et).“* Des Weiteren kritisieren die Informanten den Handel, die Preise, den Diebstahl, auch nennen sie Stereotype über die Juden.

Ältere Leute haben schon Heimweh, *„bitteres Heimweh, ja, ja, viele, aber sein auch welche, die was kennen, so geheim-heimlichen (d.h. jeder erträgt es still für sich). Aber schon viele haben gesagt: ‚Das Heimweh. Dass niemand Heimweh nicht hat, das ist nicht wahr; ein jeder hat Heimweh!‘ Sie kommen in Sommerszeit. Der, was noch jemand hat, kommt.“* – Die deutsche Kultur hier? – *„Ist ausgestorben, fast ganz ausgestorben, kein Jugend sind, das es weiterführen, die alte Leute können die Kultur nicht mehr heben... Ist schon traurig, ja.“*

„Trinke ein Glas Wein?“ – Ja, gerne, danke! – *„Das ist von eigene, hausgemacht!“*

(Tonaufnahme Schöndorf 24.8.1998. Signum 1998:5–6; Tonaufnahme Gesang in der Kirche in Schöndorf 23.8.1998. Signum 1998:4 Bo Lönnqvist.)

6. „Die Schöndorfer waren ein fleißiges Volk...“

Lebensgeschichte eines Schöndorfer Mannes – Eine Familienwirtschaft – Die Nationalitäten, die Siedlungsgeschichte – Verschleppt in Lager in der Ukraine – Wieder zurück in das veränderte Schöndorf – „Grüss Gott – Wir sind zufrieden mit den Rumänen – Besondere Züge: Kultur, Volk, Sprache

In einem Hof in typisch deutschem Stil, mit dem Giebel zur Hauptstraße, im Zentrum von Schöndorf, besuchen wir Michael und Anna Mayer, die wir bei der bei der Führung durch die Kirche und beim Singen getroffen hatten. Michael Mayer, geboren 1919, ist Kirchenältester, Anna Mayer wurde 1922 geboren, beide im Dorf. Sie erzählen gern über das Dorf, seine Geschichte und die Lebensschicksale. Meist ist es Herr Mayer, der erzählt und das Gespräch leitet; er betrachtet sich als Hauptinformant, Frau Mayer erledigt Hausarbeit und kommentiert ab und zu. Sie sprechen laut und deutlich, mit ausgeprägten Zügen des Dialekts, wie die Delabialisierung ü > i, fünf > finf, eu > ai, Leute > Laite, ö

> e, können > kennen usw. Als ich im Jahr 2000 mit einer Gruppe von Studierenden der Universität Jyväskylä das Dorf besuchte, wurden wir im gastfreundlichen Haus der Mayers herzlich empfangen.

Herrn Mayers Erzählmuster hat den Charakter eines umständlichen Vortrags. Er ist logisch, genau in allen Details, und die Antwort auf jede Frage ist wie eine eigene kleine Erzählung. Er ist sich seiner selbst sehr bewusst, will nicht unterbrochen werden, spricht emphatisch, eine Persönlichkeit. Auch stilistische Eigenheiten wie Dialog, Zitat und Dramatisierung machen die Erzählung lebendig. Das erste Thema betrifft die Kindheit und die Zeit des Heranwachsens.

Lebensgeschichte eines Schöndorfer Mannes

Zu seiner Lebensgeschichte erzählt Michael Mayer: Seine Mutter starb unmittelbar nach seiner Geburt im Jahr 1919. *„Und die Mutter war zu Weihnachten schon begraben. Dann bekam ich eine zweite Mutter, eine Stief-, Ziehmutter, weil die Großmutter war krank, die konnte mich nicht selbst bedienen. Und no war der Vater gezwungen, nach vier Monate wieder zu heiraten, damit jemand ist, wo mich bedient und so weiter, na, und dann hat (er) die zweite Mutter geheiratet ...“*. Er hatte noch einen Bruder, der 1922 geboren wurde. *„Ich habe sieben Jahre Volksschule in der Dorf gemacht, sieben Jahre habe ich dann absolviert in die Volksschule, sind Klassenschule, nicht wahr, habe ich absolviert, nicht so weiß ich, wie hoch so, mit zeimlich ganze und etwas. Da war die Frau weiter vorne, die hat sich mehr ums Buch gekümmert. Also meistens die Mädels haben mehr Interesse am Lernen gehabt. Ich habe alles gleich gekannt, wenn der Herr Lehrer des vorgetragen hat, das habe ich auswendig können sagen nachher, aber halt das Buch, des war halt schwer. Am 14. Jahre, dann hat man so tanzen gegangen ins Kulturheim. Dann war die Jugendorganisation, römisch-katholische Jugendbund. Da war at 'a Lehrer, Wagner Peter, ein junge Lehrer gekommen damals in dieser Zeit, und er hat sich sehr viel um des gekümmert, um die Jugend, und hat auch so die Jugend so in Ordnung gebracht, war wenig, was geraucht oder getrunken... Da waren nur einige, zwei, drei, die was in Arad gearbeitet hat auf den Gewerbe, weil das war friher des nicht so wie heite, alles Gewerbe oder Fabrik gearbeitet. Damals war wir im Dorf mit der Feldarbeit beschäftigt.“* – Alle Bauern? – *„Feld haben sie nicht, alle, aber alles hat sich durch die Bauerei gehalten. Da waren so zum Beispiel, ich will sagen, mein Vater, – also ich will sagen – vom Großvater. Der Großvater hatte, wie man früher gesagt, einen ganzen Grund. Ein halbe Grund hat 18 Joch Feld, das war so beiläufig zehn Hektar Feld oder so was, neun Hektar oder Acker wie, und no hot er für die Kinder. Mein Vater waren acht Geschwister, drei Buben, fünf Mädels. Na, und der Großvater hat das dann verteilt. Den drei Buben hat er gegeben, und ein Mädels hat bekommen, und die anderen haben alle Geld bekommen, wie sie geheiratet. Na, und so mein Vater bekam das Elternhaus, des ist des Haus unser Frau da.*

Na, wie so weit war, jetzt, wie ich sagt, habe mit dem Jugendbund, wo mir dann eingetragen war. Mir waren die Jüngste, da waren die 1913 geborene, des waren die älteste in dem Jugendverein, nicht? Na, und dann wir waren die Jüngste den '19 geboren. Wir durften schon vor 14 Jahre eintreten in Jugendverein. Da wenig Jugend war von vorher, weil die Jugend, was vorher war, des waren lauder vor dem Krieg bis und unter am Krieg da, da war wenig Familien versammelt, gelt, und war wenig. Und dann durften wir zur Ende gehen und wir hatten, wie ich sagte, Wagner war unser Jugendleiter, und wir hatten jeden Abend, also dreimal in der Woche, hatten wir Heimabend, wo wir uns getroffen haben, wo der Lehrer vorgelesen hat. Ein Abend war für Vorlesung, der eine Abend war für Singen und dann der dritte Abend waren wir, dann sind auch die Mädels gekommen mit samgesungen des ganzenes. Alles für die Kultur, ich meine, es war Hochstandard, kann man nicht sagen.

Na, und das ich noch sach, des hat sich noch zugetragen, dann hat sich angefangen, so reiden (reiten?) – das seien die, damals hat schon der Nationalsozialismus in Deutschland an Höhe errungen. Und dann kam so weit, dass da unter uns Jugend auch schon war, die was die auf seitige [absichtlich] zugehaben [die auf Seiten des Nationalsozialismus standen], und war einer, der hieß Weber Johann, der war in Wien, und der hat das dann beigebracht und hat dann gelesen und Vorlesungen und mit dem unter sich einige gehabt und zogen Geld. Und no ist zum Schluss ist der Jugendverein dann aufgelöst war, bis nur um so weit war, no unter am Krieg war noch schon nemmer (nimmer), also vor am Krieg war schon nemmer nur die deutsche Mannschaft, die deutsche, deutsche Jugendbund do in Rumänien.“

„Es war noch von 14 Jahre bis zu 18 Jahre waren wir also bei beide, do waren die Kirchweihfeste.“ – Der Informant erzählt sehr engagiert in vielen Einzelheiten über diesen Brauch, die Vorbereitungen, in der Kirche, Mädchen und Burschen, Vor- und Nachtänzer, die Organisation im Dorf, die Blumen, die drei Sonntage, die Tänze im Kulturhaus, Zeremonie im Park, Musik, Bewirtung und Geschenke. Der Informant hat zweimal teilgenommen, 1936 und 1938. Wegen eines schon von Geburt an fehlgebildeten Fußes brauchte er eine Cousine als Hilfe. Im Winter, im Januar, gab es weitere Bräuche, einen „geschlossenen Ball“ und Gelegenheit zur Begegnung mit Mädchen, auch im Mai.

„Und no kam mit 18 Jahr die vormilitärische Ausbildung. Dann musste ein jeder Junge, musste von 17 oder 18 Jahre an, vormilitärische Ausbildung machen da, in Rumänien, in rumänischer Sprache und so weiter. Wir mussten uns Uniform kaufen. Und so sein man jeder Sonntag sein mir, haben uns missen treffen und dann sein die Unteroffiziere oder so mit uns auf die Hutweide gangen und haben exerziert. So dass, wenn eine dann die Militärzeit komm' ist für einrücken zu Militär, da wusste man schon so manches.“ – Herr Mayer erzählt sehr gern und umständlich von der Organisation vormilitärischer und militärischer Ausbildung; der Forscher will ihn dabei nicht unterbrechen. Die

drei Jahre Dienst, die Unkosten, die Manöver. Auch von seiner Rolle, als der Krieg begann; er nennt seinen Titel auf rumänisch, Rekrutierung 1940, die Pferde, die der Staat genommen hat. Nach einem Gespräch mit seinem Vorgesetzten, einem Richter, den Herr Mayer in Dialogform wiedergibt, kam er dann für drei Jahre in eine bezahlte Position in der Gendarmerie in Temeswar. Ein Jahr war er zu Hause. Die Mayers haben inzwischen 1942 geheiratet. – Und wieder in der Gendarmerie, in der Feldinfanterie in Arad. Am Ende wurde er wegen seines Fußes freigestellt und bekam den Ausweis für Heimatdienst (die Benennung in rumänisch). Der Informant verwendet die rumänischen Ausdrücke für die militärischen Details.

Eine Familienlandwirtschaft

„Na, und wie des herum war mit dann aus war, dann habe ich Geld, verheiratet waren wir. Wir hatten mitsam zwanzig Hektar Feld, ich und die Frau, das haben wir selbst verarbeitet. Nur im Weizenschnitt und Kersenschnitt (Gerste), da mussten wir Leite holen. Na, das waren die Leite, die bekamen dann für einen Hektar, am Meter 700 bis 800 Kilo Weizen für ein Hektar. Die haben es gemehrt, die haben es gebunden und aufkräuzige [d.h. kreuzweise in Hocken aufstellen] selbst, und dann und dann mussten wir es samfiehren [zusammenführen]. Und dann waren die Dreschmaschinen, – nicht so wie heit’, dass hat zwei Mann mit um Dreschen, machen alle Sach. Damals waren, dann war die Dreschmaschine, dort waren Strohdreher, da waren Gartenschmeisen und, da war bei zwanzig Personen an eine Maschin. Und die, da mussten wir für des Prozente abgeben, vom Drusch wir gehabt at die Ende, mussten wir acht oder zehn Kilo per hundert Kilo abgeben, gelt. Diese zehn bis hundert Kilo haben wir abgegeben, und die Leite haben des, den Strohhaufen gesessen, die haben es getragen mit der Stange bis h’auf und alles nix, und dann die Spreue, was damat war, da war Spreu und alles haben fliegt hinaus mit den meteristische, net? Na, und die wurde benutzt, die Spreue, fir der Vieh, der Kühe und den Pferde hat man dann Roten (Schroten) sam geschnitten, und die hat man dann den Vieh gegeben, und etwas Schrot, Maisschrot oder Kersteschroten so weiter.“ – Die Hilfsleute? – „Des waren Dorfleute, die haben alle, die waren alle da gewohnt, sage ich ja. Die haben alle ihre Brot verdient von dem, im Schnitt, Geld und beim Drusch. Die haben alle gelebt von den Bauern. Und dann der Mais, so wie ich g’sagt, wir haben zwanzig Hektar Feld, das konnte ich und die Frau nicht verarbeiten. Weil wir haben vier Pferde gehabt, na zwei waren einkoll [eingeholt, beschlagnahmt] in die Armeen und ... Ja, habe ich nicht kenne alles, ich habe die Arbeit, was mit dem Pferd macht, ich habe es, bin durchfahrt, da mit der Mais musste doch den Pflug das Gras net wachs.“ – Über die Hilfskräfte erzählt der Informant. – „Dann diese Leute sein gekommen, die haben dann ums vierte oder um den fünften Teil den Mais gehabt. Und da habe ich dann, ihr Pflicht war das dann auch brechen, den Mais.“ – Des Weiteren spricht er über Verteilung und Lohn. – „Die haben den Guckurus gebrochen, ich bin ausfahr,

nach die Häufen gemacht, na, ich habe gesagt: ‚Den und den Stelle‘, sie haben gesagt: ‚Na welle.‘ Habe ich gesagt, ‚ihr holt dann, keine Angst, dass ihre Haufe Grenze machen es.‘ [Es handelt sich darum, wie viel die Hilfskräfte arbeiten sollen, um ihren vollen Lohn zu erhalten.] Da haben die, vier Häufe, die waren klein, na die haben dann einfach gehole, und die andere wurden gehabt viel Geld. Die haben dann Korf (Korb) abladen, und in Mais, wie sagt man, Guckuruskorb, so groß, so auf Waggon. Die haben noch so Stroh geschneidet, es war ihre Sach. Dann meist hat Guckurus (bekommen) ihre Schneidemäster, in Winterszeiten. Die meisten haben dann doch, wie soll ich Ihnen sagen, Profession Korbflechten, gehabt, gelt, die haben.“

Die Nationalitäten, die Siedlungsgeschichte

Welche Sprachen sprachen die Leute damals hier im Dorf? – *„Damals deutsch, nur deutsch! Alle deutsch! Das (die Tagelöhner) waren auch Deutsche. Nur waren, hier war vielleicht drei Familie, wenn viele war, war viel, was Rumäner ware. Und nur so die, was als Dienstburschen, die waren Rumäner oder Ungarn, gelt, was kamen, aber so, das waren alles Deutsche. Nur die ware Rumäne, die was mit der Kühe, Kühhirte, Schafhirte oder Schweinehirte, das waren Rumäner, oder Zigeuner, nicht wahr! Die haben das gemacht, gelt! Und das alle waren alles Deutsche, die waren auch Korbflechter und so weiter, gelt, und die haben des alles, und im Sommer haben am Feld mit uns mitg’holfen, und haben ihr Teil bekommen, gelt.“* – Der Sprachkenntnis der Deutschen? – *„Konnte auch ungarisch (Frau M: Nur die Alten, so wie mein Vater) die ältere Leite, die, was in der ungarischen Schule gegangen sind. Und dann später hat es sich umgedreht mit zu Rumäne, weil wir waren bis 1919 oder so, waren wir bei Österreich-Ungarn, das Banat. Und das wurde nachher, wurde es von Ungarn weggenommen und hat Rumänien. Rumänien bekam einen Teil des Banates, ein Teil bekam Serbien. Ich weiß nicht, was dann bei Ungarn noch geblieben ist, nur des weiß ich, dass Serbisch-Banat und Rumänisch(-Banat), was dann wieder war. Und das war alles (früher) Österreich-Ungarn, und das wurde angesiedelt in der Zeit der Maria-Theresia-Kaiserin. Und war damals, wie die Ansiedlung war, weil wir sind 1760, so etwas, sind die Deutschen hier angesiedelt worden. Da war durch den Türkenkrieg, war vielleicht auch Rumäner (ge)woht, aber die sind geflüchtet ins Gebirge, und so da war alles öd (Einöde) und leer, Wüste. Na, und dann haben die daher gebracht, die Deutsche.“*

Ihre Familie auch? – *„Unsere Eltern, Urahnen. Von Elsass-Lothringen. Die Name, Mayer, unser Urgroßvater, – und von Schwarzwald, ja (Frau M.). aber Elsass-Lothringen, Schwarzwald, es ist meistens auch später. – Wo wir waren, Elsass-Lothringen, des ist lauter jetzt bei Frankreich, und des ist angeschlossen an Frankreich, für Vereinigung im Adenauer und dann de Gaulle, oder wie die heißen, da mit mal Ruhe ist mit der Kriege gelt, dann wieder sich verteilt.“* – War es noch im Gedächtnis, diese Siedlung? – *„Also wir hatten nach ein Buch,*

und nach dem ganze wissen wir ganz alte von der Ansiedlung. Mit solche Leute habe ich nicht mehr gesprochen, nur was ich gelesen hat, und so weiß ich die Sachen immer. Die erste was kamen – ,die fanden den Not, die fanden den Tod... So: die erste fanden den Tod – die zweite die Not und die dritte erst das Brot‘, verstehen’s? Na, und das Ganze, wie des jetzt ausscheid, das hat alles blühend gemacht, die deutschen Hände damals, der Fleiß und alles.“

Verschleppt in Lager in der Ukraine

Es folgt die Erzählung Michael Mayers mit einem fast epischen Charakter; sie wird hier hauptsächlich als ein Beispiel zitiert. Frau Mayer bestätigt gelegentlich

„Nur, bis noch war, durch den Zweiten Weltkrieg, gelt, durch den Zweiten Weltkrieg, und weil da unsere Vorgesetzte, Deutsche, die was Führung, die hatten auch das, wie soll man sagen, mehr auf der Nationalsozialismus gestrebt. Und das war, der rumänische Staat musste ja das zusehen, wenn auch g’rad mit Schmerz. Aber na, konnte doch nichts machen, doch mitgehe. Nur, danach am Krieg, mit der Krieg verloren war, dann haben wir, Deutsche, darauf gezahlt. Die, was geflüchtet waren, vor die Russen kum sein, daher. Die waren jo (ja) in Österreich, in Deutschland. Aber wir, die was dageblieben sein, des war dann in fünfundvierzig (1945), im Jänner, am 14. Jänner war Sonntag, sind wir zusammengefangen worden, von 18 bis 45 die Männer, und von 18 oder 17 bis 30 die Frauen. Alle auf Wiederaufbauen nach Russland, gelt!“ – Frau Mayer:

„Wir zwei waren auch.“ – Wohin? – „Na, mir waren nur, mir seien auskum, am 15. Jänner sein mir g’fangt war, am 14., und wir sein im Wald haben uns versteckt, dort war so bei Rumäner, und da sein mir nur g’fangt, war der nächste Tag, und wurden aufgefirt im Kulturheim, und von dort samgepacht und als Semiklos (Semlac), Engelsbrunn und dannach her an Semiklos. Dort war a (eine) Kaserne, dort haben’s uns versammelt, und am 25. Jänner sein mir in die Waggone und sein aus auf Russland. Na, und sein mir so 25. Jänner so na, 10. Februar... Mir sein da angekommen, Schnee war, kalt, in Marganez, Marganez hat es g’hast (hieß es), ein Grubenort.“ – In der Ukraine? – „Ja, Minenort, Grubenort, ja. Und dort war auch alles demeliert, und alles, und dort mussten wir dann aufräumen. – Die Leite wohnten in Erdhütten so, dort, was noch war.“ – Frau Mayer: „Die Erde ausgegraben und gedeckt mit Papier...“ – Wie viele Leute waren hier aus Schöndorf verschleppt? – „Über 80.“ – „Noch mehr sein, mehr mehr war es. Verschleppt, verschleppt, was da war. Es war schon mehr Jugend, aber es war doch geflichtet, die waren nicht da, die konnte man nicht fassen. Es waren unbedingt in Schöndorf, bei 85–90 Prozent...“ – Frau M.: „36 sind gestorben von diesen.“ – „Draußen, sind gestorben. Na, und dann, die wie man draußen kommt, wurde man eingeteilt. Na, ich kam in Grube, sie war bei Wiederaufräumung und so weiter.“ – Doch zusammen? – „Ja, aber sie war im Lager, in einem Lager, aber sie war im Frauenzimmer bei den Frauen und ich bei den Männer. Weil ich war in ’42 geheiretet, des war in ’45. Na, dann waren

wir dort eine Zeit, bis im Juni. Am 15. Juni kamen dort deutsche Kriegsgefangene ins Lager. Da mussten wir weiter. Dann sind wir nach Krivarog (Krivai rog) gekommen, und arbeitet dort in einem Kollektiv oder Kolchos, Sowjos, Staatswirtschaft. Dort arbeiteten wir über den Schnitt, über die Erntezeit. Da waren mei drei Monat dort, dann nachher wieder zurück in die Grube, gelt, wieder eine Grube. Und dann kamen Befehl im '45, im Oktober, also wir kommen in eine Ziegelfabrik nach Krivarog, die einzelne Ziegelfabrik. Dann wollten sie, die Frau war für in die Ziegelfabrik, mich ließ man zurück, nicht auf die Liste für dorthin, mich ließ man zurück für wieder in die Grube. Der Auto, was stand, der Lastwagen, für die Kopfertrau (Koffer). Die Frau sagte: sie tut ihren Kopfer nicht darauf, entweder sie, nein, zu mir zurück, oder ich daher! Das war ja hin und her, beim Schluss kamen sie so weit (die Frau lacht) und haben gesagt: ‚Na, sie soll herauskume‘, und haben einen anderen Mann dort herunter und haben den dort gelassen, gelt, getauscht. So konnten wir mit sam in die Ziegelfabrik in Krivarog. No, dort war wieder so nen (einen). Die Norma machen, dann bekamen ein Kilo Brot, da war Gerstenbrot und Mais darin, Mehl und allerhand. No aber, des hat uns erhalten, weil weider war nixt. “ – Die Frau: „Schreckliches Brot!“ – Na, und dort musste man Norma machen nen (einen). Die Frau hat Waggonetik schoben mit Ziegel hinein in Ofen, und dann wir, ich war dann bei der Verlager in die große Waggons, gelt, von, ja für Export oder für die Bauen. Na, des hat ja getauert in zwei Jahre. Kam wieder eine Wechseln, da mussten wir nur in Krivarog in ein anderes Lager. Es sollte sich aufgelöst und kamen in ein anderes Lager, gelt! In Krivarog, es soll gehaset Ilitschlager oder wie, und dann musste ich wieder in die Grube. Dann habe ich in der Grube gearbeitet bis zum Schluss. Und dann geht im letzt, gegen letzt, '48 und '49 arbeitete ich in der Grube, in Schacht Gigant hat es gehast, das ist das größte Schacht in Europa, so habe ich ... die größte Grube in Europa ist dort, Eisenerzgrube. Dann habe ich dort gearbeitet, und habe letzte Jahr, oder ziemlich die zwei letzten Jahre habe ich nur sechs Stunde gearbeitet. “ – Es folgt noch ein detaillierter Bericht über die Organisation und die Maschinen des Eisenwerkes.

„Na, und dann kam ich zu Hause von der Arbeit, na, wie ich glaubte, na, ich bin ins Lager. Ich bin immer noch hinein schau auch zu ihr, ich war separat wohnt. Na, als ich hinein kam, die andere Frauen und Mädels was waren, die sagten: ‚Vetter Michel, Vetter Michel, dir und die Nane (Anne) passel (passen) bekommt a' Zimmer allein.‘ Da war a' Offizier, der war in Rumänien und war in der Stadt Arad (die Frau lacht). Und der ist gekommen, der Offizier, unsere was war, der ging so wie mit Urlaub, gelt, und kam ein andere ins Platz. Und er ging dann zu denen Frauen in Zimmer und hat gefragt, eine Frau um die andere na: ‚Wo ist dein Mann, wo ist dein Mann, na, und die haben dann gesagt, ja, eine hat gesagt, er ist in österreichische Armee und so weiter, die andere: er ist rumänische Armee, und so weiter. Als er an sie (die Frau Mayer) kam, sagte sie: ‚Mein Mann ist hier.‘ – ‚Na, wie verheiratet legal, von zu Hause?‘ – ‚Ja.‘ –

„Na‘, sagte er auf russisch: ‚Wie budit palutschisch komnata odelna – also Sie bekommen ein Zimmer allein!‘ Na, und das war für die andere schon eine Freude, weil es so ist nett. Na, und wir bekamen ein Zimmer allein. Na, dann haben wir ein Schlüssel, haben abgesperrt. Sie konnte so hinein kernen, und ich habe dann nur die sechs Stunde gearbeitet. – Das letzte Zeit im Lager. Und dann in ’49, am 4. Dezember, sind wir dann auf die Lastwagen und dann an die Waggone fährt waren und nach Hause, – fir hier zurück.“

Wieder zurück in das veränderte Schöndorf

Die Eltern lebten noch, als die Informanten 1949 zurückgekommen sind. Das Dorf war aber nicht dasselbe wie vor dem Krieg. Die durchgreifenden Umwälzungen der politischen, ökonomischen, sozialen, demographischen und sprachlichen Verhältnisse hatten sich auch auf das Dorf ausgewirkt, sowohl auf die Gemeinschaft als auch auf die Individuum.

Die Eltern waren froh, als die Leute zurückgekommen sind, aber wenige Monate später wurden sie aus dem Haus geworfen, weil der Staat ein Gartenhaus anlegen wollte. In ihren Haus lebten inzwischen Kolonisten. Die Schwiegereltern hatten das Haus gekauft und der Informant hat, noch vor der Verschleppung, dem Schwiegervater gesagt, er solle dableiben, damit es nicht verlorengeht. Aber alles ging verloren, alles wurde weggeholt. *„Wir waren total entrechtet!“* Dann, bis zum März 1950, lebten sie in einem Zimmer bei den Eltern. *„Und der Kolonist hat geplockt (gepocht): ‚Geht zum Hitler, oder geht nach Russland zurück.‘“* Ein Versuch, ein paar Zimmer im Schulhaus oder im Krankenhaus zu bekommen, war erfolglos, *„und no waren mir selbst Kolonist“* (lachen). Die Meyers konnten jedoch in einem anderen kleinen Haus leben und verstanden sich mit dem Kolonisten gut, von Oktober 1950 bis 1955 am ersten Mai. Dann konnten sie wieder zurück in ihr Haus, *„aber als Mieter! Wir mussten dem Staat die Miete zahlen, dem Gemeinde – für unser eigenes Haus!“* Die Äcker waren ihnen ebenfalls weggenommen und unter den rumänischen Kolonisten verteilt. Frau Mayer: *„Keinen Boden und kein Haus. Nix!“*

Als sie aus Russland zurückgekommen waren, gingen die Informanten gleich zur Arbeit, beide in der Staatswirtschaft. Herr Mayer hat sich nach einigen Monaten in der Staatswirtschaft als Feldarbeiter engagieren lassen, er wurde dann Nachtportier in der Firma Kostat (Gostat= Gospodaris Agricole de Stat)) und arbeitete acht Jahre als Nachtwächter. *„War auch, wie soll man sagen, ich war beliebt. Ich konnte mich anpassen, an jedem Direktor, an jedem Magasinär, wie es wollte. Einer wollte viel gesprochen haben, der andere nicht so. Ich konnte sie alle, und das habe ich mich gut angepasst. – Da aber, Herr Professor, so wenig Lohn war, mein Lohn war (nach eine Geldumwechslung) damals 400 Lai (Lei), und mit Nachtzulage 460. Ja, ein Meter Weizen kostet ja 500 Lai. Dann habe ich mich entschlossen, Korbflechten lernen.“* Herr Mayer besuchte 1957 einen ganzjährigen Lehrgang in der Korbflechterei, weil er

wegen der Nacharbeit nicht am Tage lernen konnte. Er nahm seine Frau zur Ausbildung mit, und schon im ersten Monat verdienten sie zusammen 800 Lai, „*das war schön Erfolg damals*“. – Die Korbflecheteri war 1948 auch neu. Aber Flechter gab es schon vorher, von diesen Bauerei, die Bauern; „*die haben dann in Winter sich beschäftigt*“. – Frau Mayer: „*Die Leute haben im Winter Körbe zu Hause gemacht. Sie hatten hier unten ein Stück Feld, wo sie schön gebaut hatten die Weiden, aber rein und sauber. Die Weiden haben sie geschnitten, und im Winter haben sie die Körbe gemacht und verkauft, haben sie von dem gelebt. Im Sommer haben sie von Bauern gelebt.*“ – Herr Mayer: „*Im Sommer, das war ihre erste Arbeit, den Bauern. Wenn der Mais zum Hacken war, gelt, des musste verarbeitet werden und g'hackt und so weiter, und no, haben die den Mais, weil der, was nicht hat können selbst den Sach verarbeitet die was weniger Feld hatten, ich mein vielleicht nur fünf bis zehn Hektar* (musste sich auch mit Korbflecheteri beschäftigen). Und war große Familie, die haben sie ihre Sach selbst verarbeitet. Aber wir zwei per zwanzig Hektar konnten das nicht mache.“ – Er berichtet über den Schnitt des Maises, die Arbeitsweisen und den Einsatz von Helfern. Der Forscher unterbricht: Haben Sie niemals den Boden zurückbekommen? – Herr Mayer: „*Nein, also ich will, dort wäre ich heraufkommen zu sperechen!* (Irritation). – Frau Mayer: *Nach der Revolution* (1989) haben sie zehn Hektar zurückbekommen, „*nach fünfzig Jahren!*“ Herr Mayer hat einen Antrag an die Kommission gestellt. In der Kommission saßen (1949) die Kolonisten, die 1945–1946 die Häuser weggenommen hatten. Die Mayers protestierten, um ihre zwanzig Hektar zurückzubekommen, und bekamen acht Hektar als Aktionäre in der Staatswirtschaft. „*Jetzt, die Regierung will zurückgeben bis zu fünfzig Hektar, wer gehabt hat.* Die Frau hat elf Hektar, wo sie selbst als legaler Eigentümer ist, der Mann hat von seinem Eltern zwei Hektar geerbt. Sie wollten nicht noch mehr nehmen, gelt!“ Es folgt ein Bericht über Geld für das Getreide und Möglichkeiten, alles zurückzubekommen. „*Für zwei Hektar hat Weizen, Gerste und Mais, gelt zwanzig Ar. Hat für die Schweine, genug, hat auch ein Hausplatz im Elternhaus.*“ – Mehr zurückbekommen wollten die Informanten nicht, sie sind schon alt, 78 und 76. „*Herr Direktor, wir wollen es nicht nehmen, weil, wer soll das verarbeiten?*“ Trotz Aufforderung des Direktors, „*horchen's euch nicht, nehmen's des, das Feld muss verarbeitet werden*“, haben sie nicht mehr angenommen. Die Frage war auch, wie viel Geld man für die Arbeit auf dem Boden, der vor der Verschleppung der eigene war, und nun der Kostat gehörte, von dieser Firma bekommen sollte. „*Wir haben nun richtig gesagt: Warum soll ich nett des nehmen, wenn des einmal unser war, net!. Warum soll man's nicht nehmen, net! Na, und so haben mir uns durchschlagen, gelt, weiter.*“ – Es gab jedoch Probleme, sowohl mit dem Boden als auch mit der Berechnung der Rente: Aufgrund neuer Gesetze wurden den Mayers die fünf Jahre in der Sowjetunion nicht angerechnet.

Mit der Auswanderung machte das Dorf eine erneute Veränderung durch. Darüber berichtet Herr Mayer:

„So wie sagen, Eigentum hatten wir keins mehr, niemand. Wir waren alle da nur Tagelöhner und bei der Kostat (Firma), und darüber haben die meiste Deutsche waren alle Korbflechter, die haben dann seinen Lehrgang hat man gehabt, und wir haben alle gelernt, und daraus hat man daraus Korb flochten. Wir haben dann Kapelle (?) gelebt mit Karten bekommen, wir haben bekommen Quant, Kleidungskarte. Wir waren dann im Vorteil, gelt, und haben uns alle so durchschlagen, so dass die ganze Deutsche, was waren. Wir waren, vor die Auswanderung, waren mir bei 400 Flechter, und des waren die meiste Deutsche. Da war kaum zehn Prozent Rumäner. Dann später haben sie auch, die Kolonisten, die Rumänen auch angefangen zu lernen, und jetzt sein nur Rumäne da. Und es geht gar nimmer so. Kein Eifel (Eifer) zur Arbeit. Bei uns musste man die Uhrzeiten, das haben gegeben die Leute, sein frih gangen und flocht. Und so haben mir uns durchschlagen.

Und die Auswanderung kam, weil den, es war keine Zutrauung mehr in den rumänischen Staat. Ware zu arg gehasst, die Deutschen so, gelt: ‚Ja, du zum Hitler, geht zum Hitler!‘ und so weiter. Es war des, zu des, haben dann oben von, viele. Die Auswanderung kam auch durch das, weil viele die daraus bei der SS waren, die Männer, die, was drauß bei der SS war, die kamen nicht nach Hause, kamen nicht zurück. Die blieben in Deutschland, die Frau mit Kinder dageblieben, gelt! Und dann kam die Familienzusammenführung. Na, und von Anfang ist es schwer gang mit der Zusammenführung, gelt! Dann später hat soweit ist gekommen der deutsche Staat zahlte für einen Auswanderten dem rumänischen Staat, für eine Person, bis zu 8000 Mark dem rumänischen Staat, wenn einer hat gehen lassen. Und für einen Geschulten, der was Universität oder so was hatte, die bekamen noch mehr Geld. Des war weil dem, die Order um des Geld los. Und so ist es gang, und das ist später dann immer weiter, immer weiter. Und ein jeder hat die gesucht, und ist die, was gangen, und das nichts mehr bald geblieben ist. Wir hatten ja auch, in Bukarest, im deutsche Kontrollat, haben wir ja auch unsere Achten, dass man gehen konnte gelt, die eine Reise Geld, und in Köln.“ – Aber Sie führen nicht? – „Nein, wir wollten nicht, Kinder haben wir keine, gelt, wir haben kein Kinder und was sollen wir neu anfangen? Uns dort im Stock sitzen und, – wie sagt man des – weinen um des, was man da haben geht. Weil wie wir, ich will des noch betonen, wir ins Hause komm’, hatten wir nichts mehr von Russland... Alles, was wir in der Zimmer haben, mussten wir uns alles kaufen, auf Sache, auf Raten. Weil ich angestellt war, das wurde immer uns abgezogen, da haben unser Rat(e) und haben uns alles eingerichtet. Und ich bin so, was ich mit Mihe und Schweiß verdient hat, kann ich nicht so leicht wegwerfen, gelt! Und wenn Kinder werden, wäre etwas anderes, die Eltern müssen zu den Kinder, gelt, die Eltern können sich nicht steigen: ‚Mir gehen nicht‘, und weil die Zukunft gehört den Jugend, der Kinder, nicht. So dass, wenn Kinder werden, missten sie sich fügen, ob man

wollt oder net (nicht), müss man doch miet(en), damit die zufrieden sein, nicht das Morgen, Übermorgen wird man verschuldigt. Wir könnten auch in Deutschland sein, wenn ihr gang wärt, und ihr hat unser Zukunft verbracht, nicht. Und mir was mir mache, habe mir für uns gemacht. Und wir haben sehr schöne Rente.“

Herr Mayer erzählt noch detailliert mit allen Daten und Abschnitten, wie die Russlandjahre für die Renten beachtet werden, es wurde in der Zeitung „Neuer Weg“ in Bukarest informiert. *„Rumänien hat keine Einvernehmen mit Russland, weil die Russen waren doch unser ‚Großvater‘, net, die haben doch der Krieg ganz Europa.“* – Er schrieb an die deutsche Zeitung in Bukarest, und letztlich wurden ihnen die Sowjetjahre angerechnet. Er nennt noch genau den Artikel, Buchstabe B. Es war ein Missverständnis des Kreises. Als die Mayers gerade im Urlaub waren, traf ein Brief des Arbeitsministeriums ein; der Nachbar, der das Haus in dieser Zeit beaufsichtigte, erzählte es ihnen. Im Pensionsamt sagte man dann (1977): *„Ja, wir werden gerechnet.“*

„Grüß Gott“ – Wir sind zufrieden mit den Rumänen.

Die Mayers beschreiben noch die Hauptzüge bekannter Sitten und Bräuche. Herr Mayer kennt die Geschichte der Kirche in Schöndorf, die 1826 von einem Baron Bronnai gebaut wurde, genau; *„ich hab' es drinnen schriftlich davon“*, in Erinnerung an seine gestorbene Frau Johanna. Die Gemeinde hörte damals zum Episkopat Czanad. Der Baron hat auch das Bild am Hochaltar gespendet, es war in Wien hergestellt worden. Die Kirchweih wurde zu Ehren der Freifrau von Michaeli (29. September) auf den 24. Mai vorverlegt, auf den Tag der heiligen Johanna. Also das Unterhaltungsfest wurde weiter am ersten Sonntag im Oktober fortgesetzt. Das war eine große Sache. Aber das kirchliche Fest, Mariä Heimsuchung ist am zweiten Juli, mit Pilgerfahrt, Prozession nach Radna. – Des Weiteren gibt er eine detaillierte Beschreibung der Prozession.

Frau Mayer beschreibt die *„schwäbische Tracht“*, die aus sechs bis sieben breiten Röcken und dem Kopftuch besteht. Es gab eine Alltags- und Festtracht, in verschiedenen Farben; die Alltagstracht war nicht *„so breit angezogen“*; einfacher. Der erste Ausgang bei der Kirchweih war in weißen Kleidern. Sie hat die Tracht bis in den 1960er-Jahren getragen, dann hat sie sich *„umgestellt, die Tracht abgelegt. Sechs, sieben Röcke auf einmal da gebunden, war eine schwere Tracht“*, mit Unterröcken. Ihre Kleider waren dann auch so stark abgetragen; es wäre schwer gewesen, eine neue Tracht zu schaffen. Die Männer haben einen Hut gebraucht. Herr Mayer ist eifrig und schlägt vor, Fotos zu zeigen von der Hochzeit den Meyers im Jahr 1942. – Auf den 30. April fiel auch der Brauch, einen Maibaum aufzustellen. Die Burschen holten die Maibäume mit vier Wagen, zehn, elf Bäume auf einen Wagen, aus dem Wald und brachten sie bedeutenden Personen im Dorf: Der Fleischhauer, die Kirche, der Pfarrer, der Lehrer, alle bekamen einen Baum; insgesamt waren 43, 44 Bäume zu stellen.

Am Abend haben die Burschen die Bäume bei den Empfängern aufgestellt. Sie bekamen Geld von den Leuten, weil die Bäume beim Forstamt bezahlt werden mussten. Zum 24. Mai, zum kirchlichen Fest, wurde ein Maibaum geputzt und um ihn getanzt. – Des Weiteren geht es um das Kirchweihfest und den Jugendverein.

Waren früher alle miteinander bekannt hier im Dorf? – „Ja, alle Leute kannten sich einander. Und Verwandte waren da und... Alle Leute kannten sich und begrüßten sich, wenn sie auf der Gasse gingen, ‚Grüß Gott‘ bekannte einen jeden so.“ – Wie ist es jetzt? – „Und nach dem Krieg, wie ich gesagt, die Hälfte war ausgewandert, und sein noch einige zurückgekommen und dann noch später (andere) ausgewandert sein. Ja, und dann hat jeder sich einen Arbeitsplatz gefunden und ist geblieben.“ Die Auswanderung, „so ist es noch gegangen. Und nach der Revolution 1989 hot es sich so kennen, dat niemand hot brauche, und dann sein viel noch gegangen.“ – Und heute sind alle nicht bekannt mehr hier? – „Kennen die Deutsche, kennen sie schon noch alle, auch die Rumänen kennen sie. Auch die kennen uns alle. Wenn doch jemand kommt und fragt na, wer? Die wissen etwa, do ist noch an Mayer (der Chefjäger Josef Mayer, nicht verwandt). Aber mir wissen sie nur, ich bin der ‚Vetter Michel‘, gelt, na Mayer Michael, ja, und dann wissen die Rumänen, der ist da und dort, gelt. Also ich mein‘, der Großteil ehrt und schätzt uns, weil wir dageblieben sein. Die nehmen sie das irgendwie so, na und, wir sind zufrieden mit ihn und sind dageblieben, wir sind gegenüber ihnen keine Feinde, gelt?“ – In welche Sprachen haben sie Gottesdienst hier? – „Wir haben in deutscher Sprache, auch in ungarischer Sprache und auch in rumänischer Sprache. Also, es tut, am meisten kommen die Rumäne auch in der Kirche, Ungarn, und dann macht er (der Pfarrer) einen Teil rumänisch, ein Teil ungarisch, deutsch und wie es alles wies, net. Auf derselbe Messe. Früher war es nur deutsch. War nur deutsch, wie soll ich sagen, bis er kam, der Herr Wonerth, weil er konnte Ungarisch, Rumänisch und Deutsch. Und früher: Die Priester, die haben nur deutsch gehalten gelt, so das, so net (nicht) andere Sprachen waren.“

Besondere Züge: Kultur, Volk, Sprache

Was meinen Sie über die deutsche Kultur hier, wird sie aussterben? – „Die wird aussterben, ja. Ja, und die ist schon ausgestorben, sozusagen, gelt, weil es sind keine Kultursachen mehr, was soll noch sein, also. Alle zwei Wochen, alle zweite Sonntag oder zweimal im Monat haben wir Gottesdienst, na und so ist Schluss. Früher war es so: In der Früh um zehn Uhr war das Hochamt, dann seien die Leute zu Hause gegangen, haben zu Mittag gegessen. Nachher war die Unterhaltungen, im Kulturheim, na, und des ganze ist jetzt weg, gelt. Die paar Alte, was sein, so wie ich, ich bin der älteste Deutsche hier in Schöndorf. – Jüngste Deutsche, wie soll ich sagen, es wäre, wohnt in Engelsbrunn, Neuarad. Aber doch sein auch, was von Mischehe sein, aber Deutsche und der Rumäner

Vater. *Rein Deutsche ist kein Jungen mehr, wo man kenne sagen: Die werden vielleicht bei so 20 oder 21 Jahr, die wenig...“*. – Wann ergaben sich Mischehen? – „*Nach dem Krieg.“* (Berichtet von Heiratsmustern.) – Deutsche mit Ungarn oder mit Rumänen oder mit beiden? – „*Alles meist haben sie, die meisten waren Männer von Anfang, die Burschen, (haben) rumänische Mädchen (geheiratet). Rumänische Jungen – deutsche Mädchen. Weil da, die wurde nicht alle nach Russland verschleppt, da war, irgendwie waren nicht auf der Liste. Und diejenige, die waren da schon verheiratet, wenn es draußen kommt, mit Rumäne gelt, und so. Die haben die Deutsche vorgezogen, die Rumäner, dann – die Burschen, gelt. Do waren, das dann kommen Kolonisten, die, was nicht verheiratet waren, da waren nur die jüngere Generation, die, was so war, von 1919 geboren bis '24, '25, gelt. Die waren nicht verheiratet, die haben sich dann einmal Mädels kennen, gekriegt, und von Deutsche haben sie des genommen, gelt.“* – Und früher? – „*Nur mit Deutschen. Die Ungarn, das weiß ich nicht, die haben sich jetzt auch nach dem Krieg, dass die sich jetzt mit Rumäner und so. Dass Ungarnbub und rumänisches Mädels, selten. Das in Dorf sein jo wenig Ungarn. Früher war des so, sogar, das war auffallen: Wenn jemand ein Schöndorfer Junge, oder ein Schöndorfer Mädchen einen auswärts geheiratet hat, eine andere Gemeinde, es war so irgendwie Abschau(m), die haben alle in der Gemeinde sich gekannt, und mit den und den Junge und da. Nur die, was eben nicht haben kennen eine Partie mache, die sind dann auswärts, gelt.“* – So auch in den anderen Dörfern? – „*Auch in der andere Dörfer so, die haben alle so, alle sich so zusammengehalten. Nur gab es einige Gemeinde, die um das Vermögen, die größer zu machen und behalten. Die haben auch dann sogar die Verwandte geheiratet, ich mein Cousinen und so weiter. So dass die Geschwister dann Gegenschwieger waren, gelt. Und das hat dann später gebracht, in Guttenbrunn war das meist so, und da waren dann viele, die damals hat mit so geklappt, das war irgendwie, – man des sagt, so wie Inzucht. Aber bei uns war das net (nicht), kann man net sagen, die Kinder nicht so sein und so weiter.“*

Hatte jedes Dorf einen eigenen Dialekt? – „*Ja! Jedes Dorf hat ein eigenes Dialekt. In Schöndorf, hot me so g'retet Dialekt', wir haben nicht, gesprochen', wir haben, gret'. A jeder, hot gret in der Dorfdialekt', gelt. Sagen me jetzt: ,Mir holen des jetzt uff, was ich grett' und in Wirklichkeit sagten: Wir nehmen das auf, was ich spreche (auf Tonband). Das ist verschied. Wir hatten unser Dorfdialekt. Die Tronauer wieder, die Tranau-Gemeinde, die hat wieder eine andere Dialekt hat. Ist nur zwei Kilometer. Wir haben gesagt, wir sagen: ,Wir gehen ham', wir gehen zu Hause, ,mir gehen ham'. Die haben gesagt: ,Mir gehen hem' (die Frau lacht). Und so war des überall anerstellen.“* – Hat man einander verstanden? – „*Ja, doch, hot man sich verstanden sicher. Nur in – wie heißt jetzt die Gemeinde – Saderlach. Wenn die ihre Dorfdialekt unter sich gesprochen hat, die hat man nicht bald verstanden. Saderlach, hinter Neiarad, noch hinaus so sicher. Die hat man nicht verstanden, wenn die haben anfang, so*

zu reden unter sich. Na, aber so, mit Tranau, Guttenbrunn und des ganze hat man es gut verstanden.“ – Die Frau bemerkt: „Die Sachsen in Siebenbürgen, die redet auch andern... Wenn die ihren Dialekt sprechen, versteht man auch nicht, aber Hochdeutsch denn. Wir waren mit Sachsen auch in Russland, gelt, so.“

Die wichtigste Stadt? – „Also für uns, war das Arad. Aber ganz früher, weiß ich, dass zu Arad Temesburg die Leute gefahren sind. Sie sein dann schon ein paar Tag vor gefahren, mit für um Temeswar auf der Markt so. No, und do bei uns war Arad, no, wie mir schon war, in unser Zeit. Wenn Getreide war für verkaufen, dann ist man aufgeladen und ist ausgefahren, dann verkauft und bis Geld macht. Do war auch Mihle (Mühle), da war in Engelsbrunn a Mil, war in Neiarad a Muhl, in Miklos, die kolbische Muhl.“ – (Im Dialekt:) – Wenn man am Markt fuhr, hat man die Getreide mitgeholt, an der Mühle eingeholt, ein Vorschuss gegeben, und am Rückfahrt noch den Rest geholt, wie der Preis war, Tagespreis, „hat dann bekommen, es war so schön ein Fihrt“.

„Wir kannten doch nichts anders, wir haben geglaubt, es muss so sein, bis damals war, net. Na, und dann, wir haben glaubt, nur mit Feld kann man leben, und dann war man fünf Jahre in Russland ohne Feld. Wir waren 45 Jahre da in Rumänien wieder ohne Feld und haben auch gelebt, und sein, net, gelt, und Leit gelebt...“ – Des Weiteren spricht er im Dialekt über Landwirtschaft, die Pferde und das Feld.

Gegen Ende des Besuches wendet sich das Gespräch wieder den alten Zeiten zu.

Die Informanten erzählen von den eigenen Kirchenliedern, dem Lehrer, den Gebrüdern Johann und Anton Weber. Johann war Komponist, Anton konnte Orgel spielen. Johann hat die Gesänge für die Kirche mehrstimmig komponiert, vier- und sechsstimmig. Da waren zwanzig bis dreißig Frauen im Kirchenchor, auch gab es einen Männergesangverein und Blasmusik. Wenn Festtage oder eine Hochzeit waren, haben die Chöre zusammen gesungen, es war „was Großartiges“. Viele, die jetzt „draußen“ in Deutschland leben, haben laut den Mayers gesagt: „Es ist nicht (in Deutschland), was da war (hier).“ Die Neubauten sind auch nicht mehr so wie die alten Kirchen. Auch der Kantor hier spielt nicht mehr die Lieder, die damals gesungen wurden.

Der Forscher bittet darum, Kirchenlieder hören zu können. Herr Mayer: „Wie heißen die Lieder, Ani?“ – Frau Mayer liest: „Hier wirft vor mir in Staub sich hin, o Gott, die Christenschar. Diese Messe werden wir am Sonntag singen.“ – „Der Herr Kantor will sich nicht anpassen an unsere schöne Lieder... die sind schwerer, unsere alte Lieder“ (die Doppelnoten) (lachen). Die Informanten singen zweistimmig „Hier wirft vor mir...“. Man diskutiert noch den Gebrauch des Textes. Die Mayers meinen, dass sie hier die einzigen sind, die diese Lieder noch singen können. Es gab auch schöne Kommunionlieder. – Herr Meyer bittet darum, das Tonbandsgerät abzustellen. Er zitiert noch ein Lied: „... Unseren Ahnen gegenüber, haben wir die Pflicht getan, anstatt Blumen auf den Gräbern,

sind sie in Beton gehillkelt (gehüllt).“ Ein neuer Kantor hat den Text gebracht, und da hat man den als Abschied...“

In der Kirche erzählt Herr Mayer von den Wandgemälden, die 1981 von Hans Johann Wilbert in Deutschland gemalt wurden; andere hat seine Frau gemalt. Sie sind von Schöndorf. Die Votivtafeln im Kloster Radna und ihren Gebrauch kennen die Informanten. Diese Sitte bestand in Schöndorf jedoch nicht. *„Die Schöndorfer, was es so belangt, die war ein fleißiges Volk, wirtschaftlich...“* – Bei Hochzeiten –: *„Und in Kirche war die ganze Benk voll, und in der Mitte standen die Mädchen; die große, die was über vierzehn Jahr war, drei und drei Mädchen nebeneinander in diese Tracht, wo Sie gesehen haben.“* – Die Informanten zeigen Fotos vom Kirchweihpaar 1938, 1941 mit den Informanten sowie andere Fotos. Der Männerhut war aufgeputzt und mit Kunstblumen und Schleppen geschmückt, der Mann trug schwarze Hosen und eine schwarze Weste, auch eine Jacke. Das Mädchen hatte einen hellen Rock, ein Halstuch, kein Kopftuch, nur die Zöpfe und Schmuck, Ohrringe, Halskette und vor *„Bordebänder“*. Frau Mayer hat das Buch von Weber gefunden und zeigt die Lieder für die verschiedenen Kirchentage: *„Jeder Festtag hat ein anderes Lied.“*

Wir betrachten noch Fotos in den Alben, Herr Mayer kommentiert.

Die Eheleute Mayer haben sich schon in der Jugend gekannt, er war 16, sie 13 Jahre alt, aber ihre Eltern, die Stiefmutter, wandten sich gegen die Heirat. Sie fanden Michel Mayer nicht stark genug als Bauer, um die Säcke mit 60, 70, 80 Kilo zu tragen! Die Schwiegereltern, Bauern, besaßen 21, 22 Joch Feld, bei zwölf Hektar. Ein und dreiviertel Joch ist ein Hektar. Die Mayer hatten also 35 Joch Feld *„mitsam“*, Herr Mayer 15 und die Frau 20, gesamt um 35, und das war 20 Hektar. Die Felder waren um vier bis fünf Kilometer auseinander, aber so eingeteilt, dass die Mayers nur zwei Joch auf einen Platz hatten, auf einer Flur hatten sie acht Joch, zweimal zwei und zweimal zwei. Die, was mehr haben, die haben acht Joch auf einem Platz, oder viele, auch größere, aber hier war es mehr verteilt. Der Großvater hatte vier Joch auf einem Platz, die er auf die beiden Söhne verteilt hatte. In allen deutschen Dörfer lebten freie Bauern. Der Großvater wusste noch etwas über die Zeit, als sie zu einem Gutshof gehört hatten und Prozente, wie viel, ist unklar, abgeben mussten. Das ganze Viertel bei der Kirche hat einmal zum Gut des Barons Bronnai gehört, der Herr wohnte ebenfalls hier. – Die Mayers erwähnen noch kurz einige schelmische Sitten zu Hochzeit und Fasching mit Narren. Das wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg als eine Sitte aus Deutschland gebracht von denen, die dergleichen erlebt hatten, übernommen. In Guttenbrunn und anderen Gemeinden war es jedoch früher. – In Schöndorf, befasste man sich, wenn man am Sonntag in der Kirche zusammengekommen war, meist nur mit ernsteren Angelegenheiten.

Frau Mayer liest noch einige Gedichte, die sie geschrieben hat, ein Glückwunsch zum Spruch für das Brautpaar, ein anderes, um die

verschwundene „*Kerwei*“, Kirchweih, in Schöndorfer Sprache. Ein Gedicht „Die Deportation“ hat sie vor einigen Jahren geschrieben, es handelt von den Kindern, die ohne Eltern zurück blieben. Frau Mayer bittet darum, das Tonband abzustellen: „*Wissen's, es kommt mir so plötzlich im Schlaf oder in der Arbeit, dann schreibe ich schnell herunter...*“ (Lachen).

„Sundheit, Senk Gott“, sagte man hier, nicht Gesundheit und Schenk.
(Tonaufnahme Schöndorf 21.8.1998. Signum 1998:1-2. Bo Lönnqvist)

Quellen

Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V. Heimatortgemeinschaft Schöndorf. www.schoendorf-banat.de 14.3.2020

7. Epilog: Die letzten Gebliebenen

In den Nachbardörfern vom Schöndorf haben wir 1998/99 noch einzelne Deutsche getroffen und mit ihnen gesprochen. Auf den Tonaufnahmen erzählen sie ziemlich kurz von ihren Leben, und den Leuten und vom Dorf früher und heute. Die Themen ähneln den vorher hier präsentierten. Die Erzählungen sind doch nicht so detailliert und meistens von den Fragen des Forschers angeregt; daher werden hier nur einige Beispiele in Bezug auf den Inhalt des vorigen angeführt.

In Schöndorf treffen wir Frau Anna-Maria Schwerthöffer, geboren 1925, an. Sie gehört zur einer Handwerkerfamilie, der Vater war Korbflechter. Die Hauptzüge der Erzählung drehen sich um Festen wie Kirchweih, Pilgerfahrten, die Tracht, viele Alltags- und Festspeisen, die Bedeutung der Kirche und des Glaubens, Schule und Sprache, die Auswanderung. „*War ein stilles Leben*“, „*Schönes Leben, wenn die Deutschen in Dorf waren*“. Die Deutschen waren stolz. Die Großeltern waren stolz, aber nicht die Professionisten, die waren arm. Anders als ihre Schwester wollte die Frau nicht emigrieren. „*Das ist mein Haus. Ich bin zufrieden mit Rumänen.*“ Die Informantin zeigt Fotos von Trachten und der Korbflechterei.

Engelsbrunn (Fintinele, Angyalkút) ist das nächste Dorf in Richtung Arad. Hier treffen wir Josef Vogel, geboren 1931. Die Familie war arm, sein Vater und Bruder wurden verschleppt. Er hat verschiedene Arbeiten gemacht, die längste Zeit, 34 Jahre, in der Kolchose. In seiner Kindheit war das Dorf fast rein deutsch, und bestand aus 347 Häusern. An Zigeunern gab es acht Familien, an Ungarn eine Familie. Herr Vogel erzählt detailliert von der Kollektivierung und den damit verbundenen Problemen. Andere Themen sind die Veränderungen in

Bevölkerungsstruktur nach dem Zweiten Weltkrieg, die Auswanderungswellen und die vielen Verwandten in Deutschland, unter anderem in Augsburg. Wegen familiärer Umstände ist er jedoch im Dorf geblieben. Die Tochter und der rumänische Schwiegersohn leben ebenfalls hier.

Im Engelsbrunn treffen wir auch Franz Scheuermann, geboren 1932. Er ist Zugewanderter, kam 1953 aus dem Dorf Deutschsanktpeter zum Arbeiten in der Kolchosa und hat eine Frau in Engelsbrunn gefunden. Das Dorf war damals fast rein deutsch. Seine Kinder leben heute in Deutschland. Der Informant diskutiert die heutige Lage der Landwirtschaft. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keine ungarische Schule mehr, die deutsche Schule ist seit sechs bis sieben Jahren geschlossen. Die Sprache des Informanten ist sehr dialektal geprägt und teilweise schwer zu verstehen.

Die Nachbarin, Frau Elisabeth Weinmüller, ist 1924 in Engelsbrunn geboren. Das Dorf war „*gut und schön*“, nun aber leben hier verschiedene Gruppen wie Slowaken und Ungarn. Die Informantin wurde verschleppt; sie erzählt von der Arbeit in den Kohlegruben. Sie kam mit 26 Jahren zurück. Der Vater ist in Russland gestorben, der Bruder wurde in Österreich kriegsgefangen, er ist ebenfalls gestorben. Der Ehemann von Frau Weinmüller war Traktorfahrer. Auch er ist gestorben, sie lebt jetzt allein mit ihrem Sohn. Die Engelsbrunner haben ihre Ehepartner in anderen Dörfern gefunden, jedoch Deutsche. Die Informantin erinnert sich noch an die Kirchweih; „*jetzt ist nichts mehr*“. Die nach Deutschland Emigrierten kommen auf Besuch, Frau Weinmüller konnte wegen ökonomischer Umstände nicht auswandern, hier hat sie ihr eigenes Haus. Wegen des Dialektes und des schnellen Sprechtempos ist das Gesagte schwer zu verstehen.

Alios ist ein kleines Dorf auf dem Weg nach Temeswar, zwischen Neudorf und Blumenthal. Wir treffen hier das Ehepaar Georg und Elisabeth Szakaci, geboren 1929 und 1928, seit 1950 verheiratet. Der Familienname ist magyarisiert. Beide waren in der Landwirtschaft beschäftigt und erzählen davon. In ihrer Kindheit gab es 170 Familien im Dorf, mehr als 300 Personen, die meisten Rumänen. Man sprach Deutsch und Rumänisch, es gab eine deutsche Schule, die wurde Anfang der 1970er-Jahre geschlossen. Der Vater Herr Szakaci war in die ungarische Schule gegangen. In einer Dorfecke, in einer Straße lebten Zigeuner, „*aber keine schlimme Zigeuner*“. Sie konnten Rumänisch, aber redeten miteinander Romanes. Die Deutschen lernten schneller Rumänisch als die Rumänen Deutsch. Schwer zu verstehen war der Guttenbrunner Dialekt. Die schönsten Jahre waren vor dem Krieg, bis 1941. „*Vor Krieg kein Hass*“, man verstand einander gut, die Unterschiede wurden bedeutsam, als der Kommunismus kam. Die wirtschaftliche Lage bei den Deutschen war besser, auch die Handwerker waren ausschliesslich Deutsche. Die Einwohner waren meist Kleinbauern. Frauen und Männer wurden auch aus den Nachbardörfern geheiratet. Die Rumänen feierten keine Kirchweih. Früher hatte die Kirche eine große Bedeutung, der Pfarrer kam aus Guttenbrunn, Gottesdienste wurde selten

gehalten, jedoch zu Weihnachten und Ostern. Die Informanten beschreiben die „*schwobische Tracht*“. Es folgen Erinnerungen an die Verschleppung und die Kollektivierung. Alle ihre Kinder sind ausgewandert, vor und nach der Revolution. Heute leben nur sechs Deutsche im Dorf. Ursachen der Auswanderung war die ökonomische Situation in der kommunistischen Zeit, die Bürokratie und dass „*nichts war erlaubt*“. Die Ausgewanderten kamen früher öfters auf Besuch. Die deutsche Kultur wird in Rumänien aussterben, zu wenige Leute sind hier geblieben. Doch „*wir können frei reden*“.

Auf dem Weg von Lippa nach Temeswar passiert man noch zwei ehemals deutsche Dörfer: Fibisch (Temesfüves) und Bruckenau (Pischia, Hidasliget). Fibisch war ein überwiegend ungarisches Dorf, nur ein Viertel war deutsch, dazu wohnten hier noch Rumänen. Wir haben hier Eva und Franz Scheirich getroffen, die Frau 1930, der Mann 1926 geboren und seit 1950 verheiratet. Sie sind die letzten Deutschen im Dorf und leben mit ihrem Sohn zusammen. Ihre Tochter lebt seit der Revolution in Deutschland. Die Informanten waren nicht verschleppt worden, die Frau war zu jung, der Mann hatte in der rumänischen Armee gedient. Früher wohnten die Deutschen hier in einem Viertel in der Nähe der katholischen Kirche, wo sich auch die Schulen befanden. Die Ungarn lebten verstreut, die Rumänen in einem Viertel, auch einige Zigeuner waren hier. Eva Scheirich sprach alle drei Sprachen in ihrer Kindheit, ebenso wie ihre Eltern. Ihr Vater wurde in Moritzfeld geboren, die Mutter in Fibisch. Der Vater war Rasierer. Die Eltern Franz Scheirichs waren Bauern in Bruckenau. Es gab Unterschiede zwischen den Nationalitäten; „*wir haben uns gut verstanden mit ihnen*“. Früher wurde die Messe auf Deutsch und Ungarisch gehalten, heute nur auf Ungarisch. Der Pfarrer kommt nunmehr nur zweimal im Monat, aber die ungarischen Frauen organisieren jeden Sonntag einen „privaten“ Gottesdienst, an dem auch Frau Scheirich teilnimmt. Auch Kirchweih – „*nur für die deutschen*“ – ist bekannt, mit Pilgerfahrt nach Radna; man hat sich den Leuten aus Königshof angeschlossen. Es gab einen eigenen Dialekt im Dorf und eine eigene Kirchweihtracht. Ihr Sohn (geb. 1949) und die Tochter (geb. 1950) sind in die deutsche Schule gegangen, die Schule wurde jedoch, vermutlich in den 1950er-Jahren, geschlossen, es gab zu wenige Kinder. Viele Deutschen sind mit Rumänen verheiratet. Die Informanten kennen die Schwabentreffen in Ulm. Aber „*die deutsche Kultur ist schon ausgestorben*“, was für die Befragten sehr traurig ist. – Während unseres Interviews kommt der Sohn hinein. Als er aber hört, worüber wir reden, konstatiert er: „*Kein Wert*“!

(Tonaufnahmen. – Schöndorf: Anna-Maria Schwerthöffer 23.8.1998 Signum 1998:4; Engelsbrunn: Josef Vogel 6.8.1999 Signum 1999:12; Engelsbrunn: Scheuermann, Franz (Deutsch Sanktpeter), Weinmüller, Elisabetha 6.8.1999 Signum 1999:13; Alios: Georg und Elisabeth Szakaci 27.8.1998 Signum 1998:10; Fibis: Ewa und Franz Scheirich 28.8.1998 Signum 1998:11. – Sämtliche Bo Lönqvist)

8. Zusammenfassung: Muster des Redens – Formen der Erzählung

Das historische Narrativ – Zeit und Form – das kreative Potential des Narrativismus – „Schöne Zeiten“ – eine Erinnerungsfigur – Die Persönlichkeiten

Dem Leser wurden vier Erzählungen von Gewährsleuten präsentiert, drei sind Anfang der 1920er-Jahre geboren, einer 1935. Drei der Erzählungen sind rückblickend, sie sind Beispiele für die Bedeutung der Erinnerung für die Informanten (Waitmann, Marisch, Mayer). Sie dienen der Bewahrung des Vergangenen, der „Geschichte“, so, wie sie vergegenwärtigt und dem Zuhörer erzählt wird. Die Erinnerung schafft einen empirischen Inhalt und gibt der Erzählung den Stempel der Glaubwürdigkeit, der Authentizität. Die Erzählung des jüngsten Informanten ist inhaltlich und strukturell anders geartet. Der Erzähler gehört einer anderen sozialen Gruppe an, er hat eine andere berufliche und gesellschaftliche Position (Lukhaup). Dieses Interview ist eine Analyse des Veränderungsprozesses; es enthält sowohl Reflexion als auch Geschichtsdeutung, der Informant zeigt Perspektiven auf die Gegenwart und die Zukunft auf. Die Erzählung kann mit einem Begriff von Jörn Rösen als „historische Meinung“ definiert werden. Sie bietet eine Erklärung zu einem Zeitverlauf, liefert eine normative Perspektive auf die Zukunft und enthüllt das konsistente Verhältnis des Subjekts zu sich selbst. Der empirische und normative Inhalt bilden eine zusammenhängende Erzählung.

Das historische Narrativ

Mit Hinweis auf den Geschichtstheoretiker Jörn Rösen kann man Erzählungen über menschliches Denken und Handeln als historisch analysieren, da sie generell eine zeitliche Abfolge vom Früheren zum Jetztigen schildern. Durch seine Erzählung orientiert sich der Mensch in einem Zeitrahmen. Der Forscher als Zuhörer und Fragesteller aktualisiert für den Informanten die Notwendigkeit, sich an dem, was war, und dem, was jetzt ist, zu orientieren. Von Bedeutung ist, welche Rolle das Erzählen in einem Zeitrahmen für das „Selbstverständnis des Subjekts“ bei dieser Orientierung spielt. Auch wenn Rösens Definition vorrangig für kollektive Prozesse gilt, ist sie auch für individuelle Erzählungen relevant.

Die Erzählungen aus Guttenbrunn und Schöndorf lassen sich jedoch nicht in eine absolute „Typologie“ einordnen. Wenn die Analyse Muster und Formen des Redens und der Erzählung betrifft, sind die Struktur des Erzählens als Schaffensprozess und das „Bild“ der Erzählung als Ganzes zentral. Für die Informanten sind die Erzählungen wahrheitsgemäß: Die Ereignisse spielen in den eigenen Erlebnissen, Daten und Orte sind exakt, der Informant konstruiert

die Struktur recht selbständig und wählt den Inhalt. Die Form ist ein Teil der Kommunikation mit dem fremden Zuhörer. Die untergeordnete Rolle des Forschers besteht darin, das Thema des Gesprächs, des Interviews vorzuschlagen. Wenn der Erzähler oder die Erzählerin interessiert, willens und bereit ist, zu erzählen – was bei allen vier Befragten in diesem Kapitel der Fall ist – übernimmt er/sie bald die führende Rolle im Gespräch. Der Forscher ist dann vor allem Zuhörer, er gibt nur manchmal Anregungen, wenn Pausen eintreten. Das Obengesagte wird durch Bestätigungen illustriert, wie z.B.: „... *Ich habe Ihnen doch können so viel sagen, ich bin schon alt, 78 Jahre, aber ich weiß noch alles*“; *„Ich glaub nicht, dass man noch hier etwas finden kann von der Siedlung... das ist schon lange Jahre her, zweihundert Jahre.“* Nach einigen Minuten wird die Erzählung jedoch fortgesetzt: *„Dann unten – dort war ein Türkenbrunnen von der türkische Zeit, wo die Türken hier gehaust haben, aber ich kann das nicht so sagen, wie es war – ist etwas Geschichtliches. – Und des war noch eine Ruine, wo man kann sagen, dass noch etwas war von der Türkenzeit.“* Mehrere Erzähler nennen auch Maria Theresia, fast als hätten sie sie gekannt, präzisieren aber ihre Angaben *„nach einem Buch; das hat man immer gehört; wie das einmal war“* über die Kolonisationsgeschichte.

Die Erzählungen der Informanten sind Beispiele für Gesamtheiten, die durch subjektive Kreativität geschaffen werden. Die Wiederholungen verstärken und bestätigen das Gesagte. Das genügt dem Informanten, es gibt hier keine explizit ästhetische oder rationelle Ambition. Diese Form der Narrativität bietet sich für eine Analyse im anthropologischen Kontext an.

An früherer Stelle wurde auf Lebenserzählungen hingewiesen, die von Ethnologen wie Albrecht Lehmann und Ulf Palmenfelt vorgelegt worden sind. (Kapitel 2).

Des Weiteren muss man die dialektale oder halbdialektale Sprache und das fragmentarische Deutsch beachten, das *„verkürzte Deutsch“*, das die Informanten ihrer eigenen Einschätzung nach sprechen. Rösen definiert *„Narrativismus“* als eine spezifische Form der Sinnbildung zur Zeiterfahrung. *„Sinn“* wird geschaffen durch einen Prozess von Fragen, Motivation, Überprüfung von Erfahrungen, Wahrnehmung, Orientierung und schließlich Interpretation. Die Eigenart des Ereignisses verschwindet dadurch nicht, sondern erscheint als eine Veränderung, in die man sich nachträglich einleben kann. Somit gibt der Zeitverlauf, die Kontinuität, dem Erzähler eine *„historische Identität“*. Das Wesentliche ist das *„Einleben in die zeitliche Veränderung“*; es ist von Bedeutung für das Verständnis und die Deutung von Veränderungen. Das Subjekt des Erzählers lebt darin, die Kommunikation des Subjekts spielt sich darin ab. Rösen hebt mit anthropologischer Referenz auch die Bedeutung der Form in der Erzählung hervor; das historische Erzählen ist auch ein kommunikativer Sprachakt. Erlebnisse und Deutungen werden über die Generationen hinweg bewahrt und vermittelt. Das Erzählen hält die Gemeinschaft und die Zugehörigkeit aufrecht, es trägt zur Eigenart und zu

einem positiven Selbstbild bei. Die historische Sinnbildung durchläuft eine Reihe verschiedener Manifestationen des menschlichen Lebens in allen seinen Dimensionen, z.B. (unbewusste) lebenswichtige Prozesse, Erinnerungsfragmente und Symbole. Der „Narrativismus“ ist eine Artikulation all dessen.

Wenn Inhalt und Form der Quellen des Erzählers später einer geschichtswissenschaftlichen Quellenkritik und Interpretation unterzogen werden, verlässt die Erzählung ein „prä-narratives“ Stadium. Rüsens vertiefende Analyse des historischen Erzählens in einem Paradigma der Sinnbildung aus Fragen, Erfahrung, Deutung, Darstellung und Orientierung – all dies ist von Bedeutung für die Definition der Geschichtskultur, ihre Entstehung, ihre Dimensionen und ihre Pragmatik – soll hier nicht näher referiert werden (Rüsen 2004, passim S. 61–69, 88–105 und 119–129).

Zeit und Form – das kreative Potential des Narrativismus

Die Form, welche die Informanten schaffen, wenn sie ihr Lebensschicksal erzählen, kann man als vier verschiedene Rahmen um das Bild eines Lebens beschreiben: Kindheit und Heranwachsen in den 1920er-, 1930er-Jahren, Krieg und „Verschleppung“ in den 1940er-Jahren, die Nachkriegszeit mit Kommunismus und durchgreifenden Veränderungen in den 1950er- bis 1980er-Jahren und die Freiheit in den 1990er-Jahren mit der Emigration und dem Aussterben des Dorflebens. Dieser letzte Zeitabschnitt ist ja der Ausgangspunkt und die Projektidee des vorliegenden Buches.

Wie gestaltet man diese vier Zeitabschnitte beim Erzählen? Wie schafft man Distanz zu Zeit, während man gleichzeitig in ihr lebt? Wie schafft man Sinn in seinem erzählten Leben? Es herrscht eine starke Relation zwischen dem Erzählten und der eigenen Biographie des Informanten. Ausdrücke wie: *„einmal; alles vorbei, kommt nicht mehr; jetzt ist nicht mehr; dann war nicht so wie heute“*; bilden nicht nur eine temporäre, sondern auch eine physische Grenze, *„nur vom Feld leben; deutsche Hände“*. Die Grenze trennt das Land außerhalb des Banats ab: *„dort“* ist das heutige Deutschland, *„hier“* ist das Zuhause, das Heimatdorf, in dem man weiterhin lebt. Die Erzähler unterscheiden nicht zwischen linearer und zyklischer Zeit, doch könnte man die lineare Zeit als die „große“ Geschichte definieren, als das Einzigartige, das Schicksal. Die zyklische Zeit, die die Wiederholung, die Wiederkehr beinhaltet, ist die Zeit der Natur und der Landwirtschaft; sie betrifft aber auch Feste und Alltag. In der Struktur und der Lebensgeschichte sind lineare und zyklische Zeit ineinander verwoben; man ist gleichzeitig Teil der Geschichte und Individuum. Die hier präsentierten Erzählungen werden dennoch als fortlaufendes Geschehen gestaltet; der Erzähler treibt das Gespräch voran, linear und zyklisch zugleich.

„Formen der Erzählung“ kann ferner als Teilnahme an der Kultur von einer in mentaler Hinsicht außenstehenden Position beschrieben werden; man beherrscht

die Gesamtheit, das kollektiv-sozial-physische Ganze, unterscheidet aber gleichzeitig die einzelnen Elemente.

„Schöne Zeiten“ – eine Erinnerungsfigur

Wenn die Informanten über das Gewesene erzählen, ist eins der häufigsten Worte „*schön*“, „*so war es – war auch schön*“. Dieses Wort hat mehrere Dimensionen, die wesentlich umfassender sind als eine rein ästhetische Wertung. „*Schön*“ bezeichnet eine Gesamtheit, es enthält sowohl konkrete als auch abstrakte Qualitäten, physisch und sozial Erlebtes. „*Schön*“ umfasst z.B. „*rein, rein deutsch*“, „*schwäbisch*“, ein Ganzes aus „*Landschaft*“ und „*Gemeinschaft*“, die Straßen der Dorfgemeinschaft, Haus und Kirche, „*Heimat*“, aber auch Organisationen, Lebensweise, Verwandtschaft und Sprache. Auch Feld, Arbeit, Bauer, Feste und Prozessionen sind Faktoren, die das Schöne bilden und zusammenhalten. Sieht man sich an, welche mentalen und physischen Grenzen um die kollektive Identität gezogen werden, treten Bezeichnungen und Stereotype wie „*Schwaben*“ und „*Sachsen*“ als deutlich eingekreist hervor, während „*Rucksackdeutsche*“ und Emigration „*wie eine Kette*“ zu einem späteren Zeitabschnitt gehören; sie fallen nicht unter den Begriff „*schön*“.

Die Beschreibung „*schön*“ ist also vor allem an eine unveränderliche, einheitliche, harmonische Zeit gebunden. Es handelt sich um einen statischen Zustand, der teils im Vergangenen, teils in den Erinnerungen existiert und während des Erzählens aktualisiert wird. Für eine tiefergehende Analyse des Wesens und der Dimensionen der Zeit – vor allem der Erinnerung – am Beispiel der Interviews mit den ältesten Informanten im Banat sind die von den Erinnerungstheoretikern Jan und Aleida Assmann entwickelten Begriffe inspirierend. Jan Assmanns Schema enthüllt die Mechanismen, die wirksam werden, wenn das Vergangene in Ritualen, Kommentaren und Kritik reproduziert und reflektiert wird. Aleida Assmann bezeichnet die mündliche Kultur als „*Erinnerungskultur*“ und hebt ihre Bedeutung für das kollektive Gedächtnis und die Identität hervor. Bei der Entwicklung des Begriffs lässt er sich u.a. von dem Soziologen Maurice Halbwachs (*La mémoire collective*) und dem Kunstphilosophen Aby Warburg (retrospektive Betrachtung) inspirieren.

Jan Assmann definiert und vertieft die Erinnerungskultur, indem er vier Formen der Erinnerung unterscheidet. Die erste, eine „*mimetische*“ Erinnerung, ist eine Handlung, die die Wirklichkeit gestaltet und Vorstellungen schafft. Es ist eine repetitive Erinnerung, die in den Sitten und Bräuchen des Alltags lebt, sie bildet den Kern der Tradition. Dagegen ist die Erinnerung an „*Dinge*“ konkreter, sie lebt in der gesamten materiellen Kultur, sie formt die Auffassungen von Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit. Durch die Erinnerung spiegelt das Ding ein Selbstbild wider, schafft eine „*Dingwelt*“, die mehrere Schichten des Vergangenen und der Gegenwart umfasst. Die dritte Erinnerung, die

kommunikative, fördert durch Sprache und Gespräch das Zusammenspiel zwischen der inneren Welt des Individuums und der äußeren Welt und damit das Bewusstsein der Interaktion mit anderen. Alle diese drei Formen lassen sich in mehr oder weniger ausgeprägter Gestalt als charakteristisch für die Erzählungen von Waitmann, Marisch und Mayer aus Guttenbrunn und Schöndorf bezeichnen. Die Informanten erzählen von Ereignissen, beschreiben Häuser und Gegenstände und referieren Gespräche und Lieder.

Die vierte, die kulturelle Erinnerung bildet das Rahmenwerk für die drei anderen. Sie steht über dem Handeln, sie enthält eine Vermittlung der Sinne. Diese mentale Übertragung geschieht durch Riten, Symbole, Ikonen, Tempel, Monumente, Erzählungen und andere Repräsentationen verschiedener Art, auch durch Schriften. Das Interview mit dem jüngsten Informanten, Johann Lukhaup, hebt Elemente der kulturellen Erinnerung und der kollektiven Identität der Banater Schwaben hervor. Mehrere Beispiele werden in den beiden letzten Kapiteln des vorliegenden Buches präsentiert (Kapitel 6, 7).

Die kulturelle Erinnerung kann z.B. eine „alltägliche Entlegenheit“ wiederbeleben, etwa dramatische Ereignisse in der Vergangenheit. Solche Elemente bezeichnet Jan Assmann als „Erinnerungsfiguren“; sie sind „Zeitinseln“, ein Raum für retrospektive Betrachtung. Sie konkretisieren die Identität, sie rekonstruieren das Vergangene und verbinden es mit der Gegenwart. Die Figuren sind formativ, sie organisieren, spezialisieren und „kultivieren“ durch Sprache, Bilder, Rituale und Symbole. In den Erinnerungsfiguren werden durch ihr Verhältnis zum normativen Selbstbild der Gruppe Wertperspektiven vermittelt. Schließlich ist die kulturelle Erinnerung reflexiv, in der Praxis, im Selbstbild und in der Selbstthematisierung. Vor diesem Hintergrund können die Erzählungen in diesem Kapitel als eine Erinnerungsfigur definiert werden, als eine Insel in und außerhalb der Zeit – von den Informanten sowohl intuitiv als auch einsichtig als „schön“ aufgefasst und interpretiert. In den Erzählungen verbinden sich Bruchstücke von Erinnerungen sowohl an vergangene als auch an aktuelle Themen; die Informanten bewegen sich gleichzeitig in verschiedenen Zeiten (s. Assmann 2005, Einleitung S. 18–26 und passim; Assmann 1988, S. 9–19).

Die Persönlichkeiten

In seiner umfassenden, nahezu klassischen Untersuchung „Von Mund zu Ohr“ (1993) beschrieb und analysierte der Kulturhistoriker, Erforscher der Volksliteratur und des volkstümlichen Erzählens Rudolf Schenda Kultur als Kommunikation zwischen Erzähler und Zuhörer. In einem Kapitel hebt er speziell das allgemeine Bild der Individuen als „Persönlichkeiten“, als Träger der Tradition, „die ältesten im Dorfe“, hervor. Schendas Analyse enthält auch kritische Aspekte, besonders im Hinblick auf ältere Vorstellungen vom „uralten goldenen Zeitalter“, aber auch hinsichtlich der Bearbeitung der Erzählungen der

Gewährsleute in literarischen und sprachlich-grammatischen Editionen. Er zeigt, wie die Ambitionen und Qualifikationen der Forscher die Sammlungstätigkeit gelenkt, Erzählertypen geschaffen und das Material geprägt haben. In Bezug auf das Familienrepertoire hebt Schenda die zusammengesetzte Struktur des Erzählerkorpus bei einem Einzelnen hervor. „Die Nachrichten, Berichte und Erzählungen von außen werden in einem Familienrepertoire ergänzt durch Erzählungen, die ganz aus dem inneren Bereich der Familie stammen.“ In solchen Erzählungen treten Schenda zufolge fünf verschiedene Funktionen auf, die Einfluss auf die Wertung des Erzählten haben. Diese sind: Demonstration – wenn eine Anekdote oder Episode aus dem Leben dazu dient, eine menschliche Eigenschaft positiv oder negativ zu definieren; Identifikation – eine kennzeichnende, bestehende und wiederkehrende Eigenschaft der Familie, eine Eigenheit von konstanter Art; Solidarisierung – Geschichten, die die starken Familienbande zeigen, den Zusammenhalt bei durchlebten Geschehnissen; des Weiteren eine Funktion, die negative Züge und unvermeidbare Umstände in der Geschichte der Familie erklärt und mildert, Entlastungsfunktion genannt; schließlich die damit verknüpfte Funktion der Rechtfertigung, wenn bestimmte Verhaltensmuster als die einzig möglichen und richtigen in bestimmten Situationen erscheinen. „Ganz auf eine aktuelle Mangelsituation bezogen, kann das Erzählen von Geschichten helfen, Notlagen zu überspielen“ – dann handelt es sich um eine Bewältigungsfunktion, z.B. wenn es um das Erleben und Verhalten in einem Zustand von Not und Ausgesetztheit, z.B. von Hunger, geht.

Sowohl die Form als auch das Muster der in diesem Kapitel präsentierten Erzählungen weisen Züge der Charakteristik auf, die Schenda den Erzählern zuschreibt. Es sind keine expliziten Behauptungen, aber doch Reflexionen, Deutungen und Erklärungen. Aber sie sind von entscheidender Bedeutung, wenn der Informant seine Schilderung des Dorflebens schafft. Somit kann man behaupten, dass auch die Funktionen Triebkräfte in der Mechanik der Erinnerung sind. Sie geben den Erinnerungsfiguren ihre Kontur.

Das Thema Erzähler bzw. Erzählerinnen überrascht Schenda zufolge, wenn es vertieft wird, „durch die Vielfalt individueller Ausprägungen, durch die weiten Bögen und Perspektiven, die sich bei einem Vergleich von diesem Erzähler und jener Erzählerin in jeweils unterschiedlichem historisch-geographischen Kontext eröffnen würden“. Schenda hebt abschließend hervor, dass die Erzählerpersönlichkeiten nicht nach ihrem Repertoire beurteilt werden sollten, sondern als Erzähler einer Lebensgeschichte, so wie sie selbst sie gestalten. Sie sind Teile eines biographisch und kulturgeschichtlich signifikanten Kontextes, „der Auskunft gibt über die Rolle der Familie für das Tradieren der Geschichten und über die anderen möglichen Quellen von ‚Volkserzählungen‘. Deutlich wird dabei aber auch, warum eine Erzählerin oder ein Erzähler bestimmte Geschichten im Kopfe behalten hat und welche biographischen oder psychischen Gründe für bestimmte Ausprägungen oder Variationen der traditionellen Erzähltypen verantwortlich sein können.“ Schenda schließt mit

einer langen Liste von Themen, die das moderne Alltagsleben der Erzählforschung bietet; diese Aufforderung haben in den letzten dreißig Jahren mehrere Untersuchungen befolgt, die hier jedoch nicht behandelt werden sollen. (Schenda 1993, Einleitung passim, und Kap. 5, „Die Persönlichkeiten der Erzählerinnen und der Erzähler“, S. 147–191, speziell S. 186–188, Kap. 8, „Erzählung und Feldforschung“, S. 244, 258–261 und 273–275).

Obwohl Schenda die Individuen als Erzähler und auch die biographischen Kontexte pointiert, sieht er die Narrativität als ein kollektives Phänomen. Im Blickpunkt stehen die Erzähler als Repräsentanten für eine Klassifikation von Typen von Traditionsvermittler, Traditionsgut und Repertoire-Studien. Diese Kategorisierung lässt sich nur zum Teil mit den in diesem Buch vorgelegten Studien der Erzählkultur vergleichen.

Der Aspekt in den vorliegenden Schwaben-Studie betrachtet gewiss alle Erzähler als einzigartige Persönlichkeiten, die nicht bewusst ausgewählt, sondern nach dem Zufallsprinzip gefundene Leute sind, mancherorts die einzigen noch lebenden Deutschen. Wie oben angeführt, liegt eine Erhebung des Kontexts, d.h. der Lebensumstände der Erzähler, die von ihnen selbst dargeboten werden, im Hauptinteresse der Forschung. Die Gestaltung der Spielregeln zwischen Informant und Forscher zeigt die Erzählvorgänge. Es handelt sich sowohl um Erzählkultur und Kreativität als auch eine Performanz-Studie mit vielen Varianten von Einzelfällen möglichst als analysierbare Objekte. Die Lebensgeschichten und Alltagsgespräche liegen als Orientierungsmuster vor. Sie spiegeln andererseits jedoch auch tradierte Wertvorstellungen und Normen in den Dorfgemeinschaften wider. Auch bestimmte Strukturen, die in der jeweiligen persönlichen Entwicklung begründet sind, werden so exemplifiziert. Es handelt sich um Erzählforschung sowohl als individuelle wie auch als kollektive Bewusstseinsforschung (vgl. neben den bereits angeführten Arbeiten von Albrecht Lehmann 1983, 1993, 2001 und 2007, auch Röhrich 2001, S. 522f. und 535f.).

Anmerkungen

Zur frühen Kolonisation, Dorf- und Hofplänen für Guttenbrunn, Schöndorf, Charlottenburg und Blumenthal siehe den Ausstellungskatalog Die Donauschwaben (1987), S. 92 & passim, 110–113, 130–132 und 224.

Zur KIRCHWEIH siehe den Artikel „Kirchmesse, -tag, -weih in Beitl (1974), S. 448–451.

Zum PFINGSTENLÜMMEL: – Pfingsten – Zu Pfingsten wird in vielen deutschen Landschaften das Vieh zum erstenmal auf die Weide getrieben oder der erste Austrieb mit festlichem Brauch wiederholt. Bis Pfingsten wird zuweilen ein besonderes Wiesenstück ungenutzt gelassen. Mit lautem Jubel, mit

Grün bekränzt und geschmückt zieht das Vieh auf die Weide. Das letzte Tier heißt P.kau oder P.osse, der letzte Bursche oder das Mädchen, das als letztes am Platze ist, werden als Pfindstvoss etc. aufgerufen. Später wurde der Schimpf auf den letzten Aufsteher übertragen (P.karr,-bötel) . In Österreich ist Pfindstlummel auch, wer die österliche Beichte bis P. verschoben hat. – Im Erzgebirge war der letzte Hirte Pfindstlummel... etc.; vgl. Beitzl (1974), S. 642f.

Schöndorf Michael Mayer



Guttenbrunn



Guttenbrunn Trachtenpuppen – Erinnerung von den Emigrierten



Schöndorf Korbflechtereie und Tischlereie etwa 1930





Johann und Hans-Rozalia Lukhaup, Guttenbrunn und Lippa

Kapitel 6

Das Lied am Ende – Perspektiven von vier Informanten

Das letzte auf empirischem Material basierende Kapitel präsentiert vier Interviews aus unserem Feldforschungsgebiet, im Dreieck zwischen Lippa, Temeswar und Arad. Außer dem Zentrum Lippa, wo die letzten Interviews geführt wurden, besuchten wir die Dörfer Bruckenau im Südwesten und Glogowatz im Nordwesten. Beide liegen also am äußeren Rand des deutschen Sprachgebietes, das wir dokumentiert haben. In beiden Dörfern war die deutsche Bevölkerung um 1998 bereits stark dezimiert; heute sind die Einwohner der Dörfer durchweg rumänischsprachig. Unsere Informanten in den erwähnten Dörfern sprechen Hochdeutsch, sie haben eine Berufsausbildung, sie vertreten sowohl die älteste als auch die jüngste Generation unter den Interviewten. Die Perspektive richtet sich vor allem auf die Veränderung, die sie in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten, speziell seit den 1990er Jahren. Der jüngste Informant ist 1983 geboren.

Wenn man sich von Lippa im Norden der Stadt Temeswar nähert, führt der Weg durch zwei alte deutsche Dörfer: Bruckenau (ung. *Hidasliget*, rum. *Pischia*) und Jahrmarkt (ung. *Temesgyarmat*, rum. *Giarmata*). Jahrmarkt galt bei unserem Besuch als ganz ausgestorbenes Dorf, aber in Bruckenau trafen wir noch Deutsche an. Hier wird ein Interview mit zwei Generationen aus derselben Familie präsentiert.

Bruckenau liegt etwa zwanzig Kilometer nordöstlich von Temeswar; die Höfe mit den charakteristischen Giebelhäusern befinden sich zu beiden Seiten der Landstraße, die Kirche beherrscht die Szenerie. Die nächsten Dörfer im Norden sind das früher ungarische Fibisch und die deutschen Dörfer Blumenthal und Charlottenburg.

Für Bruckenau wird angegeben, dass es bereits 1724 während der ersten Kolonisationsphase entstand, im Jahr 1764 waren hier 92 Familien verzeichnet. Die Einwanderer kamen aus dem Elsass und aus Lothringen und waren den Angaben zufolge „Leibeigene“ des Bischofs von Trier gewesen. Das Dorf behielt seinen Namen bis 1910, als der ungarische Name *Hidasliget* eingeführt wurde. Er wurde für kurze Zeit, 1920–26, durch *Bruckenau* ersetzt, danach wurde das rumänische *Pischia* zum offiziellen Namen. Das Dorf hatte 1822 ca. 1800 Einwohner, 1930 ca. 1300 Einwohner, von denen 84 Prozent Deutsche waren. Noch 1974 wurde angegeben, dass das Dorf zu 44 Prozent deutschsprachig war; 1985 gab es noch 405 Deutsche, aber 1999 nur noch sieben. Im Jahr 1995 nannte die Banater Post die deutschen Familien Werbos und Spanhauer sowie die Witwe Gertrud Loris – die auch unsere Informantin war.

Die Kirche des Dorfes, die Dreifaltigkeitskirche Sankt Antonius, wurde in der Zeit Maria Theresias in den Jahren 1771–76 errichtet, die Einwohner gehörten damals zu einem Patronat unter Baron Georg Barko von Manassy. Die Kirche wurde 1922 renoviert, bei unserem Besuch 1998 war sie noch in Gebrauch, aber 2004 hieß es, sie sei ganz verfallen und das Kreuz sei abgenommen worden.

1985 wurde in Nürnberg die Bruckenauer Heimatortgemeinschaft gegründet, die Heimattreffen veranstaltete, ab 1989 in Nürnberg und 2007 mit Kirchweihpaaren. Einige Bücher über das Dorf wurden publiziert, u.a. Anton Peter Petri, Herkunftsorte der Bruckenauer Kolonisten, Mühldorf am Inn 1990 (Neue Banater Bücherei, 41), und (Reinhard Scherer), Bruckenau. Eine Banater Hecken-Gemeinde an der Bergsau. Heimatbuch Bruckenau, S.a. 1999.

1. Die letzten Generationen – Dorf Bruckenau

Auf unserer ersten Reise nach Temeswar 1997 treffen wir in Bruckenau den Bauern Mikael Werbos. Er zeigt uns seinen Hof und ist stolz auf das Vieh. Wir vereinbaren, dass wir im nächsten Jahr wiederkommen, um ihn zu interviewen. Als wir im August 1998 zurückkommen, erfahren wir, dass er im Winter, im Alter von 54 Jahren, einer Krankheit erlegen ist. Wir treffen die Witwe und die beiden Kinder, die Teenager Koleta und Michael, und unterhalten uns in einer kleinen Gedenkstunde auf Deutsch. Frau Werbos ist Kroatin und stammt aus einem der kroatischen Dörfer südwestlich von Temeswar in der Nähe der Stadt Reschitza.

Die Tochter Koleta Werbos schlägt vor, dass wir uns mit der Schwester ihres Vaters unterhalten, Gertrud Loris, deren Hof direkt gegenüber liegt, auf der anderen Seite der Dorfstraße.

Gertrud Loris, geboren 1941, berichtet gern über das Leben im Dorf und über die Veränderungen in der Gegenwart. Sie spricht sehr schnell, spontan und reflektierend, weshalb die Erinnerungsbilder mitunter fragmentarisch bleiben. Ihre Nichte Koleta Werbos ergänzt. Sie ist 1983 geboren und besucht das deutsche Lyzeum in Temeswar. Sie sehnt sich danach, nach Deutschland zu ziehen, wo Verwandte leben; in Bruckenau gibt es keine Jugendlichen mehr.

„*Es war sehr schön, besonders mit der Blaskapelle war es sehr schön...*“. Frau Loris spricht zuerst von der Pilgerfahrt nach Lippa, dem Schutzengelfest am ersten Sonntag in September, von dem bekannten Quartier, der Wanderung von der Kirche in Lippa zur Kirche Maria Radna, von den Messen, die jede Stunde für eines der Dörfer gehalten wurden, und vom anschließenden Kreuzweg.

Das Dorf war deutsch, aber bei der Kirche wohnten bei den Deutschen hier die Knechte, die nicht Deutsche waren; auch Zigeuner lebten im Dorf. Von den

Knechten konnten viele auch deutsch sprechen, doch konnten die Leute auch Rumänisch. Wenige Ungarn lebten in Bruckenuau.

Frau Loris' Vater wurde früh Witwer und heiratete nach zehn Jahren erneut, eine Frau aus Altringen, einem kleinen deutschen Dorf mit nur 20 bis 30 Häusern. Die Großmutter kam aus Fibisch. Die Mutter von Frau Loris wurde nach dem Krieg nach Russland verschleppt, der Vater war im Krieg. Die Kinder, die Informantin und ihr Bruder, damals drei und ein Jahr alt, blieben bei der alten Großmutter. Frau Loris erzählt, wie die Großmutter davon erzählt hat, als ihnen alles weggenommen wurde, auch das letzte Pferd. Der Bruder des Vaters ist im Krieg gefallen. Dann sind die Kolonisten gekommen. Die Eltern der Informantin sind jedoch zurückgekommen, zu der Zeit war sie sechs Jahre alt. Die Eltern haben ihre Kinder zuerst nicht wiedererkannt und auch die Kinder die Eltern nicht. Das Haus wurde später repariert, und seit 1960, seit ihrer Heirat, wohnt Frau Loris hier. – „*Haben Sie es alles verstanden?*“

„*Also hier war deutsche Schule bis vier Klassen, wie ich in die Schule bin gegangen, und dann waren wir im Deutschpentschek (Deutshsanktpeter?) in der Schule, im Internat. Und ich war noch bis sieben Klassen dort im Internat, der Bruder war die letzte Jahr, waren nur einige Kinder, das Internat hat sich aufgelöst. Der Bruder hat das letzte Jahr hier (im Dorf) gemacht, in der rumänischen Sprache noch, einige (Schüler) gingen da nach Jahrmarkt. Im Moment, in dieser Zeit, waren nicht viele Kinder; es waren die Kriegsjahre, waren sehr wenige Kinder.*“ – Die Informantin schlägt vor, in die Kirche zu gehen, wo sie die Kommunionbilder zeigen möchte, „*es gab überhaupt sehr viele Kinder, '65, '66, dann damals waren sehr viele Kinder gewesen, wo erste Kommunion war.*“ – Wie lange war die deutsche Schule hier? – *Sie, Koleta Werbos, hat noch die erste Klasse hier gemacht. Bis 1988 kam die Revolution. – „1989, und dann im nächste Jahr, im 1990 im Herbst war keine deutsche Schule mehr, nicht?“* – Gertrud Loris.: „*Dann waren im neunziger noch bis vier Klassen hier, und dann, in 1992 im Herbst hat es sich aufgelöst, es waren keine Kinder mehr, es waren zu wenige Kinder.*“ – Koleta Werbos.: „*Ich und noch ein Mädchen.*“ – „*So wenige Kinder, und nicht nur des – ich glaub, die Interesse war auch zu gering, weil es waren auch rumänische Kinder, haben Eltern ja gesagt, sie hatten ihre Kinder auch in die deutsche Schule, ja, aber es war auch sehr schwer gewesen, die Kinder haben gar nicht verstanden, weil sie von Haus kein Wort Deutsch kannten.*“

Wegen der Auswanderung? – „*Ja, ja. Na ja, angefangen hat es schon Jahre, Jahre vorher, schon Jahre vorher, nur dann im neunziger... ist ziemlich alle gegangen. Sind wir noch fünf, vier Häuser, ich weiß nicht, der Bruder ist ja nie mehr... Ich weiß nicht, kann ich die Kinder noch für deutsch rechnen... das immer noch sieben, sieben deutsche Menschen im Dorf. Ist einer, der hat sein Bruder draus, er war in Russland, mit sein neunzigjährige Vater, der Bruder kommt aber drei, vier Mal im Jahr hierher, führt der schlachte Schwein von hier weg und alles von hier (lacht). Und ist noch auch eine ältere Frau, die wo auch*

in Russland war, dennoch eine Frau, die ist mit ein Ungar verheirat. Und ich und die zwei Kinder (des Bruders) kann ich auch für deutsch rechnen.“

Warum sind Leute weggefahren, war es wie eine Massenauswanderung? – „Ja so, irgendwie. Wenn ich die Wahrheit sagt, warum sie sind weggefahren, (ich) soll Ihnen die Wahrheit sagen: Ist am jeden so gut gegangen (in Deutschland), fast ein jeder hatte schon ein Auto, das Haus schön hergerichtet in dieser Zeit, und alles so, schon zehn-, fünfzehn Jahr vorher sind schon einige hinaus, und dann sie sind kommen und haben groß angeben, und dann haben immer mehr wollen, viele haben ja drüben aus Leben dort gelassen vor Heimweh, aber sie konnten niemehr anders.“ – Kommen sie noch hier zurück? – „Kommen, kommen, kommen!“ – Frau Loris erzählt von jemandem, der in der vorigen Woche zum ersten Mal seit der Revolution zu Besuch war; er wollte auch in die Kirche gehen und hat dort „so bitter geweint in der Kirche. Die meisten, wenn sie kommen, sind so bitter, weinen in der Kirche (gerührt).“

In Deutschland leben die Leute sehr verstreut, „überall, so höre ich von weit Kraiburg, über Österreich, bis nach Hamburg. Die letzte Auswanderung ging sehr schnell, ja, ja, und darum die können ja ihre Feste so gesamt nie mehr feiern wie hier. – Sie feiern, aber die Jugend hat überhaupt kein Interesse mehr. Nur die Älteren kommen dort 'sam, sie haben [sich] auch noch angezogen schwäbisch. Die haben, einige haben, die letzten haben noch ihre Trachten mit nachholt, aber sei wenige, wo sich ang(e)ziehen.“ – Die Informantin berichtet von einem jungen Mann, der kurz zuvor hier war; er ging nach der Revolution fort, er hatte ein großes Haus; er wollte hierher kommen und ihren Haus zurück holen [er wollte sein Haus zurückbekommen], aber „in die größte, schönste Häuser sitzen die größte Kolonisten, und die können sie überhaupt nimmer ausschweifen“ (lacht). – Frau Loris erzählt noch von Versuchen von Jungen aus Deutschland, die ihre Militärzeit [Zivildienst] bei der Caritas hier ableisten möchten, auch nach ihren Ahnen zu forschen, an den Friedhöfe Begräbnisplätze zu finden und Häuser zu bekommen, jedoch ohne Erfolg. Der Bischof in Temeswar kann allerdings nicht alles erledigen. Auch mit den verfallenen Kirchen und Türmen gibt es Probleme. Die Informantin zeigt Bilder in Zeitungen von einer zusammengefallenen Kirche in Kleinbetscherek.

Frau Loris erzählt von der Kirche in Bruckenua, die über 200 Jahre alt ist, die Geschichte ist niedergeschrieben. Königin Elisabeth hat Ende des 18. Jahrhunderts den Kirchenbau unterstützt. Das schöne Turm war früher einer der größten, wurde jedoch 1958[?] durch einen neuen Turm ersetzt, „ist niemehr der richtige Turm, schönes, große, höhe Turm“. – „Von innen noch sehr schön.“ Einmal im Monat wird die Messe gefeiert, „wird im Deutsch, im Rumänisch, im Ungarisch gehalten. Meistens im Rumänisch, weil die zwei Deutschen, wo sind, die verstehen auch Rumänisch, und die fünf, sechs Ungarn verstehen auch Rumänisch. Mir verstehen nicht Ungarisch und die verstehen nicht Deutsch, dann ist es doch lieber Rumänisch machen, sagt mir immer. Aber der ist auch ein Ungar, der halt mehr auf der ungarisch, kann man nicht ändern! (lacht). Mit

Ungarn haben aber jetzt die Deutschen, die Banater Tanzgruppe auch Verbindung, waren ja von ungarischen Dörfer haben sie Partnerschaft gemacht, das ist schon hier, Tanzgruppe.“ – Die Informantin hat davon in der Zeitung gelesen.

Früher hatten die Bruckenauser Frauen auch Männer aus anderen Dörfern geheiratet, z.B. kam der Vater der Informantin aus Altringen. Es waren jedoch nicht sehr viele Auswärtige; „*meistens doch von Dorf*“. Die Informantin kann sich nicht an Mischehen erinnern; „*stark, stark selten*“. Erst in jüngerer Zeit, etwa seit 15 bis 20 Jahren, „*aber doch nicht so schlimm[!] wie jetzt. Jetzt sind also: Die Deutschen sind von hier ausgewandert, haben gesagt, mir haben nimmer was hier zu machen: mit den Rumänen uns verheiratet. Es sind aber schon viele gekommen, wo sich von hier rumänische Frauen haben geholt.*“ – Frau Loris hat noch keinen Schritt in Deutschland getan, aber ihr Bruder war dort, und er sagte von den Rumänen: „*Die sind nicht so wie mir. Man sieht, das sind andere Menschen*“, sagt er. *Aber die sagen auch, die was sich von hier Frauen holen, rumänische Frau: die Frauen, was sie sich holen, die sind nicht so sparsam, so wie wir Schwaben! Wenn sie ihren Lohn bekommen, dann gehen sie ins Gasthaus, erzählen sie, dann essen sie eins, zwei Abend gut, dann stehen sie wieder ohne Geld (lachen). Bei uns Schwaben gibt des nicht... (lachen). Ein jeder hat sein Sach im Garten, lebt, wie er kann, von Garten und von Haus, was man hat, (Ge-)Flügel und so, und ab und zu, was man sich noch kaufen kann. Und des sind unsere [die rumänischen] Menschen nicht gewöhnt.*“

Der Forscher aus Finnland empfindet die vielen Sprachen und Nationalitäten als eine interessante Sache. Die Informantin kommentiert die Situation nicht. Wahrscheinlich verhält man sich hier pragmatisch und nicht ideologisch zu dieser Tatsache.

Im Dorf lebte man von der Landwirtschaft, doch es gab auch Handwerker, wengleich nur wenige. Was man so gebraucht hat: den Schmied, der Wagen und Räder repariert, den Tischler der die Totenladen gemacht hat, die Bahre, er war auch Musikant, mit Klarinette. – „*Ja, ja – des waren alle Deutsche, Deutsche, Deutsche!*“

Nach dem Kriege war einige Zeit nichts, erst 1958 wurde wieder eine Kirchweih gehalten, zunächst noch nicht schwäbisch (d.h. nicht in Tracht). Mit der Zeit fing es wieder an, dass die Kirchweih auf Schwäbisch gefeiert wurde. Einige Jahre gab es sehr viele Trachten, aber in einem Jahr waren es nur sieben Paare. Das Fest war von der Gemeinde organisiert, der Pfarrer und eine Kindergärtnerin, die Kantorin und die alten Frauen, „*die noch gekannt waren, die haben wieder alte Trachten (aufbewahrt), man hat die Jungen gezeigt und dann neu gemacht.*“ In Guttenbrunn wurden die Tücher für die Mädchen bemalt. Kirchweihstag ist Dreifaltigkeit, die Kirche ist da geweiht. Das war im Dorf das wichtigste und größte Fest. Viele Gäste kamen von Lippa und von überall, „*es wurde größer gefeiert als Weihnachten und Ostern, die wurde nach*

kirchlich nur gefeiert, da kamen keine Gäste.“ Die letzte Kirchweih mit Tracht wurde 1987 gefeiert. Die Verwandten aus Lippa sind immer gekommen. Die Nichte Koleta Werbus erinnert sich an die Kirchweih; sie hat aber nicht teilgenommen. – *„Bei uns jetzt ganz, ganz ausgestorben!“* Frau Loris hat in den Zeitungen und im Fernsehen gesehen, dass man noch Kirchweih in den Dörfern, wo es Kinder gibt, organisiert. Jetzt sind auch Rumänen und Ungarn mitgekommen, das kann man an den Namen sehen.

Die zweite Hälfte des Gesprächs handelt von verschiedenen Themen, meistens in Form von Fragen und kurzen Antworten. Die Informantin, Frau Loris, empfindet sich als so jung, dass sie die älteren Sitten nicht mehr selbst erlebt, sondern nur von ihnen gehört hat. Es war die Nachkriegszeit, von großen Umbrüchen geprägt.

An Fronleichnam z. B. kann Frau Loris sich nicht so gut erinnern. Sie war ein Kind, aber als sie größer war, wurde Fronleichnam nur mehr in der Kirche gefeiert. Als Muttergottesmädchen war man angezogen, man hatte das Bild der Muttergottes aus der Kirche getragen, und *„wir Muttergottesmädchen sind von Kapelle zur Kapelle gegangen. Es waren vier Kapellen im Dorf, sehr schön.“* Sie hat gehört, dass es früher mit den Kirchweihpaaren ging, mit Musik und allem (als keine Kirchweih gefeiert wurde)“. Dann kam der Krieg, und dann war nichts mehr und danach nur mehr in der Kirche. Fronleichnam feierte man nach dem Dreifaltigkeitssonntag, nach dem Kirweihsonntag und darum mit Kirchweihmädchen. Im Nachbardorf Jahrmarkt wurde immer am Pfingstsonntag Kirchweihfest gefeiert. Und die Leute konnten dann auch nach Bruckenuau kommen, um Nachkirchweih zu feiern, weil viele von Jahrmarkt hier verheiratet waren und Verwandte haben.

Mit einer älteren Frau aus Jahrmarkt in Temeswar spricht Frau Loris deutsch, aber im Dorf sind es nur noch sehr wenige. Trotzdem gibt es in Jahrmarkt noch ebenso ein regelmäßiges kirchliches Leben wie in Bruckenuau. Der Pfarrer kommt einmal im Monat, *„haltet rasch die heilige Messe, geht sofort und kümmert sich weiter nicht“*. Er kommt aus Dombrowitz (Dumbravita) in der Nähe von Temeswar, einem Dorf mit Rumänen und Ungarn; *„das war nie deutsch“*.

Die Informantin kennt die Siedlung in der Umgebung von Temeswar, aber das war nicht deutsch. – Verbindungen zu den nördlichen deutschen Dörfern? – *„Es war auch ein Junge hier verheirat(et) von Guttenbrunn, von Schöndorf war niemand hier verheirat(et). Von Zmlac war eine hier verheiratet, in ganz anderer Richtung“* (Nadlac). – Mit Leuten aus Altringen, Charlottenburg und Königshof hatte man früher Verbindungen. In der Zeit ihres Großvaters in Altringen waren alle gut miteinander bekannt, auch in dem rumänischen Dorf Cesent, *„von ganzen Umkreis“*. Der Mann von Frau Loris war als Dreckelfahrer[?] draußen im Wald und war lange Jahre *„an den Bienen“*. Er war sehr bekannt mit den Leuten in Cesint, von denen viele Bienenzüchter

waren. *„Er fand die Menschen dort sehr gut.“* Buzad war ebenfalls ein rumänisches Dorf.

Frau Loris nennt noch die Mühle in Bruckenaus, *„eine von den besten Mühlen“*, aber sie wurde den Besitzern weggenommen. Auch von den Verbindungen zur Stadt ist die Rede: Die wichtigste Stadt war Temeswar, die nächste und größte Stadt. Viele fuhren dort zum Einkaufen, auch von Lippa kamen Leute, *„Lippa war keine Stadt“*. Lippa – Radna war ein Wallfahrtsort, und in Temeswar wurde gehandelt. Die Schwaben trieben Handel mit Produkten aus der Landwirtschaft, *„so ist der Schwabe“*. Haustiere waren die Pferde für das Feld; es gab nur einen Traktor im Dorf, das Vieh waren Kühe, Schweine und Geflügel. Die Kolchese existierte bis zur Revolution. Die Felder hat man nicht mehr zurückbekommen. Man wusste nicht genau, wo die Eltern ihr Feld gehabt haben, nur den Platz für die Weingärten weiß Frau Loris noch. Den Weingarten hat man an die Firma Kostat (Gostat) verpachtet. – Sie nennt noch die Kreuze am Feld, die der Besucher an den Wegen notiert. Zu den Kreuzen war man an Feiertagen ausgezogen, nach alten Gebetbüchern waren es die Tage, an denen man Prozessionen abhielt, um zum *„Dank für die Ernte“* an den Kreuzen zu beten. Es war vor dem Krieg. Nach dem Krieg durfte man nicht, doch sind Leute auf Umwegen, um der Polizei zu entgehen, nach Radna gefahren, *„so viel hat man trotzdem die Mutter Gottes in Radna verehrt“*. Die Informantin bedauert, dass sie sonntags nicht mehr Gottes Wort in der Kirche hören kann; wegen ihrer Krankheit ist es nicht möglich zu fahren; dabei wird sie kränker, wenn sie nicht Gottes Wort hört (traurig). – *„Ich weiß nicht, die Jugend, die kennt so was nicht, die will noch Strand gehen und Disko gehen, aber die wissen nicht, dass auf einmal ein Leid kommt und dann braucht man Gott! Sonst kann man ja des gar nicht überleben (gerührt).“*

Das Gespräch geht zu den Vereinen über. Der Kirchenverein bestand noch in der Nachkriegszeit, bis die letzten Menschen ausgewandert waren, fort. Auch die freiwillige Feuerwehr gab es noch so lange, wie die Deutschen hier waren. Die Musikkapelle war vielleicht letzte Mal 1987 aktiv. Die Familie von Frau Loris ist nach Maria Radna gegangen, damit auf der Beerdigung ihres Mannes gespielt wurde. Er hatte, sagt Frau Loris, einige Jahre zuvor gesagt, als die Auswanderungen angefangen hatten: *„Wer sterben will und noch will begraben werden mit der Blaskapelle, muss sich eilen. Und der Arme hat sich geeilt, dass er noch mit der Blaskapelle begraben wurde. War er so schick sein (gerührt).“* – Frau Loris hat einmal, vor fünf, sechs Jahren das Altenheim in Maria Radna als Dolmetscherin besucht, *„aber ein Trauer, was man dort drinnen sieht, ein Trauer (gerührt)“*. – Die Gnadenbilder in der Kirche Maria-Radna sind bekannt, die Informantin kennt und erklärt den Brauch, aber die Sitte gab es in Bruckenaus nicht.

Eigene Dialekt? – *„Oh ja, jedes Dorf hat seinen Dialekt, genau anders gesprochen: Bentschek (Alsóbencsek) und Jahrmarkt. Die Bruckenaus haben die Bentsiger verspottet, (lachen)... Bentsiger haben Seck und die Jahrmarker ...“*

dicke (lachen) ... *Waren so Spottnamen so. Man hat sich doch verstanden, große Unterschiede ist mit den Sachsen, verstehen wir nicht. Und Guttenbrunn ist auch merk [merkbar] größer Unterschied, Ich verstehe auch nicht so gut, aber so im Schnitt.*“

Untereinander sprechen sie noch die Bruckenauser Sprache. – Der Forscher schlägt vor, dass Frau Loris und ihre Nichte Koleta im Dialekt sprechen. „Schowisch rele!“ – Koleta Werbos: (Lachen) „No“, entgegnet Frau Loris, „*ich kann nicht so gut sprechen, ich kann immer hochdeutsch so sprechen (wie) in der Schule.*“ – Koleta Werbus kennt alle Kinder aus ihrer Schulzeit, von diesem ist im Dorf keine mehr übrig, nur sie selbst. Es gibt ein Internat in Temeswar, wo sie bis zur fünften Klasse gewohnt hat, aber nun wohnt sie bei ihrer Tante. Sie geht ins Lyzeum, dieses hat drei Klassen. Im Gymnasium gibt es 75 Kinder. Es gibt sowohl rein deutsche Klassen als rumänische mit Deutsch als Fremdsprache. Es kommen immer mehr Kinder, die Rumänen interessieren sich mehr und mehr für die deutsche Sprache. Frau Loris: „*Das stand auch in der deutsche Zeitung!*“

Man sagt „*Temeswar, nicht Temesburg, wurde niemals gesagt. Von Deutschland sie schreiben auch von Temesburg, aber da war es nie, ich weiß nicht.*“ Die Schule ist die Lenau-Schule in der Nähe der Domkirche, beim Domplatz. „*An den Straßen in Temeswar hört man am meisten nur Rumänisch.*“ Frau Loris sagt, dass sie, als sie in letzter Zeit Temeswar besuchte, darüber staunte, dass sie immer mehr Deutsch gehört hat, „*sie sprechen nicht gut Deutsch, wahrscheinlich lernen sie.*“ In den Geschäften spricht man nur Rumänisch. – K.W.: „*Auch in der Schule, wenn wir Pause haben, und dann sprechen am meisten nur Rumänisch. Es sind auch Kinder, die von rumänischen Familien kommen, haben im deutschen Kindergarten. Und sind auch andere von Lugosch, Sankt Nikola, Billed, Jimbolia*“; G.L.: „*das ist Hatzfeld*“. Die Lehrer sprechen Deutsch und Rumänisch. Einige Lehrer sprechen Rumänisch und Englisch, kennen nicht Deutsch, und die deutschen Lehrer unter ihnen Deutsch. In der Schule lernt man Französisch, Englisch und Latein. Der Unterricht wird auf Deutsch gehalten, nur nicht das Fach rumänische Sprache. Frau Loris bedauert, dass die Nichte Koleta die Tanzschule im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar nicht besucht hat; sie kann weder Walzer noch Polka tanzen, „*was ist bei den Schwaben überhaupt Sache*“. Frau Loris hat im Dorf tanzen gelernt, bei Fasching, „*das wurde auch immer groß gefeiert*“.

Was meinen Sie über die deutsche Kultur hier, wird sie aussterben? – Frau Loris (nachdenklich): „*Hoffentlich wird es weiterleben, hoffen, aber nimmer in alle Dörfer.*“

Nach dem Interview zeigt die Informantin uns die Kirche. Sie bedauert, dass die Gemeinde arm ist.

(Tonaufnahme 1998:8. 25.8.1998 Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen)

2. Der letzte Dekan im Dorf Glogowatz

Das Dorf Glogowatz (Vladimirescu) war vor der Revolution eines der größten deutschen Dörfer. Es liegt in der Nähe der Stadt Arad, an der Hauptstraße nach Osten in Richtung Bukarest. Bei unserem Besuch 1999 gab es dort nur noch einige wenige Deutsche. Außer dem Pfarrer mit dem Titel Dekan, Franz Pettla, trafen wir nur eine ältere Bauersfrau, die mit einem Rumänen verheiratet war.

Unser Informant wurde also Herr Pettla, er ist 1914 geboren und ist einer unserer ältesten Informanten. Seine lange Zeitperspektive wird in diesem Text präsentiert. Er erzählt mit schöner, melodischer Stimme und nuancierter Betonung, mit Nachdenklichkeit. Er erscheint als sehr frommer Mann.

Der in diesem Dorf beheimatete Dialektologe und Volkskundler Hans Gehl publizierte 1988 die umfassende Beschreibung „Glogowatz im Arader Komitat“ (Heimatortsgemeinschaft Glogowatz > Quellen), eine wissenschaftliche Untersuchung, für die es in dem Gebiet, das unsere Feldforschung erfasste, also in dem Dreieck Lippa – Temeswar – Arad nichts Vergleichbares geben dürfte.

Über sein Leben berichtet Herr Pettla Folgendes: *„Ich bin in Bakova geboren, ich bin her gekommen in 1963, da war ich schon 49 Jahre. Das Dorf damals war sehr schön, da war der größte deutsche, da waren 3800 Seelen Deutsche, Kinder waren über 500 in der Religionsunterricht, da war wunderschön, Gottesdienst war wunderschön besucht. Dann ist die Auswanderung gekommen, Anfang nur wenige, dann immer mehr, immer mehr. Diesen Jahre 1981 sind schon viele, aber die Hälfte war doch immer da, vielleicht noch mehr als die Hälfte war noch da. Als im 1989 der Umsturz war, dann sind im '90 alle fort. Noch sind doch dageblieben 255 Seelen, nicht Familien, Seelen – meist alte Leute, meist kranke Leute. Nun dann – von dieser Zeit bis heute – kann ich vielleicht zusammenzählen, was noch deutsche Personen da wohnen, ungefähr 130 bis 135. Ziemlich alle alte, vielleicht das deutsche Volk da eines Tages verschwinden wird.“*

Warum sind die ersten gefahren? – *„Was soll ich Ihnen sagen? Die haben gehört von Deutschland, wie gut es dort ist, wie sorgelos man dort leben kann, gut verdienen kann. Da war hart, schwächere Lebensstandard, da war oftmals Mangel, mussten in Reihen stehen die Leute, zum Beispiel Fleisch, um Fleisch kaufen sind sie in der Früh um vier Uhr gegangen, sie einstellen, dass es acht Uhr geöffnet wird, ein Stück Fleisch kaufen, war es immer schwer für die Leute. Nun dann sind sie alle fort. Einige waren schon draußen, sind auf Besuch gekommen mit eigene Auto, die haben das gesehen, welchen Komfort, welche Lebensniveau, also gehen wir auch! Freilich haben sie letzt von ihnen bereit, denn sie haben ja Heimweh bekommen, vielleicht ist noch sehr viele auf Besuch kommen.“* – Zurückkommen? – *„Zurück kommen sie nicht mehr, nein, zurück wollen sie auch noch nicht mehr kommen.“*

Welche kirchlichen Feste waren damals noch üblich und wie ist es heute? –
„Damals ganz genauso wie heute auch, die Festtage sind geblieben. Gott sei Dank, der Kommunismus, ... sagen wir der gottlose Kommunismus, aber wir haben's ganz schön arbeiten können. Hier in Rumänien war eingeschränkt, aber sagen wir das: [Wer] eine Seelenheil wirken wollte, konnte es. Wir durften Sakramente spenden, wir durften die Kinder unterrichten, wir durften Gottesdienste feiern, den Leute predigen, die Toten begraben.

Religiöse Prozessionen waren gar nicht erlaubt, die waren jedenfalls Demonstration vielleicht eingestuft, und die waren da nicht erlaubt, die waren doch gar nicht notwendig gewesen. Also, die Feiertage, wie sie früher waren, ganz von Anfang, während das Kommunismus auch so waren und heute noch so sind. Nur der Unterschied von heute und damals ist der, dass die Kirche ziemlich leer ist, da wenige Gläubige geblieben sind. Und dass wir also, sagen vom diesen Standpunkt sind wir arm.“ – Messe nur in deutscher Sprache? –
„Ungarische Sprache auch. (Nicht von Anfang) – Nein, nein, als ich hergekommen bin, waren drei heilige Messen, alle in deutsche Sprache, und da waren zwei vormittags, und eine abends. Nämlich warum? Weil die Leute mussten auch sonntags in der Fabrik arbeiten gehen, da müssen eine Messe haben können, ist eine Messe angesetzt worden, um fünf Uhr nach Haus kommen, zwei Stunden nach war die heilige Messe. Wenn sie wollen, gewollt haben, können sie kommen. Und diese Messen, die waren sehr gut besucht, sehr gut! Jetzt sind zwei heilige Messen, eine in deutsche Sprache sonntags um neun Uhr, und um dreiviertel elf in ungarische Sprache. Sind aber in beiden Messen sehr wenige Gläubige, weil wenige nunmehr sind. Viele krank, die können gar nicht kommen, entschuldigt für die heilige Messe. Nun, unter andere Sachen.“ – Der Pfarrer kann auch Ungarisch. – *„Bakova, das ist neben Busiasch. Busiasch ist ein Badeort, berühmte Bade.“* – Der Informant beschreibt die Lage von Bakova, westwärts von Busiasch bis zu einer Linie Temeswar–Lugosch. – *„Bakova war auch eine rein deutsche Gemeinde, ganz rein deutsche Gemeinde, wo ca. 2500 Einwohner, sind alle ausgewandert.“* – Der Informant hat während seines Theologiestudiums, als er zwanzig Jahre alt war, Ungarisch gelernt; das war ziemlich schwer. Es hat lange dauert, er war schon Priester, schon Kaplan gewesen, die erste Predigt hat er auswendig gelernt, *„eingestutzt, wie man sagt, Wort für Wort gelernt, Gedächtnis war damals doch gut gewesen“*, und im Laufe der Jahre kam es soweit, konnte auf Ungarisch die Predigt halten.“ Er bedauert, dass es jetzt schwer ist, weil der Computer funktioniert immer gut (lachen), schon vergesslich ist nach.

Herr Pettla hat in Temeswar studiert. Er besuchte die Volksschule im Heimatort, Bakowa, dann das Lyzeum in Temeswar, und studierte auch Theologie dort, an einer theologischen Akademie, fünf Jahre, zehn Semester. Er wurde 1937 zum Priester geweiht und ist heute über 84 Jahre alt. Zuerst hat er eine Kaplansstelle in Fatschet (rum. Faget, ung. Facsád) bekommen. Dort lebten lauter Ungarn, es war sehr schwer, als er nicht die Sprache beherrschte. Er konnte lesen und

verstehen, aber kaum sprechen. Die Predigt hat er „*Wort für Wort eingelernt*“. Danach kam er nach Tschakowa (ung. Csákova), anschließend nach Rekasch, und dann nach Temeswar, eine Fabriksstadt, wo er 22 Jahre Hilfspriester war, das war ein Rekord. Dann bekam er für kurze Zeit eine Pfarrei in Giseladorf, und am 1. Oktober 1963 ist er hierher nach Glogowatz gekommen. „*Das hat früher Öthalom geheißt ungarisch, dann Glogowatz, und jetzt heißt es Vladimirescu, die Eisenbahnstation heißt immer Glogowatz, und das Dorf ist Vladimirescu.*“

Gab es Unterschiede zwischen den Deutschen dort im Süden und den Deutschen hier, als Sie gekommen waren? – „*Kein große Unterschied, es waren wenig, ganz kleine Unterschiede gewesen, sagen wir, Aussprach und die Sitten und Gebräuche, aber das hat man sehr rasch mitgemacht und durchgenommen und mit Verstanden alles sehr rasch gegangen. Die Banater Schwaben nennt man sie, sind aber keine Schwaben, sind sehr von verschiedenen Orten, zum Beispiel meine Name ist kein deutsche Name, das ist eine slawische Name, angeblich slowakisch soll es sein. Das sind von Tschecke eingewandert, und der Vater sind eingewandert, von verschiedenen Teilen. Diese Pfarrei hat begonnen mit 1765. Die meisten Pfarreien in Banat haben ungefähr dann begonnen, 1724 waren die ersten ungefähr, dann 1786 meine Heimatgemeinde auch, dann später, die sind schon im 19. Jahrhundert angesiedelt waren. Der Großteil wurde im 18 Jahrhundert angesiedelt, im Jahren Maria Theresia, hat sehr viel angesiedelt, die Kaiserin Maria Theresia.*“ – Wussten Leute noch davon, wenn sie jung war, – gab es einige Gedächtnisse aus alten Zeiten? – „*Ja, wir haben das erzählen gehört ... und von Bücher, nicht wahr, gelernt und studiert. Geschichtswissenschaftler waren immer, die haben beschäftigt, geforscht danach, nicht wahr?*“

Kam es (die Siedlungsgeschichte) im Schulunterricht auch vor, als Sie in der Schule waren? – „*Nicht sehr; in meiner Zeit, als wir in der Schule waren, da war ziemlich die Richtung auf Rumänisch ausgerichtet. Aber auch damals durften wir deutsche Schulen unterhalten. Die Kirche, die sogenannten Konfessionsschulen. Die Kirche durfte diese Schulen unterhalten, musste aber selber die Lehrkräfte bezahlen, und das auch, nicht wahr? Da waren auch diese sogenannten Konfessionsschulen, konfessionelle Schulen, die Pfarrei hat solche, hat die unterhalten. Die Gläubigen die mussten also Beitrag leisten, damit die Lehrer bezahlt werden können. War auch ziemlich schwer, war auch oftmals Streit deswegen, denn wenn die Menschen Geld geben sollen, dann ist schwer.*“ – Der Informant erzählt weiter detailliert von der Organisation des Kirchenlebens, Glogowatz hrte zu Arad. Es war eingeteilt in Prfektoren, die Kreise, Komitate mit Präfekten, die Richter (früher), als Bürgermeister für Gemeinde, heute auf rumänischen Primar, der gewählt war. Jede Gemeinde hatte einen Bürgermeister, einen Vizebürgermeister, ein Komitee, ein kleines Parlament, „*so wie ein kleines Staat*“. Steuer wurde bezahlt, für Haus, Eigentum, die Pferde und Felder, „*Ackerbausteuer*“, dann verteilt. – Die

religiöse Gemeinde hatte einen religiösen Beitrag, „*Kultussteuer*“, hier in Glogowatz „*Kirchengeld*“. Des Weiteren spricht Herr Pettla über Geldfragen und Kirchenreparaturen. – Aber das Geld, was jetzt einkommt als Kultussteuer, reicht doch nicht zu einer Reparatur der Kirche, obwohl die Gläubigen ein Gewissen haben. Von 130 Personen sind manche sehr arm. Einen einzigen Angestellten hat die Glogowatzer Gemeinde, einen Glöckner, der soll die Kirche und ihre Umgebung in Ordnung halten, und das Geld, Spenden und Gaben, was einkommt, reicht ungefähr, um den Mann zu bezahlen. Herr Pettla ist pensioniert, anders wäre seine Beschäftigung finanziell nicht möglich. – Was mit der Gemeinde geschehen wird, weiß man nicht, „*die Gemeinde ist fort, die Deutschen sind fort. Andere sind gekommen, sind Rumänen gekommen, Zigeuner gekommen. Die Rumänen damals waren sehr böse gewesen auf die Deutschen: ,Warum gehen sie fort, wenn gehen sie fort, da kommen die Zigeuner daher!‘ Die Zigeuner sind von anderen Volksstamm als die Rumänen.*“ – Aus der frühen Zeit der Gemeinde bestand eine 1765 gebaute Kirche, sie wurde aber 1865 durch einen Brand zerstört. Die Kirche wurde repariert, aber die Gemeinde war derart gewachsen, dass diese erste Pfarrkirche viel zu klein wurde. 1886/87 hat man eine neue Kirche gebaut, „*aber viel zu rasch*“. – Der Informant erzählt weiter von einem Streit in der Gemeinde über den Platz und, am Ende, den Bau von zwei Kirchen. Die griechisch-katholische Kirche wurde 1948 verboten. „*Der Staat hat sie unterdrückt, sie müssen orthodox werden, alle Bischöfe wurden eingesperrt, viele Priester auch, die sich nicht gebeugt haben.*“ – Nach 1989 lebte die griechisch-katholische Kirche wieder auf, aber sie konnte ihr Kirchgebäude nicht zurückbekommen. Und dann haben sie Herrn Pettla gefragt, ob sie nicht ihre heilige Messe in der katholischen Kirche feiern dürfen. Er hat das bewilligt, und seit 1998 feiern die Griechisch-Katholiken jeden Sonntag ihre Gottesdienste in der Glogowatzer Kirche. Die Kirche gehört jedoch der römisch-katholischen Gemeinde.

Der Schutzpatron in Glogowatz ist der heilige Johannes Nepomuk. Der war ja ein Tscheche. (Herr Pettla kennt und erzählt die Legende von Johannes Nepomuk und das Beichtgeheimnis.) – „*Die Einwanderer, die Kolonisten, die hierher von Deutschland gekommen sind, haben auch diese Heiligen mitgebracht, weil ein Fluss fließt in der Nähe, die Marosch. Johannes wäre Schutzpatron der Kirche.*“ – Herr Pettla vermutet in Bezug auf seinen slowakischen Namen, dass seine Vorfahren aus Böhmen gekommen sind. Der Festtag des heiligen Johannes Nepomuk ist am 16. Mai; er wurde als Kirchweih gefeiert. „*Wenn die Katholiken alle da waren, wurde es sehr groß gefeiert, sehr, sehr groß. Wurde getanzt und gejubelt.*“ – Herr Pettla erzählt, wie er als Kaplan in Temeswar erfahren hat, welche große Bedeutung ein Kirchenbau 1945, in der kommunistischen Zeit, für ein ungarisches Dorf hatte und ebenso das Kirchweihfest, als die Kirche eingeweiht wurde.

Als der Informant nach Glogowatz gekommen war, feierte man noch Kirchweih. Er erzählt detailliert, wie die Jugend sich zusammengeschlossen hatte, dreißig

bis vierzig Paare, um Kirchweih zu feiern. Er hat es erlebt und kennt die Bräuche genau: den Zeitpunkt, die Volkstrachten und geschmückten Hüte, der aus dem Wald geholte hohe geschmückte Baum, der Tanz und die Musik, die Prozession im Dorf an der Kirche, der Besuch als Eingeladene zum Pfarrhof, das Essen und Trinken: Mehlspeisen, Bier, Schnaps und Wein, der verlizitierte (versteigerte) Schafbock und am Ende der Kirchweihball am Abend. *„Große Feierlichkeit, getanzt und gejubelt, nicht wahr?“* – Unten an den Baum hat der Vortänzer sein witziges (einen launigen Text) vorgelesen, also die ganze Kirchweih. Der Informant liest aus dem Buch von Hans Gehl, mit Betonung, den langen *„Kirchweihspruch“* im Dialekt. Die lange Rede erklärt die verschiedenen Phasen des Rituals und endet mit: *„So ist es bei uns Gebrauch und mir Schwowe held es auch. So! Es möcht im Schluss ihr liebe Neid, ich froh nett noch was immer hei. Kirwei!“* – Es gab verschiedene Sprüche. Kirwei war das wichtigste Fest im Jahr.

Vor einigen Jahren hat man noch Kirchweih gefeiert, aber da gab es keine deutsche Jugend mehr, es waren Rumänen und Ungarn; sie haben sich die deutsche Tracht angezogen und Kirchweih gefeiert. – Die Jugend hat es unter sich organisiert, es war das sogenannte Deutsche Forum. *„Eine Zusammenfassung der Deutschen heißt es, nicht Partei, sondern Forum, das hat Vorsitzende in Banat, Temeswar und Hermannstadt. Die haben auch scheinbar Unterstützung bekommen von Deutschland, und die haben dann irgendwie auch diese Kirweihfeier noch durchgeführt. Zwei, drei Mal nach der Auswanderung, und dann war Schluss. Es hat keinen Sinn! Warum sollen Rumänen und Ungarn sich deutsche Tracht anziehen? Kirchweih war eigentlich kein ‚Fest‘, nur Tanzunterhaltung. Am meisten macht man jetzt davon ein Trachtenfest, aber so war es nicht hier früher. Ist auch keine Jugend da, vielleicht nur kleine Kinder. Sehr arm ist geworden die Gemeinde, sehr arm!“*

Die Rede ist noch von der Kapelle neben dem Pfarrhof mit einer Statue des Johannes Nepomuk. Der Informant weiß jedoch nicht, wie alt dieses kleine Gebäude ist. In der Kirche befindet sich das Bild des Heiligen am Hochaltar; *„der Schutzpatron ist in der Kirche immer an den Hochaltar. In allen Kirchen ist das so.“*

Auf die Frage nach den Denkmälern hinter der Klosterkirche in Radna weiß der Informant zu erzählen: Die Leute waren im Radna sehr religiös. Oftmals war die Wallfahrt nach Maria Radna. Die Franziskanerpater haben dann an dem Berg hinter der Kirche *„wunderschön arrangiert“* und die Leute gebeten, Votivgaben zu stiften. Sehr viele Gläubige kamen aus Neuarad, auch von Deva (Transsilvanien) und Ungarn. Die Leute sollten mithelfen, diesen Gnadenort Maria Radna zu verschönen, durch eine Bank oder eine Statue. Die Franziskaner haben in den Dörfern Missionen gehalten, sich oftmals zum Predigen einladen lassen zum Predigen und die Leute etwa ermuntert, etwas für die Gnade zu spenden. Das Verhältnis zwischen den Franziskanern und den Gemeinden war sehr gut, *„selbstverständlich, sicher“*. Es wurden auch jedes Jahr Exerzitien im

Kloster gehalten. Um 1937–40, als der Informant Kaplan war, waren um die dreißig bis vierzig Priester dort zusammen, wurden eingeladen. – Der Informant kennt die Motivtafeln im Kloster, und den Gebrauch, Tafeln zu stiften aus Dank an die Jungfrau Maria, wenn jemand aus einem Unglück gerettet wurde. Das Bild schildert das Unglück. Diese Sitte gab es auch in Glogowatz.

Jedes Jahr war Pilgerfahrt, auch unter dem Kommunismus war das erlaubt; der Priester durfte jedoch nicht in der Prozession mitgehen; er konnte aber nach Radna fahren. Der Informant erzählt von der Prozession zu Fuß. Erst wurde eine heilige Messe in der Dorfkirche gehalten. Dann, um sechs Uhr, marschierte man mit Musik und Gesang. Der Informant nennt die Zeit; die Ankunft nach Radna war um halb zwei, zwei Uhr. Dort wurden sie festlich empfangen; es war Andacht, Kreuzweg auf dem Berg, in verschiedenen Kapellen und in der Kirche wurde gebetet; bei einem Besuch auf dem Friedhof wurde der Verstorbenen gedacht. Das war am Sonnabend. Am Sonntag war um zehn Uhr das heilige Hochamt. – *„Da waren gewesen Wallfahrer zu Fuß gegangen, sind bis zu fünfhundert Personen von dieser Gemeinde. Und das war immer am Dreifaltigkeitssonntag. Also Samstag vor Dreifaltigkeitssonntag sind sie losmarschiert, dann die Andacht, in Radna übernachtet. In der Früh am Sonntag zur Kirche gekommen, dann sind sie für Kommunion gegangen, und nach der heiligen Messe war der Zurückmarsch. Auch nicht nur fünfhundert, sondern auch viel mit den Bahn (Eisenbahn) gefahren, mit Auto gefahren. So dass es oft sechshundert bis siebenhundert Teilnehmer waren, die Kirche war voll. Und dann sind sie am Sonntagnachmittag gegen sechs Uhr hier angekommen, und dann wurden sie in der Kirche empfangen, noch eine kleine Andacht gehabt, gesegnet und nach Hause gegangen. Da war die Wallfahrt vorbei. Jedes Jahr war das so, Dreifaltigkeitssonntag. Jetzt gehen wir noch, aber sind sehr wenige (bedauert), zu Fuß niemand mehr. Die Alten können nicht mehr gehen, nicht wahr, und die Jugend ist leider nicht mehr sehr gottesfürchtig. Unter Kommunismus waren sie gottesfürchtiger als jetzt. Die Freiheit, nicht wahr, ist nicht immer gut.“*

Im Dorf gab es eine Volksschule, die konfessionellen deutschen Schulen haben bis 1947 gewirkt. Dann hat der kommunistische Staat die Schulen übernommen. Unter dem Kommunismus waren diese deutschen Schulen weiter erlaubt, die Lehrer wurden vom Staat bezahlt. Es gab acht Klassen, alle vom kommunistischen Staat unterhalten, die Lehrer hat man „Professoren“ genannt. Im Dorf Saderlach z.B. waren in vier Klassen nur zwölf Kinder, und der Staat hat für diese zwölf Kinder einen eigenen Lehrer unterhalten. Jetzt gibt es keine deutsche Schule mehr im Glogowatz, es sind keine deutschen Kinder mehr da. Die rumänische Schule ist jetzt. Eine deutsche Abteilung gibt es da, aber nur mit vier Klassen. *„Aber wer ist dort – es sind zum große rumänische Kinder, die Deutsch lernen wollen. (Wie in Neuarad.) Leider!“* – Herr Pettla hat dort auch Religionsunterricht gegeben, dort waren sieben Kinder, Katholiken, also Deutsche, ein Rumäne und ein Ungarin. *„Ist ja niemand mehr.“*

Herr Pettla ist noch verantwortlich für die Nachbargemeinde Neupanat. Jeden Sonntag hält er dort Gottesdienst, feiert die heilige Messe. Er macht auch Beisetzungen und besucht die Kranken. Der Kirchenunterricht wird in der Sakristei gehalten, für nur fünf, sechs Kinder. Es sind Slowaken dort, aber diese Sprache beherrscht er nicht. *„Es geht nichts mehr, im Alter zu lernen – das Gedächtnis ist zu schwach (lachen).“* Jeden Sonntag feiert der Informant noch Gottesdienst in Glogowatz, an den gebotenen Feiertagen und am Sonntag, aber nicht an jedem Sonntag ist er verpflichtet, Messen zu halten. Von Rom wird jedoch die Forderung aufrechterhalten, jeden Tag die Messe zu feiern. Die deutsche Messe ist am Sonntag um neun Uhr und um viertel vor elf in ungarischer Sprache. An Mitgliedern der Kirchengemeinde sind 48 Leute, *„jeder Gläubige hat eine Bank für sich allein, und bleibe noch übrig. Bei den Ungarn zwei, drei Bänke.“* Früher war es nicht so, und es ist auch heute nicht notwendig, vielsprachige Messen zu halten. Rumänische Katholiken sind ein, zwei Personen. Ungarisch-deutsche Messen werden an den großen Feiertagen, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, gehalten. Dann feiert man auch in Horia, Neupanat, und der Informant ist von Ort. Zu Weihnachten gibt es eine Messe um Mitternacht, deutsch und ungarisch, dann am Feiertag um neun Uhr auch eine deutsch-ungarische Messe, und danach in Neupanat. Leider gibt sehr wenige Priester für viele Pfarreien, die alle ganz klein sind. Wenige Gläubige, es gibt Priester, die vier, fünf Messen an einem Sonntag feiern, aber *„das ist ein Nonsens! Es geht ja kaputt.“* In Neupanat *„darüber“* hat er zehn, zwölf, fünfzehn Gläubige von 30–40 Deutschen, ungarische zwischen 15 und 25. *„Jetzt sich vorstellen: die große Kirche mit 15 Menschen!“*

Wird die deutsche Kultur aussterben hier? – *„Sicher, ganz sicher.“* – Traurig? – *„Sehr traurig, wenn man das vorher erlebt alles, jetzt alles.“* – In ihre Heimat? – *„Ganz genau dasselbe.“* – Die Lage unter den Sachsen in Siebenbürgen kennt der Informant nicht, *„dort ist auch sehr arm“*. Er hat gelesen, dass auch dort ein Pastor viele Gemeinden hat.

Vielen Dank! – *„Sehr gerne!“*

(Tonaufnahme 1999:14. 7.8.1999. Bo Lönnqvist)

In Glogowatz trafen wir noch Therezia Pawitsch, eine Bauersfrau. Sie ist 1929 geboren. Diese Tonaufnahme wird hier nicht verwendet (Signum 1999:15).

3. Lippa – ein ethnisches und linguistisches Mosaik. Die letzte deutsche Lehrerin

Unsere letzten lebensgeschichtlichen Erzählungen stammen aus Lippa, dem Zentrum der Forschungsarbeit. Die zwei Informanten, das Ehepaar Johann und Hans-Rozalia Lukhaup waren sowohl 1999 als auch 2000 bereit, mit uns die Lage der deutsche Minorität zu besprechen, aus persönlicher und auch aus genereller Perspektive. Beide können, dank höherer Positionen am Ort, analytische Bemerkungen zu den Veränderungen machen, zu den Ursachen und Folgen der Prozesse von der Nachkriegszeit bis heute.

Der finnische Linguist Petteri Laihonen, Mitglied der Feldforschungsexpedition in Lippa, hat in seiner Dissertation die Mehrsprachigkeit im Banat beschrieben, u.a. die Sprachideologien in der heutigen deutschsprachigen Bevölkerung. Von den rund 11 000 Einwohnern in der Kleinstadt Lippa waren am Anfang des 20. Jahrhunderts außer Rumänen (ca. 6000) Deutsche ca. 2500, Ungarn ca. 2500, dazu Juden, Roma, Serben und andere kleine Minderheiten. Bei der Volkszählung im Jahr 2002 lebten noch 204 Deutsche (1992: 458). Auch die ungarische Bevölkerung war stark dezimiert. Schon seit der Zwischenkriegszeit hatte Lippa eine rumänische Mehrheit. Ein Teil der deutschsprachigen Einwohner stand mit den Ungarn in Kontakt, und Laihonen konnte viele Beispiele anführen, dass in diesen Familien eine klare multiethnische Identifikation vorkam (Laihonen 2007, S. 102–110).

An den beiden Enden der Hauptstraße in Lippa stehen die deutsche Kirche bzw. die rumänische Kirche. Die deutsche Kirche ist eine römisch-katholische und die rumänische Kirche eine orthodoxe. Auch die alte sprachliche Struktur der Siedlung war bei unserer Feldarbeit in der Stadt in den Vierteln westlich der katholischen und östlich der orthodoxen Kirche noch zu bemerken. Zwischen diesen liegt der Marktplatz, der Heuplatz. Gábor Barna schreibt: „Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dort eine Heldengedenksäule errichtet, auf deren Seiten jeweils die Namen von Rumänen, Ungarn, Deutschen und Juden stehen. Diese Trennung nach Nationalitäten spricht allein schon für sich, denn sie alle dienten seinerzeit als Soldaten im Heer von Österreich-Ungarn. Hier wird alljährlich am 1. Dezember zur Feier der Vereinigung der rumänischen Fürstentümer ein Kranz niedergelegt. Daneben steht jetzt eine weitere Säule für die Helden der Revolution von 1989.“ (Barna: Reale und symbolische parallele Welten ... S. 71; siehe oben Kap. 6 B).

Diese Multiethnizität wurde während unserer Arbeit in einem einzigartigen Beispiel konkretisiert, als wir 1999 mit einem der wenigen Juden in Lippa ein Gespräch, unter Mitwirkung des katholischen Pfarrers László Wonerth führen konnten. Das Gespräch durften wir nicht auf Tonband aufnehmen (Privatarchiv Lönnqvist).

Am Rande des Marktplatzes steht ein altes Gebäude, eine Kaufhalle, die der Tradition nach ein Monument aus der Türkenzeit ist und in der Zeitspanne 1637–72 gebaut wurde. (Bleahu 2006, S. 463). Dieser Basar fungierte noch 1997 als Platz für kleine Geschäfte.

Die jüdische Informantin, geboren 1922, erzählte Folgendes: In Lippa wohnten in ihrer Kindheit (seit 1924) etwa 180 jüdische Familien, die Wohnplätze waren doch gemischt. Man besaß eine Synagoge und einen Friedhof, Jiddisch wurde nur im Temeswar gesprochen. Die Informantin absolvierte vier Klassen in der rumänischen Schule, danach das deutsche Gymnasium. Die Juden waren Fachleute, Händler und auch Weinbauern. Die Sprachen wurden gemischt gebraucht. In ihrer Familie sprach man Ungarisch zu Hause, aber beim Einkaufen Ungarisch, Deutsch und Rumänisch. „*Auch alle Feste wurden von allen gefeiert.*“ Ihr Großvater war Serbe, sprach aber Ungarisch, der Vater ein Ungar. Der Großvater war Müller, er betrieb die Mühle in Lippa. In der Kaufhalle befanden sich neun verschiedene Geschäfte, in der Richtung von West nach Ost von folgenden Händlern betrieben: der Pelzhändler – ein Rumäne, der Fleischhauer – ein Deutscher, der jedoch besser Ungarisch sprach, der Rasierer – ein Deutscher, der Brotverkäufer, ein Deutscher mit ungarischer Frau (nicht Bäcker), der Schlachter und Fleischhauer – ein Rumäne, ein Wirtshaus von einem Rumänen betrieben, ein Laden mit Mehl – die Familie der Informanten, ein „*Büro*“, wo man Schnaps und Wein verkaufte – ein Jude, ein großes Wirtshaus von einem Ungarn betrieben. – Diese bunte sprachliche und ethnische Kultur funktionierte bis 1941, als die Juden deportiert wurden. Nach 1944 sind elf Leute zurückgekommen, unter ihnen die Informantin und ihrer Mann, beide waren Zahnärzte.

Die Erinnerungen Johann Lukhaups (J.L.) aus seinem Geburtsdorf Guttenbrunn findet der Leser im Kapitel 5 „*Ein verschwundenes Dorf*“. Seine Analyse der Veränderungen wird hier als Abschnitt 4 präsentiert. Das Interview mit Frau Lukhaup wurde größtenteils in Form von Fragen und Antworten geführt; es wird hier streckenweise referierend wiedergeben.

Frau Hans-Rozalia Lukhaup, geb. 1945 in Lippa (Mädchennahme Ferch, auch aus Guttenbrunn) erzählt Folgendes: Die Eltern sind hier geboren, und auch die Großeltern kamen aus Lippa. An der Hauptstraße in Lippa haben in ihrer Kindheit „*meisten Deutsche gewohnt*“. „Wenn die Älteren abgestorben sind, sind alle ausgewandert, überhaupt nach der Revolution. Dann haben die rumänische Leute die Häuser abgekauft, und so sind wir nur einige, die noch hier wohnen, an der Hauptstraße.“ – „Und schwer war es immer, seit ich geboren bin, bis jetzt. Nach dem Krieg immer schwer; hat man nach der Revolution gemeint ‚wird es besser‘, ist soweit nicht besser geworden. Also kann ich sagen, dass mein Vater in Russland geblieben ist, wurde verschleppt, und die Mutter war schwanger. So dass der Vater mir nicht gekannt habe. Er ist

im Januar weg, und ich bin im April geboren, und er ist nicht mehr zurückgekommen, – sehr schwere Zeiten. Eine Frau alleinstehend nach dem Krieg mit einem kleinen Kind, ohne Dienst und so, und haben wir uns sehr schwer durchgeschlagen.“

Im Dorf waren damals 900 Deutsche. Ungarn waren viele, „*meine Mutter hat sehr gut Ungarisch gesprochen, auch in der Schule nur Ungarisch gelernt, und sie konnte perfekt Ungarisch sprechen, und mit der Tante haben sie nur Ungarisch gesprochen. Das hat man so als nobel angesehen, wenn Ungarisch gesprochen wurde. Denn so, die deutsche Sprache, die war irgendwie ein bisschen schwäbisch – bäuerlich angesehen, wissen Sie? Und die ungarische Sprache, die war dann nobel; wer Ungarisch konnte, der war halb ein bisschen besser angesehen. Und dann hatten wir auch Verwandte in Arad, und die sind öfters hergekommen, und dann wurde Ungarisch gesprochen. – Ich kann auch noch irgendwie etwas, aber wenn man nicht spricht, dann vergisst man ja das, was man konnte.*“ – Andere Sprachgruppen waren die Rumänen, „*es war eine gute Beziehung zwischen den Rumänen, Ungarn, und Deutsche. Man wohnte gemischt, nicht in eigenen Vierteln. Diese Viertel waren zu meisten Deutsche, bis zur Kirche war, aber es gab ja auch Rumänen, zum Beispiel diese Straße waren auch Rumänen gewesen. Und meine Schulfreundin, das waren auch Rumänen... miteinander von der Schule gekommen und, dann haben wir halb Rumänisch gesprochen.*“

Beschäftigung? – „*Das Feld (der Deutschen) wurde weggenommen, und dann hat sich die Mutter in einem kleinen Betrieb betätigt.*“ Es gab eine Textilfabrik für bedruckte Tücher, für Kleider. Nachher hat sie in der Fabrik bei der Mineralquelle gearbeitet, dort hatte sie besser verdient. Bis sie zwanzig war, hat sie sich so durchgeschlagen. Vorher waren die Eltern Bauern, aber dass man sich nicht mehr mit Landwirtschaft beschäftigen konnte, „*das war etwas neu – in kleinen Verhältnisse so in einen kleinen Fabrik zu arbeiten*“.

Die Informantin hat nach der Schule weiter in Arad gelernt und wurde Lehrerin; es war auch schwer. Die Religion wurde sehr bedrängt; 25 Jahre lang konnte sie nur privat betrieben werden. Wenn jemand gesehen hätte, dass die Informantin in die Kirche gegangen ist, und sie denunziert hätte, hätte sie ihr Diplom verloren. „*Ich habe gesagt: ,Man kan ja auch daheim beten.*“ Es war in der Ceausescu-Zeit, „*da durften wir nicht, war streng verboten*“. Die Mutter und die Großeltern waren tiefreligiös; die Mutter ist immer zur Messe gegangen. „*Als ich junge Lehrerin war, dann mussten wir auch sonntags in die Schule mit den Kindern so, eine Pionieraktivität haben wir gehabt, dass wir nicht in die Kirche gehen konnten und auch die Kinder nicht, dass so immer bis zum zwölf Uhr nicht, wenn die Messe aus war, dann war auch unsere Aktivität aus. Ja, so war das.*“

Unterschiede zwischen den Volksgruppen? – Alle, so sagt Frau Hans-Rosalia Lukhaup, haben ungefähr unter den gleichen Verhältnissen gelebt. Der Boden

wurde nicht so bearbeitet wie ehemals. Als den Deutschen der Boden genommen wurde, hat man in der Kollektivwirtschaft gearbeitet, sowohl Deutsche als auch Rumänen, *„aber so Einzelwirtschaften gab es nicht mehr, mit den ‚Feld‘ oder das ‚Boden‘ – sind verschiedene Ausdrücke“*. Viele aus Lippa, die Jüngeren, sind in die großen Fabriken in Arad gependelt. *„Die Älteren die konnten ja das nicht mehr.“*

In der deutschen Schule in Lippa waren zu ihrer Zeit vierzehn Kinder in einer Klasse, auch aus Neudorf haben sie Schüler gehabt. Starke Klassen gab es zu ihrer Zeit nach dem Krieg nicht. Zu ihrer Zeit was es schon üblich geworden, dass die Familien jeweils ein, höchstens zwei Kinder hatten. Es war die Ausnahme, dass die Kinder Geschwister hatten. In der Schule wurde Rumänisch und Deutsch gelehrt. Es war eine *„deutsche Schule“*, aber wurde auch auf Rumänisch unterrichtet. Nach dem Kriege gab es in größerem Maße nationale Mischehen; *„wurden ja nicht so ganz akzeptiert – aber sie waren schon da. Und jetzt ist es etwas selbstverständlich, dass Mischehen sind. Nur ich habe gesagt ‚Ich heirate nur einen Deutschen‘; das habe ich auch gemacht (lacht). So, und diese Einstellung hat auch meine Tochter gehabt... Sie hat auch nur einen Deutschen gewollt. Also ich will sagen: Man hat sich sehr gut verstanden mit den Ungarn und mit den Deutschen, es war kein Hass. Jetzt ist das anders. Aber das war selbstverständlich, dass man mit den Ungarn gesprochen hier und Rumänen und so weiter, man hat sich gut verstanden, es gab keinen Hass. Jetzt sind die Leute mehr gehetziger.“*

Das Lehrerseminar war in Temeswar. Die Informantin ist als rumänische Lehrerin ausgebildet worden. Nach der Revolution sind die Leute zur Informantin gekommen und sagten: *„Schau mal an, man könnte doch, man dürfte doch vielleicht eine deutsche Abteilung machen.“* Daraufhin setzte sie sich für den deutschen Lehrer ein, der im Ort war, doch dieser wanderte später aus, und nach etwa zwei Jahren hat sie die Abteilung wieder *„ins Leben gerufen“* (1991). Bis daher hatte sie in der rumänischen Schule gearbeitet. – *„Und dann, ja, sind nicht nur die deutschen Kinder gekommen, es waren ja nur sieben deutsche Kinder, sind noch rumänische Kinder gekommen. So damals wie die Bienen, da hat man gehört: ‚Na ja, es ist gut, wenn man Deutsch kann, dann habe ich eine andere Chance, wenn ich groß bin, dann kann ich ins Ausland gehen und kann mich dort zurechtfinden, also gehen wir in die deutsche Schule!‘ Das funktioniert jetzt, aber man bemerkt so irgendwie einen Rücktritt, die vierte Klasse haben sechs Kinder absolviert, und nur einer kommt jetzt in die erste. Vielleicht kommen noch einige, aber sind dann rumänische Kinder, man sieht nicht mehr diesen Ansturm wie gleich nach der Revolution.“* – Vier Klassen (Klasse 1 bis 4) mit 21 Schülern hat die Informantin damals gehabt. Gewöhnlich hat eine Lehrerin gewöhnlich 21 oder 24 Kinder in einer Klasse unterrichtet; die Informantin musste 21 Kinder in vier Klassen parallel unterrichten, was sehr schwer war. *„Im Gegenteil, das wurde gar nicht gerne gesehen, dass wieder eine deutsche Klasse zustande kommt, gab es keine*

Lehrbücher nicht, dann musste ich für diese Sache da kämpfen, und dann haben sich auch die Eltern bemüht. Von Bukarest hat man die Schulbücher gebracht. Auch die Schulleitung war da nicht dafür – wieder deutsche Klasse; *„sind ja keine deutsche Kinder, nicht wahr“ – bis sie dann begriffen haben, dass rumänische Eltern ja ihre Kinder in die deutsche Abteilung schicken – die rumänischen Kinder wollen die deutsche Sprache erlernen. Bis ein jeder das begriffen hat, da habe ich schon kämpfen müssen.*“ Die deutsche Schule befindet sich neben der deutschen Kirche. Als Schüler kamen die Kinder der wohlhabenden Eltern. In den rumänischen Schulen gibt es viele Kinder und wenige Klassenräume; der Unterricht wurde am Vor- und am Nachmittag gehalten.

Das Gespräch wandert weiter zu schwäbischen Sitten und Bräuchen. Die Informantin nennt die Kirchweihfeste, die sie allerdings nicht selbst erlebt hat. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Feiern eine lange Zeit unterbrochen; viele der jungen Männer sind im Krieg gefallen. Schon vor der Revolution wurde die Kirchweih wieder ins Leben gerufen und auch danach, ihre Tochter hat damals teilgenommen. Vor der Revolution war es von Ceausescu erlaubt worden; ihm hatten verschiedene Volksfeste gefallen. Die Informantin beschreibt die revitalisierte Sitte sehr genau. Ihre Tochter (geb. um 1972) hat mehrmals teilgenommen, bis zu letzt als Teil eines Vortänzer-Paares. Die Zeit dieser Feiern war nicht mehr an das Datum gebunden, der Brauch wurde jedoch weitergeführt, *„die Tracht musste so sein, wie es früher gewesen war“*. Es war also kein Kirchenfest mehr. Die Überlieferung ist allerdings geblieben; die alten Großmütter haben alles gesagt, wie man es machen muss. Auch die rumänische Jugend hat sich dem Zug angeschlossen, ein Paar gefunden und mitgehalten. – Für die Jugend war das das größte Fest, für die Deutschen hatte Weihnachten die größte Bedeutung. Kirchweih war ein Fest für die Bauern, für die ländliche Bevölkerung. Es gibt heute noch einige alte Frauen, die das Fest aus früherer Zeit kennen, aber inzwischen sind alle Jungen in Deutschland, und schon aus finanziellen Gründen lässt es sich nicht mehr organisieren. Das deutsche Forum von Temeswar verlangt immer, dass man Kirchweih feiern soll, aber es sind niemand die sich mehr getraut nur daran zu denken. In Lippa haben die Lukhaups 1989 ein letztes Mal die Kirchweih organisiert, und dann gab in den neunziger Jahren nochmal ein Fest. Es nahmen bis zu vierzig Paare daran teil.

Auf die Frage, ob sie im Schulunterricht von schwäbischen Bräuchen erzählen kann, antwortet Frau Lukhaup, dass sie das versuche, auch sei im Lehrbuch eine Lektion hierzu, nur *„es ist fürchterlich schwer, jemand zu erzählen, der das nicht miterlebt hat“*. Die rumänischen Kinder haben ihre eigenen Bräuche, *„dann klingt das so... Wenn man eine Puppe hatte und anzieht und zeige, wie die Tracht war, dann wäre das lebendiger.“* Es ist etwas anderes, als wenn die Kinder Kirchweih an der Straße sehen. In der letzten Zeit hat man jedoch Videoaufnahmen gemacht und könnte Kassetten zeigen (J.L.). Unter den Bergleuten (Reschitza, Lugosch) sind die Deutschen mehr aktiv mit dieser

Kirchweih-Sitte, „*die haben Sponsoren von Deutschland, und großartige Unterstützung, die sind noch auf der Höhe. Und auch in Sankt Anna ist wieder ein Kirchweihfest.*“ (Davon hat die Informantin in der Zeitung gelesen.) Die Informantin betont den Unterschied zwischen den Trachten in den verschiedenen Ortschaften. – Als andere wichtige kirchliche Feste nennt sie Weihnachten; sie beschreibt die Sitte am Heiligen Abend: der Tannenbaum, die Geschenke, die heiligen Lieder, die Messe und am folgenden Tag die Gewünschen zum Verwandten. In Lippa waren die Speisen eine Weihnachtsgans – nicht Huhn, weil „*die Hühner, die schären dieses Glück zurück*“, auch zu Neujahr wurde kein Huhn gegessen. In Guttenbrunn hat man Schweinefleisch und auch Hühnerfleisch gegessen (J.L.). Nach der Messe wurden frische Würste und Meerrettichsoße gegessen. Was Kuchen anbelangt, war es Torte mit Schlagsahne, „*wer sich das leisten konnte, nämlich so reich waren die Leute nicht immer, dass man das haben konnte, und die einfachere Leute haben die Mohnstrudeln und Nussstrudeln*“.

Versuchen die nach Deutschland Emigrierten diese Speisesitten weiterzupflegen? – Die Informantin meint, dass es ausstirbt; die Leute kochen die Speisen, aber die Gebräuche gehen verloren. „*Die Jugend, die will doch nicht mehr so mitmachen, interessiert sich nicht mehr. Disko und so, das ist modern und interessant.*“ – „*In einem Ort, wo mehrere zusammen sind, wird noch Kirchweih gefeiert*“ (J.L.), zum Beispiel in Fürth. Die Deutschen, die aus Lippa ausgezogen sind, haben die schwäbische Tracht mitgenommen, obwohl man nur 70 Kilogramm mitnehmen durfte. Die Informantin beschreibt noch die verschiedenen Trachten, die zur Kirchweih gehörten, ihre Farben und die Herstellung.

Was ist das Deutsche Forum? – „*Nach der Revolution haben sich gedacht, die Deutschen sollen sich in eine Organisation zusammenschließen, und dann haben sie halt Forum genannt.*“ Frau Lukhaup war auch Vorsitzende in Lippa, von 1991 bis 1995. Die Leute waren sehr begeistert, „*wir schließen uns zusammen*“, und dann hat auch Deutschland versprochen sie finanziell zu unterstützen. „*Deutschland hilft und Deutschland sendt Pakete, war auch ein Interesse dafür, Forum, Forum! Und jetzt sind nur dreißig Personen geblieben... von 300!*“ Man hat auch Geldbeitrag gespendet. In Temeswar, im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus, gibt es verschiedene schwäbische Aktivitäten; es ist das einzige Zentrum und auch Neuarad, wo noch Volksfeste gefeiert werden. Es geht nicht mehr, wegen finanzieller Schwierigkeiten. „*Die Jugend ist weg, nicht wahr? Immer weniger (Leute), bis nichts mehr ist, ... bis alles verschwinden.*“ – Traurig? – „*Ja, es ist sehr traurig, wenn man zum Beispiel mit niemand hat, mit wem man Deutsch sprechen kann, zum Beispiel ich und mein Mann, und dann am sonst ist man fertig. Wenn man sich nicht in eine Gesellschaft zusammenfinden kann... man hat dann ein Stück Heimat verloren, dadurch, weil die Leute ausgewandert sind. Die Linie war also: ‚Ja, dann geht es besser in Rumänien, und die Leute kamen wieder zurück.‘ So manche haben ihre Häuser nicht verkauft, ,vielleicht*

wird es besser, wir kommen dann wieder zurück‘. Niemand kommt zurück, wo schlecht ist.“ Man hat auch die Lukhaups gefragt, warum sie hier bleiben, aber sie haben ihr Haus, und die Frau konnte in Deutschland keine Rente bekommen. Johann Lukhaup sagt, dass er sich im eigenen Haus wohl fühlt; in einem Häuserblock will er nicht leben.

Wenn die Schulkinder vier Klassen in Lippa absolviert haben, können sie die Schule in Neuarad fortsetzen oder nach Temeswar gehen. Im Lenau-Gymnasium kann man dort weiter studieren, aber einige kehren nach vier Klassen hierhin zurück, zur rumänischen Schule, weil den Eltern das Geld fehlt, den auswärtigen Schulbesuch zu unterstützen. – Die ungarische Sprache wird aussterben, es gibt keine ungarische Schule. Aber in Nachbarsdorf, im Gyroc, gibt es eine starke (besuchte) ungarische Schule (J.L.). Als das Banat zu Österreich-Ungarn gehörte, haben sie in der deutschen Schulen auch Ungarisch lernen müssen. Johann Lukhaup erzählt, dass seine Großeltern in Guttenbrunn alle Ungarisch gesprochen haben. Vor dem Zweiten Weltkrieg war in Lippa eine deutsche Schule mit vier Klassen, aber seit den 1950er-Jahren auch ein deutsches Lyzeum, eine Abteilung, bis zur elften Klasse. Damals waren auch viele Deutsche in der Umgebung. Der Bruder Frau Lukhaups blieb nach dem Krieg in Hereford in England. Er spricht nach fünfzig Jahren noch Deutsch und auch ein bisschen Rumänisch; das hat den Informanten überrascht.

Frau Lukhaup: *„Also ich will betonen, dass früher die Leute sich so gut verstanden haben, es war kein Hass zwischen den Rumänen und den Ungarn, und den anderen Nationalitäten. So die Kleinen; den Hass haben nur die Großen, in Parlament.“* – J.L.: *„Das einfache Volk hat sich gut verstanden.“* – *„Die Rumänen haben auch ein wenig Angst, dass die Ungarn dieses Transsilvanien zurückhaben wollen, ja von dort kommt die große Angst, und auch ein bisschen da Hass. Das ist ein alter Kampf.“* In Temeswar hat man gleich, am 3. August 1999, unter den Rumänen gefeiert, dass achtzig Jahre zuvor das Banat zu Rumänien gekommen ist.

(Tonaufnahme 1999:10–11. 5.8.1999 Bo Lönnqvist).

4. Das Verschwinden der deutschen Kultur im Banat – eine Informantenanalyse

Die Frage nach den Ursachen der Auswanderung engagiert beide Informanten. Beide haben persönliche Erfahrungen mit diesem Prozess gemacht, können die Probleme definieren und analytisch die Perspektiven vertiefen.

Der Informant Johann Lukhaup war 1982 „*draußen*“, auf Besuch bei Verwandten von seiner Seite. Er hätte damals in Deutschland bleiben können, ist aber zurückgekommen. Schon Mitte der 1960er-Jahre wanderten Leute aus, jedoch nicht so viele. Zehn Jahre später hat es sich geändert, aber es war keine große Welle. Die massive Auswanderung trat nach der Revolution im Dezember 1989 ein. Und gleich im Januar sind die Leute gegangen, „*schnell ihre Papiere einreichen, schnell Fotos machen, und schnell, schnell, schnell, wer halt den ersten Wagen [aus der] Garage hatte, der ist dann auch gegangen!*“ Danach wurde es schwerer. Als Frau Lukhaup vor drei Jahren ihre Tochter besuchen wollte, ging es nicht mehr; in den Papieren stand nur: „*Abgelehnt!*“ – „*Und das tut weh.*“ Die Tochter emigrierte 1992 mit 18 Jahren; sie lebt in Regensburg, und die Eltern hätten damals mitfahren können. Aber sie hatten ihr Haus gebaut, und Frau Lukhaup wollte in Lippa bleiben. Auf Besuch kann man jedoch gehen. „*Das ist ungerecht, weil ... von Jugoslawien und alles haben die Deutschen angenommen.*“

In den 1950er- und 1960er-Jahren gab es, wie gesagt, nur Einzelfälle von Ausgewanderten aus Banat. 1963, als Frau Lukhaup die Lehrerausbildung absolvierte, gab es, wenngleich nicht annähernd so stark wie nach 1989, ebenfalls eine Auswanderungswelle. Viele sind ja schon vor 1989 gegangen „*aber mit Geld*“. Die Leute wurden „*ausgekauft*“, für 7000 Mark pro Person. „*Deutschland hat Ceaucescu dieses Geld gegeben – er hat die Leute gegeben. Und jetzt, wenn sie uns gratis haben können, wollen sie uns nicht mehr haben, das ist blöd!*“ Damals sind zahlreiche ganze Familien ausgewandert, auch mit alten Leuten, und „*diese haben auch Rente bekommen, ob sie für Deutschland gearbeitet hat oder nicht, also, und das war ja dann gut*“. Deutschland, bemerken die Informanten, hat Arbeitskräfte gebraucht und dem rumänischen Staat die Leute abgekauft.

Aus Frau Lukhaups Altersgruppe sind alle in Deutschland. Die Lippaer haben sie „*so irgendwie gruppiert, bei Augsburg herum sind sie, Kraiburg herum, auch verstreut*“. In Freilassing (Oberbayern) hat Frau Lukhaup ihre Lehrerkollegin, also jeder wurde dort ansässig wo seine Verwandten und Bekannten lebten. Die Ausgewanderten feiern ihre Volksfeste dort und treffen sie, und auch in Ulm immer vor zwei Jahren, das „*Ulmer-Treffen*“ für verschiedene Ortschaften. (Siehe weiter s.28 und Kapitel 7). Die Eheleute Lukhaup haben im Sommer viel Besuch aus Deutschland, ehemalige Lippaer Guttenbrunner. „*Die Leute haben großes Heimweh, die sind doch nicht glücklich... Ich kann mir das nicht*

vorstellen, wie schwer das Heimweh für ihnen ist. Manche sagen, andere sagen das nicht, aber sie haben Heimweh“ (R.L.). „Nur die älteren Personen, die jungen nicht“ (J.L.). „Sie essen diese Speisen wieder, die sie gegessen haben in ihrer Kindheit – das ist dann die Heimat.“ – Frau Lukhaup beschreibt detailliert die schwäbische Küche mit ihren Einflüssen aus Wien, aus Österreich-Ungarn: die Rahmschnitzel aus Schweinefleisch mit Kartoffelpüree, die Aprikosenknödel aus Kartoffel und Mehl, gefüllten Paprika mit Tomatensoße und Mohnkuchen. Die Speisen, die sie kocht, sind von ungarischen Familientraditionen in Arad beeinflusst. Diese Speisen hat Frau Lukhaup auch für ihren Stiefbruder gekocht, als er 1993, nach 50 Jahren in England, auf Besuch gekommen war, gekocht.

Johann Lukhaup (geb. 1945) kam 1959 nach Lippa und arbeitete in der Stadtverwaltung. In Kapitel 5 hat er seine Erinnerungen aus seinem Geburtsort Guttenbrunn vermittelt. Er ist unser letzter Informant in Lippa und kann eine vierzigjährige Perspektive auf die Veränderungen der deutschen Minorität vermitteln.

Er erzählt, dass 1959 noch sehr viele Deutsche in Lipova lebten. In dem Viertel, wo sie jetzt wohnen, an der Hasdeu-Straße, lebten zu neunzig Prozent Deutsche. Dort gab es einen deutschen Tanzsaal, wo immer Kirweih gefeiert wurde; auch die Bälle wurden hier abgehalten. Dieses Viertel war das Zentrum für die Deutschen. Die Auswanderung war in den 1960er- Jahren noch begrenzt – ein bis drei Familien in einem Jahr; nach 1975 sind schon immer mehr gegangen. – Von den Straßennamen erzählt Herr Lukhaup Folgendes: Die Straße, an der er und seine Frau wohnen, hieß bis zum Zweiten Weltkrieg und auch nachher Goethestraße, die Parallelstraße war die Feuerwehrstraße, noch die Temeswarer Straße. 1959 waren die deutschen Namen bereits verschwunden; der Informant hat die älteren Straßennamen von seiner Frau gehört; sonst hörte man die alten Namen nicht mehr. In seinem Geburtsort Guttenbrunn hat man bis in die letzten Jahre noch die deutschen Straßennamen benutzt.

Die große Mehrheit der Einwohner in Lippa waren immer Rumänen, und auch früher trugen hier wenige Straßen deutsche Namen. Dann waren Ungarn und Deutschen und, wie auch jetzt noch, sind Roma. Die wohnen in einem eigenen Viertel in der Stadt, an der „*anderen Seite*“, der Informant nennt die Straßennamen. In letzter Zeit – seit 2000 – haben die Roma sich Häuser gekauft „*herunter in der Stadt*“, in verschiedenen Straßen. Es war während der Zeit, als Herr Lukhaup bei der Stadt gearbeitet hat. Als die Deutschen auszuwandern begannen, verfolgten die Behörden in Arad und auch in Bukarest „*die Politik, also die Zigeuner zerstreuen: Wo die Deutschen auswandern, soll man Zigeuner bringen, dass diese nicht mehr in einem Viertel leben, dass man sie zwischen die anderen Leute hereintut, dass man sie ‚zivilisiert‘ (lachen) hat man gesagt, nicht?*“ – Eine bewusste Politik? – „*Ja, aber es ist nicht gelungen. Wenn was war: Wenn hier ein Deutsche ausgewanderte, hier war ein Rumäne gewohnt oder ein Ungar, die war niemals einverstanden, die Zigeuner zu bringen. So war die Anschauung über die Zigeuner, über die Rom.*“ Der Informant kann nicht

sagen, wo sie jetzt wohnen, „zwischen Rumänen und so, dass sie nicht mit die Leute auskommen, alles ist in Ordnung. Man hatte immer die Angst: sie stehlen.“ Herr Lukhaup war über zehn Jahre Vizebürgermeister und hatte Roma als Arbeiter in der Müllabfuhr etc. – „wie die Türken in Deutschland“. Arbeiten, die die anderen nicht leisten wollten, mussten die Armen tun, aber er hat keine Probleme mit ihnen gehabt. Und auch heute noch kommt er mit ihnen zurecht. „Sind auch Leute! Wenn man mit Ihnen umgeht menschlich, man kann mit ihnen leben. Die alte Generation hat ihren Anschlag, die neue Generation, die Junge sind schon wieder anders.“ Frau Lukhaup hat auch Schüler (Roma) gehabt, aber man weiß nicht, ob sie die Schule erfolgreich abzuschließen haben – das war immer die negative Seite, nicht die Schule zu beenden. Bei den Roma, stellt sie fest, hat es keine Tradition, die Schule zu halten. Der Informant nennt die zwei Romasiedlungen, die eine in Lippa und die andere im Tal neben dem Kloster, „aber dort sind die mehr zivilisiert, sehr gut integrierte Leute, was immer in die Arbeit sind gegangen. Die alte Generation Zigeuner ist nicht in Arbeit, sondern haben sich im Wagen gesetzt und gereist, die wandern (lachen).“

In Bezug auf Arbeit und Spezialisierung kann der Informant bestätigen, dass die Deutschen häufiger Handwerker und Kaufleute waren. Bei der Stadtverwaltung waren meistens Rumänen und Deutsche angestellt, die Mehrheit waren Rumänen, es entsprach den Anteilen der Bevölkerung von Lipova. Die offizielle Sprache war Rumänisch, „aber wenn es ist jemand gekommen, einer von den Beamten konnte Ungarisch, und einer von den Deutschen konnte (mit Herr Lukhaup) Deutsch sprechen, hat niemand nicht gesagt: ‚Du darfst nicht Deutsch sprechen oder Ungarisch‘, und so. Und die Zigeuner, was waren bei der Stadt, die haben unter sich Zigeunerisch gesprochen.“ Der Informant hat jedoch wenig davon verstanden, war nicht daran interessiert, die Sprache zu lernen (lachen). Die Sprache Romani ist noch lebendig; auf dem Marktplatz zum Beispiel sprechen die Roma die Sprache untereinander. Der Informant spricht mit ihnen Rumänisch.

Was ist ein Viertel? – „Ein Viertel ist ein Stadtteil. Zum Beispiel „Baumann“, nach der Besitzer eines Geschäftes, wo der Tanzsaal war und wo auch Kirweih gehalten wurde; auch die Rumänen wussten das, also ein Zentrum (der Anfang des Absatzes ist nicht recht verständlich). Baumann war der Besitzer des Saals, und er hatte auch ein Restaurant dort. Lipovitsa ist ein anderer Stadtteil, wo man ausfährt wie auch Radna, diese Seite über den Fluss, mit der Kirche Maria Radna. Wenn man gegen Deva fährt, ist der Stadtteil Soimos.“ – In Guttenbrunn gab es einen Frauenverein, einen Handwerkerverein und einen Bauernverein mit eigenen Fahnen. Bestimmt gab es auch in Lippa Vereine, aber das ist alles nach dem Zweiten Weltkrieg verschwunden.

Die Stadtverwaltung in Lippa war nach den Stadtteilen gegliedert, und die städtischen Beamten waren auf die Straßen aufgeteilt; sie verantworteten jeweils bestimmte Straßen, wovon für die Einwohner gewusst werden sollten. Die Beamten und die Einwohner der Straßen kennen einander gegenseitig. An der

Spitze standen ein Bürgermeister und sein Stellvertreter. *„Und solange noch Deutsche hier gewesen waren, nach dem Zweiten Weltkrieg, dann war immer der zweite Bürgermeister ein Deutscher. Es war nicht ein Gesetz, nur Praxis, so war die nationale Politik damals gewesen.“* Als im Dorf viele Ungarn lebten, war ein Ungar stellvertretender Bürgermeister. *„Oder wenn der große Teil Ungarn war, dann war auch der Bürgermeister Ungar.“* Für die Deutschen funktionierte das System bis 1987; danach gab es immer weniger Deutsche, *„und dann war für uns das Lied am Ende“* (lachen). Die Mehrheit in Lippa waren jedoch immer Rumänen. Zur Zeit Ceaucescus wurde der Bürgermeister von Bukarest aus approbiert. 1983 wurde ein Rumäne Bürgermeister, den man für eine höhere Stellung nach Arad geholt hatte. Und als Bürgermeister wurden dann zwei Personen vorgeschlagen. Herr Lukhaup war damals an erster Stelle unter den Vorgeschlagenen für das Bürgermeisteramt. An zweiter Stelle stand ein Rumäne aus Arad, an dritter Stelle ebenfalls ein Rumäne. Über drei Monate zog sich die Ernennung hin, man keinen Bürgermeister. Schließlich kam aus Bukarest die Anweisung, dass der Erstplatzierte Herr Lukhaup nicht Bürgermeister sein könne, *„weil in Lippa sind zu wenig Deutsche“*. So zog man den drittplatzierten Kandidaten vor, und *„ich bin dann weiter geblieben, Stellvertreter, zweite Bürgermeister“*. Und in dieser Funktion verblieb der Informant bis 1987. In einigen Dörfern jedoch, z.B. in Glogowatz und auch in Paulisch, war der Bürgermeister ein Deutscher, obwohl zu Anfang der Regierungszeit Ceaucescus die Mehrheit aus Rumänen bestand. In Guttenbrunn gab es, solange es im Dorf eine deutsche Mehrheit gab, deutsche Bürgermeister. (Dieser Proporz galt auch für andere Nationalitäten:) *„Hier ist eine Stadt, Nadlac, wo immer neunzig Prozent Slowaken waren, und auch heute haben die als Bürgermeister einen Slowaken, sie sind die große Mehrheit. Unter Ceaucescu seiner Zeit konnten die Minderheiten doch nicht ‚so hoch in die Höhe springen‘* (lachen). *Zu einer Zeit hatte man auch einen Präfekt über der Kreis, einen Deutschen in Hermannstadt, auch jetzt.“*

Repressalien gegen die Minderheit? – *„Nicht jetzt, aber nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Deutschen schuld, und die mussten dann es büßen.“* Die Eltern des Informanten waren deportiert, fünf Jahre Zwangsarbeit, die Mutter in der Kohlengrube; sie sind jedoch zurückgekommen. Der Vater Frau Lukhaups ist in Russland gestorben. Nach dem Krieg, 1945–47, waren schlimme Jahre, da hat man den Deutschen die Häuser weggenommen, alles. In den 1950er-Jahren, 1954, haben die Deutschen die Häuser zurückbekommen, auch die Mutter von Herr Lukhaup. Und von den 1960er- Jahren an hat sich alles so langsam geregelt.

Grund der Auswanderung: die Ökonomie? – *„Es war Ökonomie, aber es war auch Familienzusammenziehung. Viele Deutsche, die bei der Hitler-Armee gewesen waren, die sind in Deutschland geblieben. Oder, meine Frau, der Bruder, der war auch bei Hitler-Soldaten gewesen, aber es war zur Zeit ein Abkommen zwischen Hitler und die rumänische Regierung, der General*

Antonescu, in 1943 war ein Abkommen. Alle Junge, was beim rumänischen Militär sind und Deutsche sind, müssen in der deutsche Armee gehen. Meine Frau ihr Bruder ist auch gegangen damals, und ist, mit der Krieg zu Ende war, zu den Engländer in Gefangenschaft gekommen, und die haben ihm nach England geführt, und dort ist er geblieben. Dort hat er dann geheiratet und lebt auch heute in England. Nach fünfzig Jahre ist er auf Besuch gekommen, die Schwester hatte ihn nur von Foto gekannt!“

„Es war auch so, dass die Kinder in Deutschland geblieben sind und die Eltern waren hier. In den achtziger Jahren war ein Abkommen zwischen der deutsche Regierung und die rumänische Regierung, dass der deutsche Staat für jeden Deutschen aus Rumänien, was ausgewandert ist, hat bezahlt 10 000 Mark. Ob der Deutsche zwei Wochen alt war oder achtzig Jahre alt war, ob der Deutsche noch keine Schule hat gehabt oder ob der Deutsche Hochschule hat gehabt, Universitätsprofessor oder Arzt gewesen und so, das war gleich. Und damals, in diesen Jahren, 1985 bis zur Revolution 1989, sind auch sehr viele gegangen. Dann hat man schon gesehen so, in dieser Straße sind schon bald keine Deutsche mehr. In dieser Straße hier sind wir nur in fünf Häuser sind nunmehr Deutsche. Bis zur Revolution hat der Staat die Häuser übernommen, die Deutschen haben etwas Geld, ‚money‘, bekommen, aber nicht viel. Nach der Revolution konnte ein jeder sein Haus verkaufen oder behalten. Der Nachbar hier hat sein Haus behaltet, hat nicht verkauft.“ Die, die ihre Häuser behalten haben, kommen im Sommer. „Es war eine Zeit, wenn du auf Besuch ist gegangen und nicht mehr bist zurückgekommen, illegal also, nicht mehr zurückgekommen. Dann hat der Staat das Haus geholt, ohne Dir zu bezahlen, dann hast Du kein Geld bekommen. Nach dem Weltkrieg war Deutschland auch sehr interessiert, sie hat viele Leute im Krieg verloren, man brauchte Arbeitskraft. Die deutsche Staat hat gesagt, dass die Deutschen, was von Rumänien kommen, ist für Deutschland die beste Situation. Die Deutsche von hier, von Rumänien, sprachen alle Deutsch. Das ist sehr wichtig, nicht? Denn die andere Deutsche was sind gekommen, von Tschechei, Jugoslawien oder Polen, oder auch von Ungarn, – ‚mehr zivilisiert‘. Wir waren auch ein Teil von Österreich-Ungarn. Die Deutschen hier haben alle Schule gehabt. Die Rumänen haben, im Gegenteil zu Jugoslawien, nicht die Deutschen ausgeworfen wie die Tschechen, die alle Deutsche ausgeworfen haben. Im 1945/46 war auch kein Deutschunterricht in den Schulen in Rumänien, aber ab 1948 war wieder deutsche Unterricht.“

Frau Lukhaup hat nur zwei Jahre ihre Ausbildung in rumänischer Sprache gemacht, die restlichen Jahre hat sie nur deutsche gehabt. Es war jedoch ein Unterschied, wie man die Deutschen behandelt hat. „Die Russen sind gekommen, haben gesagt ‚nemetskij kaputt‘ (lachen). Am Anfang durften wir nicht Kirwei gefeiern, es war verboten. Und dann ist eine Zeit gekommen, wenn die Behörden uns die Jugend gerufen hat: ‚Bitte macht’s Kirwei!‘. Aber am Anfang, 1946 bis 1955, war es sehr schlimm gewesen.“

Wie fühlen sich die Ausgewanderten: als Rumänien-Deutsche oder als Deutsch-Deutsche? – Der Informant hat darüber mit einem Nachbarn gesprochen, der jetzt hier ist. Er hat ihn gefragt: „*Wie fühlst du dich in Deutschland?*“ – *Wissen Sie, wie: Ich bin aus Rumänien, wohne in Deutschland und arbeite in der Schweiz.*“ Als der Informant 1982 auf Besuch in Deutschland war, hat er jemanden gefragt: „*Na, Herr Schmidt, wie fühlst du dich?*“ Die Antwort: „*Weiß was, dort unten in Rumänien ist für uns nichts mehr, aber hier schon lange nicht* (lachen). *Ich habe gesagt: ‚Warum?‘ Er sagte: ‚Ist keine Gemeinschaft mehr, es gibt keine Einheit mehr. Man kann keine Tradition mehr feiern. Wir sind alle verstreut. Das ist die Wahrheit, nicht? Sind zerstreut in ganz Deutschland, und zusammen kommen sie, wenn ein jeder Ort hat sein Treffen, Lippaer Treffen oder Guttenbrunner Treffen oder das große Treffen in Ulm, das schwobische Treffen, die Banater. Die Sachsen von Siebenbürgen haben auch ihr Treffen dort. Sie haben einen Verein, ein Tagesblatt, Nachrichten aus Rumänien, aus dem Ort, wovon sie kommen. Und zusammen kommen sie so, nur wenn eine Beerdigung ist, Verwandte, Nachbarn von hier. Aber das andere ist alles, wie der Russ sagt, ‚kaputt‘.*“ Der Informant erzählt noch von einem alten aus Neupanat stammenden Mann, der in Deutschland lebt und anfangs Schwierigkeiten hatte eine vorübergehende Arbeit zu bekommen, – „*Sie sind schon zu alt!*“ –; er bekam jedoch Arbeitslosengeld. „*Es ist im Kapitalismus so! Wenn du mal fünfzig Jahre bist, braucht dir niemand mehr.*“ – Wie lange kann diese Heimatortgesellschaft dort noch lebendig sein? – „*So lang die Generation lebt, was so alt ist wie ich. Hier im Neupanat zum Beispiel war kein junger Deutsche gekommen zu diesen Feier. Nur ältere Personen haben getanzt.*“

Die Verwandten, die aus Deutschland kommen, sagen: „*Die Jugend ist nicht mehr interessiert. Wenn sie ein Treffen haben, die Lippaer oder die Guttenbrunner – die Jugend geht nicht.*“ Zum Beispiel die Tochter des Informanten. „*Sie sagt, was soll sie machen dort, mit alte Leute? Sie kenne die Leute nicht mehr so gut. Es verschwindet, wie der Deutsche gesagt hat: ‚Es ist keine Gemeinschaft mehr.‘“*

Für eine zusammenfassende Analyse kommt der Informant noch einmal auf die Hauptursachen des Verschwindens der deutschen Kultur im Banat zurück.

Kranke und Alte, die in der Verschleppung waren, hat man nicht zurück nach Rumänien geschickt, sondern nach Deutschland, und sie sind dort geblieben.

In den achtziger Jahren, erinnert sich Herr Lukhaup, habe ein Mann vom Geheimdienst aus Bukarest mit ihm gesprochen. Er habe ihn gefragt, warum die Deutschen auswandern wollten und warum man sie nicht zurückhalten könne. Herr Lukhaup habe geantwortet: „*Das Auswandern nach Deutschland kann man vergleichen mit einer Kette; eine Kette hat Glieder, nicht? Und in Rumänien unter den Deutschen, Minderheiten: Ich weiß nicht, ob ein Glied ist von dieser Kette, dass sie niemand haben in Deutschland (aber gehen doch weg), und das*

ist unmöglich jetzt auszuhalten.“ – Der Forscher fragt, ob es auch eine Attitüde unter den Rumänen war, dass man die Deutschen nicht verlieren wollte. – Der Informant hatte in den achtziger Jahren in Bukarest an einem Kurs für Vizebürgermeister teilgenommen. Dort war auch die Rede von den Häusern der ausgewanderten Deutschen, die der Staat übernommen hatte. Herr Lukhaup fragte einen hohen Ministerialbeamten, was man mit diesen Häusern machen solle. Die Häuser fielen zusammen. Der Beamte, sagt Herr Lukhaup, habe folgende Antwort gegeben: „*Schade, dass die Deutsche auswandern aus Rumänien, es müssten andere auswandern, nicht die Deutsche. ‘Aber hat nicht gesagt, wer die andere. Heute sagen sie es noch: ,Schade, dass die Deutsche auswandern!’ Das hört man noch oftmals.*“

Der Informant bestätigt noch die Frage des Forschers nach der Entwicklung: Die Soldaten in der Armee, die in Deutschland geblieben sind, und die Familienzusammenführung, die Verschleppten, die nach Deutschland gesandt wurden, und am Ende des Vertrag zwischen Helmut Schmidt und Ceaucescu, dann eine Frage um Geld und Arbeitskraft. „*Das kann man nicht mehr aufhalten, das ist unmöglich, eine Familie ist eine Kette, und ein Glied ist in Deutschland* (lachen).“ Die gutausgebildeten Deutschen, Professoren und Ärzte z. B., haben nach einer Prüfung alle Arbeitsplätze in Deutschland gefunden. Auf die Frage, in welchen Berufen junge Leute aus den Bauerndörfern in Deutschland arbeiten, antwortet der Informant, dass es hier sehr wenige junge Bauern gab, weil die Deutschen keinen Boden, kein Feld mehr hatten. Mit der Agrarreform 1946 wurde ihnen alles genommen und als privater Besitz an Rumänen vergeben, so auch der Besitz der Eltern des Informanten: Sie wurden 1945 enteignet und ihr Haus an zwei rumänische Familien aus einem anderen Landesteil gegeben. Als seine Eltern in den fünfziger Jahren zurückkamen, war das Haus von anderen Einwanderern besetzt. 1954 gab es ein Gesetz, dass man den Deutschen die Häuser zurückgibt, und die Rumänen haben einen Fleck und Geld bekommen, um sich neue Häuser zu bauen. In Guttenbrunn gibt es zwei neue Straßen, an denen diese rumänischen Siedler wohnen. Die Deutschen konnten keine eigene Landwirtschaft mehr betreiben, und so wurde es üblich, eine Ausbildung zu machen. Der Großvater war Bürgermeister in Guttenbrunn, der Vater hat nach zwei Jahren eine Landwirtschaftsausbildung bekommen (für eine Landwirtschaft in einem Kollektivbetrieb).

Der Forscher fragt zuletzt, ob die von der Gefangenschaft in der Ukraine, im Donbass, Zurückgekommenen der jüngeren Generationen davon erzählten. Herr Lukhaup antwortet: „*Sicher! Meine Eltern haben auch gesagt: Am Anfang war Hungernot, am Anfang waren Läuse, am Anfang war schlecht gewesen.*“ Aber die Russen, die dort in der Kohlegrube arbeiteten, mit den Deutschen in Zwangsarbeit waren, haben auch Not gelitten. Die Leiter haben keinen Unterschied zwischen Russen und anderen Arbeitern gemacht, haben sich gut benommen. Männer und Frauen waren getrennt, später waren die Familien zusammen. Anfangs bekamen sie keinen Lohn, aber am dritten Jahr ebenso viel

Geld wie die Russen. „*Dort war das Lied schon am Ende.*“ 1948 konnten sie in die Stadt gehen, um einzukaufen. Unter sich haben die jungen Deutschen auch geheiratet und sind mit Kindern zurückgekommen. Aus Rumänien waren nur die Deutschen verschleppt worden, aus dem Banat und aus Siebenbürgen. Der Informant erzählt noch, wie die Verschleppung 1945 von der Polizei durchgeführt wurde, die lange Reise; es entspricht der Geschichte, die auch die anderen Informanten erzählt haben, mit Beispielen aus seiner eigenen Familie. Die Kinder sind bei der Großmutter geblieben, sie konnten nicht mehr ins eigene Haus gehen. Aus jedem Haus in Guttenbrunn gab es Verschleppte, von einer Familie sind Vater, Mutter und Tochter in Russland gestorben, meistens die Schwachen, aufgrund der Kälte und des wenigen Essens. Die meisten starben in den ersten zwei Jahren; sie wurden lediglich in einem Massengrab begraben. Es gab auch keinen Briefwechsel, „*sie wurden [die Briefe] dann zurückgekommen, so [als] wenn sie nicht fortgewesen waren (lachen). Es ist schon 'rum, es ist vorbei. Es ist vorbei, Herr Professor, und soll nie mehr so etwas vorkommen!*“

Die Rumänen haben sich nunmehr sehr gut in den Dörfern integriert und mit den Deutschen gut verstanden. Die Deutschen in Banat und auch in Siebenbürgen waren keine armen Leute; sie hatten Vermögen, und viele Rumänen haben auf einem deutschen Bauernhof gearbeitet. Der Antagonismus von rumänischer Seite war eine vorübergehende Periode. Inzwischen wohnen Deutsche, die auf Besuch gekommen sind, bei den Rumänen in ihrem ehemaligen Haus als Gäste. Auf dem Friedhof pflegen Rumänen die deutschen Gräber und bekommen dafür Geld von den Ausgesiedelten. „*Wir, die was so zusammengelebt haben hier in Banat, eine mit dem anderen etwas hat gehabt... Immer die großen Politiker haben das so weit gebracht. Wir haben nichts unter uns gehabt... Hier in Banat leben ja doch anderen, anfangs: Rumäner, Ungarn, Deutsche, Slowaken, Tschechen, Bulgaren, Kroaten, Serben, waren Juden viele gewesen, Zigeuner, auch Türken – gemischt, alles.*“

Die Rede ist noch vom früheren Dorfleben und wie im Dorf Guttenbrunn die gemeinsamen Arbeiten (Straßen, Gräber, allgemeine Gebäude, Viehhaltung) organisiert waren. Der Bürgermeister (war doch ein Bauer) aber der Pfarrer, die Lehrkräfte, ein Tierarzt, die Ärzte – das waren die Intellektuellen im Dorf; auch früher kamen sie meistens aus anderen Dörfern. Herr Lukhaup nennt noch den Trommelschläger, der Nachrichten des Gemeinderates verkündete; diese Sitte wurde bis in die 1970er-Jahre beibehalten (Tonaufnahme 2000:3. 6.8.2000, Bo Lönnqvist, Pasi Hannonen, vgl. 1999:11).

5. Epilog: Lippa im Jahr 2007

Bei einem späteren Besuch in Lippa in Oktober 2007 haben Gábor Barna und Bo Lönnqvist noch einmal den Hauptinformanten Franz Czernak besucht und auch die Leiterin der Caritas, Dr. Imogene Thietze, getroffen. Die beiden haben Folgendes über die Lage der deutschen Dörfer erzählt. Vom kirchlichen Leben als Beispiele: In Radna (in der ehemaligen Klosterkirche) wird zweimal in der Woche und sonntags eine deutsche Messe gefeiert, in Lippa zwei Sonntage auf Rumänisch-Deutsch und Ungarisch-Rumänisch. Am Gottesdienst nehmen 20 Deutsche teil. Im Neudorf wird die Messe auf Deutsch-Ungarisch-Rumänisch gehalten, die Teilnehmeranzahl beträgt 10 bis 15 Leute. In Guttenbrunn gibt es nur eine rumänische Messe, mit fünf bis sechs Teilnehmern, darunter eine Deutsche. Im Dorf Aliosch nahmen an den Messen zu Weihnachten und Ostern drei Personen teil. – Von den Sprachen: In Schöndorf, Engelsbrunn und Neuarad leben hauptsächlich Rumänen, in Fibisch nur Ungarn, im überwiegend rumänischen Blumenthal noch Deutsche, in Altringen leben vier Deutsche, in Königshof und Charlottenburg keine mehr. In Temeswar wird die Messe im Dom jeden Sonntag auf Deutsch gehalten. – Herr Czernak erzählt, dass die deutsche Schule in Temeswar zu achtzig Prozent von rumänischen Kindern besucht wird. Das Deutsche Forum hat einen Rumänen, jedoch mit „deutschen Ahnen“, als Vorsitzenden. Um Kirchweih zu feiern, bringt man deutsche Kinder aus anderen Orten herbei usw. Die Informanten Czernak und Thietze sind der Meinung, dass die deutsche Sprache und ebenso die katholische Gemeinde in den Dörfern aussterben wurde; in Temeswar „*bleibt noch eine Generation*“.

Anmerkungen

Banater-schwaben.org/vereinsleben/heimatortsgemeinschaften/bruckenau

Landmannschaft der Banater Schwaben e.V., Bruckenau

Rieser, Hans-Heinrich, 1992. Abb. 21, 25, 27. S. 86 Tab. 3.

Rieser, Hans-Heinrich, 2001.

Gehl, 1988. – Der Volkskundler und Philologe Hans Gehl hat weiter die Frage erörtert, wie die traditionelle Kultur nach fünfzig Jahren unter den jüngeren Generationen der emigrierten Deutschen bewahrt geblieben ist und wie die Dokumentation methodologisch durchgeführt werden könnte. – Gehl, 2009.

Der Volkskundler Hans-Werner Retterath hat die nach Deutschland emigrierten ehemaligen Schwaben unter Berücksichtigung des Problems der lebenshistorischen erzählten Erinnerung behandelt. Retterath 2000, 2001 S.173-192.

Weitere Literatur, Beispiele: Neue Siedlungen Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Mit einem Vorwort von Hermann Bausinger. Hg. von Christel Köhler-Hezinger. Silberburg-Verlag, Tübingen 1995.

Seewann- Portmann 2020, S. 317- 326; Neuanfang in Deutschland, Österreich und in Übersee; Die donauschwäbischen Landsmannschaften. Die Heimatortsgemeinschaften. Die Integration der „Rucksackdeutschen“.

Landsmannschaft der Banater Schwaben, Glogowatz (Vladimirescu):

Das erste Heimattreffen wurde im Mai 1978 im München abgehalten, mit ca. 300 Personen. Im Jahr 2019 fand das Treffen in Gersthofen statt.

Geschichte: In den Jahren 1741–56 kamen 24 Familien aus Franken, aus dem Gebiet Würzburg-Bamberg. In den Jahren 1765–1771 kamen 167 Familien aus verschiedenen Teilen des Reichs, im Dorf gab es 250–300 Häuser. Im Jahre 1765 wurde das Dorf eine eigene Pfarrei, eine Pfarrkirche wurde 1767 gebaut. Die heutige große Kirche wurde 1887 gebaut.

1945 lebten in Glogowatz ca. 4300 deutsche Einwohner. Noch leben dort ca. 65 Deutsche.

Die Veränderungen in der Siedlungsgeschichte, die religiösen und sprachlichen Verhältnisse, die Verwaltungsgeschichte und die ethnischen Prozesse, die Rolle der politischen Ideologie in Bezug auf Ortsnamen, Gedächtnis, Symbolik und Identität hat Gábor Barna in einem detaillierten Artikel analysiert:

Barna 2000, S. 63–80.

Die Geschichte Lippas nach einer Übersicht von Victor Bleahu 2006. Zusammenfassung (S. 461–472) „Schema der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse in Lipova und auf dem Gebiete Rumäniens“.

Dieser Quelle zufolge begann die deutsche Siedlung mit dem Ende der Türkenzeit 1718. Die ersten „Schwaben“, insgesamt 71 Familien, gelangten 1721 nach Lipova, 1724 war die erste massive Kolonisation, insgesamt 200 Familien aus Baden und Schwaben sind eingewandert. Kolonisten in geringerer Zahl kamen wieder in den Jahren 1764, 1780, 1784. (S. 463–464). – Eine orthodoxe Kirche existierte schon am Anfang der 1420er Jahre, zur Zeit der Herrschaft Sigismunds. Im Jahre 1529 wurde Lipova eine freie Stadt und

gleichzeitig eine königliche Hauptstadt. Die erste rumänische Schule in Lippa wurde 1734 gegründet, eine ungarische Schule im Jahr 1874 (Bleahu 2006, S. 462–465).

Lönnqvist, Privatarhiv: Tagebuch von der Feldarbeit 1997–2000 und kurzem Besuch im Oktober 2007.

Laihonen 2007, 2009.



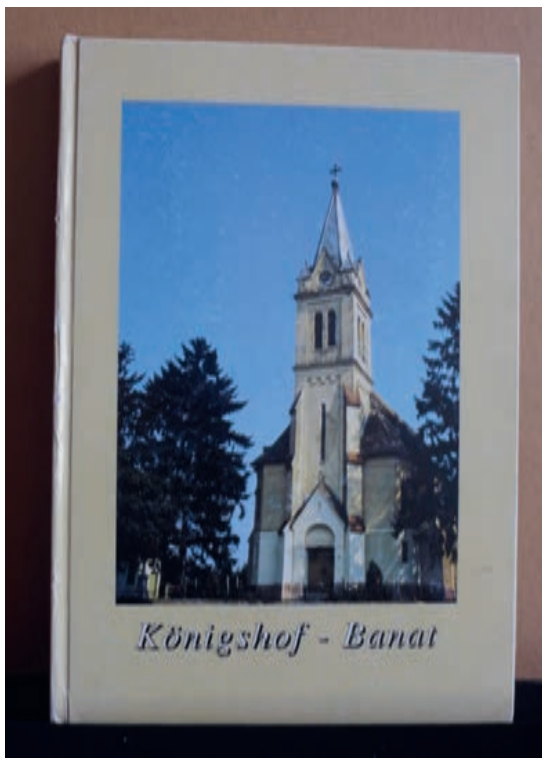
Glogowatz Dekan Franz Pettla vor der Kapelle St. Johannes von Nepomuk



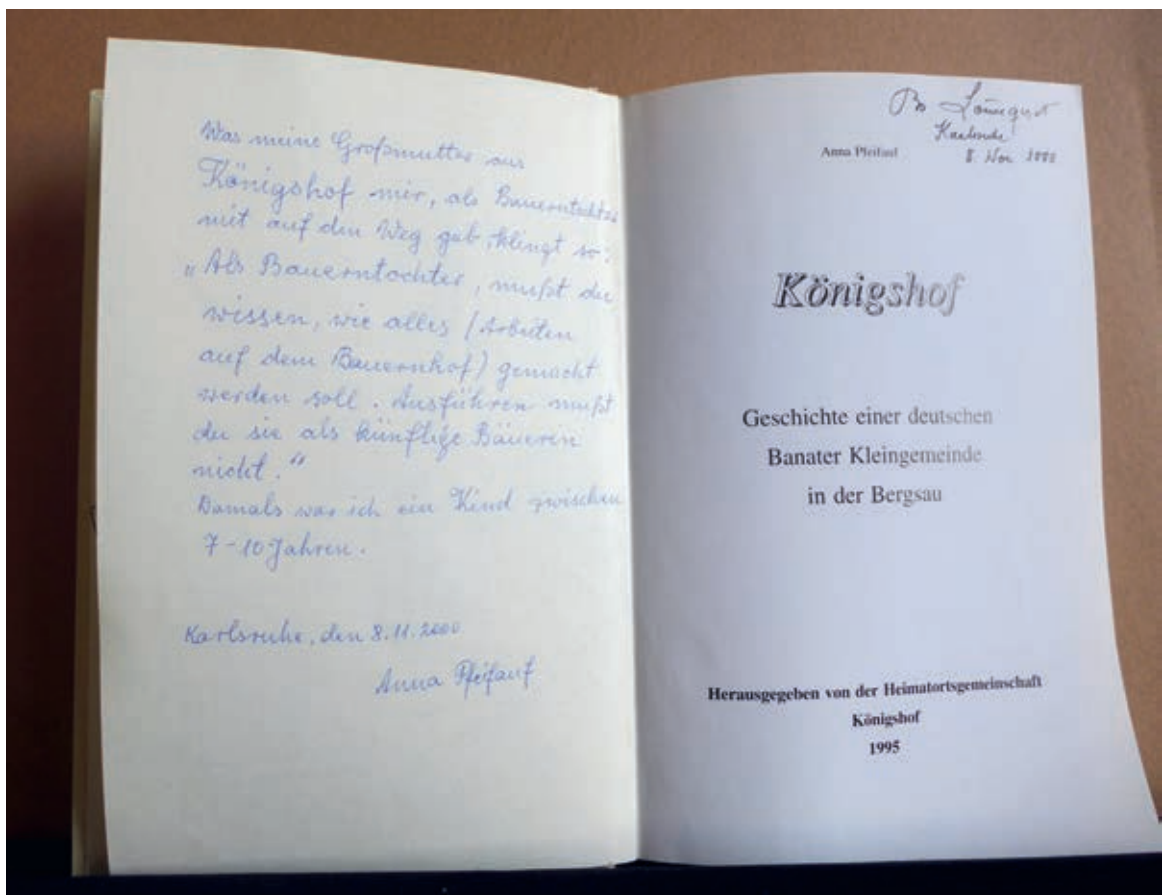
Bruckenua Gertrud Loris und Koleta Werbos



Neudorf Die Wiedersehensfreude – Emigrierten auf Besuch treffen einen Bekannten



Das Heimatbuch Königshof von Anna Pfeifauf 1995





Mariemädchen und Fahnenabordnungen bei der diesjährigen Glogowatzer Wallfahrt in „Ave Maria“ Deggingen.

Einladung

ZUR Wallfahrt nach Deggingen

Zur diesjährigen Wallfahrt am Samstag, den 26. Juni 1999 sind alle Neupanater mit Familie und Freunde recht herzlich eingeladen. Die Wallfahrt findet wieder in der Gnadenkirche „Ave Maria“ in Deggingen statt.

Programm:

10.30 Uhr Wir versammeln uns am unteren Parkplatz der Wallfahrtskirche, anschließend ziehen wir mit Gesang und Musik in die Kirche.
11.00 Uhr Hochamt mit Predigt, zelebriert von unserem Landmann
Pfarrer Reinhard Bell aus Osteresch
14.00 Uhr Kreuzweg, Dank- und Schlafgebet.

Die Mariengottes-Mädchen wollen sich frühzeitig bei Elisabeth Raber, Tel.: 07186/92441 anmelden.
Fragen bezüglich der Wallfahrt bitte an Theresia Jäger, Tel.: 0621/36325.
Anfahrt: Autobahn A8, Ausfahrt Mühlhausen, Richtung Gieslingen, Parken/Abbiegen für PKW und Busse und auf dem Parkplatz vor der Kirche.
Theresia Jäger, Wallfahrtleiterin



Neupanater Wallfahrt 1998 (Foto: Richard S. Jäger, Mannheim)

EINLADUNG

zum

KIRCHWEIHFEST

Alle Neupanater sind mit ihrer Familie zur diesjährigen Kirchweih und unserem 14. Heimattreffen recht herzlich eingeladen. Das Kirchweihfest findet am Samstag, den 25. September 1999 im Pfarrsaal der Heilig-Kreuz-Kirche, Buchenstr. 3, 76437 Rastatt (Stadtteil Rheinau-Nord) statt.

Programm:

16.30 Uhr Die Kirchweihpaare marschieren in die Kirche.
17.00 Uhr Festgottesdienst in der Heilig-Kreuz-Kirche.
18.00 Uhr Ehrenstunde der Kirchweihpaare vor der Kirche.
18.30 Uhr Einmarsch der Kirchweihpaare in den Saal des Pfarrsaal.
19.00 Uhr Abendveranstaltung mit Tanz, es spielt das KARPATENÉCHO und Verlosung des Kirchweihstraufes.
02.00 Uhr Ende des Kirchweihfestes.
Anfahrt: A5, Ausfahrt Rastatt, Richtung Mercedes-Benz-Werk, vor dem Werk links abbiegen, danach L-Angebot wieder links, nach 200 m Heilig Kreuz Kirche.

Kirchweihpaare mögen sich bitte recht zureichend bei Jakob Sachs, Tel. 06157/82906 oder bei Richard S. Jäger, Tel. 0621/334844 anmelden. Als kleines Dankeschön erhält jeder jugendliche Trachtenagnia 50,-DM. Es sind auch verheiratete Trachtenträger (in Neupanater Tracht) erwünscht.

Richard S. Jäger, Vorsitzender

Kultur

5. März. 1997 Banater Post

Banater Impressionen

Preisträger



Richard S. Jäger: „Abschied von einem Tag – Abschied von einer Welt“
Dieses Bild erhielt beim Jugendfotowettbewerb einen zweiten Preis.

Richard Jäger "Impressionen"

Kapitel 7

Zusammenfassende Bemerkungen: Stimmen von Banater Schwaben – Hermeneutische Perspektiven in einer Heimatlandschaft

1. Einführung in der Feldforschung

Durch sein Werk über die Ethnie der Azande im Südsudan, „Witchkraft, Oracles and Magic among the Azande“ (1937), hob der britische Sozialanthropologe E. E. Evans-Pritchard bereits in der Einleitung den Eckpfeiler der anthropologisch-ethnologischen Forschung hervor, nämlich die Feldforschung. Die Untersuchung der Welterfahrung unterschiedlicher Gesellschaften zeigte, wie Sprache und Kultur mit grossen Variationen in der Lebenspraxis verankert sind. Ein Grundproblem entstand bei Vergleichen, und Evans-Pritchard fand – für die Interpretation des Forschers – einen gemeinsamen Nenner in der Art, wie die Gesellschaften mit Lebenskrisen umgingen, mit Ereignissen, die alle Menschen berühren. Die zentrale Frage lautete daher: „Wie?“, und die Antwort sollte mit Hilfe der Erzählungen der Informanten gesucht werden: „When possible I have written my account in the words of Azande because texts not only give us information about their customs but also show us how Azande themselves describe them.“ Und weiter: „I have always asked myself ‘How?’ rather than ‘Why?’ [...]. Explanations, therefore, will be found embodied in my descriptive account and are not set forth independently of it. My interpretations are contained in the facts themselves, for I have described the facts in such a way that the interpretations emerges as a part of the description.“ (Evans-Pritchard, 1937, 1950, S. 2 und 5). – Bereits in der Einleitung erläutert der Verfasser die wichtigsten sprachlichen Bezeichnungen für Bräuche und Glaubensvorstellungen und gibt einen Überblick über die Azande-Kultur.

Evans-Pritchards Werk ist ein klassisches Beispiel für die Kulturwissenschaft in der hermeneutischen Tradition, deren bekannteste Vorgänger Bronislaw Malinowski und Franz Boas sind, aber auch Klassiker unter den ersten Kulturtheoretikern wie Johann Gottfried Herder. Kultur verstanden als das Unikale, Individuelle, mit Resonanz im Universellen, Allgemeinen, ist die Methode, die auch im vorliegenden Buch den Leitstern bildet. Das Motto ist „Die Einmaligkeit historischer Erscheinungen, ihre Unverwechselbarkeit und Individualität“ (Gilje 2020, Kapitel 3, S. 102 und passim).

Wenn der Leser oder die Leserin die Stimmen der Banater Schwaben hört, sind die Stimmen unikale Individuen, die ihre Welt vor einem Hintergrund im Allgemeinen beschreiben und deuten.

Das einleitende Zitat markiert noch heute eine scharfe Abgrenzung von der Kultur-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Annales-Schule und der historischen Anthropologie. Von diesen unterscheidet sich nämlich die Kulturanthropologie, die Erforschung des Volkslebens und der Volksüberlieferung, maßgeblich in der Frage der Methode und des Materials. Die Feldforschung in einer anderen Kultur als derjenigen, die dem Forscher vertraut ist, bildet das tragende Fundament. Als herausragende Gestalt im Hinblick auf die Methode gilt Johann Gottfried Herder, und der Schlüsselbegriff ist „Einführung“. Darunter versteht man die intellektuelle Disposition, die es ermöglicht, sich selbst in einer anderen Zeit und einer anderen Kultur zu erkennen.

Kultur- und Sozialanthropologie formten sich als Wissenschaften, in denen das Individualitätsprinzip im Zentrum steht: das Interesse am kulturell und sozial Unikalen in Zeit und Raum. Die Methode beinhaltet eine Deutung des Wissens, welches das Material bietet und vermittelt. Das Paradigma Hermeneutik hat seine Geschichte in der zeitlich weit zurückliegenden Auslegung von Texten. Der Forscher vertieft das reflexive Verhältnis zu seinem eigenen Verstehenshorizont und seinen eigenen Voraussetzungen. Die hermeneutische Intention hat nicht das Ziel, „korrekte“ Auslegungen zu präsentieren, sondern überprüfbare Entwürfe für Auslegungen. Ebenso wird auf die Perspektive des Akteurs, die subjektiven Auffassungen und Intentionen des Individuums, wird dasselbe Gewicht gelegt wie auf die des Forschers. Die Relation zwischen Teil und Ganzem wird sichtbar durch reichhaltige, detaillierte und spezifische Beschreibungen, das Resultat eines Lernprozesses. Der interpretierende kulturanthropologisch-ethnologische Prozess ermöglicht es, auch die kommunikative Intention zu rekonstruieren, die sozialen Handlungen und verschiedenen Handlungsausdrücken innewohnt. Das Erzählen als Handlung ist der Kern in der narrativen Kultur.

Der Anthropologe Clifford Geertz, der Feldforschung auf Java, Bali und in Marokko durchgeführt hat, problematisierte, beeinflusst u.a. vom Strukturalismus und von Claude Lévi-Strauss in den 1980er-Jahren, die Perspektive des „Eingeborenen“. Er stellte die Frage: „Wenn ethnologisches Verstehen nicht – einer außerordentlichen Sensibilität, einer beinahe übernatürlichen Fähigkeit entspringt, zu denken, zu fühlen und die Dinge wahrzunehmen wie ein Eingeborener – wie ist dann ethnologisches Wissen darüber, wie Eingeborene denken, fühlen und wahrnehmen, überhaupt möglich?“ Geertz betrachtete die Frage nicht als moralisches, sondern als wissenstheoretisches Problem. Wenn das Ziel die Perspektive der „anderen“ ist, wie ist dann die Position des Forschers, wenn sie nicht eine unikale psychologische Nähe enthält oder Anspruch erhebt auf eine Form von „transkultureller Identifikation mit unserem Gegenstand? Was wird aus dem Verstehen, wenn das Einfühlen entfällt?“ Die Antwort gibt Geertz in der Aufforderung, man solle „die Erfahrungen anderer Leute im Kontext ihrer

eigenen Ideen über Person und Selbst betrachten“. Die Ambition muss über unseren eigenen Vorstellungen oder der Empathie stehen. Unter Hinweis auf eine Denkfigur, die der Philosoph Wilhelm Dilthey prägte, der eine scharfe Grenze zwischen Verstehen und Erklären zog, pointiert Geertz den „hermeneutischen Zirkel“. Darunter versteht man eine „Spirale“ aus dem ständigen dialektischen Balancieren zwischen den kleinen lokalspezifischen Details und den großen Strukturen. Die Zielsetzung ist also: „Welche allgemeine Form weist ihr Leben auf? Welches sind die materiellen Träger dieser Form, in denen sie sich verkörpert?“ Die Erkenntnis, in der die Feldforschung und die Präsentation resultieren und auf der dieses Verstehen basieren soll, bezeichnet Geertz als „dichte Beschreibung“. Diese beinhaltet eine erfahrungsnahe Interpretation sozialer Handlungen, einen qualitativen und kontextualisierten Ansatz. Auch Gefühle und Gedanken bei den Akteuren sollen Platz finden, ebenso das soziale Gewebe, das sie verbindet. Im ständigen Perspektivwechsel zwischen dem Teil und der Ganzheit in der Spirale zeichnen sich Motive und Intentionen der Akteure ab.

(Geertz 1998, S. 292–314 und 324; 1973, 1983. – Für die Beschreibung der Hermeneutik als Methode wurde hier die historische Einführung des norwegischen Philosophen Nils Gilje verwendet, die u.a. auf der Theorie des englischen Soziologen Anthony Giddens basiert: Profiles and Critiques in Social Theory, 1982; vgl. Gilje 2020, S. 35 und 248f.).

2. Erzählkultur entsteht im Feld

Die Erzählungen in diesem Buch sind Beispiele für das oben Gesagte. Die Materialsammlung ist empirisch, ein Studium des Lebens und der Situation im Feld, durch Teilnahme und Observation, Dokumentation durch Sprache, Wort und Bild, durch Erinnerung und Sinneswahrnehmungen. Das Material erzeugt der Forscher im Dialog mit dem Erforschten. Aus der chronologischen und kausalitätsorientierten Perspektive der Geschichtsforschung kann die Methode im Hinblick auf Repräsentativität und Wahrheitsgehalt problematisch erscheinen. Hier geht es jedoch nicht um Statistik, Komparation oder Generalisierung. Die Darstellung ist ein memorierter und ritualisierter Teil des einzelnen Lebensschicksals. Der Forscher hat die Ambition, intuitiv unikales Material zu schaffen. Die Methoden wurden nachträglich diversifiziert durch ein Prisma, das Folgendes reflektiert: Informant, Biografie, Repertoire, Performanz und Situation. – Die noch in den 1980er Jahren dominierende, an „Ethnizität, Ethnos“ gebundene Dokumentation der Volkskultur ist einem Paradigma gewichen, das mit dem modernen Konzept verbunden ist: die Individualisierung der Lebenswelt und die Uniformierung der Weltgemeinschaft, welche der Ethnologe Konrad Köstlin in einer kritischen Betrachtung über die Entwicklung

und Rolle der ethnologischen Wissenschaft, insbesondere nach den ethnischen Konflikten auf dem Balkan, analysierte (Köstlin 1994, S. 5-19.) Im Rahmen dieses Paradigmas wurde auch das vorliegende Buch gestaltet. Die Feldforschung als Studium der Erzählerkultur, die Begriffe „Erzählmuster“, „Erzählkultur“, „Narratologie“ bilden die Tonarten in diesem Buch, „Stimmen von Banater Schwaben“.

Subjektive Erfahrungen, Hoffnungen und Bedürfnisse, Paradoxe von Möglichkeiten und Widerstand, hören wir in allen mündlichen Erzählungen. Der Rahmen des erzählten Lebens ist die Veränderung und die Herausforderung, die sie für Denken und Handeln mit sich bringt, für Strategien in einem „Möglichkeitsraum“ (siehe z.B. Klein 2021, S. 165 und passim).

3. Selbstreflexion, eine Jagd nach Authentizität

Wenn man die spezifische Qualität in einer auf das Individuum zentrierten Perspektive inner- und außerhalb einer kollektiven Gemeinschaft sucht, geht es im Grunde um die Frage: Wie schildert man die Authentizität in einer Kultur? In welchem Maß ist die ethnographische Forschung nur eine Parallele zu den Bildern früherer Künstler und Entdeckungsreisender vom „edlen Wilden“, den exotischen „natives“? (Zu dieser Problematik, dem Unterschied zwischen Reisebericht, Kunst und Wissenschaft in Relation zu „feeling from out of himself“, eine Forderung nach einer „anti-imperialistischen“ Anthropologie, siehe die Studie des Literaturwissenschaftlers Peter Hallberg, Hallberg 2016.)

Das Ideal des Forschers, das hier hervorgehoben wird, ist es, sich selbst in die Denkweise zu transportieren und zu inkorporieren, um dadurch die Menschen zu verstehen, die beschrieben werden. Die Interpretation ist eine Pendelbewegung zwischen zwei Herausforderungen. Selbstreflexion ist notwendig als Teil des kritischen Wissens, das des Weiteren durch Sprache, Kultur, Institutionen und Politik gefiltert wird. Die andere Herausforderung ist der Grad von Engagement und Empathie. Der Prozess, eine kulturelle Übersetzung, umfasst sowohl Selbstreflexion als auch Selbstkenntnis.

Wenn so im Paradigma sowohl der Forscher als auch die Erforschten, die Informanten, hervorgehoben werden, wird die Präsentation zu einer Doppelbelichtung: Die Akteure deuten ihr Handeln innerhalb historischer und sozialer Rahmen und Bedingungen. Sie „konstruieren“ Erzählungen, entwickeln, analysieren, erklären, beurteilen und prophezeien Ereignisse. Der Forscher dokumentiert, kontextualisiert und analysiert das Erlebte durch seine Erwartungen, sein Wissen und seine Aufgabe als Wissenschaftler. Diese Rolle ist dem Informanten unbekannt. Aber der Forscher ist auch ein Objekt für den Informanten, das Interview ist ein Dialog vor zwei Erwartungshorizonten. Die

hermeneutische Perspektive resultiert in einer systematischen Konstruktion von anderen und von uns selbst durch andere, ist eine Schlussfolgerung, die der in den 1980er Jahren entstandene Begriff „writing culture“ zum Ausdruck bringt (vgl. Clifford & Marcus 1986). In diesem komplizierten Prozess spielen Sinne und Gefühle, im Dialog während der eigentlichen Gesprächssituation, eine entscheidene Rolle: „Für Ethnologen zählt die Vielzahl und Intensität persönlicher Kontakte oft mit zu den beeindruckendsten Erfahrungen eines Feldforschungsaufenthalts.“ Gesellschaften, die auf „konkreten Beziehungen“ zwischen Individuen basieren, wurden auch als „authentische Gesellschaften“ (Claude Lévi-Strauss) charakterisiert und haben das Bild von der „echtesten“ Kultur geprägt. Man kann daher vermuten, dass dieses „Echte“ eine Faszinationskraft besitzt, auf der auch das Bild von der Heimat aufbaut (siehe z.B. Kohl 2000, Einleitung, S. 11–28 und 147, zur Feldarbeit S. 34f.; Wörterbuch ... S. 123; Lönnqvist 2000; über Selbstreflexivität und Repräsentation, „Self as Resource“, Nähe und Distanz, Ethik, Schreibtechnik, siehe auch Bönisch-Brednich 2012, passim).

Herders Kulturtheorie, die Auffassung von der Pluralität, der „natürlichen Vielfalt“, von der die Sprachen zeugen, und der Historizität: Zeit, Ort, Tradition und „innere Anlagen“, und die vielen Interpretationen werden hier nicht referiert, wir verweisen auf Anne Löchtes gründliche Analyse der Begriffe in Herders Werk. Grundlegend ist Herders Auffassung vom Menschen „als kulturelles Wesen, das selbst Veränderungen unterworfen sei“, wobei „Tradition (Erfahrung) und organische Kräfte“ zentrale Mechanismen „kultureller Vielfalt“ und Orientierung sind, während das „Gefühl der Menschheit“ die Grundlage der „zur Einheit strebend[en]“ Bewegung ist (Löchte 2005, S. 43–47, 135 u.ö.; zu Herders Volks- und Nationsbegriff S. 78–83; über Herders Bedeutung in der deutschen Erforschung des Volkslebens und besonders als Präger der Begriffe Volksgeist und Volk – mit dem Synonym Nation – in der Bedeutung Ethnizität, siehe Glaser 1994; Köstlin 1994, S. 18: die Begriffe Ethnie und Volksseele).

Der Ethnologe Martin Scharfe hat in einer kritischen Überprüfung der Relation zwischen Herders Kulturtheorie und der deutschen, später in Misskredit geratenen Erforschung des Volkslebens den Blick auf den Menschen als kulturelles Wesen und auf das spezifisch Menschliche vertieft. Scharfe hebt – zu Recht – hervor, dass Herders Kulturauffassung das Menschengeschlecht als Ganzheit ebenso einschloss wie die Kultur als eine Vielfalt, in der jedes Detail seinen Eigenwert hat. Die Idee der Kultur bedeutet, „dass jede Kultur Resultat ist des Kontakts, des Erbens, des Gebens und Nehmens: Kultur eben als Amalgam aus Kulturen, – der Mensch als ‚Lehrling der ganzen Welt‘“. Unter den Dimensionen der kulturellen Orientierung des Menschen ist es vor allem diejenige der „Über- und Weitergabe, der ‚traditio‘“, die „die eigentliche Garantie kultureller Dauer“ ausmacht und dadurch auch die Voraussetzung für Kontinuität und Stabilität ist (Scharfe 2002, S. 40–51 und 241–243).

Nach wie vor basiert die ethnologische Feldarbeit auf der Theorie von der kulturellen Vielfalt, auf dem Ideal des Wechsels zwischen Ganzheits- und Detailperspektive, ferner auf der historischen Perspektive und der Position des Forschers zwischen Distanz und Nähe. – Das Zusammenspiel zwischen den Rollen schafft die problematische Frage nach der Methode, die auch das Schreiben selbst ständig aktualisiert.

4. Einfühlung und Gefühle – Identität des Erzählens

Im vorliegenden Buch exemplifizieren die umfangreichen Kapitel „Die letzten Mohikaner“ und „Zwei echt deutsche Dörfer“ (Kapitel 4 und 5) sowohl meine Ambition, das Authentische durch teilnehmende Observation einzufangen, als auch die Einfühlung durch den Dialog mit den Informanten. Beide Prozesse generieren ein „Mosaik des Heimatgefühls“, das in der Sprache z.B. als „das rein Deutsche“ und „Bäume und Wurzeln“ Gestalt annimmt und das analytisch als die Natur als Metapher des Ethnischen zusammengefasst werden kann. Der Gegensatz, die zerbrochene Illusion und das kompensatorische Selbstbild, kann als Substitut für die verlorene Heimat interpretiert werden.

Wenn es um die Auffassungen von der Zeit geht, sowohl um Zeitschichten als auch um Zeitperspektiven, tritt das kreative Potenzial der Narrativität hervor: „etwas Geschichtliches“, „schöne Zeiten“. Dass die Zeit im Muster des Redens und in den Formen der Erzählung von den Informanten, den unikalen Persönlichkeiten, gestaltet wird, verleiht auch der Erzählung den Charakter der Authentizität.

Der Forscher wählt das Thema für Fragestellung und Text. Der Informant schafft das Zusammenspiel zwischen Lebenslauf, Erlebnissen, Erfahrungen und Gefühlen in einem Narrativ mit einer unikalen „Identität des Erzählens“. In diesem Buch sollen die Erzählungen nicht als historische Kette von Ereignissen betrachtet werden, sondern als Fragmente, als unterschiedliche Kapitel eines Lebens. Es ist eine andere Perspektive als die etablierte chronologische, als der kollektive Nations- und Volksbegriff, den z. B. der Mentalitäts- und Kulturhistoriker Philippe Ariès kritisierte: „...Fakten und Daten durch Verbindungen von Kausalität oder Kontinuität so sehr zu verknüpfen, dass die Geschichte nicht mehr aus Fragmenten mit einer bestimmten Atmosphäre bestand, sondern zu einem Ganzen, einer Gesamtheit ohne Risse wurde“ (Ariès 1988, S. 17 und 51–71).

Die autobiographischen Merkmale zeigen z.B. die Heimat, die physisch verloren ging, aber mental wiedererschaffen und so bewahrt wurde, „zwischen Verlust und Errungenschaft“. Durch schrittweise Überlegung bauen Forscher und Informant die Thematik der Erzählung auf, ihre Struktur, ihre Form und ihren

Inhalt. Das bunte Bild, die Farben und Muster der Kultur, ist kaleidoskopisch. Die Nuancen im Erinnerungsfragment enthalten Gegensätze, Maskierungen, Lücken, sogar Unausgesprochenes, aber auch den Wunsch, vor dem fremden Zuhörer zu betonen, zu idealisieren, zu bekennen, zu rechtfertigen und zu helfen. Die Interviewzitate geben der Stimme, welche die Erzählung ist, ihren Ton. Die Deutung kann immer als problematisch betrachtet werden, die hermeneutische Perspektive erhält ihre Festigkeit durch den epistemologischen Kontext.

Lebensgeschichte ist ein „kulturelles Arrangement“. Das Wissen findet sich in der Biografie der Erzähler und in den Namen der Erzählungen. Die Texte in diesem Buch können als Prisma gesehen werden, das aus vielen Rubriken entsteht, aus kurzen und langen Fragmenten. Es ist ein Kaleidoskop von „Stimmen der Banater Schwaben“.

5. Eine narrative Kompetenz

Das Bindeglied zwischen Forscher und Informant ist, wie oben betont wurde, das Interview im Feld. Es ist das Gespräch, das Reflexion und Deutung generiert. Der Dialog enthält „Erklären“ und „Verstehen“. Unter diesem Aspekt sei hier ein weiteres Beispiel für die Anwendung des hermeneutischen Paradigmas in der heutigen Kulturanalyse angeführt. Mit Hinweis auf Albrecht Lehmann (dessen Arbeiten als theoretische Vorbilder auch am Anfang des vorliegenden Buches zitiert werden), hebt die Ethnologin Silke Meyer in einer Untersuchung über das Erzählen als Leistung und Kompensation für eine ökonomische Krise (kulturelle Leistung) Selektion, Um- und Neugestaltung als kreativen Prozess hervor. Bei der Analyse sucht man nach Antworten auf die Fragen: Was, Wie, Wozu? Meyer spricht von „narrativer Kompetenz“, einem äußerst zentralen Faktor. Sie bedeutet, dass der Erzähler ein Repertoire nach seiner Situation und seinem eigenen Geschmack verwenden kann, eine Wahl, die in Relation zum Hörer und zu bekannten Erzählmustern steht. Durch die Analyse werden die Strategien freigelegt, die das Individuum verwendet, um in der Erzählung sich selbst zu konstruieren. Das Erzählmuster kann als Erklärungsvorschlag und der „narrative Habitus“ als Identitätskonstruktion angesehen werden. Zusammenfassend konstatiert Meyer: „Erzählmuster bieten Struktur- und Kohärenzregeln für Geschichten und ihre Deutungen an. Die Erzählenden passen ihre individuellen Versatzstücke in ein kulturell etabliertes narratives Muster ein und verleihen damit ihrer Darbietung Plausibilität und Sinnhaftigkeit.“ Durch die kulturspezifische, stereotype Erzähltradition strukturiert der Erzähler, der Informant, auch seine Biografie (z.B. ökonomische Kalamitäten). Dieses Muster wird auch zum Vorbild für Deutung und Wert des Erzählten. Meyer betrachtet, in konstruktivistischem Sinn, die narrative Identität

als eine „Selbsterstellung‘ mithilfe tradiert, etablierter und routinierter Wissensvorräte. Narrative Identität ist ‚damit Darstellung *und* Herstellung von Identität, Struktur *und* Performanz‘ gleichzeitig.“ (Meyer 2014, S. 261, 264).

Aber auch in einer Gegenwartspektive ist das Erzählen historisch bedingt. Die finnische Folkloristin Ulla-Maija Peltonen hat in mehreren Untersuchungen analysiert, „wie die Erinnerungen an den finnischen Bürgerkrieg 1918 erzählt, verdrängt, beschrieben und interpretiert worden sind“. Sie hatte die Frage gestellt, in welcher kulturellen Form und durch welche Prozesse die Menschen sich selbst Ausdruck in der Geschichte verleihen. Es herrscht ein Dualismus zwischen Oberflächlichkeit und Tiefe, wobei die Oberfläche auf der Vernunft und die Tiefe auf der Gefühlsebene beruht. Peltonen ist der Auffassung, dass durch die Erinnerung die subjektive Wahrnehmung des Erlebens und der Gedanken dem Menschen am nächsten steht. Zur Erinnerung gehören dabei einerseits die historische Erfahrung – Krieg und Berichte von Krieg, das historische Bewusstsein und die mentale Tiefe durch das Gefühl, und andererseits der Einzelne durch das Individuelle (Familientragödien) und das Kollektive (der Sieg der weissen Armée) durch das Offizielle wie beispielsweise Vergleiche, Verhandlungen mit sich selbst und der Dialog. Bezüglich dieser Erinnerung als historischer Prozess entsteht hier die Frage: „Welche Aspekte der Vergangenheit bleiben Teil der Erinnerung? Was kann kollektiv erinnert werden?“ (Peltonen 2003, S. 19–24)

Einige Jahre vor dem Beginn der Feldforschung unter den Banater Schwaben skizzierte Konrad Köstlin, in einer „Programmschrift“ für ein neues paradigmatisches, kritisches Denken, folgende Konturen für eine europäische Ethnologie:

Wenn „ethnische Geschichten [...] als ‚kollektives Gedächtnis‘ bezeichnet, medial verbreitet“ werden, muss es die Strategie der Ethnologie sein, zu zeigen, dass nationale Kulturen immer zusammengesetzte Kulturen sind.

„Alles, was wir Erfahrung nennen, folgt gesellschaftlichen Deutungsmustern. Eines dieser Deutungsmuster war das revidierte, und damit vermeintlich moderne Konzept von Heimat und Identität, von Regionalität und Territorialität in der Industriegesellschaft: je entwurzelter der Mensch sei, umso mehr steige sein Bedarf an Symbolen des Heimatlichen, wie sie der Folklorismus biete.“ Köstlin meint jedoch, dass diese Argumentation dazu angetan ist, das zu zerstören, was sie schaffen will, also die Heimat. Wenn nämlich das Gespräch über Heimat und Identität „biologisiert“ und ethnisiert wird, wird es auch zu einem Instrument für ethnische Ausgrenzung.

Herder, „der Prophet des Ethnischen“ hatte jedem Ethnos eine „Volksseele“ zugeschrieben, was einen Eigenwert bedeutete (in heutiger Bedeutung die Identität). Allerdings hat er „nie gesagt, dass diese Identität nur in einem ethnisch homogenen, sterilen Territorium zu verwirklichen sei“. Es ist

daher die Aufgabe der Ethnologen, ein Paradigma zu entwickeln, das nicht an äußer Symbole gebunden ist. Wir alle gehören Individualkulturen an, die sich seit langem herausgebildet haben. Diese Individualitäten werden unverkennbar auf die gleiche Weise gezeigt wie die Massenkultur. Mit dem Anspruch auf Individualität korrespondiert dann das Bedürfnis nach einer schützenden Homogenität. Dabei besteht die Gefahr, dass die Individualisierung in einer als homogen interpretierten Vergangenheit abgesichert wird, eine Tendenz, an der auch die Volkskunde nicht ganz unschuldig ist. „Deshalb muss es auch möglich sein, dass moderne Lebensformen als modern untersucht und akzeptiert und nicht nur vor der Folie des Vergangenen in einer Verlustbilanz gewertet werden.“ Die Volkskunde muss in ihrer Strategie zeigen, dass nationale Kulturen immer zusammengesetzte Kulturen waren (Köstlin 1994, S. 18).

6. Epilog

Zwei Akteursperspektiven in der Diaspora im Jahre 2000 – „Eine abgeschlossene Sache“:

Königshof > Karlsruhe, Neupanat > Mannheim

Das Vorspiel – Der traurige Abschied – Das fremde Deutschland – Die Heimatortsbewegung – Das Dokumentationsstadium – Heimat und Heimweh

Im November 2000 hatte der Verfasser dieser Zeilen in Karlsruhe Gelegenheit zu Gespräch und Interview mit zwei Banater Schwaben, die Ende der 1970er und Anfang der 1980er-Jahre emigriert waren: Anna Pfeifauf wurde 1934 in dem Dorf Königshof und Richard Jäger 1972 in Neupanat geboren. Sie erzählten sehr freundlich, mit großem Interesse. Als aktive Heimatforscher und Akteure auch in der Heimatortsgesellschaft konnten sie eine vielseitige, vergleichende Perspektive auf Ursachen und Folgen hinsichtlich des Lebens der Banater Schwaben vor und nach der Emigration geben. Sie repräsentieren zwei verschiedene Generationen. Obwohl die Erfahrungen und Biographien individuell sind, vertiefen und nuancieren sie das Bild von der Existenz der Sprachgruppe generell, im historischen und im gegenwärtigen Kontext.

Die Informanten Anna Pfeifauf und Richard Jäger erzählen abwechselnd, führen aber auch einen Dialog und vergleichen ihre unterschiedlichen Erfahrungen. Frau Pfeifaufs Mann, Johann Pfeifauf, geb. 1928 im Dorf Kleinsiedel, hört zu und kommentiert. Im Folgenden werden die Interviews referiert, teils als Zusammenfassung, teils im Wortlaut. Durch die Erzählungen über Unsicherheit und Ungewissheit, Aufbruch, Emigration und Anpassung an ein neues Milieu

zeichnen die Informanten ein eindrückliches Bild des mentalen Prozesses, den die Veränderung bedeutete.

Einleitend berichten die Informanten über die Situation der Banater Schwaben in Deutschland zur Zeit des Interviews: das Leben im Exil, im ganzen Land verstreut. Eine Ursache dafür war der Zweite Weltkrieg: Viele der Soldaten blieben in verschiedenen Besatzungszonen in Deutschland, z. B. der britischen und der amerikanischen. Dadurch wurde das Fundament für die zerstreute Ansiedlung gelegt. Als die Möglichkeit der Emigration in den 1970er- und 1980er-Jahren zunahm, spielten Bekanntschaft und Verwandtschaft eine wichtige Rolle. Aus dem Dorf Neupanat zum Beispiel, das 2000 Einwohner hatte, ließen sich 300 in Rastatt (Baden-Württemberg) nieder. Diejenigen, die in sowjetische Gefangenschaft geraten waren, wagten nach dem Krieg nämlich nicht, nach Rumänien zurückzukehren. Als Deutsche waren sie jedoch „Staatenlose“. Sie verblieben in Deutschland, während Frau und Kinder in Rumänien blieben. Man bildete auch neue Familien, kaufte ein Haus und erreichte einen guten Lebensstandard. Aber man konnte auch negative Einstellungen gegenüber den Schwaben erleben; sie galten in der deutschen Armee als einfache Bauern. Zwei Brüder aus derselben Familie, von denen sich bei Kriegsausbruch der eine der rumänischen, der andere der deutschen Armee angeschlossen hatte, lebten nach dem Krieg in verschiedenen Ländern. Man beherrschte die rumänische Sprache nicht, galt aber auch als des Deutschen nicht mächtig.

Das Vorspiel

Im Banat hatte bereits in den 1970er Jahren durch die Industrialisierung eine Abwanderung aus den unterentwickelten Dörfern in die Arbeitskollektive in Städten wie Temeswar und Arad begonnen. Aus Königshof fuhren ca. 50 Prozent der Einwohner täglich mit dem Zug zu ihren Arbeitsplätzen in Temeswar. Diese Urbanisierung erhielt später auch Bedeutung für die weitere Emigration. Eine Ursache war schon die Beschlagnahmung der Höfe 1945–48 und die Kollektivierung 1952, durch die das Erwerbsleben grundlegend verändert wurde. Aber Neupanat, das in der Nähe der Stadt Arad lag, hatte z. B. 1975 noch 1500 Einwohner, die große Emigration geschah in den 1980er-Jahren. Begonnen hatte die Emigration jedoch bereits in den 1970er-Jahren, u.a. unter dem Einfluss von Besuchen derjenigen, die bereits früher ausgewandert waren. Zwar war das Leben von den 1950er Jahren an freier geworden, u.a. wurden Kirchweihfeste gefeiert, aber für einen Deutschen war es dennoch problematisch. Es gab Repressalien, die auf der Nationalität beruhten, z B. wenn man studieren wollte; für einen Deutschen war sie durchgängig ein „*Minuspunkt*“.

Wenn die Eltern als vermögendere Schicht klassifiziert wurden, „*wenn sie sogenannte Volksausbeuter waren*“, brachte auch dies Schwierigkeiten mit sich.

Frau Pfeifauf wurde 1952, kurz vor dem Examen an der pädagogischen Lehranstalt, als „Geburtstochter“ (unklar) - eingestuft und hatte deshalb Probleme, die Lehrerqualifikation für einen Arbeitsplatz zu erhalten. Die Diskriminierung nahm zu 1976 hatte Frau Pfeifauf, die am Lenau-Lyzeum in Temeswar arbeitete, an einer Lehrerfortbildung teilgenommen und die Note „sehr gut“ erhalten, aber eine Woche später bekam sie die Mitteilung, ihr Vertrag sei nicht mehr gültig. Dies führte 1977 zum Umzug nach Deutschland, wo ihre Eltern und Geschwister bereits wohnten. Aus dem Banat und aus Siebenbürgen emigrierten damals 120 Lehrer, alles Deutsche. Da gab es bereits viele rumänische Kinder in den deutschen Schulen. „Ceaucescu wollte Schluss mit den Deutschen, die Deutschen romanisieren... Rumänien sollte künftig eine einige sozialistische Nation werden.“ Als die Lehrkompetenz per Dekret für ungültig erklärt wurde und alle deutschen Lehrer davon betroffen waren, verbarg sich dahinter der Gedanke, dass sie eine falsche Ideologie, den Marxismus vertraten. *„Da war die deutsche Nation in Banat und Siebenbürgen viel zu stark, die deutsche Kultur war zu stark.“* Der Ausgangspunkt war: *„Nimm eine Herde, oder den Hund, der die Herde zusammenhält, und die Herde ist leicht zu zerstreuen! Diese Vergleichspolitik hat Ceaucescu angewendet mit den Lehrern. Nimm den Schulen die deutschen Lehrer – und der Rest löst sich von selbst. Keine deutsche Lehrer – muss man rumänische Lehrer einsetzen. Die können kein Deutsch, kann man nicht deutsch unterrichten, müssen rumänisch unterrichtet werden. Sie werden allmählich in den Kulturkreis geleitet, dann am Arbeitsplatz, Gelegenheit – ja die Vermischung. Das war die Ursache, warum wir 120 Lehrer entlassen worden.“*

„Es war nun (1977) keine Schwierigkeit, Passport zu bekommen, ohne Geld. Im 1961 wenn man das versucht habe, war es noch als eine Utopie betrachtet, kostet 5000 bis 10 000 und mehr.“ – Herr Pfeifauf ergänzt die Diskussion mit der Feststellung, dass die Parteipolitiker es auch nicht gern sahen, dass das Lenau-Lyzeum in Temeswar ein so großes Ansehen bei gebildeten Rumänen genoss, z.B. bei Lehrern und Ärzten, die gern die deutsche Schule für ihre Kinder wählten. Frau Pfeifauf hatte in ihrer ersten Klasse am Lyzeum 30 Kinder, von denen 15 rumänisch, acht aus Mischehen und der Rest deutsch waren. Ein rumänisches Kind, das gefragt wurde, erklärte die Schulwahl: *„Meine Mutti hat gesagt: ‚Wenn du deutsch sprichst, dann kannst du in die ganze Welt ziehen.‘“*

Der traurige Abschied

Herr Jäger, der 1972 geboren wurde, war elf Jahre alt, als er 1983 nach Deutschland kam. Seine Verwandten aus dem Dorf Wiesenheid hatten 1982 Verwandte in Deutschland besucht und waren nicht zurückgekehrt. Für alte Menschen war es leichter, zu emigrieren. Die Eltern wollten zuerst nicht umziehen, noch 1978 war die Lage *„wirtschaftlich sehr gut“*. Man hatte ein

eigenes Haus und ein Auto, der Vater arbeitete in einem Wirtschaftsbetrieb, auch die Mutter hatte eine Stelle. – *„Nur, was sehr auffällig war für mich als Kind, als Elfjährige, ist dass die ganzen Freunde plötzlich weg waren. Ein Haus neben dem andern – wir waren in eine geschlossene Gemeinschaft gewohnt, die Rumänen hatten außerhalb dem Dorfes ein Neubaugebiet und wir noch in unserem alten Dorfkern gelebt – das deutsche. Und das ist für mich als Kind komisch gewesen, dass der Freund weggeht, und der ... und dass ich da immer wieder neue Freunde habe suchen müssen – und das Vertraute wurde immer fremder.“* – Inzwischen hatten auch die Eltern beschlossen, umzuziehen. Herr Jäger erinnert sich an eine Szene, als die Deutschen beisammensaßen, es gab noch nicht so viele Fernseher, und ein alter Mann erzählte, wie viele schon weg waren: *„Die und die sind schon weg, und die und die wollen noch weggehen ... Man hat sich immer gefragt: Und wann kommen mir mal an die Reihe, wir wollen ja nicht die letzten bleiben. Das war ein großer Faktor in den achtziger Jahren (psychologisch). Keiner wollte der letzte sein, der das Licht ausmacht.“* So hatten die Eltern im Herbst 1982 beschlossen, die Emigration vorzubereiten. Das ging damals nur mit Geld. Neben der Summe, die die deutsche Regierung pro Person bezahlte, musste jeder persönlich *„Schmiergelder“* an bestimmte Personen beim Passamt oder der Securitate in Arad entrichten. Dort arbeiteten auch Deutsche in hohen Positionen.

Herr Jäger erzählt von mehreren Verwandten, die einige Jahre früher ausgereist waren, um zu sehen, wie die Lage in Deutschland war, und als sie darüber berichteten, wollten auch andere übersiedeln. Als die Familie Jäger hörte, dass es *„nur mit Schmiergeld“* ging, wollten mehrere Verwandte in Deutschland die Summe sammeln. Ein Verwandter kam mit der großen Summe zu Besuch, die Einführung verlief ohne Probleme, die Grenzwache verstand den Grund. Die Summe von 20 000 DM wurde an einen *„Mittelsmann“* in Arad übergeben, *„ohne Quitto [Quittung], ohne nichts (!). Aber – Er hat gesagt: „Kommen Sie dann und dann, und dann wird das geregelt.““* Man durfte den Namen des Mittelsmannes oder die Adresse nicht nennen. Schon am nächsten Tag fragten andere Verwandte, wie man verfahren sollte. Am letzten Tag hatte man erzählt, wo und an wen das Geld zu übergeben war.

Herr Jäger erinnert sich an den Abschied. *„Am letzten Tag bei der Abreise. Das waren traurige Szenen gewesen in unserem Dorf. Es war wie eine Beerdingung, das waren Massen von Menschen gewesen, ... die Nachbarn, die Deutschen, die noch waren, haben Kuchen gebacken, haben alles gemacht ... die Zimmer waren zum größten Teil leer, ... was man noch verkaufen konnte, ... auch schwer, weil das war ein Überfluss, weil viele schon gegangen sind.“* 1983 emigrierten 211 aus Nepatat, 1982 waren 250 Personen ausgereist. Er erinnert sich an die Abschiedsszene, *„mein Urohm war auch dabei, damals bei die achtzig Jahre“*. Er war behindert, und die Menschen hatten ihn früh besucht, aber er hatte nicht geweint, im Gegensatz zum Informanten, der sehr weinte; *„es hat mir schon sehr schwergefallen, meine Heimat zu verlassen, das ist*

wahrscheinlich mit ein Grund, warum ich dann jetzt nun immer so aktiv bin in der ganzen Geschichte, weil es für mich ein schwerer Entschluss war. Es war eine Stück Geborgenheit in unser Gemeinschaft, die plötzlich zerbrochen ist.“
Niemand wollte bleiben, denn jeder wusste, was kommen würde. Man hatte bereits die Kolonisten nach dem Krieg erlebt, man erinnerte sich an die Verschleppung, man erinnerte sich an Ereignisse, die sich der älteren Generation tief eingeprägt hatten. Man wusste, dass die Deutschen jederzeit, wenn etwas geschah, wieder als Schuldige hingestellt würden. Man emigrierte jedoch nicht aus politischen, sondern aus ökonomischen Gründen. In den Jahren 1982–84 war es kein Problem, auszureisen, wenn man nur Schmiergeld hatte. Die Entschädigung, die man in Rumänien für das verlorene Eigentum bekam, wurde in Lei bezahlt, die man nicht mitnehmen konnte, aber im Voraus in Westgeld umgetauscht hatte. Die Emigration war ein sehr rasch verlaufender Prozess; man begann mit den Vorbereitungen im Oktober/November, im März war man bereits in Deutschland.

Das fremde Deutschland

Der Forscher fragt, wie man den Umzug nach Deutschland erlebte und wie man empfangen wurde. Eine Anschlussfrage lautet, ob jemand in Deutschland wusste, dass es eine deutsche Minorität im Banat gab.

„Die meisten Banater hatte keine Vorstellung von Deutschland“; man hielt es für ein Paradies. Man glaubte, es sei wie in den Dörfern zu Hause, man konnte sich die großen Dimensionen nicht vorstellen, man hatte nie ein anderes großes Land gesehen, man hatte nur davon gehört, und diejenigen, die davon erzählten, hatten nur positive Dinge erwähnt. In der Schule im Heimatdorf Neupanat absolvierte Richard Jäger zuerst die Klassen 1–4 auf Deutsch, aber ab der fünften Klasse auf Rumänisch, obwohl es im Dorf nur einige Rumänen gab, die zudem schwowisch mit ihm sprachen. Er beherrschte die rumänische Sprache nicht, die Situation war schwierig, währte aber kurz. Die Familie übersiedelte im März 1983, und er begann ohne Schwierigkeit im deutschen Gymnasium. In Rastatt, in Baden-Württemberg, wo man zuerst einige Zeit in einem Lager verbrachte, musste man einen Sprachtest machen. Zu Hause in Rumänien hatten die Eltern für Lei gekauft, was man vielleicht brauchen würde: Kleider, Porzellan usw., was dort modisch war, hier aber völlig aus der Mode, weshalb man auffiel und angestarrt wurde. Die Lehrer nahmen den neuen Schüler jedoch sehr gut auf, auch die Eltern hatten keine Schwierigkeiten mit dem Arbeitsamt, da die Sprache kein Hindernis darstellte. Überhaupt war alles gut geordnet, schon als man das Flugzeug verließ, bis hin zum Handgeld für notwendige Anschaffungen (Johann Pfeifauf). Weniger angenehm war es, in den ersten Monaten in einem *„Übergangswohnheim“* zu wohnen, mit vielen Türken, bevor man eine eigene Wohnung bekam.

Jahrzehntelang hatten die Deutschen in Rumänien verächtliche Bemerkungen zu hören bekommen: „*Du Deutscher, gehst zu dein Hitler, das ist unser Land, was suchst du hier!*“ Ältere Menschen erzählten, dass Deutsche, die auf ihrem eigenen Acker in einem rumänischen Dorf arbeiteten, auf dem Heimweg mit Schimpfworten vertrieben wurden. In Deutschland, „*wo wir eigentlich hingehören ...*“, stießen die Schwaben auf Verwunderung, man bekam zu hören: „Ja, wie, du bist ein Deutscher, sind deine Eltern Diplomaten oder sind die Botschafter gewesen, weil du in Rumänien geboren bist?“ Man musste seine deutsche Herkunft erklären, dass die Vorfahren 1770 aus Lothringen ausgewandert waren. Es war hart zu hören: „*Du bist in Rumänien geboren, du bist ein Rumäne.*“ „*Die breite Masse wusste nichts von den Schwaben.*“ – „*Aber die kleinen Betriebe wollten in einer Zeit nur Rumänien-Deutsche, die waren folgsam, die waren fleißig, bescheiden.*“ Johann Pfeifauf nennt als Beispiel zwei Handwerker, die sich eine gute ökonomische Position geschaffen haben.

Richard Jäger hörte seine Eltern oft sagen: „*Sehr schade, dass wir weg sind, wir haben sehr viel verloren.*“ Ökonomisch ging es sehr gut, „*aber die ganze Gesellschaft, die hier ist, – ist für uns doch ein bisschen fremd, wir sind ja von der Mentalität ein bisschen doch anders. Wir sind mehr konservativ, mehr bodenständiger. Uns ist die Gastfreundschaft wichtig, dass man in einer Gemeinschaft lebt, dass man untereinander sich kennt, diese Vertrautheit, nicht dieses Anonyme.*“ Da die Banater Schwaben nunmehr meist in Städten wohnen, ist es anonym. Herr Jäger weist darauf hin, dass die größte Bedeutung der Landsmannschaft mit ihren Vereinen und Treffen darin liegt, dass die Menschen sich wiedersehen, dass man sich nicht aus den Augen verliert, nachdem man jahrhundertlang zusammengelebt hat und plötzlich alles weg ist.

Der Forscher fragt Frau Anna Pfeifauf, ob sie in Deutschland Schwierigkeiten hatte, ihre Arbeit als Lehrerin fortzusetzen. - Als sie 1977 kam, legte sie ihr Diplom vor und bewarb sich um eine auf drei Jahre befristete Stelle; danach musste sie ein Examen ablegen, um die Lehrbefähigung für Grund- und Hauptschulen zu erhalten; in Rumänien gab es die Möglichkeit, nur als „*Grundschullehrer*“ zu arbeiten. Darin hatte sie jedoch 15 Jahre Erfahrung. Sie legte mehrere Unterrichtsproben ab und wurde u.a. als „*zu autoritär*“ beurteilt, bekam aber nach mehreren Beurteilungen eine Stelle. Bei einem Elternabend wurde sie gefragt: „*Ja, wenn Sie vom Osten kommen, können sie dann hier unterrichten?*“ (lachen). „*Was kann man da sagen, es tut weh.*“ Frau Pfeifauf hatte jedoch eine Frau in einer aus Ungarn zugezogenen Familie kennengelernt, die den Eingewanderten mit Kleidung half, sie waren „*Ungarndeutsche*“, und die Frau war Lehrerin. Sie führte Frau Pfeifauf in Unterrichtsmethoden und Aufgaben ein; die Pädagogik in Rumänien war anders.

Der Forscher fragt nach Sprachunterschieden und danach, wie man sie empfand. Herr Jäger bringt das Gespräch auf die verschiedenen Dialekte. Während die Siebenbürger Sachsen sowohl den Dialekt als auch Hochdeutsch gut

beherrschten, sprachen die Banater Schwaben mehr Dialekt, und Hochdeutsch war schwieriger, bekannt nur durch die Schule. Hier in Deutschland erkennt man die Schwaben weiterhin an der Sprachmelodie, „*an dem rollenden R*“. Man unterschied sich nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch Kleidung und Speisen, selbst wenn die Umgebung nicht wusste, dass man aus Rumänien kam. Vieles im Banaterdeutsch hat Ähnlichkeit mit dem Österreichischen. Als Schüler verstand man jedoch z.B. manche modernen Wörter nicht, z.B. Anglizismen wirkten komisch. Auch Früchte mit exotischen Namen waren unbekannt. Aber die Sprachschwierigkeiten waren gering.

Die Heimatortsbewegung

Diese Organisationen entstanden vor allem in den 1980er-Jahren, als zahlreiche Schwaben umsiedelten, obgleich es auch ältere Vereine gab. Auch in den USA wurden Vereine gegründet, in denen sich Mitglieder aus dem „*engeren Umkreis*“, also dem eigenen Herkunftsdorf versammelten. Für Neupanat wurde 1985 ein Verein gebildet, dem vor allem „*die Leute, die man kennt, mit denen man spricht, aus dem eigenen Kulturkreis, aus eigenen Gemeinschaft, am meisten aus eigenem Dorf*“ angehörten. Auch mehrere Ehen wurden im neuen Land geschlossen, allerdings zwischen Partnern aus demselben Herkunftsdorf. Man bewahrte so ein gewisses Netzwerk. Dies war jedoch nicht so markant, da die Sprache kein Hindernis darstellte, sich z.B. auch einem Chor im neuen Ort anzuschließen.

Für die Generation, die Anna Pfeifauf repräsentiert, blieb der innere Freundeskreis aus dem früheren Heimatort, „*von unten*“, erhalten. So feierte man z.B. Silvester weiterhin mit anderen aus dem Banat, wenn auch nicht nur aus demselben Dorf. Es handelte sich um Schulkameraden oder Partner, aber doch aus dem Banat. „*Das davon hängt ab, wann du gekommen bist, wenn du schon mitgebracht (wurde), in welcher Phase du formbar warst, dann gab das Umfeld, Schule, Freundschaft...*“ (Im der Interviewzitat wieder in Vergangenheit). Auch das Ehemuster (z.B. die Geschlechterrollen, die innerfamiliären Muster] aus dem Banat wurde in manchen Familien in Deutschland beibehalten, z.B. die Rollen von Mann und Frau selbst in der jüngeren Generation. „*Das Dorfleben im Banat war sehr eng, die weitentfernten Verwandten hat man nur getroffen bei Namenstag und Neujahr.*“

Das Gespräch kommt auf die Anpassung an das neue Milieu. Herr Jäger erzählt, dass er noch einen Freundeskreis von Gleichaltrigen aus Neupanat hat, aber auch einen neuen Kreis von Freunden. Es ist jedoch leichter, sich mit den Freunden aus dem Banat zu unterhalten, da der Hintergrund bekannt ist, „*unser Mentalität, unser Geschichte, unser Kultur, dann muss ich das nicht mehr erklären...*“, es gibt mehrere Gemeinsamkeiten, die es leichter machen, die Freundschaft zu bewahren. „*Mit den Deutschländern ist es dann zum Teil manchmal problematisch, weil sie nicht alles verstehen*“. *Es gehe um einen*

anderen Lebensstil im Hinblick auf Freizeit, Wohnen, Wirtschaft, den man bewahrt habe. So sei es auch bei den Deutschen aus Russland.“ In Deutschland stößt dieses Phänomen auf Unverständnis und Vorurteile.

Der Kreis neuer Freunde entstand allmählich; anfangs war es schwierig, in der Schule war Richard Jäger ganz allein. Der Freundeskreis besteht auch nicht nur aus Bekannten aus Neupanat, aber doch aus dem Banat. Er ist zwar verstreut, aber das bereitet heutzutage keine Probleme.

Der Forscher fragt: „Von welcher Bedeutung sind die Heimatortsgemeinschaften heute?“ – Anna Pfeifauf: *„Sie sind Abteilungen in der Landsmannschaft. Dieser Verband wurde bereits 1950 gegründet, um die Emigranten aus dem Banat zu unterstützen und zu informieren. Die Heimatortsgemeinschaften dagegen wurden von den Eingewanderten selbst gebildet. Dies geschah vor allem in den 1980er Jahren, als der primäre Bedarf an Wohnung, Arbeit usw. gestillt war. Das Ziel war, Menschen aus demselben Heimatort die Möglichkeit zu geben, sich wiederzusehen, die „den Zusammenhalt bis zum heutigen Tag noch pflegen.“* Dies betrachtet Herr Jäger als verdienstvoll. Er erzählt weiter: *„Das Programm variiert. So veranstalten z.B. „die Blumenthaler... die machen eine Hochzeit nach, wie ein Theaterstück, wieder um der jungen Generation zu zeigen, wie es früher im Banat war, die Kultur weitervermitteln“.* Ein zweites Thema sind die Kirchweihfeste, die z.B. die Neupanater immer organisieren. Bis zu 500 Landsleute kommen, um das Fest zu sehen, wenn es in Rastatt stattfindet, wo auch 300 Emigranten aus dem früheren Neupanat wohnen.

Aber die Neupanater die hier in Rastatt wohnen kommen nicht, sondern Menschen aus anderen Orten. Rastatt ist ein Zentrum für viele Banater Schwaben, und Menschen aus Bayern reisen bis zu 500 Kilometer, um an einem Treffen teilzunehmen, *„um die Landsleute wiederzusehen und sich auszutauschen, wie es geht, was man macht“.* Anfangs sprach man über die Lebensumstände und darüber, wie man zurechtkam, später ging es darum, sich zu treffen und fröhlich zu sein. Als die ältere Generation starb, ging die Teilnahme zurück, zum ersten Neupanat-Treffen 1987 kamen 900 Menschen. Damals feierte man hier in Deutschland das zweihundertjährige Bestehen des Dorfes. Man unternimmt auch jährlich eine Pilgerfahrt gemäß der Tradition aus dem Heimatort, aber jetzt in Deggingen bei Göppingen, und daran können bis zu 500 Personen teilnehmen. Anfangs war das Bedürfnis, einander zu sehen, sehr groß, später war man besser integriert, was auch als gut betrachtet wird, aber Herr Jäger meint doch, dass man sich ein, zwei Mal im Jahr sehen kann, *„um diese ganze Kultur, diese Jahrhunderte alte Gemeinschaft nicht von heute auf morgen zu verschwinden“.* Es ist doch leichter, hier ein Wallfahrt für 300 Personen zu organisieren, wo die Entfernungen kurz sind, als den langen Weg nach Neupanat in Rumänien zu reisen. Man veranstaltet aber das ganze Brauchtumsfest *„richtig traditionell doch, mit Blasmusik, mit dem eigenen Priester“;* es ist leichter zu organisieren als ein Kirchweihfest. Ein solches Fest

zu arrangieren ist schwierig, u.a. weil es keine eigene Kirche gibt (gemeint ist hier: das Kirchweihfest ist das Patroniziumfest der Kirche – unsere Dorfkirchen stehen aber in Rumänien). Auch „*die Jugend ist nicht mehr dabei*“, „*und die ganze Atmosphäre*“. Es gibt weniger Trachtenpaare, Kinder aus verschiedenen Generationen, weshalb es nicht mehr so festlich ist, Kirchweihpaare war früher nämlich „*für einen Jahrgang*“. Als man im Jahr 2000 in Neupanat Kirchweih feierte, 175 Jahre nach der Einweihung der Kirche 1825, war es schwierig, „*einen Anknüpfungspunkt wiederherzustellen*“, da die letzten Deutschen 1990 ausgewandert waren. Die politische Lage in Rumänien hatte sich jedoch verändert; man wurde von der rumänischen Bevölkerung, die nun dort lebt, freundlich empfangen. Auch der Gemeinderat von Neupanat, das jetzt zu Glogowatz gehört, hatte den Besuch vorbereitet und die neuen Einwohner einbezogen, um den Gästen einen guten Eindruck zu vermitteln, „*eine schöne Geste*“. Herr Jäger hat Neupanat fast jedes zweite Jahr besucht, doch bei jedem Besuch war ihm das Dorf fremder geworden. Er hat das Dorf dokumentiert, Häuser fotografiert, aber es ist doch ein vergangener Zustand. Das Dorf hat sich verständlicherweise verändert, aber, wie er findet, zum Schlechteren, und da man die Menschen nicht kennt, ist es ein fremder Ort. Die jungen Rumänen im Dorf sind jedoch daran interessiert, den Friedhof, den Kalvarienberg und die Kirche zu unterhalten. Ihnen ist auch bewusst, was die Banater Schwaben durchgemacht haben. An dem oben erwähnten Fest in Neupanat im Jahr 2000 nahmen 250 Einwohner aus Deutschland, 20 aus den USA und drei aus Kanada und auch aus Österreich teil. Auch wenn es vielleicht nicht das letzte Mal war, wird ein so großes Treffen nicht mehr organisiert, „*mit den ehemaligen Deutschen wird das nicht mehr sein*“. Die Teilnehmer hatten ihre Enkelkinder mitgebracht, um ihnen zu zeigen, woher ihre Eltern und Großeltern stammten. Die jungen Leute wollten auch sehen, wo ihre Ahnen gelebt haben, auch wenn sie selbst in einem anderen Land geboren sind. Andere wollten sehen, wie ihr früheres Haus aussah, und Verwandte und Freunde treffen. Herr Jäger wohnte nun zum ersten Mal in einem Hotel in Arad, da er nunmehr keine Verwandten im Dorf hatte, in dem nun ca. 25 Deutsche übrig waren, von früher 2300–2400. Einige alte Leute, die noch dort wohnten, hatten für die Gäste sogar die Volkstracht angezogen. Die Tracht „*als ein Identitätsmerkmal*“ hatte man schon nach dem Krieg abgelegt, nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, als es üblich wurde, in der Stadt zu arbeiten. Man wollte nicht länger „*als ein Deutscher*“ erkannt werden. Bei dem Fest im Jahr 2000 besuchte man auch das Kloster Mariaradna. Pater Blazidus, der früher auch in Neupanat tätig war (siehe Kapitel 3), war informiert worden und konnte die früheren Dorfbewohner willkommen heißen. Doch das Leben im Dorf ist geprägt von wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, neuer ethnischer Zuwanderung (Slowaken), sprachlicher Mischung, Armut, Alkoholismus. Es gibt nur noch ein bis zwei rein deutsche Familien. Die alten Leute fragten Herrn Jäger um Rat, ob sie bleiben oder emigrieren und das Haus verkaufen sollen, da die Umgebung fremd geworden ist. Es gibt vier bis fünf alte Frauen in Neupanat, die die Tracht

tragen; „*die halten noch unsere Tracht hoch*“, sie halten auch die Kirche und den Friedhof instand, worauf Herr Jäger stolz ist, „*es ist noch nicht alles verschwunden*“. Es gibt andere ehemals deutsche Dörfer, auf deren „*Homepages*“ nicht erwähnt wird, dass dort Deutsche gelebt haben, was sehr schmerzt. „*Wir wollen keine Ansprüche haben, wir wollen kein Haus zurückhaben, kein Feld zurückhaben, aber man wollte nicht, dass man uns verschweigt – weil man hier nicht richtig anerkannt wird als Volksgruppe, wollen wir auch nicht, dass man uns dort – was die Kommunisten ja versucht haben – vielleicht spielt das keine Rolle mehr, weil wir keine Volksgruppe mehr sind. Wir sind 25 000 Banater Schwaben, im ganzen Banat, und als deutsche Minderheit ist das eine tote Minderheit. In Deutschland leben 200 000 Banater Schwaben, einige in Österreich und in USA.*“

Bei der Diskussion geht es ferner um die frühere Geschichte der Banater Schwaben, um die Emigration in die USA Anfang des 20. Jahrhunderts, um deren Ursachen. Herr Jäger hat auch diesen Vorgang untersucht und erzählt, dass z. B. aus Neupanat in Zeitraum 1903–1914 4829 Einwohner in die USA auswanderten, die sich „Ungarndeutsche“ nannten, weil das Banat damals ja zu Österreich-Ungarn gehörte. Zuvor hatte man eine Magyarisierung erlebt, wurde später aber enttäuscht, als die Stellung im neuen „*Groß-Rumänien*“ und nach dem Zweiten Weltkrieg sich nicht verbesserte.

Der Forscher fragt, wie die Ausgewanderten aus Königshof die Veränderungen erlebten. Anna Pfeifauf erzählt von der Heimatortsgemeinschaft. Die Gemeinschaft wurde 1985 in Karlsruhe gegründet, einer Stadt, die für alle erreichbar war. Es gab den Rhythmus, sich alle zwei Jahre zu treffen. Dann veranstaltete man traditionsgemäß einen Kirchweihzug, aber nicht im Freien, sondern in einem Saal. Der Aufmarsch wurde mit einer Polonaise eingeleitet, dann folgte ein gemeinsamer Gottesdienst mit einer Totenehrung, und zum Schluss gab es ein geselliges Beisammensein. „*Das klingt jedoch ab, die Alten können nicht mehr, die Jungen sind eingebunden in kulturelle Organisationen hier.*“

Der Forscher fragt nach Besuchen im früheren Heimatort Königshof. Das früher rein deutsche Dorf hatte eine gemeinsame Kirchenverwaltung mit Blumenthal, Alios und Fibisch. In Königshof gab es keine Rumänen, nur eine kleine Zahl Ungarn. Nun sind die Deutschen weg, und das Dorf wurde „*neu besetzt von einem ukrainischen Volksstamm, Ruthenen von Nord-Moldau, mit einem ukrainischen Dialekt, eine ganz andere Kultur*“. Die Ruthenen durften beginnen, ein neues Dorf zu bauen, Remetia mica, mit einer neuen Ökonomie. „*Königshof gibt es nicht mehr.*“ Im alten Dorf trieb man Ackerbau, Wein- und Obstanbau. Der Kommunismus zerstörte diese Erwerbszweige. Die Ruthenen, die Schafzucht und im Winter Waldarbeit betrieben, begannen in ihrem neuen Dorf, die Äcker als Weideland zu verwenden. Eine Beziehung zwischen Königshof, Blumenthal und den anderen Dörfern existiert nicht, „*nichts anknüpfen, keine Gemeinschaft. Königshof bleibt eben liegen. Wir geben sie*

auf.“ 1996 hatte Frau Pfeifauf das Dorf mit einer Gruppe besucht. Damals lebten im Dorf drei Ungarn, in der Kirche wurde keine katholische Messe mehr gehalten. Die Ruthenen sind russisch-orthodox.

Das Dokumentationsstadium

Sowohl Anna Pfeifauf als auch Richard Jäger haben sich in ihrer gesamten Zeit in Deutschland mit großem Interesse und Sorgfalt der Aufgabe gewidmet, die Kultur der früheren Dörfer zu dokumentieren.

Frau Pfeifauf publizierte 1995, mit Unterstützung anderer, das Heimatortsbuch „Königshof-Banat. Geschichte einer deutschen Banater Kleingemeinde in der Bergsau“. Herr Jäger beteiligte sich von Anfang an, seit 1990, an der Herausgabe des „Neupanater Jahresheft“, dessen Redakteur er ist. Beim siebten Heimattreffen der Neupanater am ... 1992 in Rastatt wurde Richard Jäger zum Vorsitzenden gewählt. Seit 1995 ist er Kreisvorsitzender der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Mannheim. (Quellen Anm. 1)

Ihr Engagement begründet Frau Pfeifauf folgendermaßen: Im Kreis derjenigen, die nach dem Krieg in Deutschland blieben, die nicht mehr nach Hause kamen und die die Unterschiede zwischen den beiden Kulturen erlebten, entstand der Gedanke einer Dokumentation des Gewesenen. Als Ahnenforscherin wurde Frau Pfeifauf engagiert, und sie stellte das Manuskript fertig, *„dass denen, die ihre Heimat aufgegeben haben, noch ein Stückchen Heimat in dem Buch finden sollen – eine Notwendigkeit“*. Das Buch ist jedoch ihrer Meinung nach anspruchslos im Vergleich zu anderen der gleichen Art. Viele begegneten dem Buch mit Interesse, *„viele Rückmeldungen“*. Eine alte, einfache Frau schrieb, da es das Buch gebe, *„bin ich gar nimmer allein“*. Das Buch solle für jeden *„in der Arbeit, in Wegbeschreibungen, in Fotografien ... so aufgelegt [sein], dass ein jeder Königshofer von den Angehörigen im Bild sich wiedererkennt, also wiederfindet“*. – Herr Jäger hält es auch für wichtig, dass man schwierige Dinge thematisiert, über die man im Banat nicht sprechen konnte, z.B. *„die Russlandsverschleppung kann man jetzt plötzlich darüber schreiben, Erlebnisberichte geben, auch die Kriegszeit. Das ist auch wichtig, finden wir, dass man es weitergibt... Das hat sich auch ein bisschen verlagert, was eine Heimatortsgemeinschaft macht. Am Anfang war ein Treffen, dann kamen Massen, und jetzt kamen weniger, aber die wirklich interessiert sind, in Geschichte mit der Erhaltung der Denkmäler, Kirche, Friedhof“*. Herr Jäger erwähnt das Heimatblatt, das aktuelle Themen enthält, aber auch, *„was einmal war“*. Man liest die Publikation lange und erinnert sich gemeinsam; auch ein Buch über Neupanat ist in Arbeit. – Frau Pfeifauf arbeitet jetzt an einem Sippen- oder Familienbuch für Königshof seit der Gründung 1771 bis zum Exodus 1990, mit den Personalien sämtlicher Einwohner: geboren, geheiratet, gestorben. Es gibt einen Arbeitskreis Donaueschwäbischer Familienforscher, in dem auch Herr Jäger mitwirkt. Er berichtet über die Arbeit und das Material, das kartiert und

familienweise rekonstruiert wurde. Die Originale der Kirchenbücher befinden sich in den Gemeinden, Arad oder Temeswar. Als jetziger „Ausländer“ ist es schwierig, das Recht zur Verwendung des Materials zu bekommen, man braucht die Erlaubnis aus Bukarest. Die größten Schwierigkeiten bereiten jedoch die Leitung des Episkopats im Banat und die einzelnen Pfarrer. Sie haben kein Verständnis für diese Arbeit, man verhält sich sehr negativ gegenüber Forschern, die aus Deutschland kommen, „*er führt uns ein bisschen verantwortlich, weil wir alles im Stich gelassen haben*“. Herr Jäger findet die Arbeit jedoch wichtig für künftige Generationen. Dank der Archivforschung kennt er die Herkunft seiner Familie (Jäger), aus Gürtling in Lothringen. Die Familie wanderte 1770 über Wien nach Wiesenhaid aus. Herr Jäger ist auch Redakteur beim Heimatblatt Wiesenhaid. Alle Einwohner stammten aus Lothringen, Luxemburg, während die Neupanater aus der Pfalz kamen. Er erzählt auch, dass die Heimatortsgemeinschaft eine große wirtschaftliche Bedeutung für den Unterhalt der Kirchen und Friedhöfe in den alten Dörfern hat. Heimatbücher wurden für die meisten Orte publiziert. „*Es ist interessant, weil es eine abgeschlossene Sache ist.*“

Das Gespräch setzt sich mit einer Erläuterung der Verwandtschaftsverhältnisse und der sozialen Strukturen in den Dörfern sowie der Ortsgebundenheit fort. Frau Pfeifauf nennt das Bauernbewusstsein, die Klasse, für die man vorbereitet werden sollte. Sie erzählt, was ihre Großmutter sagte: „*Was meine Großmutter aus Königshof mir, als Bauerntochter mit auf den Weg gab, klingt so: ‚Als Bauerntochter, musst du wissen, wie alles (Arbeiten auf dem Bauernhof) gemacht werden soll, ausführen musst du sie als künftige Bäuerin nicht. ‚Damals war ich ein Kind zwischen sieben und zehn Jahren.*“ (Im Text für den Forscher, 8.11.2000). Herr Jäger macht dazu eine wichtige Anmerkung: Die Dorf- und Bauernidentifikation bedeutete nämlich, dass man sich nicht als „Nation“ empfand, sondern vor allem als „deutsch“, „*jeder Ort unter sich*“. Dies wirkte sich auf die Zusammengehörigkeit aus, das Gemeinschaftsgefühl war schwach. Bis zum Zweiten Weltkrieg war auch das Heiratsmuster in den deutschen Dörfern endogam und sprachliche Mischehen waren selten.

Das Gespräch kommt auf die verschiedenen Dialekte und darauf, was sie über die Herkunft aussagen. Man verstand sich nicht, obwohl die Entfernung zwischen den Dörfern gering war. „*Jedes Dorf hat zum Teil eine andere Mundart... Saderlach – ein alemannisch, die Guttenbrunner Odenwälder Dialekt, Wieblingen – evangelisch, Sankt Anna – aus Franken. Bedingt durch die Herkunft hat sich eine Mundart entwickelt, nicht original, sondern eine Mischmundart, eine Ausgleichsmundart.*“ Man vergleicht dies mit den Trachten, die ortsweise definiert werden konnten, ausgehend von der Art, sich zu kleiden, z.B. „*das Kopftuch war anders gebunden*“. Auch auf dem Markt in der Stadt konnte man an der Tracht sehen, aus welchem Dorf die Leute kamen. Dies galt bis 1945, „*danach haben diese unterschiedlichen Identitätsmerkmale sich aufgelöst*“, wie auch die Dialekte. Auch bei den Speisen gab es Unterschiede

zwischen den Dörfern. Bis heute kann man Ähnlichkeiten zwischen den Dialekten im Banat und in den Herkunftsgebieten in Deutschland finden. Herr Jäger weist allerdings auch auf eine kulturelle Bewegung um 1900 hin, als man während der Magyarisierung die Trachten der Schwaben hervorhob, die jedoch stark vom ungarischen Volkstrachtbrauch als Modephänomen beeinflusst wurde.

„Die Mundart, die Nahrungsweise, die Mentalität und die Bräuche haben sich erhalten.“ In den Heimatblättern hat man versucht, jährlich einen Brauch zu analysieren, da die Menschen den Hintergrund heute nicht mehr kennen. Auch die nach Amerika Ausgewanderten haben Traditionen mitgeführt. Die alten Bräuche gehen jedoch zurück auf das Bauerntum und die Kirche; *„die Leute waren sehr sesshaft, und die Religion spielte bis in unsere Jahrzehnte hinein eine große Rolle. Man hat sich schon als Kind identifiziert, das war alles in deutsch, man hat sich heimisch gefühlt. Die Kirche und deswegen auch die ganzen Bräuche, drehen sich zum größten Teil um religiöse Dinge: Kirchweihfest, Pfingsten, Lebenslauf – Geburt, Taufe, die Heirat war das größte Ereignis, die Beerdigung – die ganze Dorfgemeinschaft hat teilgenommen.“*

Der Forscher fragt nach dem unterschiedlichen Status der beiden deutschen Volksgruppen in Rumänien. Die Unterschiede zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Banater Schwaben hängen mit dem historischen, konfessionellen und sozioökonomischen Hintergrund zusammen. Die Sachsen haben *„eine viel ältere und eine viel größere, reichhaltige Kultur“*, mit Intellektuellen, Akademikern und schon früh einer Universität. Dies bedeutete, dass die erstere Gruppe bekannter ist und ihre Kultur stärker bewahrt hat; die Banater Schwaben empfanden sich als minderwertig, als *„nur ein Bauernvolk“*. Erst seit den 1920er-Jahren, als Einwohner Rumäniens, wurden die beiden Gruppen enger aneinander gebunden, durch Schicksale wie die Verschleppung und jetzt zuletzt die Ausreise. Kontakte zwischen den beiden Sprachgruppen gab es früher nicht, auch keine Beziehungen durch Ehen. Bei den Banater Schwaben dominierte das bäuerliche Ideal. Auch heute sind, was den Zusammenhalt betrifft, die Sachsen sichtbar als die Banater Schwaben. Das Gespräch wendet sich anderen deutschen und ethnischen Gruppen im Banat zu, wie den Berglanddeutschen, dem bulgarischen Dorf Vinga bei Königshof. *„Früher haben manche zusammengelebt, aber nicht miteinander, nur nebeneinander.“* Die ethnische Sonderform war sowohl an die Erwerbszweige gebunden, wo man seine eigene Nische hatte, als auch an die Orte. Man konnte jedoch Beratungen über verschiedene gemeinsame Fragen führen.

Heimat und Heimweh

Am Ende des Interviews, das einen ganzen Tag gedauert hat, stellt der Forscher die Frage, warum dennoch ein Teil der Deutschen in den alten Heimatdörfern geblieben ist. Die Informanten weisen auf ökonomische Gründe hin, wie die Rente in Rumänien, auf Angehörige und Freunde. Aber auch der emotionale

Aspekt spielt eine große Rolle, besonders für ältere Personen, die dem bekannten Milieu mit Haus und Heim verbunden sind. Deutschland ist fremd, man hört nicht nur positive Äußerungen von denen, die emigriert sind. Herr Jäger betont „*die vertraute Umgebung*“, die ganze Sinneswelt, die die Straßen, die Kirche und der Friedhof enthalten. In diesem physischen und mentalen Milieu will man auch seinen letzten Ruheort haben. Das bedeutet eine Verantwortung für diejenigen, die zu Besuch kommen und die Familiengräber pflegen; der Friedhof ist der wichtigste Ort, an den man zurückkehrt. „*Die Pflicht geht über den Tod.*“ In Deutschland gibt es dann einen „*Neuanfang*“.

Was bedeutet Heimweh? Frau Pfeifauf führt aus: „*Es ist diese Sehnsucht nach dieser dörflichen, diese Geborgenheit, Vertrautheit, vertrauen kennen [fühlen], Gemeinschaft, diese Sehnsucht nach Eltern, Großeltern, der Friedhof – es sind die Erinnerungen, die eben an die früheste Kindheit binden ... ein bisschen Sehnsucht nach dem Heim, hier ist mein Zuhause, – in Königshof, (nicht Temeswar, wo wir auch gewohnt waren [gewohnt haben]) –, wo man als Kind keine Sorgen hat... Wir sagen noch immer: Wir fahren nach Hause, wir fahren heim.*“

Die Informanten machen einen Unterschied zwischen „*zu Hause*“ und „*Heimat*“. So sagt Herr Jäger: „*Natürlich fühlt man sich hier so zu Hause, aber ich bin nicht von hier (Mannheim). Es gibt nur eine Heimat, die existiert nun noch mehr in unserer Vorstellung. Diese Eindrücke, die sich ins Gedächtnis eingepägt haben, die Erinnerung ist ja dann irgendwo auch die Heimat. – „Wenn wir auf Besuch fahren, dann suchen wir wieder diese Heimat.*“

Selbst wenn man heute die Kultur im Banat unterstützt, wird sie, in der alten zweihundertjährigen Form, verschwinden, stellen die Informanten fest. Am längsten wird die Heimat in den Heimatortsbüchern erhalten bleiben. Auch wenn die Veränderungen den Ort fremder gemacht haben, stellt man beim Besuch fest, dass der Platz noch da ist – im Erlebnis von Landschaft und Natur, ein Baum, ein Weg, ein Berg, so wie man ihn in Erinnerung hat. Richard Jäger: „*Das Bewusstsein der eigenen Geschichte ist für mich ein Stück Heimat.*“ Bei einer Zusammenkunft in Deutschland, wo man alte Bekannte trifft, kann man sagen, dass man „*im Heimatdorf*“ gewesen war, auch wenn der Ort fremd ist. „*Wie schön alles war.*“

Wie lange kann diese Heimat in der Diaspora existieren? – „*Bis ins Grab. – So lange wir leben.*“

Anmerkungen

Tonaufnahmen in Karlsruhe 9.11.2000:1–3, mit Anna und Johann Pfeiffauf (Königshof) und Richard Jäger (Neupanat > Mannheim).

Anmerkung 1: Das Heimatbuch Königshof erschien 1995 in einer Auflage von 400 Exemplaren. Spenden wurden viele Jahre lang bei Heimattreffen gesammelt, auch in Amerika. Das Buch wurde später verkauft. Die Chefredakteurin ist Anna Pfeiffauf, an der Sammlung des Materials waren auch vier frühere Einwohner beteiligt.

Neben einer Karte des Dorfes vor 1989 enthält das Buch Informationen über die folgenden zentralen Themen: Geografie und Landschaft, Bevölkerungsstatistik 1940, 1971, 1980–90 sowie Emigration. 1940 hatte das Dorf 773 Einwohner, 1971 werden 448 Personen verzeichnet. Ferner Geschichte, Krieg, Kirche und Schule, „Sitten und Brauchtum“, vor allem die Kirchweih, der Dialekt mit Beispielen, Das Erwerbsleben mit Landwirtschaft und Ökonomie, Genossenschaft und Vereine sowie persönliche Erinnerungen. Zum Schluss die Neue Heimat: ein Bericht über Landsmannschaft und Heimatortsgemeinschaft und ein Verzeichnis Wo Königshofer heute leben.

Mit der Herausgabe des Neupanater Jahreshefts begann die Heimatortsgemeinschaft Neupanat 1989. Beim Jahrestreffen, das 1990 in Rastatt stattfand, wurde auch eine Kirchweih unter Leitung von Jugendwart Richard Jäger organisiert. Er hatte seit 1993 die Rolle des Vorsitzenden und war auch für die Herausgabe des Jahreshefts verantwortlich. Jede Ausgabe enthält seine Dokumentation über das Heimatdorf. Der Inhalt umfasst sowohl historische Erinnerungen als auch die Aktivitäten in der Diaspora. Neupanater Jahresheft 1990–1999.

In der Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa erschien als Band 18 im Jahr 2017 Tilman Kasten, Elisabeth Fendl (Hg.) Heimatzeitschriften. Funktionen, Netzwerke, Quellenwert.

Vgl. Seewann-Portmann 2020, S. 315-326 Die Donauschwaben in Deutschland nach 1945, Die Vertriebenenverbände, Die Donauschwäbischen Landsmannschaften, Die Heimaortsgemeinschaften; Die Donauschwaben nach der politischen Wende 1989/1991 Rumänien; S.320-321. - Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm; Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen.

+ + +

Im August 2011 erhielt ich in Klausenburg (Kolozsvár, Cluj-Napoca) bei einem Interview mit dem Professor für Geographie an der Universität, Wilfried Eckart Schreiber, Deutsches Demokratisches Forum, eine vergleichende Perspektive

auf die sozialen, ökonomischen, historischen und kulturellen Unterschiede zwischen Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen. Dieses Thema fällt jedoch nicht in den Rahmen des vorliegenden Buches.

Quellen und Literaturverzeichnis

Quellen

Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg:

Tonbänder der Interviewaufnahmen und Feldforschungsprotokolle von Bo Lönnqvist im Banat, 1997–2000 und 2007.

Bericht über Feldforschungen unter der deutsche Minderheit im westlichen Banat, Rumänien in den Jahren 1997-2000. Bo Lönnqvist Juni 2022.

Informanten

in Lippa 1997, 1999, 2000: Czernák Franz (geb.1937, schriftlich), Czernák Maria (geb.1940), Donic Ana (geb.1932), Eckert Peter (geb.1914), Gretten Rosa (geb. 1923), Klein Maria (geb.1934), Serbanescu Maria (geb.1930), Schwalie Marie (geb.1934), Lukhaup Hans-Rozalia (geb.1945), Lukhaup Johann (geb.1935 in Guttenbrunn), Krausz Clara (geb.1922, schriftlich), Kuglis Amalia (geb.1985 deutsch-ungarisch), Kuglis István (geb.1953(deutsch-ungarisch))

Mariaradna 1997: Nemeth Margaretha (geb.1920), Mészáros Mária (geb.1929), Ferenczi, Alfred-Anton (geb.1936), Anton Margaretha (1932), Harnisch Ernst , Pater Ernö (geb.1916 in Neuarad)), Harnisch Josef, Pater Plazidus (geb.1914 in Neuarad)

Neudorf u. Königshof 1997 - 2000: Bickel Peter (geb.1930), Bickel Margareta (1929), Freistrober Barbara (geb.1910), Petré Elisabeta (geb.1932), Petré Walter (geb.1950), Mayer-Gheorghe Eva Rosina (geb.1937 in Königshof, interview in Lippa), Rez Franz (geb.1928 in Königshof, interview in Lippa)

Blumenthal 1999: Fackelmann Susanna (geb.1934)

Guttenbrunn und Schöndorf 1998 - 2000: Waitmann Katharina (geb.1921), Lukhaup Johann (geb.1935, interview in Lippa), Schwerthöffer Anna-Maria (geb.1925), Marisch Margareta (geb.1922), Marisch André (geb.1921), Mayer Michael (1919), Mayer Anna (geb.1922)

Alios, Fibis, Engelsbrunn 1998, 1999: Szakaci Georg (geb. 1929), Szakaci Elisabeth (geb. 1928), Scheirich Ewa (geb.1930), Scheirich Franz (geb.1926), Scheuermann Franz (geb. 1932 in Deutsch Sanktpeter), Weinmüller Elisabeth (geb.1924), Vogel Josef (geb.1931)

Neuarad und Glogowatz 1999: Göckel Anna-Maria und Fuchs Anna, Pettla Franz (geb.1914), Pawitsch Therezia (geb. 1929)

Bruckenu 1998: Loris Gertrud (geb.1941), Werbos Koleta (geb.1983)

In Deutschland

Karlsruhe 2000:

Pfeifauf Anna (geb.1934) Königshof, Pfeifauf Johann (geb. 1928), Kleinsiedel

Jäger Richard S. (geb.1972), Neupanat > Mannheim

Briefkorrespondenz 2021-2022

Bo Lönnqvist, Privatarchiv: Tagebuch aus der Feldarbeit 1997–2000 und einem Besuch im Oktober 2007. Fotografien und Aufnahmen, reproduzierte Bilder

[aus Kap. 1:]

https://en.wikipedia.org/wiki/Lipova,_Arad (15.9.2021): Bevölkerung von Lipova 2011.

https://en.wikipedia.org/wiki/Arad,_Romania (15.9.2021): Bevölkerung von Arad, 2011.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Freidorf_\(Timisoara\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Freidorf_(Timisoara)); [https://de.wikipedia.org/wiki/Cetate_\(Timisoara\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Cetate_(Timisoara)).

Nikolau-Lenau-Lyzeum

Deutsches Staatstheater Temeswar

Demokratisches Forum der Deutschen in Temeswar

Banater Zeitung

www.hilfswerk-der-banater-schwaben.de/AMG-Haus%Temesburg.htm

Banat Heimatortsgemeinschaften März 1999:

<http://german.genealogy.net/gene/reg/ESE/dsban-hog.html>

[aus Kap. 2:]

<https://de.wikipedia.org/wiki/Timi%C8%99oara> (16.2.2022) [dort Tabelle der Religionszugehörigkeit der Bevölkerung nach der Volkszählung von 2002]

[aus Kap. 5:]

Banater Zeitung – Wochenblatt für Temesch, Arad und Banater Bergland, Jahrgang 4 und 5, 1996, 1997: Artikel über Minoritäts- und Kulturpolitik.

Banater Post – Zeitung der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Jahrgang 42, München 1997. Fotos von Richard Jäger aus Neupanat.

Neue Banater Zeitung Volkskalender 1981, 1984, 1987 usw.

[aus Kap. 6:]

Banater-schwaben.org/vereinsleben/heimatortsgemeinschaften/bruckenu

Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., Bruckenu

KARTE von der historischen Landschaft Banat. Der Kreis Arad und die Dörfer der ethnologischen Feldforschung 1997-2000. Olivér Kriska, Department of Economic and Social Geography , University of Szeged, Hungary

Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict: Den föreställda gemenskapen. Reflexionier kring nationalismens ursprung och spridning [Schwed. Ausg. von: Imagined Communities: Reflections on the origin and spread of Nationalism, London 1983]. Göteborg 1991.
- Ariès, Philippe: Zeit und Geschichte. Frankfurt am Main 1988.
- Arnold, Erzsébet: Das virtuelle Dorf im Banat. Ortsbezüge Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. In: Hans-Werner Retterath (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 25. bis 27. Oktober 2000 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 5). Freiburg 2001, S. 81–96.
- Assmann, Aleida: Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer (Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 15). Köln, Weimar, Wien 1999.
- Assmann, Aleida; Friebe, Heidrun (Hg.): Identitäten, Erinnerung, Geschichte, Identität (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft). 2. Aufl. Frankfurt am Main 1999.
- Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 724). Frankfurt am Main 1988, S. 9–19.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (Beck'sche Reihe, 1307). 5. Aufl. dieser Ausg. München 2005.
- Assmann, Jan: Kollektivt minne och kulturell identitet. In: Johan Redin, Hans Ruin (Hg.): Mellan minne och glömska, Studier i det kulturella minnets förvandlingar, Göteborg 2016, S. 111-120.
- Barna, Gábor; Lönnqvist, Bo: The Lost Future – die expatrierte Kultur. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 96 (2000), H. 1, S. 121–143.
- Barna, Gábor: Reale und symbolische parallele Welten im Banat. Ortsbezüge Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. In: Hans-Werner Retterath (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 25. bis 27. Oktober 2000 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 5), S. 63–80.
- Barna, Gábor: Religion as a Shelter. In: Ethnologia Europaea, 34 (2001), H. 1, S. 71–80.
- Bausinger, Hermann: Typisch deutsch? Wie deutsch sind die Deutschen? (Beck'sche Reihe, 1348). München 2000.
- Beer, Mathias: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. München 2011.

- Beitl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Dritte Aufl. Neu bearbeitet von Richard Beitl unter Mitarbeit von Klaus Beitl (Kröners Taschenausgabe, Bd. 127). Stuttgart 1974
- Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein. Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. 4 Bde. Leipzig 1838.
- Binder, Beate: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 104 (2008), S. 1–17.
- Bleahu, Victor: Monografia oraşului Lipova din judeţul Arad. Timişoara 2006.
- Bönisch-Brednich, Brigitte: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. Zeitschrift für Volkskunde, 108 (2012), S. 47–63.
- Brückner, Wolfgang: Stereotype Anschauungen über Alltag und Volksleben in der Aufklärungsliteratur. Neue Wahrnehmungspadigmen, ethnozentrische Vorurteile und merkantile Argumentationsmuster. In: Helge Gerndt (Hg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder-Selbstbilder-Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag. München 1988, S. 121–131.
- Cammann, Alfred; Karasek, Alfred: Donauschwaben erzählen. Teil I (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Bd. 15), Marburg 1976.
- Clifford, James; Marcus, George E.: Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. University of California Press, Berkeley and Los Angeles California 1986.
- Daheim an der Donau. Zusammenleben von Deutschen und Serben in der Vojvodina. Hg. von Muzej Vojvodina, Novi Sad/ Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum. Ausstellung – Ulm 2009–2010.
- François, Etienne; Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Teil III. München 2001. Deutsche Gesellschaft für Volkskunde: dgv-Informationen 2012–2015.
- Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog. Hg. vom Innenministerium Baden-Württemberg. Sigmaringen 1987.
- Evans-Pritchard, Edward E.: Witchcraft, Oracles and Magic among the Azande. [Oxford 1937] Nachdr. Oxford 1950.
- Fata, Márta: Rudolf Hartmann – das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethnik. Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde. Tübingen 1999.
- Feinschmidt, Margit: Symbole und Räume rivalisierender Nationalismen. Ein Beispiel der multiethnischen Stadt Cluj. In: Ethnologia Europaea, 31 (2001), H. 2, S. 59–76.
- Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für Ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009. Münster u.a. 2010.
- Friese, Heidrun: Identität: Begehren, Name und Differenz. In: Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.): Identitäten, Erinnerung, Geschichte, Identität (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft). 2. Aufl. Frankfurt am Main 1999, S. 24–43.
- Geertz, Clifford: The Interpretation of Cultures. Selected Essays. New York 1973.

- Geertz, Clifford: From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding. In: Ders.: Local Knowledge. Further Essays in interpretive Anthropology. New York 1983, S. 55–70.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1983.
- Geertz, Clifford: „Aus der Perspektive des Eingeborenen“. Zum Problem des ethnologischen Verstehens. In: Gunter Gebauer (Hg.): Anthropologie (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 1637). Leipzig 1998, S. 292–314 und 324–325.
- Gehl, Hans: Heide und Hecke. Beiträge zur Volkskunde der Banater Schwaben. Temeswar 1973.
- Gehl, Hans (Hg.): Handwerk und Brauchtum. Beiträge zur Volkskunde der Banater Schwaben. Temeswar 1975.
- Gehl, Hans: Heimatbuch der Gemeinde Glogowatz im Arader Komitat. Abensberg 1988.
- Gehl, Hans: Sprachgebrauch – Sprachanpassung. Eine Untersuchung zum heutigen Gebrauch der deutschen Sprache in Westrumänien und zur sprachlichen Anpassung der Donauschwaben. Tübingen 1998.
- Gehl, Hans: Interethnische Beziehungen im rumänisch-ungarisch-ukrainischen Kontaktraum vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Satu-Mare, Tübingen 1999.
- Gehl, Hans: Wörterbuch der donauschwäbischen Baugewerbe (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 7, Teil 2). Stuttgart 2000.
- Gehl, Hans: Regionale Volkskulturen in Ostmitteleuropa. Abgrenzung – Nachbarschaft – Interethnik. Tübingen 2002.
- Gehl, Hans: Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensformen. Stuttgart 2004.
- Gehl, Hans: Kann überlieferte Volkskultur trotz Integration überleben? In: Philologica Jassyensia 2009, Editura Alfa, 5 (2009), H. 2, S. 129–151, https://www.philologica-jassyensia.ro/upload/V_2_Gehl.pdf (16.2.2022).
- Gerndt, Helge: Zur kulturwissenschaftlichen Stereotypenforschung. In: Ders. (Hg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder–Selbstbilder–Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag. München 1988, S. 9–12.
- Giddens, Anthony: Profiles and Critiques in Social Theory. London 1982.
- Gilje, Nils: Hermeneutik som metod. En historisk introduktion. Göteborg 2020. Inledning S.11-36, Kap.2. S.69-99, Kap.3. S. 101-103, Avslutning S.269-279.
- Girtler, Roland (Hg.). Die letzten der Verbannten. Der Untergang der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen/Rumänien. Wien 1997.
- Glaser, Renate: Aspekte der Herder-Rezeption in der deutschen Volkskunde. In: Ethnologia Europaea, 24 (1994), H. 2, S. 133–138.
- Glass, Christian: Rezension zu: Mathias Weifert: Volksgruppenidentität. Sozialer und kultureller Identitätswandel bei den sogenannten Donauschwaben (1683–2008). München 2013. In: Zeitschrift für Volkskunde, 111 (2015), S. 134–137.

- Graf, Franziska: Neunzig Jahre Notre-Dame-Klosterschule der Armen Schulschwestern von unserer Lieben Frau im Banat (1858–1948). München 2009.
- Greffner, Otto: Das Banat und die Banater Schwaben. Kurzgefaßte Geschichte einer deutschen Volksgruppe. Weil am Rhein 1996.
- Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt am Main 1972.
- Greverus, Ina-Maria: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie (Beck'sche schwarze Reihe, Bd. 182). München 1978.
- Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat (Beck'sche schwarze Reihe, Bd. 189). München 1979.
- Grimm, Gerhard; Zach, Krista (Hg.): Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte – Wirtschaft – Recht - Sprache. Bd. 1. München 1995.
- Gräf, Rudolf; Leu, Valeriu: Germanii din Banat sau istoria între două emigrări. Cercul care s-a închis. In: Germanii din Banat, Edit. Paideia, Bucureşti 2000.
- Gross, Karl-Heinz: Stefan Jäger. Maler seiner heimatlichen Gefilde. Aus seinem Leben und Werk (Donauschwäbische Kunst- und Geschichtsreihe, Bd. 1). Sersheim 1991.
- Hahn, Eva; Hahn, Hans Henning: Flucht und Vertreibung. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Teil I. 2. durchgesehene Aufl. München 2001, S. 335–351.
- Hallberg, Peter: Johann Gottfried Herder on European ethnographic representation. *Intellectual History Review*, 26 (2016), S. 497–517.
- Hannonen, Pasi; Lönnqvist, Bo; Barna, Gábor (Hg.): *Ethnic Minorities and Power*. Helsinki 2001.
- Haslinger, Peter: Die Vergangenheit multiethnischer Regionen – Bemerkungen zu einem historiografischen Forschungsproblem. In: *Danubiana Carpathica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas*, 1 (48) (2007), S. 13–23.
- Heikkinen, Kaija: *Karjalaisuus ja etninen itsetajunta. Salmin siirtokarjalaisia koskeva tutkimus (Joensuun yliopiston humanistisia julkaisuja, 9)*. [Abstract: Being Karelian and ethnic self-consciousness. A study of Karelian immigrants from Salmi. Joensuu University Publications in the Humanities No 9]. Joensuu 1989.
- Heimat. *Der Spiegel Wissen*. Dezember 2016. Interview u.a. mit Wolfgang Kaschuba
- Heimatortsgemeinschaft Neupanat (HOG): *Jahreshefte 1990–1999*.
- Hengartner, Thomas; Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann (Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg, Bd. 17)*. Berlin, Hamburg 2005.
- Honko, Lauri: Rethinking Tradition Ecology. In: *Temenos*, 21 (1985), S. 55–82.
- Jaago, Tiiu: Narrationen von Heimat und Abstammung. Esten und ethnische Minoritäten in Estland erzählen. In: Sabine Wienker-Piepho, Klaus Roth (Hg): *Erzählen zwischen den Kulturen (Münchener Beiträge zur interkulturellen Kommunikation, Bd. 17)*. Münster u.a. 2004, S. 173–185.

- Janjetovic, Zoran: Das Verschwinden der Donauschwaben. Die Deutschen in der Vojvodina am Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Daheim an der Donau. Zusammenleben von Deutschen und Serben in der Vojvodina. Hg.: Muzej Vojvodina, Novi Sad/ Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum. Ausstellung. Ulm 2009–2010 2009, S. 218–223.
- Johler, Reinhard; Wolf, Josef; Glass, Christian (Hg.): Heimatsachen: Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag. Tübingen 2012.
- Juhász, Koloman: Der hl. Johannes Nepomuk als Schutzpatron des Banates. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie 18, Gesamtserie 67 (1964), H. 2, S. 89–90.
- Kaivola-Bregenhøj, Annikki: „Who Am I Exactly?“ Ethnic Identity as Revealed in Interviews with Ingrian Finns. In: ARV. Nordic Yearbook of Folklore, 53 (1997), S. 7–16.
- Kaschuba, Wolfgang > Heimat
- Kasten, Tilman; Fendl, Elisabeth (Hg.): Heimatzeitschriften. Funktionen, Netzwerke, Quellenwert (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa ; Bd. 18). Münster, New York 2017.
- Klein, Stefan: Wie wir die Welt verändern. Eine kurze Geschichte des menschlichen Geistes. Frankfurt am Main 2021.
- König, Walter: Die Deutschen in Rumänien seit 1918. In: Gerhard Grimm, Krista Zach (Hg.): Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte Wirtschaft Recht Sprache. Bd. 1. München 1995, S. 251–285.
- Köstlin, Konrad: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: Ethnologia Europea, 24 (1994), H. 1, S. 5–19.
- Köstlin, Konrad; Bausinger, Hermann (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. 22. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Kiel vom 16.–21. Juni 1979 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 7). Neumünster 1980.
- Kohl, Karl-Heinz: Ethnizität und Tradition aus ethnologischer Sicht. In: Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.): Identitäten, Erinnerung, Geschichte, Identität (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft). 2. Aufl. Frankfurt am Main 1999, S. 269–287.
- Kohl, Karl-Heinz: Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung. 2. erw. Aufl. München 2000.
- Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt am Main 2000 (1979).
- Kováč, Géza: A Bánság demográfiai és gazdasági fejlődése (1716–1848). Zusammenfassung: Die wirtschaftliche und demographische Entwicklung des Banates zwischen 1716 und 1848. Szeged 1998.
- Laihonen, Petteri 2007: Die Banater Schwaben und Ideologien über die Mehrsprachigkeit. In Ungarn-Jahrbuch, 28 (2009). – Neuausgabe in: Laihonen, Petteri: Language Ideologies in The Romanian Banat. Analysis of Interviews and Academic Writings among the Hungarians and Germans (Jyväskylä Studies in Humanities 119). Diss. Jyväskylä 2009.
- Laihonen, Petteri: Multilingualism in the Banat. Focus on intellectual Perspectives through the analysis of Literary Works. Manuskript, 2011.

- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main, New York 1983.
- Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. 2. Aufl. München 1993.
- Lehmann, Albrecht: Bewusstseinsanalyse. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 233–249.
- Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007.
- Löchte, Anne: Johann Gottfried Herder. Kulturtheorie und Humanitätsidee der Ideen, Humanitätsbriefe und Adrastea. (Epistemata Würzburger Wissenschaftliche Schriften Reihe Literaturwissenschaft Band 540 – 2005) Königshausen & Neumann Würzburg 2005.
- Lönnqvist, Bo: Wo ist die ‚Heimat‘ des Volkskundlers? In: Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrhundertwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie an der Universität Wien, Bd. 21). Wien 2000, S. 141–155.
- Lönnqvist, Bo: Political Power and the Shaping of Culture. In: Pasi Hannonen, Bo Lönnqvist, Gábor Barna (Hg.): Ethnic Minorities and Power. Helsinki 2001, S. 99–104.
- Lönnqvist, Bo: Shaping and Struggling for Identity: The German-Speaking Population of Western Romania. In: Folk Life. Journal of Ethnological Studies, 44 (2005/06), S. 78–86.
- Lönnqvist, Bo: Dödens ansikte. Tro och sed bland herre och folk. [Summary: The face of death. Ethnological studies of a ritualised culture amongst gentelfolk and peasantry.] Vasa 2013.
- Maase, Kaspar: Nahwelten zwischen „Heimat“ und „Kulisse“. Anmerkungen zur volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 94 (1998), S. 53–70.
- Meiners, Uwe: Eigenes Erbe, fremdes Erbe, gemeinsame Heimat. Zwischen „Ausgrenzung“ und „Entgrenzung“. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 62/63 (2017/18), S. 83–93.
- Meinhardt, Ernst: Freikauf der Rumäniendeutschen. Der Beginn bundesdeutscher Zahlungen an Bukarest. Vortrag im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, 16.2.2012.
- Meinhard, Ernst: Klarheit über Bonner Zahlungen für Aussiedler aus Rumänien - Erstmals liegen alle Pro-Kopf-Beträge aus den Jahren von 1969 bis 1989 vor. In: Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien, 25.1.2011.
- Meyer, Silke: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde, 110 (2014), S. 243–267.
- Möller, Norbert: Johannes von Nepomuk. Mitpatron des Landes Tirol. Bilder und Plastiken. Wien, München 1995.
- Münz, Rainer; Ohliger, Rainer: Auslandsdeutsche. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I. 2. durchges. Aufl. München 2001, S. 370–388.

- Musall, Bettina; Wellershoff, Marianne: „Nähe, Wärme, Echo“ [Interview mit Beate Mitzscherlich und Wolfgang Kaschuba]. In: *Der Spiegel Wissen*, Nr. 6, 12.12.2016: Heimat. Annäherung an ein schwieriges Gefühl, S. 16-20.
- Köhle-Hezinger, Christel: *Neue Siedlungen – neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Mit einem Vorwort von Hermann Bausinger. Tübingen 1995.*
- NEPOMUK – Lexikon der christlichen Ikonografie Band 7 Ikonografie der Heiligen Johannes von Nepomuk. Herder – Freiburg am Breisgau (1974) 1990.
- Niedermüller, Péter: *The Search for Identity. Tradition and Modernisation (NIF Publications 25). Turku 1992.*
- Niedermüller, Péter, *Politics, Culture and Social Symbolism. Some Remarks on the Anthropology of Eastern European Nationalism. In: Ethnologia Europaea, 24 (1994), H. 1, S. 21-33.*
- Osterhammel, Jürgen: *Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart. 2. Aufl. München 2017.*
- Paasivirta, Anssi: *Shaping Historical Identity: The Hungarian Minority in Romanian Banat. In: Marko Lamberg (Hg.): Shaping Ethnic Identities. Ethnic Minorities in Northern and East Central European States and Communities c. 1450–2000. Helsinki 2007, S. 69–99.*
- Palmenfelt, Ulf: *Berättade gemenskaper. Individuella livshistorier och kollektiva tankefigurer. Stockholm 2017. – Narrated Communities. Individual Life, Stories and Collective Figures of Thought. Folklore Fellows Communication 324. Kalevalaseura Tallinn 2022.*
- Peltonen, Ulla-Maija: *Summary: Sites of Memory – on remembering and forgetting the 1918 Civil War in Finland. In: Dies.: Muistin paikat. Vuoden 1918 sisällissodan muistamisesta ja unohtamisesta. Suomalaisen kirjallisuuden seura. Helsinki 2003, S. 307–325.*
- Pfeifauf, Anna: *Königshof. Geschichte einer deutschen Banater Kleingemeinde in der Bergsau. Hg. von der Heimatortsgemeinschaft Königshof. Karlsruhe 1995.*
- Pollman, Judith: *Memory in Early Modern Europe 1500–1800. Oxford 2017.*
- Retterath, Hans-Werner (Hg.): *Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 25. bis 27. Oktober 2000 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 5). Freiburg 2001.*
- Retterath, Hans-Werner: *Neuansiedlung von Donauschwaben in Offenburg. Eine erzählte Erinnerung. In: Ders. (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donaauraum. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 25. bis 27. Oktober 2000 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 5), S. 173–192.*
- Rieser, Hans-Heinrich: *Temeswar. Geographische Beschreibung der Banater Hauptstadt. Sigmaringen 1992.*
- Rieser, Hans-Heinrich: *Das rumänische Banat – eine multikulturelle Region im Umbruch (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 10). Stuttgart 2001.*
- Röder, Annemarie: *Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und*

- osteuropäische Volkskunde in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Bd. 78). Marburg 1998.
- Röhrich, Lutz: Erzählforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin 2001, S. 515–542.
- Roos, Martin: Maria Radna. Ein Wallfahrtsort im Südosten Europas. 2 Bde. Regensburg 1998–2004. Band II, s.345-394, 397, 582-608.
- Roth, Klaus: Erzählen von „Anderen“: Zum Umgang mit kultureller Differenz im alltäglichen Erzählen. In: Sabine Wienker-Piepho, Klaus Roth (Hg.): Erzählen zwischen den Kulturen (Münchener Beiträge zur interkulturellen Kommunikation, Bd. 17). Münster u.a. 2004, S. 33–46.
- Rothberg, Michael: Multidirectional memory. Remembering the Holocaust in the age of decolonization. Stanford 2009.
- Rüsen, Jörn: Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden. Köln, Weimar, Wien 1984.
- Rüsen, Jörn: Berättande och förnuft. Historieteoretiska texter. Bokförlaget Daidalos AB, Uddevalla 2004.
- Saessalo, Lassi: Kveenit. Tutkimus erään pohjoisnorjalaisen vähemmistön identiteetistä (Suomalaisen kirjallisuuden seuran Toimituksia, 638). Tampere 1996.
- Scharfe, Martin: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002.
- Schenda, Rudolf: Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen 1993.
- Schenk, Annemie: Deutsche in Siebenbürgen. Ihre Geschichte und Kultur. München 1992.
- Schenk, Annemie: Interethnische Forschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin 2001, S. 363–390.
- Schmid, Wilhelm: Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt. Berlin 2021.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann (Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg, Bd. 17). Berlin, Hamburg 2005, S. 145–159.
- Schneider, Ingo: Erzählungen als kulturelle Konstruktionen. Über Bedingungen des Fremdverstehens und Grenzen des Erzählens zwischen den Kulturen. In: Sabine Wienker-Piepho, Klaus Roth (Hg.): Erzählen zwischen den Kulturen. Münster, New York 2004, S. 21–32.
- Seewann, Gerhard: Zur Historiographie ethnisch definierter Gruppen. In: Danubiana Carpathica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas, 1 (2007), S. 3-12.
- Seewann, Gerhard, Portmann, Michael: Donauschwaben – Deutsche Siedler in Südosteuropa. Deutsches Kulturforum östliches Europa. Donauschwäbisches

Zentralmuseum Ulm. Potsdamer Bibliothek östliches Europa. Geschichte. Potsdam 2018.
2.aktualisierte und korrigierte Auflage 2020.

Smechowski, Emilia; Topçu, Özlem: Unter uns Türken. In: Zeit-Magazin, 29.7.2021, S. 13-25.

Sterbling, Anton: Die Entwicklung der ethnischen Konflikte und Beziehungen in Rumänien im
20. Jahrhundert. In: Gerhard Grimm, Krista Zach (Hg.): Die Deutschen in Ostmittel- und
Südosteuropa. Geschichte – Wirtschaft – Sprache. Bd. 1. München 1995, S. 297–311.

Türcke, Christoph: Heimat. Eine Rehabilitierung. Springe 2006.

Vultur, Smaranda (coordinator) & Rudolf Gräf, Valeriu Leu: Germanii din Banat prin
povestirile lor. (Zusammenfassung. Die Deutschen aus dem Banat und ihre Erzählungen).
Bucuresti Paideia 2000.

Weber-Kellermann, Ingeborg: Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und
ihre Nachbarn. Frankfurt am Main 1978.

Weifert, Mathias: Volksgruppenidentität. Sozialer und kultureller Identitätswandel bei den
sogenannten Donauschwaben (1683–2008) (Donauschwäbisches Archiv, Reihe 3, Bd.
161). München 2013. – Rezension in Zeitschrift für Volkskunde 2015/1.

Wienker-Piepho, Sabine; Roth, Klaus (Hg.): Erzählen zwischen den Kulturen (Münchener
Beiträge zur interkulturellen Kommunikation, Bd. 17). Münster u.a. 2004.

Wörterbuch der Völkerkunde. Begründet von Walter Hirschberg. Grundlegend überarb. und
erw. Neuausg. Berlin 1990.

Zeit Magazin 20.7.2021. Gespräch über Herkunft und Identität: „Unter uns Türken“.

Zimmermann, Harm-Peer: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und
Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Thomas Hengartner, Brigitta
Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung.
Festschrift für Albrecht Lehmann (Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für
Volkskunde der Universität Hamburg, Bd. 17). Berlin, Hamburg 2005, S. 119–142.

Den Anstoss zu diesem Buch gab die Zusammenarbeit zwischen den Ethnologischen Institut der Universität Jyväskylä und dem Lehrstuhl für Volkskunde an der Universität in Szeged, Ungarn. Die Feldforschung wurde in den Jahren 1997 bis 2000 durchgeführt. Von entscheidender Bedeutung war die Beziehung zu den 36 deutschen Gewährsleuten in 13 Dörfern im Banat im Rumänien.

Die Studie steht theoretisch in einem kulturanthropologisch-ethnologisch-folkloristischen Kontext. Der Schwerpunkt der Thematik heisst NARRATOLOGIE: die Erinnerungs- und Erzählkultur, das Redensmuster und die Struktur des Erzählens. Zentrale Fragestellungen beziehen sich auf Heimat und Sprache, Selbst- und Fremdbild, sowie Reflexionen über den Lebenslauf und Veränderungen in Zeit und Raum.



ISBN 978-951-653-502-2 (print)

ISBN 978-951-653-503-9 (online)